<36631801600013

Die Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Vierter Band.

Dritte Auflage.

Heidelberg, 1861.
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.

Druck von J. P. Streng in Frankfurt a. M.

Inhalt des vierten Bandes.

Siebenzehntes Buch.

Beginnender Verfall der mittelalterlichen Zustände im vierzehnten Jahrhundert. Zerlockerung des Lehnstaats und sinkende Macht der Hierarchie.

Achtzehntes Buch.

Fortgehender Verfall der mittelalterlichen Zustände und Vorbereitungen der neuern Zeit im fünfzehnten Jahrhundert.

Neunzehntes Buch.

Die Vorboten der neuern Zeit auf materiellem und geistigem Gebiet. Beginn des Reformationszeitalters.

Siebenzehntes Buch.

Beginnender Verfall der mittelalterlichen Zustände im vierzehnten Jahrhundert. Zerlockerung des Lehenstaats und sinkende Macht der Kirchenherrschaft.

1. Kapitel. Das deutsche Reich ein aristokratisch-monarchisches Gemeinwesen; zunehmende Machtlosigkeit des Kaiserthums.

1. Deutschland unter Kaisern aus verschiedenen Häusern. Rudolf von Habsburg. Sühnung mit dem Papstthum; Verzicht auf den Einfluß in Italien. Beruhigung Deutschlands. Reichskrieg gegen Ottokar von Böhmen. Schlacht auf dem Marchfeld. Grundlegung der habsburgisch-österreichischen Macht. Herstellung des Landfriedens in Deutschland und Burgund.

Der großen Anspannung, in welche die Kreuzzüge die edelsten Kräfte der abendländischen Welt auf geistlichem und weltlichem Gebiete versetzt hatten, folgte eine eben so große Erschlaffung der physischen und moralischen Kraft, welche nach dem eben so nothwendigen, als gefährlichen Versuch, sich im Kampfe nach Außen mit fremdartigen Elementen zu einem höheren und freieren Daseyn zu entwickeln, nun wieder in sich selbst zurückgieng, um nach verschiedenen Richtungen hin einzeln sich abschließend neue vielfältige Umgestaltungen vorzubereiten. Der Zauber der Romantik, der seinen glänzenden Schimmer über die politischen und kirchlichen Gebrechen jenes Zeitraums gebreitet hatte, verschwand und machte einer Nüchternheit Platz, in deren obwohl selbst noch zweifelhaftem Lichte die Wirklichkeit der Dinge sich in ihrer Blöße mehr und mehr enthüllte und mit, wenn auch kleinern, zum Theil kleinlichen, Mitteln nach einem Grund und Boden suchte, auf welchem die religiös-sittliche und staatsbürgerliche Freiheit sicherer gedeihen könnte. Der Lehenstaat — ursprünglich aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen und so lange haltend, als die in der Religion wurzelnde Treue ihn noch beseelte, dann aber als diese wich, zur drückenden Fessel für das volksthümliche Leben geworden, — ward allmählich durch den vermehrten Einfluß des römischen Rechts, durch das Wachsthum freistädtischer Einrichtungen und durch die erstarkende Kraft

eidgenössischer und landständischer Strebungen vielfach „durchbrochen“ und künftiger Auflösung entgegengeführt. Die Hierarchie, anfangs die wohlthätige Führerin und Erzieherin roher Volkskraft und strafende Rächerin der durch despotischen Übermuth beleidigten Menschheit, dann, weil sich selbst an die Stelle der Weltmacht setzend, die leidenschaftliche Gegnerin der Widerstrebenden, die blutige Verfolgerin der Abirrenden, die drückende Vormünderin der freier sich Regenden, sucht sich vergebens auf der erstiegenen Machthöhe zu halten und fängt an, durch eben dieselben sich fortan in sich selbst zusammenfassenden Kronmächte, über die sie das Richteramt geführt, wieder in Rückgang zu gerathen und, obwohl ohne Selbsterneuerung, doch die alten Ansprüche festhaltend, durch starres Widerstreben selbst gegen billig-reformirende Versuche — sowohl ihrer äußern Macht, wie ihrer sittlichen und sittigenden Kraft mehr verlustig zu gehen.

Indem wir nun zur nähern Darstellung dieser vorangedeuteten Momente übergehen, beginnen wir zunächst wieder mit Deutschland als dem Hauptschauplatze, auf welchem sich im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte zwar nicht allein, aber doch vorzugsweise die weitere Entwicklung der europäischen Welt vorbereitete, wiewohl das deutsche Reich selbst auf die unter den Saliern und Hohenstaufen behauptete Vorherrschaft in Europa verzichten mußte. Seit dem Siege des Papstthums über das Kaiserthum begann die deutsche Macht sich von dem Boden, der ihr bisher zum Hebel ihres politischen Übergewichts gedient hatte, nämlich von Italien, so wie auch von Burgund, auf ihr eigenes Nationalgebiet zurückzuziehen und dort nach und nach ein vielfach gegliedertes Gemeinwesen aristokratisch-monarchischer Sonderstaaten zu bilden, die zwar unter Einem Haupte, aber nur lose verbunden und häufig im Gegensatz zu einander standen. Ist auch die dadurch entstandene Zertrennung der Einheit des deutschen Reichs und eine daraus folgende Schwäche nach Außen schwer zu beklagen, so wurde dieses Unglück doch in der Hand der Vorsehung das Mittel zur selbstständigeren Durchbildung aller Einzeltheile Deutschlands, damit in diesem allmählich eine Mannichfaltigkeit und ein Reichthum des innern geistigen Lebens zur Erscheinung kommen möchte, worin es alle andern europäischen Länder überragen sollte, denen ungeachtet ihrer Zunahme an äußerer Größe und Macht jene innern Vorzüge in diesem Grade abgehen.

Während der 23 Jahre des oben (XVI. 7, 4.) erwähnten Interregnums, in welchem Deutschland ohne ein eingeborenes Haupt war, hatte, durch das Streben der weltlichen und geistlichen Stände nach ihrem Sondervortheil, die (XVI. 3, 4. geschilderte) Gesetzlosigkeit und Unsicherheit aller bestehenden Verhältnisse zuletzt einen so hohen Grad erreicht, daß jeder sich wieder nach einem Kaiser sehnte, der dieser Verwirrung ein Ziel setzen könnte, ja daß selbst den Fürsten, obgleich der

Mangel eines Oberhauptes ihrem Vergrößerungsstreben zu Gute kam, nach dem Tode Richard's diese Nothwendigkeit einleuchtete, nicht freilich, um durch einen kräftigen Kaiser ihrem eigenen Machtstreben, sondern mehr um den Anmaßungen Eines aus ihrer Mitte die nöthigen Schranken zu setzen, indem Ottokar, König von Böhmen, so bedeutende Reichstheile wie Österreich, Steyermark, Kärnthen und Krain an sich gerissen hatte und durch dieses sein Übergewicht, wie durch seine unbeugsame Herrschsucht gefährlich zu werden schien.

Ottokar II (in Böhmen Przemisl III), der noch als Kronprinz sich mehrmals gegen seinen Vater empört und dadurch vielfache Unruhen in Böhmen hervorgerufen hatte, brachte nach dem Erlöschen des Babenbergischen Hauses durch seine Vermählung mit Margaretha, der Wittwe Friedrichs des Streitbaren, 1252 die Herzogthümer Österreich und Steyermark durch Bewilligung der dortigen Stände an sich und behauptete sich durch schwere Kriege gegen Bayern, wie gegen die Ungarn im Besitze jener Länder, die er auch behielt, als er nach zwölf Jahren jene seine alternde Gemahlin verstieß. Stolz auf seine Macht und erpicht auf die Erweiterung derselben, die er als Kaiser nicht so ungehindert hätte betreiben können, schlug er nach dem Tode Wilhelm's von Holland die ihm von einer Partei angetragene deutsche Krone aus. Hierauf erwarb er durch Kauf 1267 die Herzogthümer Kärnthen, Krain und Friaul von deren erbenlosem Besitzer. Gegen den Adel seines Landes verfuhr er mit grausamer Härte, und zog bei der geringsten Widersetzlichkeit ihre Lehensgüter ein, um diese zum Krongut zu machen. Dagegen begünstigte er, jedoch nur um sich einen Halt gegen den Adel zu schaffen, den Bürgerstand durch Ertheilung vermehrter Vorrechte an die Städte, und beförderte durch Herbeiziehung deutscher und polnischer Ansiedler den Ackerbau und die Gewerbe. Als tapferer, aber zur Härte und Grausamkeit geneigter Kriegsherr hatte er sich, besonders bei den Kriegen um seine Erwerbungen, durch schreckliche Einfälle in die Nachbarländer gezeigt; auch zwei Kreuzzüge, die er gegen die heidnischen Preußen machte und bei deren einem er den deutschen Orden Königsberg gründen half, trugen zu seinem Feldherrnruhm bei.

Lange zauderten die Kurfürsten mit der Wahl, da sie sich nicht entschließen konnten, einen der Mächtigen zu wählen, der ihnen die unterdeß erworbenen Hoheitsrechte wieder hätte schmälern können. Erst als der Papst — er war Gregor X — theils um der ihm von Neapel her drohenden Macht Karl's von Anjou ein Gegengewicht zu geben, theils um einen Kreuzzug nach dem Orient desto leichter zu Stande zu bringen, — selbst für ein deutsches Reichshaupt zu sorgen drohte, traten sie auf die Einladung des Erzbischoffs Werner von Mainz in Frankfurt zusammen und wählten den Grafen **Rudolf von Habsburg**, der ihnen einerseits durch seine trefflichen Charakter-Eigenschaften, anderseits durch seine geringe Hausmacht die zu einem Kaiser ihres Sinnes nöthige Gewähr zu bieten schien, zumal er sich dazu verstand, ihnen durch sogenannte Willebriefe einen gewissen Antheil in der Reichsregierung einzuräumen. Und wirklich konnte die Wahl auf keinen tüchtigeren fallen, da Rudolf, wenn gleich nicht durch Wissenschaft gebildet, doch durch Biedersinn und Frömmigkeit, Muth und Tapferkeit, Klugheit und Uneigennützigkeit nicht nur im Elsaß und in der Schweiz, worin er begütert war, sondern auch noch

in weiterm Kreise als Hort und Schirm der Schwachen und Unterdrückten in allgemeiner Verehrung stand, also daß in seiner Person dem deutschen Reiche der Retter aus der vorhandenen Gefahr der Gesetzlosigkeit überhaupt, insbesondere aber aus der drohenden Gefahr einer „Städte- und Herrenrepublik" gegeben ward.

Rudolf I, geb. d. 1. Mai 1218, Sohn Albrechts, Grafen von Habsburg und Landgrafen vom obern Elsaß und der Gräfin Hedwig von Kyburg, hatte zu seinem väterlichen und mütterlichen Erbe durch seine Vermählung mit der Gräfin Gertrude von Hohenberg noch weitere Güter im Elsaß erworben, so daß er einen ansehnlichen Länderbesitz hatte. Den Grund zu seinem Waffenruhm legte er dadurch, daß er in seiner Jugend den Kaiser Friedrich II, seinen Pathen, auf mehreren Heerfahrten und nachher auch den König Ottokar von Böhmen auf einem Kreuzzug gegen die Preußen begleitete. Bald darauf trat er in den Fehden zwischen den Bischöffen von Basel und Straßburg mit Entschiedenheit auf und lieh allen Schwachen und Bedrängten sein Schwert gegen ihre Unterdrücker, so daß er seit 1257 von den Zürchern, Urnern, Schwyzern und Unterwaldnern zu ihrem Hauptmann und Schirmherrn gewählt wurde. Als solcher vertheidigte er sie gegen den gewaltthätigen Lehnsadel und war besonders den Raubrittern ein Schreck. Gleichen Schutz lieh er in seinem Gebiete der Kirche und ihren Dienern. Als er einst bei schlimmem Wetter in einer unwegsamen Gegend einem Priester begegnete, der mit dem h. Sacrament zu einem Kranken eilte, stieg Rudolf vom Pferde, neigte sich vor dem Hochheiligen und ließ den Priester das Pferd besteigen, um ihn trocken über die angeschwollene Reuß zu bringen, und als er von ihm schied, schenkte er ihm das Roß mit den Worten: „Ich bin nicht werth, fürder auf dem Thier zu sitzen, das den Herrn der Herren getragen." — Eben seine ungeheuchelte Achtung vor der Religion und seine Menschenfreundlichkeit gegen deren Diener verschaffte ihm, ohne es zu ahnen, die Königskrone. Denn jener Erzbischoff Werner, der ihn zur Wahl vorschlug, war es, dem er einst auf dessen Reise nach Rom zur Erlangung des Palliums, von Basel aus durch die Alpen und nachher wieder zurück, persönlich das sichere Geleit gab, so daß der Erzbischoff beim Abschied äußerte, er wünschte sich nur eine Gelegenheit, um ihm einst diesen Dienst vergelten zu können. Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, Rudolf's Schwager und Freund, war es sodann, der Werners Vorschlag unterstützte und den Pfalzgrafen Ludwig den Strengen, den Herzog Albrecht II von Sachsen und den Markgrafen Otto von Brandenburg für Rudolf stimmte. — Den Ottokar schloß man, als einen Nichtdeutschen vom Stimmrecht aus, und gab seine Stimme an Bayern, das früherhin zu den vier stimmberechtigten Nationen gehört hatte.

Es war Rudolf (damals bereits 55 Jahre alt) eben damit beschäftigt, eine zwischen der Bürgerschaft und dem Adel der Stadt Basel ausgebrochene Fehde zu vermitteln, indem er den von den Psittichern, d. i. von der Bürgergesellschaft zum Psittich (Papagay) verjagten Sternern, d. i. dem Adelsverein zum Stern, beistand und den von dem Bischoff unterstützten Bürgerstand durch Einnahme der Vorstädte zum Frieden, den Bischoff selbst aber durch fortgesetzten Kampf zu einem Waffenstillstand zwang, worin er sich zu einem Ausgleich durch Schiedsrichter verstand. Da erschien der Burggraf Friedrich mit dem Reichsmarschall Grafen Heinrich von Pappenheim, um im Namen der Kurfürsten dem Grafen Rudolf seine Wahl zum König anzukündigen und ihn zur Krönung nach Aachen einzuladen. „Der Ehre und des Preises, antwortete Rudolf, eracht' ich mich zwar unwerth, bitte aber Gott, er wolle mich also gesinnet machen, daß ich ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führen möge!"

Nachdem er hierauf den Parteien in Basel billigen Austrag geboten und die vertriebenen Sterner in die Stadt zurückgeleitet hatte, zog er, von einem ansehnlichen Gefolge schwäbischer und rheinischer Ritter begleitet und allenthalben vom Jubel des Vol-

tes bewillkommnet, über Frankfurt nach Aachen, wo er vor allem Volk aus den Händen des Erzbischoffs Engelbrecht von Köln den 28. Oct. 1273 die deutsche Krone empfieng und bei der darauffolgenden Huldigung der Fürsten und andern Lehensträger gleich einen Beweis von seiner Geistesgegenwart und Hochgesinntheit gab: es fehlte nämlich das Reichsscepter, auf das die Fürsten den Lehenseid zu schwören hatten, weil es in den Wirren des Interregnums verloren gegangen war: da griff Rudolf ohne Verlegenheit nach einem dastehenden Crucifix und reichte es mit den Worten: „Das Zeichen, wodurch die Welt erlöst worden, mag leicht des Scepters Stelle vertreten!" — zum Schwur dar.

Und wie er als Graf einfach und ausprucklos, Allen hülfreich und zugänglich, bieder und gerecht war, so blieb er es auch als Kaiser, in erhöhtem Maaße bemüht, allenthalben Frieden und Ruhe zu stiften, und Recht und Ordnung zu handhaben. Und damit ihm das um so leichter gelingen möchte, erholte er für seine Würde die päpstliche Bestätigung, die er jedoch nur unter der, von ihm in ihrer ganzen Tragweite nicht erkannten Bedingung erhielt, daß er auf alle von den Saliern und Hohenstaufen in Italien beanspruchten sowohl, als durch schwere Kämpfe erworbenen Rechte der Kaiser förmlich verzichtete und Karl'n von Anjou als rechtmäßigen Besitzer des neapolitanisch-sicilischen Papstlehens anerkannte. Dagegen bestimmte der Papst den spanischen Alfons (XVI. 8, 4.), der deutschen Krone zu entsagen.

Somit gab Rudolf alle Ansprüche auf die kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien, namentlich in der Romagna, der Mark Ancona, der Grafschaft Bartinoro, in Toscana (dem mathildischen Erbe) und im Herzogthum Spoleto unbedingt auf! Dadurch gelangte der Kirchenstaat zu so großer Ausdehnung. Doch war das Band zwischen dem päpstlichen Stuhle und den Communen und Edlen in diesen Gebieten nur locker: denn letztere nahmen nach wie vor eine fast unabhängige, ja nicht selten sogar feindliche Stellung gegen den päpstlichen Oberherrn ein. Darum mußte Rudolf versprechen, widersetzlichen päpstlichen Lehnsleuten so wenig wie Ketzern Hülfe zu gewähren. Auch mußte er geloben, einen Kreuzzug nach dem Morgenland zu betreiben, der ein Lieblingsplan Gregor's X war. Alle diese Verpflichtungen mußte Rudolf in einer persönlichen Zusammenkunft mit diesem Papste wiederholen, und gewiß wäre er bei der Ausführung derselben in der Folge in eine sehr mißliche Stellung zum römischen Stuhle gekommen, wenn nicht Gregor bald gestorben und ein mehrfacher schneller Wechsel der nachfolgenden Kirchenhäupter wenigstens den Kreuzzug, zu dem sich nirgends eine Empfänglichkeit mehr zeigte, in den Hintergrund gestellt hätte. In Bezug auf Italien aber erneuerte Rudolf dem Papste Nicolaus III seinen Verzicht aus der bei ihm feststehenden Überzeugung, daß die Unternehmungen der Kaiser auf Italien den Deutschen nur Unheil gebracht hätten; was er mit den Worten anzudeuten pflegte: „er sehe wohl Fußtapfen derer, die in diese Wildhöhle hineingegangen, aber keine von denen, welche glücklich wieder herausgekommen wären."

Indem er somit dieses Land seinem eigenen Schicksal und dem Spiel der päpstlichen Politik überließ, wendete er alle Kraft auf die Wiederherstellung der Ordnung und des königlichen Ansehens in Deutschland. Gleich nach seiner Krönung vernahm er die Klagen der Bedrückten am Rhein, in Schwaben und im Elsaß, kündete in offenen Briefen seinen festen Willen an, des Reiches Güter und Rechte zu schir-

men und keine Gewalt gegen die Schwächern zu dulden, und suchte dem eingerissenen Unwesen durch einen allgemeinen Landfrieden zu steuern, wozu er die Fürsten nach Nürnberg einlud.

Alle gehorchten; nur Ottokar von Böhmen — der, gereizt, daß man bei Rudolf's Wahl seine Stimme ausgeschlossen hatte, und besorgt für seinen Plan, ein mächtiges Slavenreich im Osten zu gründen, — gleich von Anfang an dem Kaiser die Huldigung verweigert hatte, — erschien auch hier nicht und verleitete zugleich den Herzog Heinrich VIII von Niederbayern, der mit seinem Bruder, dem Herzog von Oberbayern und Pfalzgrafen bei Rhein Ludwig dem Strengen, wegen der Wahlstimme im Hader lag, zu dem gleichen Ungehorsam.

Ludwig, der als Pfalzgraf die erste weltliche Stimme hatte und außerdem mit seinem Bruder die bayerische Kurstimme ausüben durfte, hatte bei der Kaiserwahl dem Rudolf seine Stimme gegeben und dafür dessen Tochter Mechthildis zur Gemahlin (in dritter Ehe) bekommen und die Vermählung mit ihr am Rudolfs Krönungsfeste vollzogen. Sein Bruder Heinrich XIII verlangte nun die bayerische Kurstimme für sich allein; da aber Ludwig auf der gemeinsame Ausübung dieses Rechtes bestand, so fieng Heinrich einen Krieg mit ihm an, der zwei Jahre dauerte. Als Kaiser Rudolf den Ausspruch that, daß das Recht der bayerischen Kurstimme von beiden Brüdern gemeinsam solle ausgeübt werden, so blieb Heinrich lange sein Feind und trat in dem beginnenden Kampfe Rudolfs mit Ottokar auf die Seite des letztern.

Zum zweiten= und drittenmal vorgeladen und zuletzt aufgefordert, Österreich, Steyermark, Kärnthen und Krain als erledigte Reichslehen herauszugeben, ließ Ottokar durch einen Gesandten, den Bischoff von Seccau, protestiren und (wider Gregor's Abmahnung) sogar gegen die Erwählung Rudolf's förmliche Einsprache thun. Deßhalb und weil Ottokar in jenen Reichsländern die schreiendsten Ungerechtigkeiten verübt hatte und die lauten Klagen der unschuldig Gedrückten und grausam Mißhandelten Abhülfe heischten, wurde der übermüthige Böhme von Rudolf in die Reichsacht erklärt und die augenblickliche Vollziehung derselben beschlossen.

Ottokar, klug und gewandt, suchte dem Angriff zuvorzukommen und trat mit dem Herzog von Bayern und dem hohen schwäbischen Adel, namentlich mit den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg, dem Markgrafen von Baden, dem Grafen von Freiburg rc., in ein Bündniß, das dem Kaiser gefährlich zu werden drohte. Dieser aber brachte mit seinen Getreuen schnell den schwäbischen Adel zur Ruhe und den Herzog Heinrich von Niederbayern durch die Verlobung seiner Tochter Katharina mit Heinrich's Sohn Otto und durch das Versprechen, ihr Oberösterreich zur Mitgift zu geben, zur Aussöhnung; dann rückte er, nach vollendeter Rüstung, von einer zahlreichen Ritterschaft aus Schwaben, Elsaß und den Rheingegenden umgeben, in Oesterreich ein, das ihm (mit Ausnahme Wiens, welches fünf Wochen lang belagert werden mußte) mit Freuden huldigte, während er durch den Grafen Meinhard von Tyrol die

kärnthnischen, krainischen und steyrischen Lande besetzen ließ. Eben wollte Rudolf über die Donau gegen Böhmen aufbrechen, als Ottokar, auf den Rath des Bischoffs von Olmütz, Sühne bot und sich nach dem Ausspruch eines Schiedsgerichts zur Rückgabe der genannten Länder an das Reich und wegen Böhmen und Mähren zum Lehnseid bequemte, den der Stolze, umgeben vom höchsten Prunk, auf den Knieen vor dem im einfachen grauen Feldkleide in seinem Zelte sitzenden Kaiser ablegte (1276). Hierauf entließ Rudolf das Reichsaufgebot, blieb aber mit seinen Getreuen in Österreich, um das Land zu ordnen.

Gekränkt in seinem Stolze und von seiner noch hoffärthigeren Gemahlin Kunigunde, einer bosnischen Fürstentochter, durch beißenden Spott über seine Demüthigung zu dem Entschlusse getrieben, seinen kaum erst abgelegten Lehnseid wieder zu brechen und mit dem verhaßten Habsburger aufs Neue anzubinden, rüstete sich Ottokar heimlich, und nachdem er sich durch ein Bündniß mit Heinrich XIII von Bayern und durch Bestechungen in den ihm entzogenen Ländern gestärkt hatte, kündete er plötzlich dem Kaiser Fehde an. Rasch aber entbot Rudolf seine Schwaben und Rheinländer, wie auch die Österreicher, Steyerer, Krainer und Kärnthner, verband sich mit dem jungen König Ladislaus von Ungarn und zog, da die Mehrzahl der entbotenen Fürsten, Herren und Städte seinem Rufe folgte, dem anrückenden Böhmenkönig entgegen, der, seinem aus Böhmen, Mähren, Polen, Schlesiern und zum Theil Sachsen bestehenden Hauptheere voraneilend, bereits mit Raub, Mord und Brand den Beginn des Kampfes bezeichnete.

Bald jedoch überschritt Rudolf, von Wien aus, die Donau und stieß bei Marcheck auf den doppelt überlegenen Feind. So kam es den 25. August 1278 zu der hitzigen Schlacht auf dem Marchfelde, welche durch Rudolf's Sieg und Ottokar's Fall und Tod das Glück des habsburgischen Hauses begründete.

Ottokar's Streitkräfte beliefen sich auf 30,000 Fußknechte und Reiter; Rudolf hatte, selbst die Ungarn mitgerechnet, welche etliche tausend Reiter stark unter Ladislaus herbeigezogen waren, im Ganzen kaum 15,000 Streiter im Felde. Aber auf seiner Seite war das Vertrauen auf das Recht und also auf die damit verbundene Zucht und Ordnung. Als kurz vor der Schlacht ein böhmischer Überläufer sich bei dem Kaiser für Lohn erbot, den Böhmenkönig zu ermorden, wies ihn Rudolf mit Unwillen ab und erklärte, daß, obwohl Ottokar sein Todfeind sei, er gegen ihn doch nicht ehr- und rechtvergessen handeln wolle. Auch bot er seinem Gegner einen Vergleich an, den aber dieser verwarf, weil er glaubte, das Anbieten komme aus dem Gefühl der Schwäche. Dennoch suchte Ottokar eine Hauptschlacht zu meiden, und durch List und Hinterhalt Vortheile zu gewinnen. Endlich aber kam es zum Treffen. Die Deutschen waren in vier, die Böhmen in drei Haufen getheilt. Bei jenen bildeten Schwaben und Ostländer die Hauptstärke; von diesen standen 900 auserlesene Ritter aus verschiedenen Stämmen unmittelbar dem Kaiser gegenüber. Nachdem der Bichoff von Basel gebetet hatte und der Kriegsgesang angestimmt war, begann der Kampf und dauerte eine Stunde mit der größten Hitze und mit abwechselndem Glück. Rudolf selbst gerieth in Lebensgefahr: von einem Polenritter, Herbot von Füllenstein, angerannt, wich er zwar dem Stoß aus und

stieß ihm dagegen die Lanze durch das Visier in den Kopf, daß er todt hinstürzte; in demselben Augenblick aber erstach ihm ein riesiger Ritter aus Thüringen, das Pferd unterm Leibe, so daß er zu Boden fiel und mit dem Schild sich eine Zeit lang gegen den Ansturm der Feinde decken mußte, bis er ein frisches Roß bekam, worauf er die böhmische Nachhut angriff, die zugleich einer seiner Hauptleute, Namens Berthold Kappeler, auf einer andern Seite faßte und mit dem Feldruf: „Sie fliehen!" auseinander sprengte. Die Flucht theilte sich auch andern Reihen mit und selbst Ottokar wurde mit fortgerissen. Verfolgt von zwei steyrischen Rittern, Namens von Merenberg, (deren Vater oder Bruder er einst an einem Pferdeschweif hatte schleifen und dann aufhängen lassen, weil der kranke Mann ihm nicht sogleich Ehre erwiesen hatte) fiel Ottokar unter ihren rächenden Streichen, worauf auch die übrigen böhmischen Schlachthaufen die Flucht ergriffen und theils niedergehauen, theils in die March gesprengt, theils gefangen wurden. Rudolf hielt hierauf zu Wien ein Dank- und Siegesfest (wobei unter andern ein über 100 Jahre alter Ritter, von Haslau, mit seinem Urenkel turnierte) und brach nach drei Tagen wieder auf, um seinen Sieg zu verfolgen.

Während Mähren sogleich dem Kaiser huldigte, rüstete sich Ottokar's Schwiegersohn, Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, der sogleich die Vormundschaft über Ottokar's 11jährigen Sohn und Erben Wenzeslav übernommen hatte, zu neuem Widerstand. Allein Rudolf bot aus Klugheit und Großmuth die Hand zum Frieden, indem er in einem Vergleiche zu Kollin Böhmen und Mähren dem jungen Wenzel als Lehen überließ und ihm seine Tochter Jutta und dessen Schwester seinem Sohne Rudolf verlobte, dagegen Österreich, Steyer, Krain und Kärnthen dem Reiche sicherte.

Als er hierauf die durch Ottokar's Despotie zerrütteten Ostländer einigermaßen geordnet und auch am Oberrhein, in Franken und Schwaben angefangen hatte, die dort von vielen Fürsten und Herren fortwährend gestörte Ordnung theils durch Güte, theils durch Gewalt herzustellen, fühlte er dabei nur zu sehr, daß ein Kaiser ohne genügende Hausmacht gegen widerspänstige Vasallen wenig vermöge. Daher belohnte er mit Einwilligung der Kurfürsten, welche darüber eigene Willebriefe ausstellten, auf dem Reichstage zu Augsburg 1282 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit der erblichen Verleihung von Österreich, Steyermark, Krain und der windischen Mark und legte dadurch den Grund zu dem nachmals so mächtig emporblühenden österreichisch-habsburgischen Stammhause.

Kärnthen gab er als Lehen dem Grafen Meinhard von Tyrol (dem Schwiegervater seines Sohnes Albrecht) unter der Bedingung, daß es nach dem Erlöschen seines Mannesstammes wieder an das österreichische Haus fallen solle. — Ein Jahr darauf übernahm Albrecht allein die neuerworbenen Lande, wogegen dessen Bruder Rudolf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß bekommen sollte. — Herzog Heinrich XIII von Niederbayern wurde vom Kaiser in die Reichsacht erklärt und mußte das Land ob der Ens an Österreich abtreten (1278). Heinrich versöhnte sich zwar durch Vermittelung seines Bruders wieder mit dem Kaiser, erhielt aber bei der Vermählung seines Sohnes mit Katharina nur einen Theil von Ober-Österreich (der in der Folge, nach dem Tode der aus dieser Ehe entsprossenen zwei Söhne, an das Herzogthum Österreich zurückfiel).

Hierauf fuhr Rudolf in seinen Bemühungen fort, die am Oberrhein, in Schwaben, Burgund und Thüringen seit Friedrich's II Tod durch die Eigenmacht der Grafen und Herren dem Reich entrissenen Güter und Rechte wieder zu gewinnen, sowie die frechen Landfriedensstörer durch Brechung ihrer Vesten und Städtemauern zum Gehorsam zu zwingen und durch Aufrichtung eines mehrjährigen Landfriedens das langentbehrte Gefühl der Sicherheit zurückzuführen. Von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt reisend und meist persönlich, mit der ihm angebornen Verstandesklarheit unparteiisch richtend oder mit der ihm eigenen Herzensgüte und Leutseligkeit die streitenden Theile vermittelnd, dabei alle rechtlich bestehenden Freiheiten und Gewohnheiten achtend, befestigte er allenthalben das Vertrauen auf seine Gerechtigkeit und grub sein Andenken in unauslöschlichen Zügen in die Herzen der Deutschen.

Die größten Schwierigkeiten stellten sich ihm in dem, durch den Untergang der Hohenstaufen zersplitterten Herzogthum Schwaben entgegen, worin der wilde fehdelustige Graf Eberhard von Württemberg (deß Wahlspruch war: „Gottes Freund und aller Welt Feind!") mit den Grafen Helffenstein, Zollern, Montfort, dem Abte von St. Gallen und den Städten Bern, Colmar und Hagenau einen Bund zur Erhaltung ihres Besitzes und zur Vereitlung des kaiserlichen Plans einer Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben geschlossen hatte. Rudolf mußte mehrmals ein Reichsaufgebot gegen ihn ergehen lassen und konnte ihn nur durch die Belagerung von Stuttgart zu Unterwerfung, Abbitte und Schadensersatz bringen. An eine Herstellung des Herzogthums aber war bei dem Widerstreben der vielen kleinen Selbstherrlichkeiten nicht mehr zu denken. Der mittlere Adel, viele Stifter, Städte, Bauerngemeinden und sonstige Lehensträger der ehemaligen Herzoge wurden daher nun reichsunmittelbar und unter kaiserliche Vögte gestellt. — Mit noch größerem Nachdruck mußte Rudolf den Grafen von Hochburgund, Mömpelgard und Savoyen begegnen und auch gegen sie mehrere Feldzüge unternehmen, um sie zur Rückgabe an sich gerissener Reichsgüter und zur Anerkennung seiner Lehnshoheit zu vermögen. — Als Rudolf den Pfalzgrafen von Burgund in Besançon belagerte, drohte der König Philipp von Frankreich, mit einem Heere gegen Rudolf zu rücken, wenn er nicht abziehen werde. Da entgegnete Rudolf den Boten lachend: „Euer König soll nur kommen, wir wollen ihm zeigen, daß wir nicht zum Tanzen hier sind!" Erschreckt dadurch, ließ Philipp es bei der leeren Drohung bewenden. — Im Fortgang dieses burgundischen Kriegs geriethen die Deutschen einst in großen Mangel und murrten. Da zog Rudolf eine Rübe aus dem Felde, schabte und aß sie mit den Worten: „So lange wir noch solche Nahrung haben, stirbt Keiner Hungers. Auf gegen den Feind! Was er hat, gehört unser, wenn wir siegen." Dadurch entstund eine so große Kampflust, daß Rudolf sich zu der Äußerung veranlaßt sah, mit 4000 Reitern und 40,000 Fußknechten aus Alemannien getraue er sich aller Welt zu widerstehen. Gleich in der darauffolgengenden Nacht fielen 1500 Schweizer in das burgundische Lager und kehrten am Morgen mit reicher Beute zurück, so daß die burgundischen Grafen nun um Frieden baten. — In Burgund aber das Königreich wieder aufzurichten und es seinem Sohne Hartmann zu geben, gelang um so weniger, da dieser frühzeitig starb, und so gerieth Burgund mehr und mehr unter französischen Einfluß. — Von Burgund aus wendete er sich zu gleichem Zwecke nach Thüringen, brachte auch die dortigen Fürsten zu einem Landfrieden 1289 und zerstörte an 66 Raubburgen, von deren Besitzern er 29 in Erfurt hinrichten ließ. Im folgenden Jahre brach er in Franken und Schwaben an 70 Raubburgen; desgleichen mehrere am Rhein, wo er gleichfalls eine Zahl Raubritter hinrichten ließ. — In jedem dieser Länder wurde der Landfriede

auf fünf Jahre beschworen, und nur sogenannte „gerechte Fehden", falls die ordentlichen Gerichte kein Recht gewährten, geduldet. Einen allgemeinen Landfrieden aber herzustellen, gelang ihm nicht, da besonders am Rhein und in den Niederlanden das Faustrecht nicht zu unterdrücken war.

In Bezug auf Italien und das Papstthum blieb Rudolf seinen anfänglichen Gelöbnissen und Ansichten treu. Sein nur „auf das Nächste und Gewisse" gerichteter nüchterner Sinn kannte keinen Ehrgeiz, und im Bewußtseyn, daß sich die alten Ansprüche der Kaiser auf die Weltherrschaft deutscher Nation unmöglich verwirklichen ließen, gestattete er nicht nur mehreren italienischen Städten, sich von deutscher Oberlehnshoheit loszukaufen und betrachtete den Alpenkamm als die Gränzmark zwischen Deutschland und Wälschland, sondern er vermied es auch, den kaiserlichen Namen zu tragen und wollte (nach dem Ausdruck des Chronisten Franke) „lieber Regierer als Mehrer des Reichs" genannt werden.

Eingehend in das Streben der Zeit, sich in gesonderte Volksthümer abzuschließen und innerlich auszugestalten, war Rudolf's ganze Kraft nur auf Deutschland und auf den Fortbau seiner Erbmacht gerichtet, die er theils durch glückliche Vermählungen seiner Töchter an angesehene deutsche Fürstenhäuser, theils durch das Streben, die Krone bei seinem Hause zu erhalten, für die Zukunft zu befestigen bedacht war.

Rudolf hatte drei Söhne, von denen zwei, Rudolf und Hartmann, vor ihm starben (der letztere, ihm liebste, in den Wellen des Rheins). Von seinen sechs Töchtern bekam die älteste, Mathilde, wie schon erwähnt, den Pfalzgrafen Ludwig den Strengen bei Rhein, die zweite, Agnes, den Herzog Albrecht II von Sachsen-Wittenberg, die dritte, Katharina, wie gleichfalls schon oben erwähnt, den Herzog Otto von Niederbayern (Heinrich's XIII Sohn), die vierte, Hedwig, den Markgrafen Otto den Kleinen von Brandenburg (Bruder des Langen), die fünfte, Jutta, den König Wenzel von Böhmen, die sechste, Clementia, den König Karl Martell von Neapel und Sicilien (Sohn Karl's von Anjou) zum Gemahl. Er selbst heirathete noch in seinem siebzigsten Jahre wieder, und zwar die 16jährige Erbin der Freigrafschaft Burgund, Namens Agnes, um dadurch sein schweizerisches Erbe zu mehren und zu schützen.

Den Wunsch, auf dem Reichsrath zu Frankfurt die Nachfolge für seinen Sohn Albrecht zu erhalten, erfüllten ihm die Kurfürsten nicht, indem sie die Entscheidung hinausschoben, theils weil ihnen Rudolf schon zu mächtig geworden war, theils weil ihnen Albrecht's gewaltthätiges Wesen nicht die gewünschte Gewähr bot. Gekränkt, daß man seine Verdienste um das Reich nicht höher anschlug, und ohnedieß vom Alter und seit einigen Jahren von Leibesschwachheit gebeugt, fiel Rudolf auf der Rückreise von Frankfurt nach dem Elsaß unweit Straßburg in eine Krankheit, und als der Ausspruch der Ärzte nur auf noch einige Tage Lebensfrist lautete, rief Rudolf: „Wohlauf nach Speyer! wo ein Theil meiner Vorgänger ruht, die auch die Krone trugen!" Er erreichte jedoch dieses Ziel nicht mehr lebend, sondern starb unterwegs in der Burg zu Germersheim den 16. Juli 1291, in einem Alter von 73 Jahren.

Er wurde in dem Dom zu Speyer beigesetzt und auf dem, seine Gruft deckenden Marmorstein seine 7 Fuß hohe Gestalt mit dem ernst-milden Gesicht, den vielen Stirn-

furchen, der großen gebogenen Nase und der etwas dicken Unterlippe auf das genaueste nachgebildet. Das Andenken an ihn erhielt sich im Volk in vielfachen Anecdoten, in denen die verschiedenen Züge seines trefflichen Charakters hervortreten. Besonders erfreute es sich an seiner schlichten Einfachheit und heitern Milde. So wird erzählt: Als ihn einst in der Reichsstadt Eßlingen das Volk umdrängte und Jemand aus Muthwillen auf den Kaiser zielend sagte: „Hei, was für eine große Nase! man kann ja nicht vor ihr durchkommen!" — drehte Rudolf ruhig das Gesicht zur Seite und sagte: „Nun, guter Geselle, wirst du vorbei können!" — Als Rudolf einst zu Mainz an einem Bäckerherde sich wärmte und ihn die Bäckersfrau, die ihn nicht kannte, deßhalb unter Schimpfen mit Wasser begoß, ließ er sie nachher bei der königlichen Tafel herbeirufen, gebot ihr, vor den Gästen ihre Schimpfreden zu wiederholen und entließ sie dann mit einem Geschenke. — Am meisten schätzte das Volk ihn wegen seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit, und wenn es einen bezeichnen wollte, der hierin nicht fest war, pflegte es zu sagen: „Der hat Rudolf's Redlichkeit nicht!" Obwohl er seine Freunde freigebig belohnte, so geschah es doch nicht auf Kosten des allgemeinen Wohls, wie er denn auch für sich nichts behielt. Als er gegen Ottokar den Reichskrieg unternahm und ein Herr aus seinem Gefolge ihn fragte, wer unterdeß seinen Schatz bewahren solle, antwortete er: „Ich habe keinen Schatz, als diese fünf Schillinge; aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen!" — Als er einst die den Mainzer Wucherjuden abgesprochenen Güter unter die Armen vertheilen ließ, und Einige seiner Getreuen ihn tadelten, daß er nichts davon für sich und die Kirche behalte, sagte er: „An solchem Gut klebet das Unrecht; die Kirche aber ist heilig und darf nur durch rechtmäßig erworbenes Gut bereichert werden; denn es steht geschrieben: „„Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses!""" (S. Kortüm a. a. O.) —

Nur die Dichter und fahrenden Sänger der absterbenden Minneliederzeit, die sich an Rudolf's Hof eine ähnliche Aufnahme geträumt hatten, wie die frühern Dichter sie am thüringischen oder hohenstaufischen Hofe gefunden, sahen sich in diesem Kaiser getäuscht, und ihre Lieder klagten viel, daß sie unbegabt von des Kaisers Hoflager wieder abziehen mußten. Aber die Klage hätte der ganzen Zeit gelten können, die, durch kein Ideal mehr gehoben und getragen, nur die alltägliche Wirklichkeit kannte, darin Fehdesucht, Faustrecht und Raubleben herrschend geworden war und man es als ein Glück zu achten hatte, daß ein, wenn auch nüchterner, poesieloser, doch ordnender und sittlich waltender Geist die Willkühr, das Unrecht und die Rohheit wieder in die gebührenden Schranken zurückführte.

2. Weitere Schwächung der Kaisermacht; Erweiterung der Fürstenmacht. Adolf von Nassau. Thüringisch-meißnische Fehde. Albrecht von Österreich. Adolf's Fall. Albrecht's Streben nach Stärkung der Krongewalt und Mehrung der Hausmacht. Scheitern seiner Entwürfe auf Holland, Thüringen, Meißen und Böhmen.

Da nach dem Tode Rudolfs durch die Ehr- und Habgier der einander befehdenden kleinern Herren, besonders in Schwaben und Ober-Allemannien, wieder die alten Wirren des Faustrechts hereinzubrechen drohten, einigten sich die sieben Kurfürsten nach wiederholt festgestelltem Grundsatz, die Krone keinem Mächtigen ertheilen zu wollen, zu einer neuen Kaiserwahl in Frankfurt unter der Leitung des Erzbischoffs Gerhard von Mainz. Dieser, ein kluger und schlauer, den Habsburgern feindlich gesinnter Mann, lenkte, um sich einen Einfluß auf die Regierung Deutschland zu verschaffen, durch allerlei Künste die Wahl auf den ihm blutsverwandten jungen Grafen **Adolf von Nassau**, einen zwar höchst tapfern und ruhmbegierigen,

auf fünf Jahre beschworen, und nur sogenannte „gerechte Fehden", falls die ordentlichen Gerichte kein Recht gewährten, geduldet. Einen allgemeinen Landfrieden aber herzustellen, gelang ihm nicht, da besonders am Rhein und in den Niederlanden das Faustrecht nicht zu unterdrücken war.

In Bezug auf Italien und das Papstthum blieb Rudolf seinen anfänglichen Gelöbnissen und Ansichten treu. Sein nur „auf das Nächste und Gewisse" gerichteter nüchterner Sinn kannte keinen Ehrgeiz, und im Bewußtseyn, daß sich die alten Ansprüche der Kaiser auf die Weltherrschaft deutscher Nation unmöglich verwirklichen ließen, gestattete er nicht nur mehreren italienischen Städten, sich von deutscher Oberlehnshoheit loszukaufen und betrachtete den Alpenkamm als die Gränzmark zwischen Deutschland und Wälschland, sondern er vermied es auch, den kaiserlichen Namen zu tragen und wollte (nach dem Ausdruck des Chronisten Franke) „lieber Regierer als Mehrer des Reichs" genannt werden.

Eingehend in das Streben der Zeit, sich in gesonderte Volksthümer abzuschließen und innerlich auszugestalten, war Rudolf's ganze Kraft nur auf Deutschland und auf den Fortbau seiner Erbmacht gerichtet, die er theils durch glückliche Vermählungen seiner Töchter an angesehene deutsche Fürstenhäuser, theils durch das Streben, die Krone bei seinem Hause zu erhalten, für die Zukunft zu befestigen bedacht war.

Rudolf hatte drei Söhne, von denen zwei, Rudolf und Hartmann, vor ihm starben (der letztere, ihm liebste, in den Wellen des Rheins). Von seinen sechs Töchtern bekam die älteste, Mathilde, wie schon erwähnt, den Pfalzgrafen Ludwig den Strengen bei Rhein, die zweite, Agnes, den Herzog Albrecht II von Sachsen-Wittenberg, die dritte, Katharina, wie gleichfalls schon oben erwähnt, den Herzog Otto von Niederbayern (Heinrich's XIII Sohn), die vierte, Hedwig, den Markgrafen Otto den Kleinen von Brandenburg (Bruder des Langen), die fünfte, Jutta, den König Wenzel von Böhmen, die sechste, Clementia, den König Karl Martell von Neapel und Sicilien (Sohn Karl's von Anjou) zum Gemahl. Er selbst heirathete noch in seinem siebzigsten Jahre wieder, und zwar die 16jährige Erbin der Freigrafschaft Burgund, Namens Agnes, um dadurch sein schweizerisches Erbe zu mehren und zu schützen.

Den Wunsch, auf dem Reichsrath zu Frankfurt die Nachfolge für seinen Sohn Albrecht zu erhalten, erfüllten ihm die Kurfürsten nicht, indem sie die Entscheidung hinausschoben, theils weil ihnen Rudolf schon zu mächtig geworden war, theils weil ihnen Albrecht's gewaltthätiges Wesen nicht die gewünschte Gewähr bot. Gekränkt, daß man seine Verdienste um das Reich nicht höher anschlug, und ohnedieß vom Alter und seit einigen Jahren von Leibesschwachheit gebeugt, fiel Rudolf auf der Rückreise von Frankfurt nach dem Elsaß unweit Straßburg in eine Krankheit, und als der Ausspruch der Ärzte nur auf noch einige Tage Lebensfrist lautete, rief Rudolf: „Wohlauf nach Speyer! wo ein Theil meiner Vorgänger ruht, die auch die Krone trugen!" Er erreichte jedoch dieses Ziel nicht mehr lebend, sondern starb unterwegs in der Burg zu Germersheim den 16. Juli 1291, in einem Alter von 73 Jahren.

Er wurde in dem Dom zu Speyer beigesetzt und auf dem, seine Gruft deckenden Marmorstein seine 7 Fuß hohe Gestalt mit dem ernst-milden Gesicht, den vielen Stirn-

furchen, der großen gebogenen Nase und der etwas dicken Unterlippe auf das genaueste nachgebildet. Das Andenken an ihn erhielt sich im Volk in vielfachen Anecdoten, in denen die verschiedenen Züge seines trefflichen Charakters hervortreten. Besonders erfreute es sich an seiner schlichten Einfachheit und heitern Milde. So wird erzählt: Als ihn einst in der Reichsstadt Eßlingen das Volk umdrängte und Jemand aus Muthwillen auf den Kaiser zielend sagte: „Hei, was für eine große Nase! man kann ja nicht vor ihr durchkommen!" — drehte Rudolf ruhig das Gesicht zur Seite und sagte: „Nun, guter Geselle, wirst du vorbei können!" — Als Rudolf einst zu Mainz an einem Bäckerherde sich wärmte und ihn die Bäckersfrau, die ihn nicht kannte, deßhalb unter Schimpfen mit Wasser begoß, ließ er sie nachher bei der königlichen Tafel herbeirufen, gebot ihr, vor den Gästen ihre Schimpfreden zu wiederholen und entließ sie dann mit einem Geschenke. — Am meisten schätzte das Volk ihn wegen seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit, und wenn es einen bezeichnen wollte, der hierin nicht fest war, pflegte es zu sagen: „Der hat Rudolf's Redlichkeit nicht!" Obwohl er seine Freunde freigebig belohnte, so geschah es doch nicht auf Kosten des allgemeinen Wohls, wie er denn auch für sich nichts behielt. Als er gegen Ottokar den Reichskrieg unternahm und ein Herr aus seinem Gefolge ihn fragte, wer unterdeß seinen Schatz bewahren solle, antwortete er: „Ich habe keinen Schatz, als diese fünf Schillinge; aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen!" — Als er einst die den Mainzer Wucherjuden abgesprochenen Güter unter die Armen vertheilen ließ, und Einige seiner Getreuen ihn tadelten, daß er nichts davon für sich und die Kirche behalte, sagte er: „An solchem Gut klebet das Unrecht; die Kirche aber ist heilig und darf nur durch rechtmäßig erworbenes Gut bereichert werden; denn es steht geschrieben: „„Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses!"" (S. Kortüm a. a. O.) —

Nur die Dichter und fahrenden Sänger der absterbenden Minneliederzeit, die sich an Rudolf's Hof eine ähnliche Aufnahme geträumt hatten, wie die frühern Dichter sie am thüringischen oder hohenstaufischen Hofe gefunden, sahen sich in diesem Kaiser getäuscht, und ihre Lieder klagten viel, daß sie unbegabt von des Kaisers Hoflager wieder abziehen mußten. Aber die Klage hätte der ganzen Zeit gelten können, die, durch kein Ideal mehr gehoben und getragen, nur die alltägliche Wirklichkeit kannte, darin Fehdesucht, Faustrecht und Raubleben herrschend geworden war und man es als ein Glück zu achten hatte, daß ein, wenn auch nüchterner, poesieloser, doch ordnender und sittlich waltender Geist die Willkühr, das Unrecht und die Rohheit wieder in die gebührenden Schranken zurückführte.

2. Weitere Schwächung der Kaisermacht; Erweiterung der Fürstenmacht. Adolf von Nassau. Thüringisch-meißnische Fehde. Albrecht von Österreich. Adolf's Fall. Albrecht's Streben nach Stärkung der Krongewalt und Mehrung der Hausmacht. Scheitern seiner Entwürfe auf Holland, Thüringen, Meißen und Böhmen.

Da nach dem Tode Rudolfs durch die Ehr- und Habgier der einander befehdenden kleinern Herren, besonders in Schwaben und Ober-Allemannien, wieder die alten Wirren des Faustrechts hereinzubrechen drohten, einigten sich die sieben Kurfürsten nach wiederholt festgestelltem Grundsatz, die Krone keinem Mächtigen ertheilen zu wollen, zu einer neuen Kaiserwahl in Frankfurt unter der Leitung des Erzbischoffs Gerhard von Mainz. Dieser, ein kluger und schlauer, den Habsburgern feindlich gesinnter Mann, lenkte, um sich einen Einfluß auf die Regierung Deutschland zu verschaffen, durch allerlei Künste die Wahl auf den ihm blutsverwandten jungen Grafen **Adolf von Nassau**, einen zwar höchst tapfern und ruhmbegierigen,

dabei freigebigen und für seine Zeit gebildeten, aber im Rathe noch unerfahrenen und wenig besonnenen Mann, der, um diese Würde zu erlangen, den Wahlfürsten, besonders den geistlichen, nicht nur ihre errungenen Freiheiten und Vorrechte bestätigen, sondern auch noch andere ungemessene Versprechungen, z. B. in Betreff der Rheinzölle, machen mußte. (1292.)

Ohne zu säumen, machte er sich auf und dämpfte mit Güte und Gewalt die ausgebrochenen Unruhen im Elsaß und in Schwaben, und selbst Albrecht von Österreich, der sich auf die Krone vergebliche Rechnung gemacht hatte, leistete ihm, wiewohl voll Unmuth, in Oppenheim den Lehenseid, ließ aber dabei durch Entfaltung großer Pracht dem kaiserlichen Nebenbuhler seine Armuth fühlen. Um so mehr war nun Adolf, der gegen seine Wähler so viele Leistungen übernommen hatte, darauf bedacht, sich auch eine größere Hausmacht zu gründen, griff aber in den Mitteln fehl. Er hatte nämlich von dem König Eduard I von England, mit dem er sich gegen Philipp den Schönen von Frankreich verbündet hatte, zur Anwerbung von Kriegsvolk 30,000 Mark Silbers erhalten, sie aber, weil es nicht zum Kriege kam, nicht ganz verbraucht. Mit diesem Geldreste nun kaufte er dem Landgrafen Albert von Thüringen und Meißen die Landgrafschaft Thüringen ab, an welche dessen Söhne erster Ehe, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann rechtlichen Anspruch hatten; und als diese sich ihres Rechtes wehrten, führte er mit ihnen einen ungerechten und grausamen Krieg, durch den er selbst als Brecher des Landfriedens erschien, den er als Reichshaupt hätte schirmen und wahren sollen.

Albert der Entartete, (Albertus degener) Sohn Heinrich's des Erlauchten von Meißen und Thüringen, trug den Haß, den er gegen seine erste Gemahlin, Margaretha von Hohenstaufen (s. oben XVI. 7, 2 a. E.) hegte, auch auf die mit ihr erzeugten Söhne Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann über und wollte ihnen jenes ihr Erbtheil in Thüringen zu Gunsten seines ihm von Kunigunde von Eisenberg (Isenburg) unehelich gebornen und durch nachfolgende Vermählung mit ihr legitimirten Sohnes Apitz mit Gewalt entreißen. Friedrich und Diezmann widersetzten sich und kamen ihrem Vater nach dem Tode seines kinderlosen Neffen Friedrich Tuta von Meißen durch die Besetzung des Meißner- und Osterlandes zuvor (1291). Darüber entstund Krieg, während welches der Vater, um seinen Söhnen zu schaden, nicht nur seine Rechte auf Meißen, sondern auch die Landgrafschaft Thüringen dem König Adolf für 12,000 Mark Silber's 94,000 Gulden) verkaufte, indem er sich nur die Wartburg vorbehielt. Da Friedrich und Diezmann, gestützt auf ihre treuen Stände, nicht wichen, so ließ Adolf seine Söldner ins Meißner Land einrücken, das nun diese in zwei Feldzügen auf das schrecklichste verheerten und wobei sie die empörendsten Gräuel verübten. Der König selbst ließ nach der Einnahme von Freiberg gegen sein Wort 60 der tapferſten Bürger dieser Stadt hin richten. (Von dem weitern Verlauf dieses Kriegs, der unter diesem Kaiser nicht zu Ende gieng, siehe unten am Ende dieses Abschnitts.)

Solches Verfahren mißfiel um so mehr, da Adolf überhaupt bei seinen Unternehmungen die Fürsten und Stände wenig um ihren Beirath fragte und lieber seiner Hof- und Feldlagerumgebung folgte. Doch hätten ihn diese Unbesonnenheiten allein noch nicht gestürzt. Weil er aber seinen

Versprechungen gegen die geistlichen Fürsten nicht nachkam und noch dazu von Kirchen und Klöstern Steuern erhob und geistliche Missethäter ohne Rücksicht auf ihre Weihe strafte, insbesondere aber, weil er sich dem Willen des Erzbischoffs von Mainz nicht unbedingt hingab, (ihm z. B. den Rheinzoll bei Boppard nicht bewilligte): so trat letzterer mit der Äußerung, er habe noch mehr Kaiser in der Tasche, in geheime Unterhandlungen mit Adolfs eifersüchtigem Gegner Albrecht von Österreich, der keine Vergabungen und Versprechungen sparte, um sich die meisten Fürsten für eine neue Wahl günstig zu machen. Bald waren der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg gewonnen und so wurde bei der Krönung Wenzel's in Prag die Absetzung Adolf's besprochen. Obgleich die Kurfürsten von Köln, Trier, und Pfalz an diesem Verfahren keinen Theil nahmen und auch die Einwilligung des Papstes mangelte, so wurde doch Adolf von den übrigen Wählern nach fruchtloser Aufforderung zur Rechtfertigung — daß er nämlich von einem Geringern Sold genommen, den Landfrieden nicht erhalten und das Reich vermindert habe, — seiner Würde entsetzt und an seiner Statt zum deutschen König Albrecht gewählt, der bereits, durch ein Bündniß mit Ungarn und selbst mit Frankreich gestärkt, mit einem Kriegsheere an den Mittelrhein gerückt war, um dieser ungesetzlichen Wahl Nachdruck zu geben.

Ohne dem Rathe seiner Freunde zu folgen und verstärkenden Zuzug aus den Städten abzuwarten, rückte Adolf in ungeduldiger Hast, von Speyer aus, seinem Gegner bis Worms entgegen und ließ sich von demselben durch einen verstellten Rückzug zur entscheidenden Schlacht bei Göllheim (in der Nähe des Donnersbergs) verleiten, in welcher er nach tapferm Kampf dem Stoße seines Gegners erlag und mit der Krone auch das Leben verlor (2. Juli 1298).

Adolf, dessen Heer, gleich dem seines Gegners, in drei Haufen getheilt war, hatte eine Anhöhe, den sogenannten Hasenbühel, besetzt, und nachdem die Bischöffe von Straßburg und Trier das Heer ermahnt und den Schlachtpsalm angestimmt hatten, begann in der Thalebene der Kampf, den die Bayern gegen die Kärnthner eröffneten. Den Abmahnungen seiner Freunde nicht folgend, sprengte Adolf sogleich hinab, um selbst am Gefechte Theil zu nehmen, stürzte aber mit dem Roß und wurde ohnmächtig bei Seite getragen. Schon war sein Vordertreffen im Kampfe ermattet, als Adolf sich vom Fall erholte und, obgleich ohne Helm, an der Spitze des zweiten Haufens mit Ungestüm vordrang, um seinen Gegner selbst vor die Lanzenspitze zu bekommen. Als er seiner ansichtig wurde, rief er drohend: „Hier mußt du Leben und Reich lassen!" und drang wüthend auf Albrecht ein. Mit der Antwort: „Das steht in Gottes Hand!" wich dieser dem Streiche aus und führte gleich darauf einen Stoß nach Adolf's bloßem Haupt, so daß dieser, am Halse tödtlich verwundet, vom Pferde stürzte und sein Heer die Flucht ergriff. — Nach Andern war es der rheinische Raugraf, der dem König Adolf den Todesstoß beibrachte. — Alle hatten Mitleid mit dem Gefallenen; selbst Erzbischoff Gerhard sagte mit Thränen im Auge: Heute ist ein tapfres Herz gestorben!" Nur Albrecht freute sich und verdachte dem Erzbischoff diese Rede sehr. Der Gefallne wurde zunächst im nahen Kloster Rosenthal beigesetzt, späterhin erst im Dom zu Speyer.

Erst jetzt vereinigten sich sämmtliche sieben Kurfürsten zu Albrecht's vollgültiger Wahl in Frankfurt; am 25. August 1298 erhielt **Albrecht** zu Aachen die erkämpfte Reichskrone und nachdem er am Nieder- und Oberrhein, im Elsaß und in Schwaben den Landfrieden erneuert hatte, hielt er zu Nürnberg seinen ersten Reichs- und Hoftag, wobei er seinen ältesten Sohn Rudolf zum Herzog von Österreich und Steyermark ernannte.

Albrecht war zwar ein guter und zärtlicher Vater, aber in seinem strengen, durch den Verlust eines Auges sehr entstellten Äußern spiegelte sich sein inneres Wesen, bei dem die Tugenden der Tapferkeit, Thätigkeit, Gerechtigkeit, Selbstverläugnung und Freigebigkeit mehr im Dienste der Selbstsucht standen. Rastlos und oft auch ein unrechtes Mittel zum Zweck nicht scheuend, gieng er mit aller Kraft und Hast darauf aus, einerseits die geschwächte Krongewalt zu stärken und für sie mehr Unbeschränktheit und wo möglich die Erblichkeit zu erringen, anderseits seine Hausmacht selbst auf Kosten des Reichs zu erweitern.

Diesem Doppelzwecke gemäß hatte er schon in seinen Erblanden die Rechte des steyrischen Adels unterdrückt, den Freibrief der Wiener nach einem Aufstand derselben zerrissen und sonstige ständische Freiheiten aufgehoben oder beschränkt. Nun da Papst Bonifaz VIII ihm als „Mörder" seines Vorgängers und als Gemahl einer dem „Otterngezüchte Friedrich's II" entstammten Gattin (seine zweite Frau war eine Stiefschwester Konradin's) die Anerkennung versagte, schloß er mit dessen entschiedenstem Gegner, dem König Philipp IV dem Schönen von Frankreich, obgleich derselbe dem deutschen Reiche lothringische und andere Gebietstheile entrissen hatte, ein enges Bündniß, welches durch eine Vermählung der Schwester desselben (Blanka) mit seinem Sohne Rudolf befestigt wurde, für den er dann die Herstellung des arelatensischen Reiches betrieb.

Aber als Albrecht für seinen Sohn Rudolf die Nachfolge im deutschen Reiche von den Kurfürsten verlangte, verweigerten ihm dieselben, besonders die geistlichen, diese Gunst, und Erzbischoff Gerhard soll auf der Jagd nach seinem Horn gegriffen und gesagt haben, er wolle bald wieder einen andern König herausblasen. Da gebot Albrecht den vier rheinischen Kurfürsten, die Rheinzölle, die sie sich seit dem Tode Friedrich's II angemaßt hatten und wodurch sie den Handel der Städte schwer bedrückten und hemmten, herauszugeben; und als sie sich deß weigerten und sich mit dem Könige von Böhmen zu seinem Sturze verbanden, brachte er sie mit Hülfe der Städte durch Waffengewalt zur Unterwerfung und befreite den Rhein von jenen lastenden Zöllen.

Dadurch entgieng allerdings das deutsche Königthum der Gefahr einer größern Erniedrigung durch die Kurfürsten, und selbst der vom französischen König immer mehr bedrängte Papst Bonifaz glaubte jetzt an dem kräftigen Albrecht eine Stütze zu bekommen und bot ihm sogar die Krone Frankreichs an, deren er Philipp den Schönen für unwürdig erklärte. Diese nahm nun zwar Albrecht nicht an, gieng aber doch mit dem Papste, um den Preis der Anerkennung, in einem eigenen Gehorsamsbrief vom 15. Juli 1303 einen Vertrag ein, nach welchem er auf alle

weltlichen Kirchenrechte verzichtete und dem Papst als seinem „Oberlehnsherrn" Hülfe gegen alle Feinde desselben gelobte. Der bald darauf erfolgte Tod dieses Papstes (XVII. 2, 1 a. E.) behütete Deutschland vielleicht vor einer noch größeren Schmach.

So wie dem König Albrecht sein Kronerblichkeitsplan mißlang, so scheiterten auch alle seine ländergierigen Entwürfe, die er zur Vergrößerung seiner Hausmacht auszuführen suchte, und er konnte weder Holland, noch Thüringen, noch Böhmen an sein Haus bringen, so viel Geld, Blut und Kraft er auch darauf verwendete.

Als nämlich Graf Johann I von Holland ohne Nachkommen starb, wollte Albrecht Holland nebst Seeland und Friesland als Reichslehen einziehen; aber der Neffe desselben, der Graf Johann von Hennegau vertheidigte sein Erbrecht mit solchem Glück, daß der Kaiser durch die Arglist des mit dem Hennegauer verbundenen Grafen Raynald von Geldern beinahe in dessen Gefangenschaft gerieth und genöthigt war, seinem Gegner die Belehnung zu gewähren.

Um Thüringen und Meißen an sich zu bringen, nahm er an, sein Vorgänger habe diese Länder für das Reich erworben (s. oben) und forderte von Friedrich und Diezmann die Herausgabe derselben. Als sie diese Anmuthung zurückwiesen, sprach er die Reichsacht über sie aus und begann einen ungerechten Krieg gegen sie, wurde aber von ihnen nicht nur 1307 bei Luckau im Altenburgischen geschlagen — daher das Sprichwort: „es wird ihm nicht glücken, wie den Schwaben bei Lücken!") — sondern auch nach dem Tode Diezmann's (der, nach einem spätern Berichte, von boshaften Menschen am Altar ermordet wurde) von Friedrich 1308 durch dessen Sieg bei Borna gezwungen, seinem Gelüste nach diesen Landen zu entsagen. Friedrich wurde sodann von Albrecht's Nachfolger im Alleinbesitz von Thüringen und Meißen bestätigt.

Als König Wenzel (IV) von Böhmen, welcher 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen an der Stelle des von ihr vertriebenen Wladislav Lokieteck zum König von Polen gemacht worden war, nun auch für seinen Sohn nach der Krone Ungarns strebte, wo der arpadische Mannsstamm mit Andreas III ausgestorben war: so trat Kaiser Albrecht gegen Wenzel auf, um dessen Machtvergrößerung zu hindern, konnte aber im ersten Feldzug wenig ausrichten. Als er eben den zweiten eröffnen wollte, starb Wenzel (1305), und sein Sohn Wenzel V versöhnte sich mit Albrecht durch Verzichtleistung auf die ungarische Krone. Ein Jahr darauf (1306) wurde der junge Wenzel von verrätherischen Böhmen ermordet. Da nun mit ihm die Dynastie Przemisl erlosch, so wollte Albrecht Böhmen als Reichslehen einziehen und es kraft ältern Vertrags seinem Sohne Rudolf geben. Zwar widersetzte sich des Ermordeten Schwager, Herzog Heinrich von Kärnthen; als aber die Kaiserlichen anrückten, erklärten sich die Böhmen für Rudolf, der nun seinen Einzug in Prag hielt und Wenzel's Wittwe heirathete. Bald darauf jedoch starb Rudolf und als der Kaiser seinen zweiten Sohn Friedrich zum böhmischen König machen wollte, erklärten die Böhmen, denen das habsburgische Regiment zu streng war, sie wollten keinen Österreicher mehr und beriefen nun den Herzog Heinrich von Kärnthen auf ihren Thron. Darauf rückte Albrecht abermals mit einem Heere ein, richtete aber nichts aus und begab sich, auf spätere Gelegenheit wartend, auf seine Stammgüter in der Schweiz.

Erst jetzt vereinigten sich sämmtliche sieben Kurfürsten zu Albrecht's vollgültiger Wahl in Frankfurt; am 25. August 1298 erhielt **Albrecht** zu Aachen die erkämpfte Reichskrone und nachdem er am Nieder- und Oberrhein, im Elsaß und in Schwaben den Landfrieden erneuert hatte, hielt er zu Nürnberg seinen ersten Reichs- und Hoftag, wobei er seinen ältesten Sohn Rudolf zum Herzog von Österreich und Steyermark ernannte.

Albrecht war zwar ein guter und zärtlicher Vater, aber in seinem strengen, durch den Verlust eines Auges sehr entstellten Äußern spiegelte sich sein inneres Wesen, bei dem die Tugenden der Tapferkeit, Thätigkeit, Gerechtigkeit, Selbstverläugnung und Freigebigkeit mehr im Dienste der Selbstsucht standen. Rastlos und oft auch ein unrechtes Mittel zum Zweck nicht scheuend, gieng er mit aller Kraft und Hast darauf aus, einerseits die geschwächte Krongewalt zu stärken und für sie mehr Unbeschränktheit und wo möglich die Erblichkeit zu erringen, anderseits seine Hausmacht selbst auf Kosten des Reichs zu erweitern.

Diesem Doppelzwecke gemäß hatte er schon in seinen Erblanden die Rechte des steyrischen Adels unterdrückt, den Freibrief der Wiener nach einem Aufstand derselben zerrissen und sonstige ständische Freiheiten aufgehoben oder beschränkt. Nun da Papst Bonifaz VIII ihm als „Mörder" seines Vorgängers und als Gemahl einer dem „Ottergezüchte Friedrich's II" entstammten Gattin (seine zweite Frau war eine Stiefschwester Konradin's) die Anerkennung versagte, schloß er mit dessen entschiedenstem Gegner, dem König Philipp IV dem Schönen von Frankreich, obgleich derselbe dem deutschen Reiche lothringische und andere Gebietstheile entrissen hatte, ein enges Bündniß, welches durch eine Vermählung der Schwester desselben (Blanka) mit seinem Sohne Rudolf befestigt wurde, für den er dann die Herstellung des arelatensischen Reiches betrieb.

Aber als Albrecht für seinen Sohn Rudolf die Nachfolge im deutschen Reiche von den Kurfürsten verlangte, verweigerten ihm dieselben, besonders die geistlichen, diese Gunst, und Erzbischoff Gerhard soll auf der Jagd nach seinem Horn gegriffen und gesagt haben, er wolle bald wieder einen andern König herausblasen. Da gebot Albrecht den vier rheinischen Kurfürsten, die Rheinzölle, die sie sich seit dem Tode Friedrich's II angemaßt hatten und wodurch sie den Handel der Städte schwer bedrückten und hemmten, herauszugeben; und als sie sich deß weigerten und sich mit dem Könige von Böhmen zu seinem Sturze verbanden, brachte er sie mit Hülfe der Städte durch Waffengewalt zur Unterwerfung und befreite den Rhein von jenen lastenden Zöllen.

Dadurch entgieng allerdings das deutsche Königthum der Gefahr einer größern Erniedrigung durch die Kurfürsten, und selbst der vom französischen König immer mehr bedrängte Papst Bonifaz glaubte jetzt an dem kräftigen Albrecht eine Stütze zu bekommen und bot ihm sogar die Krone Frankreichs an, deren er Philipp den Schönen für unwürdig erklärte. Diese nahm nun zwar Albrecht nicht an, gieng aber doch mit dem Papste, um den Preis der Anerkennung, in einem eigenen Gehorsamsbrief vom 15. Juli 1303 einen Vertrag ein, nach welchem er auf alle

weltlichen Kirchenrechte verzichtete und dem Papst als seinem „Oberlehnsherrn“ Hülfe gegen alle Feinde desselben gelobte. Der bald darauf erfolgte Tod dieses Papstes (XVII. 2, 1 a. E.) behütete Deutschland vielleicht vor einer noch größeren Schmach.

So wie dem König Albrecht sein Kronerblichkeitsplan mißlang, so scheiterten auch alle seine ländergierigen Entwürfe, die er zur Vergrößerung seiner Hausmacht auszuführen suchte, und er konnte weder Holland, noch Thüringen, noch Böhmen an sein Haus bringen, so viel Geld, Blut und Kraft er auch darauf verwendete.

Als nämlich Graf Johann I von Holland ohne Nachkommen starb, wollte Albrecht Holland nebst Seeland und Friesland als Reichslehen einziehen; aber der Neffe desselben, der Graf Johann von Hennegau vertheidigte sein Erbrecht mit solchem Glück, daß der Kaiser durch die Arglist des mit dem Hennegauer verbundenen Grafen Raynald von Geldern beinahe in dessen Gefangenschaft gerieth und genöthigt war, seinem Gegner die Belehnung zu gewähren.

Um Thüringen und Meißen an sich zu bringen, nahm er an, sein Vorgänger habe diese Länder für das Reich erworben (s. oben) und forderte von Friedrich und Diezmann die Herausgabe derselben. Als sie diese Anmuthung zurückwiesen, sprach er die Reichsacht über sie aus und begann einen ungerechten Krieg gegen sie, wurde aber von ihnen nicht nur 1307 bei Luckau im Altenburgischen geschlagen — daher das Sprichwort: „es wird ihm nicht glücken, wie den Schwaben bei Lücken!“) — sondern auch nach dem Tode Diezmann's (der, nach einem spätern Berichte, von boshaften Menschen am Altar ermordet wurde) von Friedrich 1308 durch dessen Sieg bei Borna gezwungen, seinem Gelüste nach diesen Landen zu entsagen. Friedrich wurde sodann von Albrecht's Nachfolger im Alleinbesitz von Thüringen und Meißen bestätigt.

Als König Wenzel (IV) von Böhmen, welcher 1300 von einer unzufriedenen Partei in Polen an der Stelle des von ihr vertriebenen Wladislav Lokieteck zum König von Polen gemacht worden war, nun auch für seinen Sohn nach der Krone Ungarns strebte, wo der arpadische Mannsstamm mit Andreas III ausgestorben war: so trat Kaiser Albrecht gegen Wenzel auf, um dessen Machtvergrößerung zu hindern, konnte aber im ersten Feldzug wenig ausrichten. Als er eben den zweiten eröffnen wollte, starb Wenzel (1305), und sein Sohn Wenzel V versöhnte sich mit Albrecht durch Verzichtleistung auf die ungarische Krone. Ein Jahr darauf (1306) wurde der junge Wenzel von verrätherischen Böhmen ermordet. Da nun mit ihm die Dynastie Przemisl erlosch, so wollte Albrecht Böhmen als Reichslehen einziehen und es kraft ältern Vertrags seinem Sohne Rudolf geben. Zwar widersetzte sich des Ermordeten Schwager, Herzog Heinrich von Kärnthen; als aber die Kaiserlichen anrückten, erklärten sich die Böhmen für Rudolf, der nun seinen Einzug in Prag hielt und Wenzel's Wittwe heirathete. Bald darauf jedoch starb Rudolf und als der Kaiser seinen zweiten Sohn Friedrich zum böhmischen König machen wollte, erklärten die Böhmen, denen das habsburgische Regiment zu streng war, sie wollten keinen Österreicher mehr und beriefen nun den Herzog Heinrich von Kärnthen auf ihren Thron. Darauf rückte Albrecht abermals mit einem Heere ein, richtete aber nichts aus und begab sich, auf spätere Gelegenheit wartend, auf seine Stammgüter in der Schweiz.

3. Albrecht's Absichten auf die Schweiz. Helvetien seit dem Abgang der Zähringer. Das Haus Habsburg in der Schweiz. Erste Grundlage der Eidgenossenschaft. Die österreichischen Landvögte. Der Schwur auf dem Rütli. Wilhelm Tell. Der ewige Bund. Ermordung Albrecht's.

Schon längst her war Albrecht neben seinen andern Entwürfen bemüht, seine Stammlande in Schwaben zu erweitern. Bereits hatte er verarmten oder dienstwilligen Rittergeschlechtern und Stiftern eine Menge kleiner Herrschaften und Güter abgekauft z. B. in Niederschwaben (Nieder-Alemannien) Siegmaringen, Waldshut, den Schwarzwald, Radolfszell 2c., in Oberschwaben (Ober- oder Hoch-Alemannien oder der jetzigen Schweiz, wo der Grundstock der habsburgischen Hausmacht lag) den Frickau, das Entlibuch, die Städte Lucern und Zug, das Glarnerland, den St. Gotthardszoll, die Reichsvogtei Urseren 2c. Nun gieng er auch damit um, die reichsfreien Gemeinden von Uri, Schwyz und Unterwalden an sein Haus zu bringen, um so fortfahrend seine Herrschaft von den Alpen bis zur Donau auszudehnen. Aber an dem Freiheitsgefühl dieser kleinen freien Bauerngemeinden sollte auch nach dieser Seite hin sein Vergrößerungsbestreben scheitern, das vielmehr der Anlaß zur Erstarkung einer gegen Adels- und Fürstengewalt gerichteten eidgenössischen Macht wurde, vor der einst selbst Österreichs Doppeladler seine Fänge einziehen sollte.

Helvetien (der Name Schweiz kam erst später auf) gehörte vor dem Jahre 1032 theils zum burgundischen Reiche, theils zum Herzogthum Schwaben oder Alemannien Als die Herzoge von Zähringen im Streit mit den Hohenstaufen um die schwäbische Herzogswürde nachgaben, wurden sie dafür 1097 mit dem obern Theil Alemanniens — der jetzigen deutschen Schweiz — entschädigt und der Name Alemannien kam in diesem Lande allmählich außer Gebrauch. (Es war dies schon ein leiser Anfang zur nachmaligen Trennung der Schweiz von Deutschland.) (Die Zähringer verwalteten dieses ober-alemannische Land seit 1125 als ein deutsches Reichslehen bis zum Jahr 1218 in welchem dieses Haus ausstarb. Von da an ermangelte das Land einer einheitlichen, Verwaltung: es zerfiel daher in eine Menge größerer und kleinerer Herrschaften, in denen unter den geistlichen Herren die Bischöffe von Basel, Lausanne, Constanz, Chur, Genf, die Äbte von St. Gallen, Säckingen 2c. — unter den weltlichen die Grafen von Kyburg, Wälsch-Neuenburg, Greyerz, Toggenburg, Sargans, Werdenberg, Friburg 2c., vorzüglich aber die Grafen von Habsburg und von Savoyen als die mächtigsten hervorragten. Zwischenein thaten sich mehr und mehr freie Stadt- und Landgemeinden auf und erstarkten im Kampfe mit den sie umgebenden und oft bedrängenden geistlichen und weltlichen Herren.

Schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts setzten sich Freiburg im Uichtland, welches Berthold IV von Zähringen 1178 gebaut — und Bern, welches Berthold V 1191 gestiftet hatte, alljährlich ihren eigenen Schultheißen, der (wenigstens in Bern) bald auch den vom Reichsvogt geübten Blutbann an sich brachte und einem doppelten, aus den ritterbürtigen und ehrbaren Bürgergeschlechtern gewählten Rathe vorstand. Daselbe Ziel erreichte bald auch das reichsfreie Solothurn und fieng an, den Eingriffen der Grafen von Kyburg kräftig zu widerstehen. — In Basel, das schon unter den Saliern freie Reichsstadt war, wurden zwar die Bürgermeister noch von dem mächtigen Bischoffe ernannt, aber den Rath mußte er wenigstens durch acht von ihm ernannte Wahlherren wählen lassen. — Das reichsfreie Zürich wählte seit 1215 seinen aus 12 Patriziern und 24 Gemeinfreien bestehenden Rath und erstarkte

frühe durch regen Handelsverkehr und Gewerbsfleiß, durch die Gunst Kaiser Friedrichs II und durch tapfern Widerstand gegen den benachbarten Adel zu einem geistesregsamen, waffenstarken und sittenkräftigen Bürgerthum. — Schaffhausen und Lucern unter Äbten, Chur, Lausanne, Genf unter Bischöfen stehend, konnten nur langsam zu einem freiern Bürgerwesen gelangen.

Eine noch aus der Zeit altgermanischer Gau- und Wehrmannsverfassung herrührende Freiheit hatten sich im Mittelpunct der Alpenwelt die von Gebirgen, Forsten und Seen umgebenen sogenannten Waldstätte (Waldstädte) **Uri, Schwyz** und **Unterwalden** bewahrt und standen schon seit dem Jahr 809 unter dem Schutz des deutschen Reichs. Sie stunden unter einem selbstgewählten, jährlich wechselnden Ammann, schlichteten ihre Streitigkeiten durch 7 bis 9 selbstgewählte Richter, denen für gewisse Fälle Gehülfen (Geschworne) beigeordnet wurden, und rathschlagten über Gemeindeangelegenheiten in den jährlichen Volksversammlungen. Dabei stellten sie, treu dem Kaiser, ihre Mannschaft zum Reichsaufgebot und überließen dem Reichsvogt den Blutbann. Sie waren zwar streng-kirchlich, duldeten aber keine Eingriffe der Priestergewalt in die weltlichen Hoheitsrechte, weßhalb sie sich oft den Bann zuzogen. — Ihre Sitte und Lebensweise war äußerst schlicht und einfach. „Unbekannt mit den Bedürfnissen und Gelüsten städtischer Üppigkeit zogen sie im Frühling sammt den Heerden in das entlegene und erhabene Alpengelände, kehrten beim Anfang der rauhen Jahrszeit in die Wohnungen der mildern Thalgründe zurück, verkauften nach Luzern oder Zürich die Früchte der häuslichen Betriebsamkeit und folgten den Spuren des Wildes, also, daß eine ununterbrochene Übung den Vollgenuß der leiblichen und gemüthlichen Kräfte bewahrte und eine glückliche Mischung der Abgeschiedenheit und des rührigen Verkehrs eine gewisse Stärke des Gefühls und Verstandes ausbilden konnte." (S. K. Kortüm a. a. O. II, 3.)

Mitten unter diesen freien Landleuten wohnten aber auch, außer den Kloster- und Stiftsherren (von Lucern, Einsiedeln, Muri, Engelberg 2c.), eine große Zahl adeliger Geschlechter in ihren Burgen und lebten theils von den Zinsen und Steuern ihrer Hörigen, theils vom Ertrag selbstbewirthschafteter Güter, theils vom Pachtzins ihrer Meyer oder Beständner. Zu diesen Adelsgeschlechtern gehörten z. B. in Uri die Freiherrn von Attinghausen, von Schweinsberg 2c., in Schwyz die Stauffacher die Reding 2c., in Unterwalden die Rubenz, die Wolffenschieß, die Winkelried 2c.

Anfangs lebte dieser Adel, so lange er noch von altväterlicher Einfachheit war, in Frieden mit den Landleuten. Als er aber durch wohlfeil erhaltene Lehen reich wurde, stellte sich bei vielen dieser Burgherren Übermuth und Verachtung gegen die Minderbegüterten und besonders gegen die Bauern ein. Als sodann das Landvolk und der untere Adel sich im letzten Streit der Hohenstaufen mit der Kirche zum Kaiser Friedrich II hielten, der höhere Adel aber auf Gregor's IX Seite war, mehrten sich die Zerwürfnisse und führten auch zu gewaltsamen Auflehnungen der Hörigen gegen ihre Gutsherren. Auch die Habsburger waren dabei betheiligt.

Das Haus **Habsburg** nämlich, das schon im 10. Jahrhundert auf beiden Rheinufern im Sunt- und Breisgau Stamm- und Lehngüter besaß, hatte im J. 1020 durch die Erbauung der Veste Habsburg bei Bruck im Aargau einen Mittelpunct zu neuen Erwerbungen in Ober-Alemannien bekommen, die es nach und nach durch Heirath, Erbschaft, Kauf und Verträge im Aargau sowohl, als in andern Theilen der Schweiz machte. — Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts theilte sich das Haus Habsburg in zwei Linien. Die ältere Linie, aus welcher Kaiser Rudolf stammte, hatte unter seinen schweizerischen Besitzungen, (zu denen außer der erblichen Landgrafschaft Aargau, die Herrschaft Ittingen, das Zugerland, der Thurgau, die Städte Lucern, Zofingen, Freiburg, Peterlingen oder Payerne, Murten u. a. gehörten) auch in

den Landſchaften Uri, Schwyz und Unterwalden Landvogteien am Vierwaldſtätterſee. — Auch die jüngere Linie der Grafen von Habsburg-Laufenburg, welche Säckingen, Rheinfelden, die Grafſchaften Thun und Burgdorf ꝛc. beſaß, hatte Vogteien an jenem See. Weil dieſe jüngere Linie welfiſch-geſinnt war, hatte Kaiſer Friedrich II ihre Vogteiuntergebenen zur Stärkung der ghibelliniſch-geſinnten älteren Linie unabhängiger gemacht, d. h. ſie von der Landgrafſchaft gelöst und zu Reichsvogteien erhoben, ſo daß ſie von da an gegen ihre bisherigen Grundherren im Bunde mit Zürich und Lucern zur ältern habsburgiſchen Linie hielten. Doch wußte die jüngere Linie ihre Vogteien bald wieder zum Gehorſam zurückzubringen. Allein das Freiheitsgefühl war nun einmal in ihnen erwacht, und der Wunſch von ihren Oberherren frei zu werden, theilte ſich allmählich allen hörigen Bewohnern jener Gebirgsthäler mit; ſo lange aber der geehrte Kaiſer Rudolf regierte, unternahmen ſie nichts Eigenmächtiges.

Da die drei freien Landgemeinden ſich durch die um ſich greifende Herrenmacht immer mehr eingeengt ſahen, wurden ſie für ihre uralte Freiheit beſorgt. Daher beſchloßen ſie ihre frühern Bündniſſe in einer ſchriftlichen Urkunde zu erneuern und traten 1291 in eine förmliche Eidgenoſſenſchaft zuſammen. Da nun noch in demſelben Jahre Kaiſer Rudolf ſtarb, ſo erklärten ſich ſowohl die unter Habsburg, als auch die unter andern Oberherren ſtehenden Zins-, und Dienſtpflichtigen zu freien Landgemeinden und Kaiſer Adolf beſtätigte ihnen ihre Freiheit. Doch gelang es dem Herzog Albrecht von Öſterreich, die ihm zuſtändigen Vogteien in den drei Waldſtätten wieder ſeiner Landgrafſchaft zu unterwerfen, während die übrigen Gemeinden dieſer Thäler ſich in ihrer errungenen Freiheit erhielten.

Sobald Albrecht ſeinen Gegner Adolf beſiegt und dadurch freiere Hand erhalten hatte, gieng er damit um, ſich in der Schweiz, theils durch Gewalt, theils durch Geld und Liſt ein gerundetes öſterreichiſches Fürſtenthum zu gründen.

Im J. 1300 machte er den drei freien Waldſtätten den Antrag, „ihre freie Reichsunmittelbarkeit mit der habsburgiſchen Schirmherrſchaft zu vertauſchen.“ Aber alle, Edle wie Unedle, Freie wie Hörige, wieſen unter ihrem Landammann Werner von Attinghauſen den Antrag zurück und baten um Beſtätigung ihrer Freiheit und um Sendung eines Reichsvogts. Da ernannte Albrecht zwei in ſeinen Dienſten ſtehende Landvögte und gab ihnen bewaffnete Macht bei. Der eine, Hermann Geßler von Bruneck (Brauneck) ſaß zu Küßnacht am Lucerner See, um über Schwyz und Uri —, der andere, Beringer von Landenberg, auf der Burg zu Sarnen, um über Ob- und Nidwalden zu ſchalten. Beide waren herriſche, übermüthige Hofmänner, welche das Landvolk verachteten, deſſen alte Rechtsgewohnheiten verhöhnten, neue Zölle und Steuern auflegten, das kleinſte Vergehen hart und ungerecht beſtraften, und durch ſonſtige Willführgebote bedrückten. Auf Klagen und Beſchwerden beim Könige folgte härtere Behandlung und dazwiſchen der liſtige Rath, ſie ſollten gleich Lucern, Glarus und Zug die öſterreichiſche Herrſchaft anerkennen, dann würde aller Noth bald abgeholfen ſeyn. Das wollten aber die freien Männer nicht, zumal ſie wohl wußten, daß alsdann der Zinſen, Zehnten und Abgaben noch mehr würden. Sie ertrugen daher das Elend ſo lange, bis mehrere allzu ſchreiende Frevelthaten, welche die Landvögte und ihre Untervögte verübten, ſie zur Selbſthülfe reizten.

Die Sage bezeichnet das Verfahren dieser Landvögte mit den grellsten Zügen. Als der edle Werner Stauffacher in Steinen zu Schwyz sich ein schönes Haus baute, sagte Geßler: „er wolle nicht, daß die Bauern Häuser bauten ohne seine Verwilligung; auch nicht, daß sie so frei lebten, wie die Herren, er werde ihnen das wehren!" — Sein Untervogt Wolffenschieß zu Roßberg stellte dem schönen Weibe des Konrad Baumgarten nach. Einst trat er in dessen Abwesenheit in's Haus und befahl ihr, ihm ein Bad zu bereiten. Dabei suchte er sie zu vergewaltigen, ward aber von ihrem rückkehrenden Mann erschlagen. — Landenberg, noch schlimmer als Geßler, ließ seiner Habsucht und Geldgier ungemessenen Raum. Einst ließ er dem Bauern Heinrich an der Halden aus Melchthal um geringer Ursache willen zwei schöne Ochsen vom Pflug nehmen und dabei sagen, die Bauern könnten selbst den Pflug ziehen! Da schlug Heinrich's Sohn Arnold im Zorn mit dem Stock nach dem Vogtsknechte und zerbrach ihm zwei Finger. Als Arnold, darüber erschrocken, entfloh, ließ der Landvogt dem alten Vater desselben die Augen ausstechen. Der junge Arnold hatte sich zu dem angesehenen und weisen Walther Fürst von Attinghausen in Uri geflüchtet, den bereits Werner Stauffacher, von seinem hochsinnigen Weibe Margaretha angetrieben, für einen rettenden Widerstand gewonnen hatte. Hier gelobten diese drei Männer, ein jeder in seiner Heimath heimlich vertraute und besonnene Männer zur Wiedergewinnung der alten Freiheit zu werben und sich zur förmlichen Errichtung derselben zu einer bestimmten Frist wieder einzufinden.

Am Mittwoch vor Martini (d. 7. Nov.) des Jahres 1307, (nach Tschudi und der Zürcher Chronik der Gebrüder Krieg im J. 1306) traten bei nächtlicher Weile Walther Fürst aus Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold Melchthal von Unterwalden, jeder von zehn vertrauten Männern seines Landes begleitet, im Rütli (Grütli), einer einsamen Waldwiese am Ufer des See's, zusammen und schwuren mit erhobenen Händen, die Freiheit der Altvordern gegen Willkührherrschaft zu vertheidigen, die Vögte zu vertreiben und einander bei Gericht und Recht zu schirmen, ohne jedoch die Pflichten gegen das h. römisch-deutsche Reich und gegen die Kirche zu verletzen, noch Jemand andern, selbst nicht den Habsburger, in seinen Rechten zu kränken, auch kein Blut zu vergießen, noch sonst Rache zu üben. Als Zeitpunct zum Ausbruch der Erhebung wurde der nächste bevorstehende Jahresanfang bestimmt. Unterdessen bewahrten die Eidgenossen ihr Geheimniß und hielten sich selbst da noch ruhig, als kurz darauf eine neue Unthat Geßler's den Volkszorn steigerte und Wilhelm Tell von Bürglen in Uri im Rachegefühl des empörten Vaterherzens den Landvogt erschoß.

Geßler hatte, den wachsenden Unmuth des Volks gewahrend, um die Widerstrebenden von den Unterwürfigen zu unterscheiden, auf dem Markte zu Altdorf einen Herzogshut auf einer Stange aufstecken und verkünden lassen, daß jeder Vorübergehende demselben die nämliche Ehre erweisen sollte, wie wenn es der Herzog selbst wäre. Als nun Tell, Walther Fürst's Schwiegersohn, ein freiheitliebender Mann und im ganzen Lande bekannt als trefflichster Bogenschütze, vorübergieng, ohne den Hut zu beachten, bedrohte ihn Geßler mit dem Tode, bot ihm aber Gnade an, wenn er ihm seine Schützenkunst darin zeigen würde, daß er seinem Knaben einen Apfel vom Kopfe schösse. Vergebens bat Tell um Schonung und Erlaß dieser unmenschlichen Zumuthung. Da kein Bitten half, nahm Tell zwei Pfeile, steckte den einen in den Koller, zielte und traf mit dem andern glücklich den Apfel. Von Geßler befragt, was es mit

dem andern Pfeil auf sich habe, gestand Tell, daß derselbe, im Fall der Schuß seinem Kinde das Leben gekostet hätte, für den Landvogt bestimmt gewesen wäre. Da ließ ihn Geßler binden und auf einen Kahn bringen, um ihn mit sich über den See nach Küßnacht zu nehmen. Schon war man auf der Fahrt jenseits des Rütli gekommen, da brach der Föhn (Sturm) los und drohte dem Schiffe den Untergang. Auf die Äußerung der Schiffsleute, daß allein Tell im Stande wäre, das Fahrzeug zu retten, hieß ihn Geßler losbinden und das Ruder ergreifen; Tell that's, trieb aber das Schiff an eine felsige Uferstelle (jetzt Tellsplatte genannt), ergriff schnell sein Schießzeug und sprang aus dem Schiff, indem er es zugleich mit dem Fuß in den See zurückstieß. Mit Noth entgieng Geßler dem Ertrinken, und als er nach seiner Landung die hohle Gasse nach Küßnacht hinunter ritt, schoß ihm Tell, der ihm aufgelauert hatte, den Pfeil in die Brust. Die That erscholl durch's ganze Land und ermuthigte viele zagende Herzen. — Also die Sage, welche von der neuern historischen Kritik bis auf den Namen Tell, den sie zugiebt, in der nüchternsten Weise angezweifelt wird, indem sie so weit geht, zu behaupten, es habe nie ein Geßler in Küßnacht gewaltet, und die argen Bedrückungen habsburgischer Vögte seyen nur Übertreibungen spätern Hasses gegen Österreich. Indeß wird sich wenigstens ein historischer Kern nicht wegläugnen lassen. (Was den Apfelschuß betrifft, so findet sich derselbe Zug allerdings schon in der ältesten deutschen Sage von Eigel, dem Bruder Wieland's des Schmied's, am Hofe König Nidungs.)

Am Neujahrstage des Jahres 1308 lösten die Eidgenossen ihr Wort: sie nahmen zu gleicher Zeit alle Burgen und Zwinghöfe in ihrem Lande ein, verjagten ohne Blutvergießen die Landvögte und ihre Gewaltgehülfen und in Kurzem tönten von Alp zu Alp die Hörner zur Verkündigung der gelungenen Befreiung, worauf dann am 6. Januar aus den drei Waldstätten je 30 Abgeordnete in Brunnen zusammentraten und auf zehn Jahre den Bund beschworen.

Die Verjagung des Landvogts Landenberg hatte der Sage gemäß unter folgenden Umständen statt. Am Neujahrsmorgen, als er von seiner Burg Sarnen herab in's Dorf zur Messe gieng, begegneten ihm 20 Unterwaldner mit Ziegen, Lämmern, Hühnern ꝛc. zu herkömmlichen Neujahrsgeschenken für ihn. Er hieß sie dieselben in die Burg tragen und gieng weiter. Unter dem Burgthor steckten die Männer scharfe Eisen auf ihre Hirtenstäbe, gaben ein Zeichen, auf welches noch 30 Männer aus einem Versteck herbeikamen, und nahmen die überraschte Burgwache gefangen. Als Landenberg bei seiner Rückkehr das Geschehene wahrnahm, entfloh er, wurde aber hinter Sarnen eingeholt und mußte Urfehde (Urphed) schwören, daß er nie wieder das Gebiet der Waldstätte betreten und auch keine Rache nehmen wolle.

Als Kaiser Albrecht, eben im Begriff, wieder gegen Böhmen zu rüsten, an seinem Hoflager zu Baden von dem vertriebenen Landvogt die unerwartete Kunde von dem Abfall der Waldstätte erhielt, beschloß er strenge Ahndung an den Bauern zu nehmen; aber ehe er noch die Anstalten dazu beenden konnte, traf ihn von der rächenden Hand eines Verwandten ein trauriges Geschick. Der 19jährige Sohn seines früher verstorbenen Bruders Rudolf, Johann von Schwaben (nachher Joannes parricīda genannt), hatte schon länger her von dem kaiserlichen Oheim, seinem Vormunde, die Herausgabe seines väterlichen Erbes, besonders Oberschwabens, verlangt, war aber stets mit der Weisung vertröstet worden, daß ihm dafür Thüringen zu Theil werden sollte, zu dessen Erobe-

rung Albrecht damals noch Krieg führte. Darüber unmuthig und von bösen Rathgebern aufgehetzt, faßte der ehrgeizige, zum Zorn geneigte Jüngling mit noch einigen Genossen, die sich bei ihm Ehren und Würden versprachen, den finstern Gedanken, sich durch Ermordung seines Oheims zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Ausführung gelang: der Kaiser erlag den Meuchelstreichen der Verschwornen am 1. Mai 1308. Sein Tod aber setzte das Reich in Verwirrung, die der junge Freiheitsbund der Eidgenossen eine Zeit lang ungestört zu seiner Erstarkung benützen konnte.

Die nähern Umstände von Albrecht's Ermordung sind folgende. Er ritt eben von seinem Hof in Baden aus, wo er das Maifest gefeiert hatte, nach der Tafel vergnügt gen Rheinfelden seiner Gemahlin entgegen, die er von dort zurückerwartete. In seinem Gefolge befand sich auch Johann mit seinen Verschwornen, den Rittern Walther von Eschenbach, Rudolf von der Balm, Rudolf von Wart und Konrad von Tegernfeld. Als man bei Windisch an die Reuß kam, wußten sie es so einzurichten, daß sie mit dem Könige zuerst in den Nachen stiegen und übersetzten, während das übrige Gefolge auf die rückkehrende Fähre wartete, um dann auch übergesetzt zu werden. Angekommen am jenseitigen Ufer, hielt Johann den Kahn noch etwas zurück, damit die Zurückgebliebenen nicht zu schnell nachkämen. Unterdeß fiel Eschenbach dem Pferde des Königs in den Zügel, und als dieser schrie: „Zu Hülfe Vetter!" stieß ihm Johann mit den Worten: „Hier der Lohn des Unrechts!" von hinten her das Eisen in den Nacken und Balm führte einen Schwertstreich nach dem Kopf, so daß der König vom Pferde sank, auf das sich Johann sogleich schwang, um zu entfliehen; auch die andern entflohen. Eine alte Frau im Felde, welche die grause That gesehen hatte, lief herbei, um dem Könige zu helfen, der gleich darauf, das Haupt in ihrem Schooße, starb. Johann entkam und verscholl gänzlich: man glaubt, er habe als Mönch verkleidet Italien erreicht und sich dort in einem Augustinerkloster von Pisa bis an sein Ende verborgen. Auch Eschenbach lebte 35 Jahre lang als Schäfer im Württembergischen verborgen, und Balm starb in einem Beguinenhause zu Basel.

Gleich nach Albrecht's Tode erschien sein zweiter Sohn Friedrich der Schöne mit einem Heere in der Schweiz, weil er einen allgemeinen Aufstand vermuthete, fand aber alles ruhig. Albrecht's Gemahlin Elisabeth und seine Tochter Agnes (Wittwe des Königs Andreas III von Ungarn) übten nun an Allem, was den Mördern angehörte, schwere Rache. Die Burgen derselben, zehn an der Zahl, wurden zerbrochen, ihre Güter verwüstet und ihre Verwandten und Dienstleute grausam getödtet oder verjagt. Agnes ließ allein 63 Mannen des Herrn von Balm vor ihren Augen enthaupten, und würde Eschenbach's wimmerndes Kind eigenhändig erwürgt haben, wenn nicht die Kriegsleute aus Mitleid es ihr entrissen hätten. Herr von Wart, der allein auf der Flucht erreicht worden war, wurde, obgleich er selbst keine Hand an den Kaiser gelegt hatte, lebendig auf's Rad geflochten, auf dem er noch drei Tage lebte, während neben ihm seine Ehefrau betend auf sein Verscheiden wartete! Als Herzog Friedrich dem Wüthen der Frauen Einhalt thun wollte, sagte Elisabeth zu ihm: „Du hast den blutigen Leichnam nicht gesehen! Baarfuß und bettelnd wollt' ich durch die Welt gehen, wenn ich deinen Vater noch am Leben wüßte!" — So wurden an tausend Menschen dem leidenschaftlichen Rachegefühl der Frauen geopfert, das zwar in der großen Zärtlichkeit, mit der Albrecht alle seine Kinder liebte und von ihnen geliebt wurde, einige Entschuldigung findet, aber doch von der Rohheit jener Zeit und der despotischen Willkühr der in ihr Herrschenden zeugt. — Auf der Stelle, wo Albrecht gefallen war, bauten die fürstlichen Frauen das Kloster Königsfelden, wo Agnes ihr übriges Leben zubrachte und 1364 mit dem Ruf einer Heiligen starb.

2. Kapitel. Gebietende Stellung Frankreich's und Wendepunct der päpstlichen Macht.

1. Philipp III. Philipp IV August der Schöne. Angriffe auf die heimische Hierarchie. Die Legisten als Gegensatz gegen Lehensaristokratie und Klerus. Beginn des Kampfs zwischen dem französischen Königthum und dem Papstthum. Krieg mit England. Vermittlungsversuch Bonifacius' VIII. Der flämische Freiheitskrieg. Berufung des Parlaments. Der Tiers état. Bann. Überfall des Papstes zu Anagni; Tod desselben.

Mit mehr Glück, als der deutsche König, aber auch mit größerer Berechnung und noch größerer Nichtachtung alles Rechts setzte sein französischer Nachbar den Plan kronhoheitlicher Machtvollkommenheit durch. Auch Ludwig's des Heiligen Sohn, König Philipp III oder der Kühne (1270—1285) hielt die stolzen Vasallen im Zaum und wußte seine ganze Regierung hindurch den Landfrieden zu erhalten.

Durch den Tod seines kinderlosen Oheims, des Grafen Alfons von Poitou und dessen Gemahlin Johanna, Raymunds VII Tochter, war dem Könige die wichtige Grafschaft Toulouse (1271) und nachher auch die Grafschaft Chartres zugefallen. Selbst König Eduard I von England erwies als Herzog von Guyenne ihm zu Paris die öffentliche Lehenshuldigung. Unglücklicher Weise aber ließ sich Philipp vom Papst Martin IV zu einer Unternehmung auf Aragonien, dessen König Peter sich in Folge der sicilischen Vesper (XVI. 7, 3) zum Herzog von Sicilien gemacht hatte, durch die Aussicht bewegen, dieses Land für einen seiner Söhne als ein päpstliches Lehen zu bekommen. Schon hatte er Pampeluna und andere feste Plätze erobert, als er auch mit dem König Sancho II von Castilien in Conflict gerieth und dieser sich mit Aragonien gegen ihn verbündete. Nachdem Philipp bereits in Catalonien die Stadt Girona eingenommen hatte, mußte er sich zurückziehen, erkrankte und starb in Perpignan.

Sein Sohn Philipp IV August der Schöne (1283—1315) war erst 18 Jahre alt, aber schon mit Johanna, der Erbin von Navarra und Champagne vermählt, als er die Regierung antrat. Gestützt auf die von seinem Vater und Großvater gelegten Grundlagen und getrieben von Hab- und Herrschgier, betrieb er 29 Jahre hindurch die Erweiterung der Krongewalt durch alle Mittel einer schlauen und beharrlich vorschreitenden sowohl, als gewaltthätigen und frevelhaften Staatskunst, und wenn er auch das Bürgerthum gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit sehr begünstigte, erwies er sich doch im Grunde als der ärgste Volksbedrücker, wie nicht minder als der schlimmste Feind seiner Nachbarn.

Welch' ein gefährlicher Nachbar für Deutschland er war, zeigte sich unter der Regierung Adolf's und Albrecht's, indem er wie oben K. 1, 2 berührt worden, mehrere Theile Lothringens an sich riß und sich zum Lehensherrn des von ihm durch Bestechungen gewonnenen Grafen Otto von Burgund machte.

Unter ihm trat Frankreich einerseits mit England, anderseits mit

der Hierarchie in einen erneuerten Gegensatz, der in letzterer Beziehung so eingreifend war, daß er die geistliche und weltliche Aristokratie als die beiden Hauptpfeiler, auf welchen der mittelalterliche Staats- und Kirchenbau ruhte, rasch zum Sinken brachte. Wenn auch das ganze System noch lange der Form nach bestand und einzelne Versuche zu seiner vollen Wiederbelebung nicht ausblieben, so wurde ihm doch durch Philipp den Schönen der „Hauptnerv“ durchschnitten.

Die ersten Angriffe Philipp's des Schönen auf den damaligen Bestand der Dinge waren zunächst auf die einheimische Hierarchie gerichtet. Gleich seine Verordnung, nach welcher alle, geistliche wie weltliche, Gerichtshöfe im ganzen Königreich zu Richtern nur Laien (die sogenannten Legisten), — auch die weltlichen Parteien nur weltliche Procuratoren — nehmen durften und alle geistlichen Richter, sogar in geistlichen Landen, sogleich ihr Amt ablegen mußten, war eine der kühnsten und gewaltsamsten Maßregeln: sie versetzte der Kirche Frankreichs den schwersten Schlag, der sie bis dahin getroffen hatte, weil ihre Diener dadurch im Volk so wie an Ehrfurcht, so auch an Einfluß verloren.

Dieser Schritt glich, weil er ohne die Zustimmung der Betheiligten bloß aus königlicher Machtvollkommenheit erfolgte, einer völligen Revolution, denn indem er die Geistlichen — was uns heut zu Tage als etwas ganz Natürliches vorkommt — von der Verwaltung der Justiz entfernte, führte er zur Trennung des bürgerlichen und religiösen Elements, der politischen und geistlichen Macht, auf deren genauen Verbindung eben das feudalistisch-hierarchische System beruhte. Die Durchführung jener Verordnung wäre unmöglich gewesen, wenn sich nicht schon länger her in allen Reichen, in denen die königliche Macht das Übergewicht über die Feudalwelt zu bekommen angefangen hatte, an den Höfen und im Rathe der Fürsten ein besonderer Stand, der Stand der **Legisten** (Juristen) oder Rechtskundigen zu bilden angefangen hätte, der zwar anfangs „im Schatten der Kirche verborgen“ und noch mit dem Klerus vermischt war (indem viele Legisten anfangs noch mit Pfründen und selbst hohen geistlichen Würden bekleidet wurden), sich aber bald wegen seiner der Welt zugekehrten Richtung von der Hierarchie trennte und bei wachsender Stärke der königlichen Macht an diese sich anschloß. Dadurch, daß diese Legisten vorzugsweise dem Studium des römischen Rechts oblagen und dessen Grundsätze von der souveränen Gewalt des Fürsten, von der Fiscalität des Staats und der Unterwerfung aller Seiten des volklischen Daseyns unter die öffentliche Gewalt erneuerten und verbreiteten, — traten sie eben so mit dem Wesen der Lehensaristokratie, als mit den Ansprüchen des Klerus in den entschiedensten Gegensatz. Aus diesen Rechtskundigen, die größtentheils aus dem Bürgerstande hervorgiengen und durch Geist und Bildung sich auszeichneten, nahm Philipp seine meisten Beamten, insbesondere die Richter und Procuratoren und ihrem Einflusse mag allerdings auch Vieles von dem zuzuschreiben seyn, was sich im Character dieses Fürsten Schroffes und Hartes, namentlich gegen den Adel und Klerus Feindliches zeigte: denn jene seine Räthe, die Legisten, hatten gegen diese beiden Standesklassen, denen sie (Ausnahmen abgerechnet) nie vollkommen einverleibt werden konnten, gewissermaßen eine „angeborne“ Abneigung und schloßen sich daher an den Thron, von dem sie alles hofften, als an ihren einzigen Halt eng an. (Im Stand der Legisten des Mittelalters wurzelt der moderne Beamtenstand und dessen Herrschaft). S. Arnd a. a. O. I. S. 606 ff.

Nicht lange darauf verbot Philipp diesen seinen Beamten, dem Verlangen der Geistlichkeit zur Verfolgung der Juden und Ketzer ohne seine Einwilligung zu willfahren, und um der Vergrößerung des kirchlichen Besitzes und dem daraus folgenden Verluste des Staatsschatzes Einhalt zu thun (welcher dadurch entstand, daß die Kirche stets erwarb, ohne je zu veräußern), so gebot er, daß die Geistlichkeit bei Erwerbung von liegenden Gründen drei- bis sechsmal mehr, als ein weltlicher Erwerber, an den Fiscus zahlen solle. Wie sehr bereits das Ansehen der Geistlichkeit in Frankreich beim Volke gesunken war, ersieht man aus dem Schweigen, mit dem es solchen Eingriffen in deren bisherige Rechte zusah.

Um die Staatseinkünfte zu regeln, führte er stehende Steuern ein. Auch verschaffte er sich das alleinige Münzrecht, erregte aber durch Münzverschlechterung mehrmalige Aufstände. (Ein Denier z. B. aus der Zeit Ludwigs des Heiligen wog mehr als drei der seinigen. Daher nannte das Volk ihn den „Falschmünzer".) — Die Juden vertrieb er, um sich durch Einziehung ihrer Güter zu bereichern.

Bald auch sollte dem Könige der erneuerte Gegensatz, in den er mit England trat, Gelegenheit geben, der ganzen römischen Hierarchie in ihrem Oberhaupte den empfindlichsten Schlag beizubringen, den übrigens Philipp bei all' seinem Trotz auf das Recht des Stärkern, wohl kaum in der Art gewagt hätte, wenn nicht der Character seines kirchlichen Gegners, dem seinigen ähnlich, ihn bis zu dieser Höhe des Gegensatzes gereizt hätte.

Der Kampf zwischen Papst und Kaiser war zu Ende: der Hieropapat hatte über den Cäsareopapat gesiegt; nun folgte ein anderer Kampf zwischen dem Papstthum und dem französischen Königthum, der die Überwältigung Frankreichs zum Ziel hatte, aber in seinem Ausgange das Papstthum in französische Gewalt und in dessen politische Stellung auch zu andern Staaten eine Veränderung brachte, welche, wie einst am Anfange des Mittelalters, Grundlage einer künftigen neuen Kirchenverfassung wurde.

Ein zufälliger Streit nämlich zwischen französischen und englischen Seeleuten im Hafen zu Boulogne führte zwischen Franzosen und Engländern zu einem blutigen Kampf, welcher, ehe noch die Könige sich einmischten, 15000 Menschen das Leben kostete. Deßhalb forderte Philipp von dem König Eduard I Genugthuung und beschied ihn als seinen Vasallen vor das Lehnsgericht. Eduard, damals mit Schottland beschäftigt, wünschte die Sache in Güte beizulegen und verstand sich zu der Genugthuung, das Herzogthum Guyenne zum Schein von den Franzosen besetzen zu lassen unter der Bedingung der alsbaldigen Zurückgabe des Landes und der Aufhebung der lehnsgerichtlichen Vorladung. Die Zurückgabe aber erfolgte nicht, dagegen eine nochmalige Vorladung und auf Eduard's Nichterscheinen der Verlust des Lehens.

Erzürnt darüber verband sich Eduard mit dem Grafen Guido (Veit) II von Flandern und mit dem Kaiser Adolf (K. 1, 2.), worauf Philipp sogleich in Flandern einfiel und mit Eduard's Gegnern dem

Könige Johann von Schottland und den Einwohnern von Wales, die sich kaum erst der englischen Krone unterworfen hatten, ein Bündniß eingieng.

Diesen Streit nun suchte der damalige Papst **Bonifacius** VIII, ein Mann „voll päpstlichen Herrschergefühls, gebieterischen Tons und aufbrausenden Eifers", zur Erweiterung seiner Macht zu benützen. Er bot nicht blos seine Vermittelung an, sondern setzte sogleich Guyenne und die von Philipp gemachten Eroberungen unter Sequester. Da erklärte Philipp, daß ein König von Frankreich in Sachen des weltlichen Rechts keine päpstliche Vermittlung anerkenne, und legte zur nachdrücklichern Betreibung des Kriegs auch den Geistlichen schwere Steuern auf. Nun verbot der Papst durch seine Bulle Clericis laicos den Geistlichen, nicht nur diese Steuern, sondern überhaupt irgend eine Abgabe zu zahlen, und bedrohte Geber und Empfänger mit dem Bann.

Dagegen erklärte Philipp, die Geistlichen seyen zugleich Glieder des Staats und große Grundbesitzer, könnten folglich als solche sich den allgemeinen Lasten nicht entziehen; und um den Papst zur Nachgiebigkeit zu stimmen, verbot er allen französischen Unterthanen bei schwerer Strafe, irgend Geld oder Kostbarkeiten in's Ausland zu senden, wodurch natürlich auch zugleich die bisherigen Geldzuflüsse an den römischen Stuhl stockten.

Als nun der Papst seiner Bulle eine mildere Deutung gab und erklärte, sie sey auf Lehensgefälle und freiwillige Gaben an den Staat zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nicht auszudehnen, so nahm Philipp das Geldausfuhrverbot zurück und war geneigt, sich in seinem Streite mit England den päpstlichen Schiedsausspruch gefallen zu lassen. Da dieser aber nicht nach seinem Sinne ausfiel, so ließ er durch seinen Bruder Karl von Valois ganz Flandern besetzen und den Grafen Guido bereden persönlich die Gnade des Königs zu suchen. Dieser, durch ein Sicherheitsversprechen getäuscht, that es, wurde aber sammt seinen Söhnen und 40 flandrischen Rittern treulos gefangen gehalten und mußte seine Grafschaft Flandern als verwirktes Lehen einziehen sehen (1300), während sie doch eigentlich zum deutschen Reiche gehörte. Sie wurde alsdann von einem königlichen Statthalter verwaltet, konnte aber nur theilweise behauptet werden.

Der Freiheitssinn der Bürger und Bauern in Flandern nämlich, des französischen Drucks überdrüssig, griff bald darauf unter der Leitung eines Leinewebers von Brügge, Peter Koningk (Pierre le Roi), zu den Waffen und selbst die meisten Städte schloßen sich dem Aufstand an. Umsonst sandte Philipp sein bestes Ritterheer aus: es wurde vom flämischen Landsturm in der Schlacht bei Cortryk (Courtray) 1302 fast gänzlich vernichtet. Endlich aber mußte doch Graf Robert, Guido's Sohn, dem Übergewicht der Franzosen weichen und denselben das Land diesseits der Lys mit mehreren Städten, darunter Lille und Douay, abtreten, wogegen Philipp die Freiheiten und Rechte Flanderns zu achten versprach. Indeß war dieß eine Nothsühne, die keine lange Dauer verbürgte.

Der Papst, unwillig über die treulose Behandlung des Grafen von Flandern, und gekränkt durch die gute Aufnahme, welche zwei von ihm abgesetzte Cardinäle (aus der von ihm bitter gehaßten Familie Colonna) bei Philipp fanden, zuletzt endlich schwer gereizt durch die Gefangennehmung seines Legaten, durch welchen er dem Könige einen scharfen Vorhalt über sein ganzes bisheriges Leben hatte machen lassen, — erließ nun in der Hitze eine Bulle, durch welche er alle französischen Geistlichen und Doctoren der Universitäten Paris und Toulouse zu einer Versammlung nach Rom berief, um dort mit ihm Hand an eine völlige Neugestaltung des französischen Hofes und Staates zu legen. Philipp, darüber empört, ließ diese Bulle öffentlich zu Paris verbrennen, verbot alle Reisen nach Rom und berief, um der päpstlichen Anmaßung auf's kräftigste entgegenzutreten, die Reichsstände (états généraux) oder das Parlament, zu welchem er außer dem Adel und der Geistlichkeit (welche letztere eine Zeit lang von ihm davon war ausgeschlossen gewesen), auch zum erstenmal Abgeordnete des Bürgerstandes (des tiers état) aus den sogenannten guten Städten mit Sitz und Stimme zuzog.

Das Parlament selbst wird von Manchem irrthümlich als eine „Schöpfung" dieses Königs angesehen; er hat nur dessen Wirksamkeit erweitert, seine Formen geregelt und es in Paris fixirt. Zugleich wurde durch ihn der Character des Parlaments, in welchem ohnedieß die Geistlichen nie einen hervorragenden Theil gebildet hatten, ein durchaus weltlicher, rein politischer, dem Geiste der Hierarchie entgegengesetzter, — was daher kam, daß die oben bezeichneten Legisten oder Rechtskundigen zu den Parlamenten zugezogen wurden, ohne Repräsentanten des Klerus oder des Adels zu seyn. (Diejenigen unter ihnen, welche vom Könige erbliche Würden und durch Ankauf von Lehen adelige Rechte erhalten hatten, bekamen, wenn sie in den Parlamenten saßen, den Namen noblesse de robe, im Gegensatz zu dem alten Feudaladel, den man noblesse d'epée hieß.) Anfangs hatten die Edlen und die Prälaten in den Parlamenten noch die entscheidenden Stimmen und hießen conseillers jugeurs (Richter-Räthe), während die hinzugekommenen, meist bürgerlichen Legisten nur conseillers rapporteurs (geschäfts-vorbereitende und berichtende Räthe) hießen. Weil nun diese letzteren durch ihre Einsicht und Fähigkeit die Adeligen und Geistlichen überragten, so zogen sich die Adeligen mehr zurück und überließen den Legisten die entscheidende Stimme. — Von diesen Legisten nun bestimmt, berief Philipp zu diesem, gegen die hierarchischen Bestrebungen gerichteten Parlamente auch die Städte, aus denen zwar schon früher einzelne Abgeordnete für Handels- und Gewerbsachen zugezogen worden, die aber noch kein eigentlicher Bestandtheil der Volksrepräsentation gewesen waren. Von nun an aber wurde im französischen Parlament auch der Bürgerstand vertreten und machte mit dem adeligen und geistlichen Stande Einen Körper aus. Ohne diese Einigung des Königs mit allen Ständen seines Volks hätte er den Kampf mit dem Papstthum und der Hierarchie nicht aufnehmen können, ohne zu unterliegen.

In diesem Parlamente nun beschloß der Adel- und Bürgerstand, in keiner Weise eine Beschränkung des Königthums zu dulden; selbst der geistliche Stand mußte am Ende diesem Beschlusse beitreten, und bat in einem eignen Schreiben den Papst um Mäßigung, welche allein der ohnedieß so bedrängten gallicanischen Kirche die Ruhe erhalten könne. Der Papst aber ließ sich nicht irre machen, sondern hielt die anberaumte Klerusver-

sammlung zu Rom, in welcher sich doch eine Anzahl französischer Prälaten eingefunden hatte. Bald erschien die Bulle Unam sanctam, welche die Behauptung enthielt, es gebe nur Eine Gewalt auf Erden, nämlich die geistliche, von der die weltliche nur ein Ausfluß sey, und welche mit der Erklärung schloß, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sey dem Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig sey!

Hierauf berief Philipp eine Versammlung von Baronen und Prälaten in den Louvre und ließ seinen gewandtesten und intrigantesten Rath Wilhelm von Nogaret (früher Professor der Rechte zu Montpellier) als Ankläger gegen den Papst auftreten. Die Reihe der Beschuldigungen schloß mit der Bitte, daß, da Bonifaz nicht mehr als rechtmäßiger Papst angesehen werden könne, der König eine Kirchenversammlung berufen und durch sie der Kirche ein würdigeres Haupt geben möchte. Zu gleicher Zeit ließ der König, um wegen dieses entscheidenden Schritts Geistliche und Weltliche zu beruhigen, allen Kirchen und Klöstern ihre bisherigen Freiheiten bestätigen und Abstellung aller sonstigen Beschwerden verheißen.

Jetzt schleuderte der Papst seinen Bannstrahl, entbot die französischen Geistlichen nach Rom, und trug, da Philipp alle Verbreiter der Bannbulle mit Gefängniß bedrohte, die Krone Frankreichs dem deutschen König Albrecht an. Daß dieser so klug war, sie nicht anzunehmen, wurde schon oben bemerkt (K. 1, 2); Philipp dagegen schloß mit dem König Eduard durch die Zurückgabe von Guyenne Frieden, um nach dieser Seite hin freie Hand zu bekommen, und ließ durch sein Parlament die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung aussprechen.

Der Papst seinerseits vertheidigte sich in einem nach Anagni (seiner Vaterstadt und damaligen Residenz) zusammenberufenen Cardinalconsistorium gegen die königlichen Anklagen und war eben im Begriff, in einer zweiten Bulle sämmtliche Unterthanen des Königs ihres Eides zu entbinden und denen, welche dem König anhängig bleiben würden, mit dem Banne zu drohen, — als plötzlich der vom König heimlich nach Italien entsendete und dort von den Colonna's unterstützte Nogaret am Morgen des 7. Septembers 1303 mit in der Stille geworbenen Truppen in die Stadt Anagni einbrach und unter dem lauten Geschrei: „Es sterbe Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" den päpstlichen Palast besetzte, um den Papst gefangen nach Frankreich abzuführen. Alle Cardinäle entflohen; nur der Papst — ein bereits 80jähriger Greis — behauptete seine Würde, erwartete in seinem Ornat, auf dem heil. Stuhle sitzend, standhaft die wilde Rotte und setzte den rohen Drohungen Nogaret's die größte Festigkeit entgegen. Indeß mußte er die engste Haft dulden, während die Kriegsleute seinen Schatz plünderten und sonstigen Unfug trieben.

Erst nach drei Tagen ermannten sich die Einwohner Anagni's und befreiten durch Vertreibung der Frevler den Papst, der dann sogleich nach

Rom eilte, um für diese unerhörte Mißhandlung, durch welche in den Augen der Welt nicht nur die äußere Macht des Papstthums geschwächt, sondern auch seine innere Würde erniedrigt erschien, die stärkste Rache zu nehmen. Allein, kaum dort angekommen, verfiel er, in Folge des heftigen Zorns über die erlittene Kränkung, in ein hitziges Fieber, dessen Toben er am 11. Oct. 1303 unterlag.

2. Philipp der Schöne und Clemens V. Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon. Babylonische Gefangenschaft der Kirche. Tiefe Verweltlichung des Papstthums und Steigerung des königlichen Despotismus. Preisgebung des Templerordens. Die französische Königsmacht auf den Trümmern ihrer bisherigen Stützen. Ihr Sieg über das Papstthum und Ritterthum.

Durch den Tod dieses Papstes bekam Philipp freie Hand: denn der folgende Papst Benedict XI belegte zwar den Nogaret mit dem Banne, sprach aber doch den König davon los, und als auch dieser Papst schon im nächsten Jahre (wie man glaubte, an Gift) starb und das Cardinalcollegium über die neue Papstwahl gespalten war, brachte es Philipp durch die List des französischen Cardinal's dü Prat dahin, daß endlich im 10. Monat des Conclave's ein Franzose, der ehrgeizige Erzbischoff von Bordeaux, Bertrand von Gott unter dem Namen Clemens V, gewählt wurde. Dieser nahm, seiner vorausgegangenen eidlichen Zusage gemäß, alle von Bonifaz gegen Frankreich und den König erlassenen Verordnungen zurück und bewilligte dem Könige nicht nur den Zehnten von allen französischen Kirchen und Klöstern auf fünf Jahre, sondern auch das Recht, Cardinäle vorzuschlagen. Nach einem geheimen Vertrag mit dem König verlegte dieser Papst seine Residenz nicht nach Rom, sondern anfangs nach Lyon, seit 1305 aber nach Avignon (an der Gränze von Frankreich im ehemaligen Arelat, das damals dem König von Neapel gehörte), wo ihn Philipp in der Nähe hatte, um auf alle päpstliche Entschlüsse seinen Einfluß üben zu können und dadurch für die französiche Politik und ihre Beherrschung und Benutzung auswärtiger Länder und Kirchen einen bessern Stützpunct zu bekommen.

Dadurch gerieth die Kirche in die Abhängigkeit der französischen Könige und das Papstthum verlor seine freie Stellung, die nur im eigenen Gebiete und bei gesicherter weltlicher Herrschaft möglich ist. Zu Avignon gieng der Ernst und die würdige Haltung des heiligen Stuhls in einen auf Pracht und Üppigkeit gerichteten Leichtsinn über, dessen Verschwendung größere Einnahmen und, um diese zu bekommen, eine größere Nachgiebigkeit des heil. Stuhls gegen die weltliche Macht erheischte, so daß man in Italien die nun folgenden siebenzig Jahre, während welcher die Päpste von den französischen Königen zu Avignon gehalten und beeinflußt wurden, die babylonische Gefangenschaft der römischen Kirche nannte. Dieß die Folgen von jenem Zusammenstoß

des letzten geistlichen Despoten mit dem ersten weltlichen Despoten in der abendländischen Christenheit!

Wie umstrickt von königlicher Arglist und rechtswidriger Gewalt fortan das Papstthum war, mußte in der Reihe der nun folgenden meist unwürdigen französischen Päpste vor allen Clemens V, dessen schwacher und niedriger Character sich zu dieser Entwürdigung leicht hergab, am schwersten empfinden. Nur mit Mühe konnte er des Königs boshafte Forderung, den Leichnam seines Vorgängers Bonifacius ausgraben und gleich einer Ketzerleiche verbrennen zu lassen, durch die Entscheidung seines Consistoriums über dessen Schuldlosigkeit zurückweisen; aber selbst diese Zurückweisung gelang ihm nur gegen die Preißgebung des unter dem unmittelbarem Schutz des apostolischen Stuhls stehenden Tempelordens, dieses Hauptsymbols des priesterlich-ritterlichen Geistes des Mittelalters. Denn es sollte nun auch diese große, unabhängige Körperschaft, die allein sich jener monarchischen Einheit, zu welcher Philipp die übrigen Stände seines Reichs gezwungen hatte, noch nicht fügen wollte, und welche zugleich durch ihre unermeßlichen Reichthümer die königliche Habsucht reizte, seiner Herrscherwillkühr um jeden Preis unterliegen.

Der **Tempelherrenorden** (XV. 8, 4), die reichste Körperschaft der damaligen Zeit, konnte nach dem Verlust Palästina's und dem Aufhören der Kreuzzüge im Morgenlande, seinen Zweck dort nicht mehr erfüllen. Statt sich nun, gleich dem deutschen Orden, an einem der Gränzpuncte der christlichen Welt zum Schutz des Kreuzes gegen Heiden oder Muhammedaner zu vereinigen und durch fortgesetzte Thätigkeit sich neuen Ruhm zu erwerben und vor Müßiggang und Verweichlichung zu bewahren, blieb nur der geringste Theil der Glieder in Cypern, wohin seit 1291 der Sitz des Ordens verlegt worden war, und kämpfte wider die Ungläubigen fort; bei weitem die meisten Ordensglieder kehrten auf die europäischen Ordensbesitzungen zurück und ergaben sich da der Mehrzahl nach (denn ein Theil kämpfte doch noch auch gegen die Mauren in Spanien) einem müßigen „ihrer großen Vergangenheit unwürdigen" Leben, das ohnedieß bei vielen längst in Stolz, Habsucht und Schwelgerei ausgeartet war, — Untugenden, die man ihnen im Morgenlande wegen ihrer Tapferkeit nachgesehen hatte, jetzt aber an ihnen, da sie nicht mehr für den Glauben kämpften, doppelt anstößig fand. Daher hatten sie im Volke keinen Halt mehr, während sie wegen ihres kriegerischen Characters dem Klerus, wegen ihres geistlichen Anstrichs dem Adel und wegen ihrer Unabhängigkeit den Fürsten verdächtig, dabei wegen ihres Reichthums Allen ein Gegenstand des Neides waren. — Der Orden theilte sich in zwölf Zungen oder Provinzen (Portugal, Castilien, Aragonien, Frankreich, Navarra, Aquitanien, Provençe, England, Deutschland, Italien, Sicilien, Ungarn), in welchen zusammengenommen mehr als 9000 Commenthureien waren. Die Ordensglieder in allen diesen Provinzen standen bloß unter dem Großmeister, der, vom Orden gewählt, nicht einmal die Bestätigung des Papstes mehr nachsuchte, so daß der Tempelorden überall gewissermaßen einen Staat im Staate bildete. Hätten ihn auch im Laufe der Zeit die obengerügten Gebrechen von selbst zur Auflösung geführt, so war doch seine gewaltsame Zerstörung und Vernichtung, auf die es Philipp absah, nicht zu rechtfertigen, da es nur einer veränderten, zeitgemäßern Einrichtung und Verbesserung bedurft hätte, um ihn noch eine Zeit lang zu etwas brauchbar zu machen.

Der Umstand, daß Philipp, der immer viel Geld theils zu seinen auswärtigen Unternehmungen, theils zur Besoldung seiner vielen Beamten nöthig hatte, für ein Darlehen bei dem Orden seine Einkünfte verpfändet hatte und nachher über diese Pfandschaft in Streit mit ihm gerieth, gab ihm die nächste Veranlassung zum Vorschreiten gegen ihn. Zuerst beschuldigte er den Orden, den Papst Bonifacius mit Geld unterstützt und einen Aufstand der Pariser wegen Münzherabsetzung, zu der sich der König (wie oben K. 2, 1. erwähnt) mehrmals zur Verbesserung seiner Finanzen herabwürdigte, begünstigt zu haben. Da indeß diese Angriffe nicht hinreichten, um dem ihm verhaßten Orden beizukommen, so suchte er den Glauben dieser geistlichen Ritterschaft zu verdächtigen, indem er sie dem religiösen Zeitbewußtseyn als vom Christenthum Abgefallene, ja demselben feindlich Entgegengesetzte darzustellen suchte. Dazu gaben ihm sowohl die ketzerischen Ansichten, denen viele Ordensglieder Südfrankreichs huldigten, als auch und vorzüglich die theils wahren, theils falschen Aussagen zweier Ordensgefangenen hinreichend viele Anhaltspuncte, um, auf sie gestützt, in der Stille die Ausführung seines Vernichtungsplans gegen den Orden vorzubereiten.

Diese zwei wegen Vergehungen vom Großmeister zu lebenslänglicher Haft verurtheilte Ordensbrüder waren der Prior Squin von Flexan und ein gewisser Noffodei aus Florenz. Ihnen ließ der König durch heimlich bestellte Diener Hoffnung auf Befreiung aus dem Gefängniß machen, wenn sie aussagten, was sie vom Orden Nachtheiliges wüßten. Diese sagten nun aus, die Ritter müßten bei der Aufnahme das Kreuz und den Heiland lästern, dem Großmeister den Nabel küssen, ein dreiköpfiges Götzenbild, Baffomet genannt, anbeten; überhaupt hätten sie viele ketzerische Lehren und Bräuche, opferten Kinder, trieben Sodomiterei und seyen allen möglichen Lastern ergeben. Daß viele von diesen und ähnlichen Aussagen, welche nachher theils eingeschüchterte, theils rachsüchtige Tempeldiener machten, reine Verläumdungen waren, sieht man auf den ersten Blick; daß allerdings viele Laster und selbst Ketzereien unter den Einzelnen im Schwange giengen, konnte jedoch nicht in den Grundsätzen des Ordens, sondern nur in der Ausartung einzelner Glieder liegen. Ihre vielfache Berührung theils im Morgenland mit den Muhammedanern, mit denen sie oft freundlicher standen als mit ihren Glaubensgenossen, theils in Südfrankreich mit den verschiedenen Ketzersecten, die dort ihren Hauptherd hatten, hatte viele Templer auf Abwege gebracht; Müßiggang und Wohlleben thaten das Übrige. Gewiß aber waren nicht einmal die meisten Ordensglieder, geschweige alle, jener ihnen vorgeworfenen Laster und Verbrechen schuldig.

Nachdem Papst Clemens V, als Werkzeug des königlichen Machtwillens, den Großmeister des Ordens Jakob von Molay, der eben (1306) von Cypern aus die Eroberung der Insel Rhodus betrieb, nebst andern Ordenshäuptern unter dem trügerischen Vorwand, einen Kreuzzug mit ihm zu besprechen, nach Frankreich gelockt hatte, wurden plötzlich an Einem Tage, den 13. October 1307, in ganz Frankreich alle Templer verhaftet, ihre sämmtlichen Güter, vor aller Untersuchung, einstweilen zum Nutzen des Königs eingezogen und die Lei-

tung der Verhöre jenem heillosen Nogaret und dem Beichtvater des Königs, dem Dominicaner Imbert, übergeben.

Vergebens suchte Clemens, unterstützt vom Gutachten der Universitätsdoctoren daß dieser Prozeß vor kein weltliches Gericht gehöre, die Untersuchung in die Hand des römischen Stuhls zu bringen und wenigstens die Güter des Ordens zum Besten des heiligen Landes zu retten; er mußte es nicht nur dulden, daß in Paris 54 Ritter, welche ihre ihnen durch Drohungen, Foltern, falsche Zeugen und Ränke aller Art erpreßten Aussagen widerrufen und nach abermaligem Foltern jene Aussagen wiederholt hatten, öffentlich verbrannt wurden, sondern er mußte auch, als auf die also erwirkten Aussagen hin von den Richtern die Anklage auf den ganzen Orden gestellt wurde, den Befehl zur Criminalinquisition auch in den übrigen Ländern geben, in denen der Orden Besitzungen hatte.

Nach geschlossener allgemeiner Untersuchung, wobei überall die Schmerzen und Schreckungen der Folter auf die verfänglich untergelegten Fragen ähnliche Aussagen erwirkten, wurde nun erst die förmliche Anklage vor eine Kirchenversammlung zu Vienne (1311) gebracht, welche das Urtheil fällen sollte. Da sich aber auf derselben, ungeachtet der Gegenwart des Königs, sehr viele Stimmen laut zu Gunsten der Angeklagten erhoben, hielt es der König für gut, es nicht auf den Endspruch ankommen zu lassen, sondern er bestimmte den Papst, in einer geheimen Sitzung der französischen Cardinäle und anderer angesehener Prälaten, „aus Vorsicht und apostolischer Machtvollkommenheit“ den Orden aufzuheben (22. März 1312) und seine Güter und Gerechtsame (mit Ausnahme derer in Aragonien, Castilien und Portugal) dem Johanniterorden zuzusprechen —, ein Ausspruch, dem sodann die Kirchenversammlung beitrat.

Dem Großmeister Jakob von Molay und dem Großpräceptor der Normandie Guy (Guido oder Veit, Bruder des Dauphin von Auvergne) sollte die Todesstrafe erlassen und in lebenslängliches Gefängniß umgewandelt werden, wenn sie ihre Geständnisse, die ihnen Folter und lange Haft erpreßt hatten, öffentlich wiederholen würden. Als aber beide vor allem Volk bei Gott und der heil. Jungfrau betheuerten, daß der Orden die angeschuldigten Verbrechen nicht begangen habe, mußten sie den Feuertod leiden. Sie starben mit allgemein bewunderter Standhaftigkeit, indem sie noch im letzten Augenblick die Reinheit des Ordens betheuerten und Gottes Gnade anriefen. Molay soll noch im letzten Augenblick mit feierlicher Stimme den Papst und den König (nach Andern den Nogaret) vor Gottes Gericht geladen haben. — Einen Monat darauf starb der Papst Clemens; kurz darauf ereilte den Nogaret der Tod, und noch in demselben Jahre starb auch König Philipp (den 29. December 1314).

Die päpstliche Untersuchungscommission, vor welche der Großmeister mit 231 Templern gestellt worden war, führte übrigens die Untersuchung mit möglichster Langsamkeit und Milde, da die Commissarien selbst das bisherige Verfahren nicht billigen konnten. Ihre Stellung war peinlich, denn der König wollte Verurtheilung, und an dem Papst

fanden sie keinen Halt. Die vor ihnen abgelegten Aussagen verdienen daher „mehr Berücksichtigung," als die „vor den königlichen Richtern abgegebenen," in deren Protokollen die Aussagen meist wörtlich übereinstimmten. — Von den Ordensgütern fielen in Frankreich zwei Dritttheile der königlichen und päpstlichen Kammer zu; das Übrige mußte der Johanniterorden dem Könige für ungeheure Summen abkaufen. (Den Tempel in Paris, der dem Großmeister zum Wohnpalast und den Ordensrittern zur Versammlung diente, hatte Philipp gleich nach der Gefangennehmung Molay's für sich bezogen.) — In den andern Ländern, wo die Provincialconcilien die Leitung des Prozesses über sich hatten, fiel das Loos der Ordensglieder nicht so hart aus. Wo die Folter nicht angewendet wurde, verharrten alle Templer bei der Aussage der Reinheit ihres Ordens. In Aragonien vertheidigten sich die Templer lange auf ihren Burgen mit Glück; in Deutschland und England wurden sie gelinde behandelt. Überall jedoch wurden ihre Güter eingezogen; nur in Portugal glückte es dem Orden, sich in den Christusorden umzuwandeln und so wenigstens einen Theil seiner Güter zu retten. — Die neueste gründliche Darstellung dieses schaurigen Riesenprozesses giebt W. Havemann in seiner Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens (1846).

So wurde die einstige religiöse Begeisterung, welche die Kreuzzüge hervorgebracht hatten, zusammt der ehehin so glänzenden Blüthe des mittelalterlichen Geistes vollends „im Blute der Templer erstickt." Während das Papstthum durch den Übermuth einiger seiner Träger sich selbst den lebensgefährlichen Stoß beibrachte und in Avignon ganz „in den Schlamm der Welt" hinabsank, — klomm die Fürstenmacht dagegen (zunächst in Frankreich) nach der Zertrümmerung seiner bisherigen Stütze, des zugleich im eigenen Rechte ruhenden Feudaladels, auf den Schultern einer neuen Tragkraft, der juristischen Beamtenwelt, die ohne eignes angestammtes Recht bloß einem von Außen aufgedrückten Willen folgt, zur Spitze des Absolutismus empor Darum ward allgemein das Nahen einer neuen Zeit mit andern Formen und Gestalten gefühlt und, weil deren Vortheile noch im Dunkeln lagen, ihre Nachtheile aber vorempfunden wurden, von den tiefern Geistern das Dahinscheiden dessen, was einst Glück, Glanz und Ruhm brachte, betrauert, und mit Bangen der Zukunft entgegengesehen, die nur Zerfall und Auflösung aller besseren Elemente bringen zu können schien. Nichts desto weniger sollte das Mittelalter, das, als „eine lebendige und geschlossene Zeit gedacht," allenthalben seines Einheitshaltes verlustig gieng, noch eine geraume Zeit durch die Macht seiner Formen und Traditionen fortwirken, um auch die letzten Reste seines im Guten, wie im Schlimmen einst so reichen Lebens vollends auszuleben und zugleich dem innern Keimen und unvermerkten Emporwachsen einer neuen Weltepoche noch eine Zeit lang zur bergenden Hülle zu dienen.

3. Kapitel. Deutschland und Italien während der päpstlichen Dienstbarkeit in Avignon.

1. Kaiser Heinrich VII. Versuche zur Herstellung der Kaisermacht. Anfang der luxemburgischen Hausmacht. Römerfahrt. Italien unter den Parteikämpfen der Welfen und Ghibellinen. Despotismus, Republicanismus, Anarchie. Die Demokratie in Florenz. Die Dynastenkämpfe in Mailand. Die Handelsrepubliken Pisa, Genua, Venedig. Aristokratische Verfassung Venedigs bis zur Errichtung des Zehnerraths. Heinrich's vergebliche Kämpfe in Italien und Tod.

Wenige Jahre vor seinem Ende hatte der französische König Philipp der Schöne die Wirren in Deutschland, welche durch Albrecht's Ermordung herbeigeführt wurden, benützt, um mit Hülfe des unter seinem Einfluß stehenden Papstes die deutsche Krone seinem Bruder Karl von Valois und dadurch seinem Hause zuzuwenden. Allein Clemens, in der Voraussicht, daß dann der päpstliche Stuhl in noch drückendere Abhängigkeit kommen würde, wirkte insgeheim dagegen. Von ihm gewarnt, versprach zwar der Erzbischoff von Köln dem französischen Könige seinen Beistand, mahnte aber insgeheim den Erzbischoff von Mainz, Peter Aichspalter, die Wahl eines Deutschen zu beschleunigen. Dieser, eingedenk der Würde Deutschlands, aber auch des kurfürstlichen Grundsatzes, die Krone keinem durch seine Hausmacht starken Fürsten zu geben, lenkte die Aufmerksamkeit der Wähler auf den hochherzigen und ritterlich gesinnten Grafen Heinrich von Luxemburg (Lützelburg), den Bruder des Erzbischoffs Balduin von Trier und Schwiegersohn des Herzogs Johann von Brabant. Obgleich anfangs die Meinungen der Fürsten getheilt und nur darin einig waren, keinen Habsburger zu wählen, so brachte doch Aichspalter's Vorschlag einer geheimen Stimmensammlung die Wahl des trefflichen Luxemburgers zu Stande.

Gleich auf dem ersten Reichstage, den **Heinrich** VII, kurz nach seiner Krönung, zu Speyer hielt und auf welchem zum erstenmal auch das deutsche Bürgerthum durch reichsstädtische Abgeordnete zur Vertretung kam, war es sein ernstes und kräftiges Bemühen, durch Ächtung der Königsmörder, durch vorläufige Bestätigung der eidgenössischen Freiheit, durch demüthigende Bestrafung des trotzigen Grafen Eberhard von Württemberg, dieses steten Bedrängers der schwäbischen Reichsstädte, und überhaupt durch möglichste Schirmung der Rechte geistlicher und weltlicher Genossenschaften wider die Eingriffe der Willkühr den gestörten Landfrieden wieder herzustellen. Auch glückte es ihm noch auf demselben Reichstage, dem Wunsche der Böhmen entgegenkommend, durch die Belehnung seines Sohnes Johann mit dem Czechenreiche (Böhmen), den Grund zur luxemburgischen Hausmacht zu legen, welche bestimmt schien, den um sich greifenden Ehrgeiz der Habsburger zu beschränken.

Es konnte nämlich Heinrich von Kärnthen (K. 1, 2 a E.) seine Herrschaft in Böhmen nicht behaupten. Als er Wenzeslav's Schwester Elisabeth gefangen hielt, weil sie sich weigerte, einem seiner Anhänger ihre Hand zu geben, baten die darob empörten Böhmen den König Heinrich, ihnen seinen (damals erst 14jährigen) Sohn Johann zum König zu geben und ihn mit Elisabeth zu vermählen. Heinrich von Kärnthen wurde durch das Fürstengericht — auf den Grund, daß er nie um die Belehnung mit Böhmen eingekommen war — dieses Lehens verlustig erklärt, und Johann nach Böhmen gesendet, um sich unter dem Beirath des Erzbischoffs Aichspalter in den Besitz jenes Landes zu setzen.

Hierauf sah sich König Heinrich nach einem weitern Feld seiner bedeutenden Thatkraft um. Anstatt sich aber den Anforderungen der Gegenwart an die Pflege und vorsichtig leitende Förderung der in Deutschland nun aufkeimenden Bildungsstoffe hinzugeben und dem mannichfachen unter sich und gegen das Königthum streitenden Kräften, die sich in der aufstrebenden Freiheit des städtischen und eidgenössischen Bürgerthums, so wie im Unabhängigkeitsstreben der Landesherren und Adelsvereine kund thaten, eine unschädliche, dem Wohl des Ganzen nützende Bahn und Richtung anzuweisen, ließ er sich mit dem ihm eigenen Feuer ritterlicher Abenteuerlust von der Sehnsucht nach der idealen Größe der Vergangenheit einnehmen und gedachte die entschwundene Hoheit des Kaiserthums in einer glänzenden Römerfahrt durch Erneuerung der oberlehnsherrlichen Rechte und Ansprüche in Italien wieder herzustellen. Allerdings gaben ihm Briefe und vornehme Boten aus der Lombardei, wo sich die Parteien noch mit der alten Leidenschaftlichkeit bekämpften und von denen die Ghibellinen im deutschen Könige wieder einen Halt zu bekommen hofften, eine nicht ungegründete Aussicht auf das Gelingen, weßhalb denn auch die Stände Deutschlands — zum Theil in gleicher Erinnerung an die ehemalige Reichsoberherrlichkeit, zum Theil in der Hoffnung auf freiere Bewegung in des Kaisers Abwesenheit — ihre Zustimmung und Unterstützung gaben.

Selbst Papst Clemens billigte — in der Hoffnung, durch den Kaiser von französischer Bevormundung frei zu werden, — Heinrich's Vorhaben und sagte ihm die Kaiserkrönung zu, während sogar Philipp der Schöne sich zu einem Freundschaftsvertrag mit dem deutschen König herbeiließ, weil er ihn gern durch die italischen Verwicklungen von Deutschland abgezogen sah.

In Italien hatten sich aber seit der Abwesenheit der deutschen Kaiser die Verhältnisse wesentlich geändert. Noch zwar dauerten die alten Sonderungen in Welfen und Ghibellinen fort, aber nicht mehr im ursprünglichen, für eine höhere Idee belebten Sinne, sondern für die selbstsüchtigsten Zwecke entarteter Persönlichkeiten. Ehr- und Habgier, Eifersucht und Neid der Städte, Stände und Geschlechter verdrängten alle Gemeinsamkeit der Bestrebungen, und die bis in's Kleinste sich vervielfältigenden Partei-Abzeichen machten den in den Familien gegen-

seitig herrschenden Parteihaß erblich. Mord, Raub, Zerstörung und Bedrückung bezeichneten in jeder Stadt stets den Sieg der einen oder andern Partei.

Außer den politischen und Familienzwisten mehrten die Kämpfe zwischen den Adelsgeschlechtern (Patriziern) und Gemeinbürgern die allgemeine Verwirrung. Anfangs kämpften letztere um Gleichheit der Rechte und als man ihnen diese versagte, giengen sie unter schlauen und herrschsüchtigen Demagogen darauf aus, den Adel zu unterdrücken, ja ihn durch die ungerechtesten Mittel zu vernichten und eine unbedingte Zunftherrschaft aufzurichten. Hatten sie dieses Ziel erreicht, so entstand dann ein ähnlicher Kampf zwischen den Armen und den Reichen, der die wüstesten Zerrüttungen hervorrief und nicht einmal die nöthige Herrschaft der Gesetze, geschweige eine wahre innere und äußere Freiheit möglich machte.

Aus solcher Anarchie eines zügellosen, sich stets überstürzenden Republicanismus gieng eben so folgerichtig, wie in den letzten Zeiten der altgriechischen Staaten, der Despotismus einzelner Machthaber hervor. Denn um sich wenigstens Leben und Eigenthum zu sichern, warfen sich die meisten Städte, mit Ausnahme der Seeplätze, gezwungen oder freiwillig, einzelnen Schirmherren in die Arme, welche in manchen Städten mit scheinbarer Beibehaltung der republicanischen Einrichtungen eine fürstliche Gewalt übten, in andern Städten offen als gebietende Dynasten hervortraten. Zu den größern Binnenstädten, worin sich am Ende des 13. Jahrhunderts einzelne mächtige Geschlechter entweder um die Alleinherrschaft stritten oder diese bereits errungen und Fürstenhäuser gestiftet hatten, gehörten: Ferrara, wo seit 1208 die Markgrafen von Este —, Verona, wo seit 1260 die della Scala als Herren schalteten, besonders aber Mailand, wo sich die Visconti und die della Torre —, Florenz, wo sich die Donati und Cerchi ꝛc. —, und Rom, wo sich die Colonna und Orsini um die Herrschaft stritten.

Um einen Begriff zu geben von dem Leben und Treiben und besonders von den Parteikämpfen in diesen Städten, möge ein kurzer Abriß der Geschichte von Florenz und von Mailand bis zu dem Zeitpunct dienen, da König Heinrich seinen Römerzug antrat.

In der welfisch gesinnten Stadt **Florenz**, wo sich seit 1267 das Zunftwesen schärfer ausgebildet hatte, stellte der Capitano oder Volkshauptmann und der große Rath der guten Leute, der aus der Gemeinde gewählt wurde, die Regierung des Gewerbstandes dar, während anderseits der Adel und die höhere zünftige Bürgerschaft eine geschlossene Motta (Gesellschaft) mit einem Podestà und einem großen und kleinen Rath bildeten. Neben diesen beiden bald getrennt, bald gemeinschaftlich berathenden Gemeinden befand sich in Florenz noch ein eigenthümlicher, aus den Vornehmen und Zünften auf je zwei Monate gewählter Ausschuß, der unter drei welfischen Parteihauptleuten mit einem kleinern und größern Rath und andern Beamten stund und alle ghibellinischen Bestrebungen zu unterdrücken den Zweck

hatte. Da aber diese Einrichtung nur zu desto heftigern Parteikämpfen führte, so wurde dieser Ausschuß wieder aufgehoben und gegenseitige Heirathen sollten den Groll der Geschlechter wieder sühnen. — Weil aber allmählich die Hoffahrt des Adels den Parteigeist wieder hervorrief, traten die Zünfte zusammen, stürzten das bisher zum Theil noch aristokratische Regiment und führten durch Errichtung der sogenannten Ordnungen der Gerechtigkeit eine reine Demokratie der Zünfte mit Ausschließung aller Geburtsrechte ein. Nicht lange, so übten die Vornehmern und Reichen unter dem Gewerbstande über die sogenannten Piccolini oder kleinen Leute d. i. über die gemeinern Handwerker einen weit ärgern Druck aus, als es vorher der Adel gethan hatte.

Die übeln Folgen dieses Sieges suchten nun die von den höhern Ämtern ausgeschlossenen Adelsgeschlechter dadurch abzuhalten, daß sie theils als Kaufleute, Wechsler (Banquiers), oder Notäre — einer Zunft beitraten, theils die Vorrechte begünstigter Bürgerschaft gewannen. Bald aber entspann sich Zwietracht zwischen dem Geldadel d. h. zwischen den aus dem mittlern Bürgerstande (den Mezzani's) durch Wechsel- und Handelsgeschäfte emporgekommenen reichen Bürgern und dem alten Geburtsadel oder den Grandi's, von welchen letzteren oft manche Familien aus Haß gegen andere Familien ihres Standes auf die Seite der Bürgerlichen traten.

Bei allen diesen innern Gährungen stieg indeß doch mit dem zunehmenden Reichthum die Blüthe des florentinischen Gemeinwesens, das fast ganz Toscana beherrschte, ja auch das Heimathland der Künste und Wissenschaften in Italien wurde. (XVIII. 12, 2.) Die Stadt Florenz hatte gegen das Ende des 13. Jahrhunderts 150,000 Einwohner, darunter 30,000 waffenfähige Bürger und 80,000 in seinem Landgebiete; man zählte 110 Kirchen, 700 Mönche, 500 Nonnen, an 300 Woll-Fabriken, 24 Wechselhäuser, 600 Notare. Die Umgebungen der Stadt waren so prächtig, daß (nach Villani) „die Fremden glaubten, die schönen Wohnhäuser und reichen Paläste, die sich bis auf 3 Miglien um Florenz her zogen, bildeten eine besondere Stadt, ohne der Häuser, Thürme, Schlösser, ummauerten Meierhöfe und Gärten zu gedenken, die sich noch weiter hin erstreckten, so daß man schätzte, auf 6 Miglien in der Runde gäbe es so reiche und herrliche Gebäude, daß zwei Städte wie Florenz deren nicht so viele zählen würden." Derselbe Villani, ein Zeitgenosse Dante's giebt von den Sitten der Bürger von Florenz eine vortheilhafte Schilderung: sie waren bescheiden und einfach. Die vornehmen Frauen begnügten sich mit einem sehr engen Rock von grobem Scharlachstoff mit einem Gürtel um den Leib, darüber einen Pelzmantel mit kleinem Kragen, den man über den Kopf ziehen konnte. Der Aufwand auf Speisen war höchst mäßig; auch die übrigen Gewohnheiten der Florentiner stimmten mit ihrem guten und heitern Gemüth. Die Großen freilich gaben prächtige Feste, die sich durch Geschmack, Witz und Geist auszeichneten. — „Die Florentiner, wie die Chronisten sie schildern, waren die Athener Italiens, mit feinem hellen Verstande stets die besten Auskunftsmittel ersinnend; als geistreiche Spötter faßten sie das Lächerliche mit Laune, Tact und artigem Wesen auf und vereinigten damit ein wohlbemessenes Benehmen; — schalkhaft und doch nachdenkend, wie sie waren, schloß bei ihnen die Philosophie den muntern Humor nicht aus." (Cantu.)

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts brach die Eifersucht des Geld- und des Geburtsadels gegen einander in einen offenen Kampf aus, der dem alten Welfen- und Ghibellinenkampf an Leidenschaftlichkeit nicht nachstand. Der geldstolze ghibellinisch gesinnte Vieri Cerchi, das Haupt der sogenannten Weißen, vertrat die Mezzani; durch den ahnenstolzen, welfischgesinnten Corso Donati, das Haupt der sogenannten Schwarzen, suchten die Grandi ihre verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen; doch traten auch mehrere Rittergeschlechter zur Partei Cerchi's über. Zu schwach jedoch zum offenen Sieg, wandten sich die Schwarzen mit Bewilligung des Papstes

Bonifacius VIII an den ehrgeizigen Bruder Philipps des Schönen, Karl von Valois, und trugen ihm die Herrschaft ihrer Stadt an. Dieser kam mit 800 französischen Rittern und vielen italienischen Abenteurern und hielt unter dem Namen eines „päpstlichen Friedensstifters" zum Schrecken der herrschenden Partei plötzlich seinen Einzug in die Stadt (1301). Mit seiner Hülfe nun bemächtigten sich die rachgierigen Schwarzen unter Mord, Raub und Brand der Herrschaft, verbannten einen Theil der Weißen — darunter auch den Cerchi — und zogen deren Güter ein. Während nun die Weißen darauf sannen, sich wieder emporzuringen, geriethen die Schwarzen unter sich in Zwietracht. Dem Waffenadel unter Corso Donati stand der Geldadel (darunter auch die Familie Medici) unter ihrem jetzigen Führer Rosso della Tosa gegenüber. Schon war Corso Donati im Begriff, die bisherige Verfassung zu stürzen und eine Signorie einzuführen, als seine Gegner ihn überfielen und er, von den Seinen verlassen, im blutigen Kampf erlag (1307). Obgleich nun die Volksherrschaft aufrecht blieb und durch neue Einrichtungen mehr künstlichen Halt gewann, so währte doch der alte Parteigeist fort.

Unter den aus Florenz mit Cerchi vertriebenen Ghibellinen befand sich auch der große Dichter Dante (XVIII. 1, 2.), der mit begeisterter Sehnsucht den neuen deutschen König herbeiwünschte, in welchem er den einzigen Retter sah, der sein Vaterlan aus den unseligen Parteiwirren herausreißen, die zersplitterten Kräfte desselben sammeln und durch gesetzliche Beschränkungen zum Ziel einer segenbringenden Freiheit führen sollte.

In **Mailand** standen gleichfalls die Zünfte dem Adel und der Motta oder der geschlossenen Gesellschaft des vornehmen Bürgerthums schroff gegenüber. Seit 1259 hatte sich der Besieger Ezzelino's (XVI. 7, 2.) Martin della Torre als Herr an die Spitze des Gemeinwesens gestellt und, nach Vertreibung seines Gegners des Erzbischoffs Otto Visconti mit den Gliedern seines weitverzweigten Hauses, auf eine Zeit lang Ruhe und Ordnung zurückgeführt. Diese Macht erweiterten seine nächsten Nachfolger durch Klugheit und Mäßigung, indem sie mehrere andere Städte, wie Lodi, Novara, Bergamo, Como, Brescia, Vercelli bald durch Güte, bald mit Waffengewalt unterwarfen und dann Glieder ihrer Familie zu Podestà's in diesen Städten bestellten. Bald aber führte harte Bestrafung Mißvergnügter ihren vertriebenen Gegnern, den Visconti's, neue Verstärkung zu, so daß durch den Abfall von Como und Novara sich ein furchtbarer Parteikrieg entspann. Eine verlorene Schlacht am Desio 1277 brachte selbst die Mailänder zum Aufstand gegen die Torreaner: diese wurden vertrieben und dagegen die Familie Visconti zurückgerufen, welche unter ihrem greisen und milden Haupte, jenem Erzbischoffe Otto Visconti, die Obmacht bekam und zu so bedeutender fürstlicher Macht emporstieg, daß 1290 Matteo Visconti über die Städte Novara, Vercelli, Como, Alessandria und über die Markgrafschaft Montferrat unter dem Titel Capitano del popolo (Volkshauptmann) gebot und sich 1294 vom deutschen König Adolf (von Nassau) für Geld zum Statthalter der Lombardei ernennen ließ. Da er aber seine Macht nicht mit Mäßigung gebrauchte, mußte nun auch er und sein Haus auf die Herrschaft verzichten und vor seinem Gegner Guido della Torre die Stadt räumen. Als auch dieser sich allmählich eine fürstliche Gewalt geschaffen hatte, ward er übermüthig und vertrieb seinen eigenen Vetter Gaston della Torre, so daß nun sowohl dieser, ein Welfe, als auch Matteo Visconti, ein Ghibelline, sich an den deutschen König Heinrich VII wendeten und ihn zur Schlichtung der Wirren herbeiriefen.

Während die meisten Freistaaten des binnenländischen Oberitaliens mehr oder weniger zum Fürstenthum neigten, behaupteten die Seestaaten Venedig, Genua und Pisa, in welchen ebenfalls der Parteigeist herrschte und einem ehrgeizigen Adel eine erwerbsüchtige Bürgerschaft auf's

schroffste gegenüber stand, doch vorherrschend einen republicanischen Geist, nur bei dem einen Staate mehr in der aristokratischen, bei den andern mehr in der demokratischen Richtung. Insbesondere wußte Venedig dem Aufkommen einer Dynastenmacht durch die argwöhnischeste Verstärkung seiner republicanischen Einrichtungen vorzubeugen, dagegen aber durch das Übergewicht der Aristokratie über die Demokratie sich schon im 12. und 13. Jahrhundert eine Bedeutung zu erringen, vermöge deren sich Venedig späterhin zur ersten Handels- und Seemacht der Welt erheben sollte.

In **Pisa** und **Genua** kamen zu den innern Parteikämpfen noch die äußern Kämpfe, welche sich von Anfang an zwischen diesen beiden Städten um die Seeherrschaft erhoben und sich noch dadurch verschärften, daß Pisa der ghibellinischen, Genua der welfischen Richtung zugethan war. Als es im Verlauf dieser Kämpfe der Stadt Genua gelang, 1284 durch ein Bündniß mit Lucca, Pistoja, Florenz und andern Städten in Toscana den Vorrang zu gewinnen, übergab Pisa, um sich gegen Genua zu halten, sein Stadtregiment dem Grafen Ugolino, der aber bald nach einigen Verlusten und nach einem unvortheilhaften Frieden mit Genua, wegen seiner welfischen Gesinnung des Hochverraths beschuldigt und von dem rasenden Volk, das sich der Leitung ghibellinischer Großen, eines Ubaldini, Sismondi u. a. hingab, aus seinem Palast in einen Thurm am Arno geschleppt wurde, worin man ihn mit zwei Söhnen und Enkeln den langsamen Qualen des Hungertods preißgab. — Ein neuer Vertrag mit Genua sicherte den Pisanern zwar wieder einen Theil der verlornen Besitzungen in Sardinien, selbst auch auf eine Zeit lang Corsica; dennoch fieng ihre Macht durch die beständigen Fehden mit ihren Nachbarn an, zur Zeit von Heinrich's Römerzug wieder in Abnahme zu gerathen.

Genua hatte gleichfalls in seinem Innern unter starken Parteikämpfen zu leiden, indem sich die Welfen, welche von den Familien Grimaldi und Fieschi, und die Ghibellinen, welche von den Familien Doria und Spinola geleitet wurden, fortwährend um den politischen Vorrang stritten. Dennoch war die Republik nach Außen einig, und rang sich durch den Besitz von Sardinien, Corsica und Elba und durch Handelsansiedlungen in Galatà (der Vorstadt Constantinopel's), wo sie die Zerrüttungen des byzantinischen Reichs zu ihrem Vortheil benützten, zu einer bedeutenden Macht empor. Dadurch aber erregte sie die Eifersucht der Venetianer, daß zwischen beiden Handelsrepubliken anfangs eine Reihe von kleinen Fehden entstand, die endlich in einen Kampf „auf Leben und Tod" ausschlugen, dessen Verlauf die folgende Periode darthun wird.

Venedig, dessen Ursprung schon oben (XIII. 9, 2.) berührt wurde, hatte sich seit seiner Entstehung auf den Lagunen durch ausgewanderte Bewohner der verschiedenen Küstenstädte des alten venetischen Festlandes, vom 5. bis ins 7. Jahrhundert in Ruhe vor den Störungen der verheerenden Züge, welche Italien in jenen Jahrhunderten heimsuchten, zu einem Seestaat herangebildet und durch Kämpfe mit den Slavoniern der dalmatischen Küste seinen kriegerischen, unternehmenden Geist zu entwickeln begonnen. Die Verfassung war gleich von vorne herein eine demokratische mit Volksversammlung und jährlich gewählten Tribunen. Nachdem die von den Longobarden drohenden Gefahren zur Wahl des ersten Duca oder **Doge** (697) geführt hatte, den die Tribunen ernannten und die Volksversammlung zu bestätigen hatte, fieng Venedig's Macht an, sich zu erweitern. Der Doge Urseolo II (997) eroberte die Küsten und Inseln Istriens und Dalmatiens und fügte seinem Titel den eines Herzogs von Dalmatien hinzu. Das Streben, diese herzogliche Würde in seinem Geschlechte erblich zu machen, erregte den Ehrgeiz und die Eifersucht anderer Familien, die durch Venedigs zunehmenden Handelsreichthum reich und mächtig geworden waren, so daß sie

in einem Aufstande die Urseoli's verbannten und durch den neuen Doge Domenico Flamenigo das übrigens wohlthätige Gesetz bestätigen ließen, daß kein Doge mehr einen Mitregenten und Nachfolger ernennen dürfe. Zugleich gaben sie ihm zwei Räthe bei und verpflichteten ihn, in wichtigen Angelegenheiten eine Anzahl von 60 Bürgern zur Berathung zuzuziehen, die er jedoch selbst wählen durfte und die man Pregadi d. i. die (zur Berathung) Gebetenen oder Geladenen nannte.

Als der byzantinische Kaiser Manuel, nach dem Besitze von Dalmatien lüstern, den Venetianern in Constantinopel ihre Schiffe und Güter in Beschlag nahm und die dort ansäßigen Venetianer in Ketten warf, sollte der Doge Vitale Michieli mit einer Flotte Rache nehmen. Weil er sich aber vor Constantinopel durch trügerische Unterhandlungen hinhalten ließ, bis eine Pest die Flotte verheerte und sich durch die Heimfliehenden auch in Venedig ausbreitete, stund das Volk auf und erschlug den unglücklichen Dogen. Diesen Umstand benützte die Quarantania oder das Vierzigergericht, das für peinliche und wichtige bürgerliche Fälle eingesetzt war, und gab sowohl der Dogengewalt, zu der bis dahin nur 12 Familien gelangt waren, als auch der Volksgewalt, die bei jeder neuen Dogenwahl sich geltend zu machen suchte, eine noch größere Beschränkung. Man ernannte alljährlich aus jedem der sechs Stadtviertel 12 Wähler und ließ durch diese 72 Wähler jährlich aus den Bürgern aller Klassen 470 ernennen, die den großen Rath ausmachten, der in allen wichtigen Angelegenheiten die Nation vertreten sollte und das Recht bekam, sich selbst zu ergänzen. Ein beständiger Ausschuß aus diesem großen Rathe, bestehend aus 60 jährlich zu erneuernden Mitgliedern, trat fortan an die Stelle der Pregadi und erhielt den Titel Signoria oder Senat.

Von dem großen Rath gieng nun eine immer weitere Einschränkung der Dogengewalt aus. Er legte sich das Recht zu, fast alle Ämter zu besetzen, und setzte dem Doge, statt der bisherigen zwei Räthe, sechs zur Seite, welche mit ihm und dem Senate den kleinen Rath bildeten, der seine Beschlüsse dem großen Rath zur Bestätigung oder Verwerfung vorlegen mußte. Seine Anträge (besonders die in Steuersachen) wurden späterhin von der Quarantania geprüft, deren drei Capi oder Vorsitzer auch Mitglieder des kleinen Raths wurden. (Der neu ernannte Doge Sebastiano Ziani war derselbe, der 1172 den Frieden zwischen Friedrich Barbarossa und dem Papst Alexander III vermittelte s. XVI. 3, 5. a. E.). Seit 1178 wurde der Doge durch 40 Wähler aus dem großen Rath ernannt.

Die Erfahrung, daß der große und kleine Rath sich oft auch zu leidenschaftlichen Beschlüssen und Urtheilen bestimmen ließ, führte auf Errichtung des Collegiums der Avogadori, welche, anfangs aus 3, dann aus 6 bestehend, das Recht und die Pflicht hatten, die Vollziehung der Beschlüsse des Senats und des großen Raths, falls Gefahren für das Gemeinwohl daraus zu befürchten waren, durch ihr bloßes Veto auf Einen Monat zu hemmen: hatten sie dieses Veto dreimal nach einander eingelegt, dann mußten sie es vor selbstgewählten Richtern begründen.

Der Thatenglanz des 90jährigen (blinden) **Enrico Dandolo**, unter dessen Leitung die Eroberung Constantinopel's durch die Lateiner (XVI. 5, 3) erfolgte, die den Venetianern so beträchtliche Besitzungen und Handelsvortheile im griechischen Orient verschaffte, erregte die Eifersucht des Senats so, daß man die Behörde der fünf Correttori oder Eidesprüfer errichtete, welche die Verwaltungshandlungen des Dogen untersuchen, etwaige Mißbräuche bezeichnen und deren Verbesserung vorschlagen sollten. Als sodann der folgende Doge Pietro Ziani in den neuerworbenen griechischen Besitzungen seine Freunde zu Statthaltern beförderte und diese dadurch reich und mächtig wurden, so nahmen ihre Neider dadurch Veranlassung, die Dogengewalt noch weiter zu beschränken. Fast bei jeder neuen Wahlcapitulation steigerte sich nun die Überwachung des Staatsoberhaupts, weil man dadurch das Land theils vor fremdem Einfluß, theils vor innern Parteikriegen verwahren wollte, durch welche die

andern Staaten Italiens zerrüttet wurden. So wurde es z. B. dem Doge durch verschiedene Gesetze verboten, abzudanken, Venedig ohne Erlaubniß zu verlassen, Handel zu treiben, im Auslande Besitzungen zu erwerben oder Ämter anzunehmen, ausländische Frauen zu heirathen oder seine Söhne solche Verbindungen eingehen zu lassen ꝛc.

Ein Volksaufruhr wegen einer neuen Steuer, in Verbindung mit einem Familienzwist zwischen Gliedern der Familie Tiepolo, als den Vertheidigern der alten Aristokratie, und den Gliedern der Familie Dandolo, als den Vertheidigern der neuen Aristokratie oder des Geldadels, gab Veranlassung zu einer neuen, noch künstlichern Organisation der Dogenwahl, um letztere jeder Art von Ränken zu entziehen. Nachdem nämlich die Wahlart und Wählerzahl im Laufe der Zeit sich mehrmals geändert hatte, stellte man im Jahr 1268 folgende Form auf und hielt sie auch für die Zukunft fest, weil es unmöglich war, hierin die Vorsicht und das Mißtrauen weiter zu steigern: — „War der große Rath versammelt, so zog man durch's Loos 30 Mitglieder, die ein abermaliges Loosen auf 9 beschränkte. Diese 9 Räthe ernannten 40 vorläufige Wähler, die ihrerseits durch das Loos auf 12 vermindert wurden. Diese 9 ernannten 45 Wähler, die eine letzte Loosbestimmung auf 11 beschränkte; diese 11 letztern wählten 41 Wähler und diese wurden die endlich entscheidenden Wähler. Sie waren es, die, nachdem sie vom großem Rathe nach absoluter Stimmenmehrheit bestätigt worden waren, den Dogen wählten, der mindestens 25 Stimmen für sich vereinigen mußte. Ungeachtet der bis in's Kleinliche gehenden Vorsichtsmaßregeln, mit denen man das Wählen umgab, entsprach es doch nicht immer dem vorgesteckten Ziele; mehr als Einmal gelang es der Intrigue, dem selbstsüchtigen Ehrgeize und andern, dem Wohle des Vaterlands fremden Leidenschaften, durch dieses enge, aber biegsame Netz hindurchzubrechen." (Leon Galibert's Gesch. d. Rep. Venedig I. S. 95.)

Durch den ersten nach diesem System erwählten Doge Lorenzo Tiepolo sprach die Republik Venedig auf das förmlichste und feierlichste ihr Souverainetätsrecht über das adriatische Meer aus, womit sie 100 Jahre zuvor vom Papst Alexander III durch das Symbol eines Rings bekleidet worden war. Zwar widersetzten sich die Uferstaaten, mußten aber 1275 Venedig's unumschränkte Meerherrschaft anerkennen. (Zur Erinnerung an jene päpstliche Schenkung fand alljährlich am Himmelfahrtstag ein Nationalfest Statt, wobei der Doge, von den ersten Staatsbeamten und dem höchsten Adel umgeben, auf einer im Goldschmuck prangenden Galeere (genannt der Bucentoro oder Bucentaur) unter einem prächtigen Baldachin sitzend, in das Meer hinaus fuhr und dort unter den Gesängen der Geistlichkeit vor den Augen aller auswärtigen Gesandten, welche durch ihre Gegenwart die Besitzergreifung zu bestätigen schienen, einen goldnen Ring mit den Worten in's Meer warf: „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, zum Zeichen der wahren und beständigen Herrschaft!")

Vermöge dieser Herrschaft forderte die Republik auch einen Zoll von allen Schiffen, welche die Linie passirten, die von Ravenna nach dem Meerbusen von Fiume gezogen war. Als Bologna diese nicht anerkennen wollte, wurde es mit den Waffen dazu gezwungen. Auch Papst Julius II trat diesem Zwang entgegen und verlangte von der Republik die Nachweisung des Rechtstitels, erhielt aber von ihr die Antwort, derselbe stehe auf der Rückseite der Schenkung geschrieben, welche Constantin der Große dem h. Sylvester gemacht, — eine Äußerung, welche die Kühnheit bezeichnet, womit die Venetianer dem römischen Hof entgegentraten. Denn gegen denselben behauptete diese Republik stets eine entschiedene selbständige Haltung. Zwar nahm sie seit 1286 das geistliche Inquisitionsgericht gegen die Ketzer bei sich auf, aber unter großen Beschränkungen, so daß z. B. Niemand seinem weltlichen Richter entzogen werden durfte und daß selbst Ketzer ihr Urtheil vom gewöhnlichen Gericht zu empfangen, die Inquisitoren also nur die öffentliche Anklage zu informiren hatten.

Da die Neu-Aristokratie, um sich gegen den Altadel zu halten, gern auf das Volk sich stützte und dieses öftere Versuche machte, sein früheres Volksversammlungsrecht wieder herzustellen; so brachte es 1298 der Doge Pietro Gardenigo, ein Mann des alten Adels, von unbeugsamem Willen und großem Feldherrnruhm, durch einen gelungenen Staatsstreich dahin, daß alle diejenigen Geschlechter, die bis jetzt noch nicht in den hohen Rath gekommen waren, für alle Zukunft davon ausgeschlossen wurden, mithin sich eine geschlossene Erbaristokratie gründete. (Das Verzeichniß der regierungsfähigen Geschlechter oder das sogenannte goldene Buch wurde 1319 geschlossen und späterhin höchst selten und nur, wenn der Staat in großer Geldnoth war, gegen ungeheure Summen zur Aufnahme neuer Geschlechter geöffnet.) — In dem nämlichen Jahre wurde selbst die jährliche Wählerschaft und die periodische Erneuerung des großen Raths abgeschafft, so daß fortan Jeder, wenn er zu den Rathsgeschlechtern gehörte und 25 Jahre alt war, schon dadurch Mitglied des großen Raths war. Als dem Volke, dem diese Reform in der bewegten Zeit des Kriegs mit Genua und Constantinopel zur Beistimmung vorgelegt worden war, nachher über den völligen Verlust jener seiner Rechte die Augen aufgiengen, suchte es durch Verschwörungen die neue Verfassung wieder umzustürzen. Die erste, vom Mittelstand ausgehende Verschwörung wurde bald entdeckt und schwer bestraft; eine zweite von den Tiepolo's und einigen andern edlen Geschlechtern gegen Gardenigo gestiftete und vom Volke begünstigte war dem Gelingen ganz nahe (1309), wurde aber ebenfalls vereitelt und blutig bestraft.

Der Schrecken nun, den die letztere Verschwörung dem Adel einflößte, veranlaßte ihn zu Vorsichtsmaßregeln, durch welche das Wesen der venetianischen Staatsverfassung — als einer aristokratischen Republik — gänzlich verändert und entstellt wurde. Man wollte nämlich durch eine dictatorische Gewalt das gefährdete Leben der Gewalthaber sicher stellen und führte den **Rath der Zehn** ein, dem der große Rath zur Unterdrückung der Verbrechen des Abfalls und Hochverraths eine unumschänkte Gewalt gab und zu diesem Zweck ihm auch die Verfügung über die öffentlichen Gelder übertrug. Anfangs war dieser Zehnerrath nur auf zwei Monate eingesetzt; nach und nach aber wurden seine Vollmachten verlängert und schon nach Ablauf eines Jahres hatte er die ganze Kraft eines beständigen Gerichtshofes (1325). Gleich bei seiner Einsetzung bemächtigte er sich der obersten Leitung der Republik, vereinigte nach und nach alle Gewalten in sich und „gab der Macht des Staats einen Centralpunct und dem Handeln der Regierung eine unwiderstehliche Gewalt, mit Einem Wort, er begründete den Despotismus und behielt von der Freiheit nur den Namen bei." — „Während der ganzen Dauer seines Bestehens (sagt Galibert) entwickelte der Zehnerrath eine Wachsamkeit, die man nie zu täuschen vermochte; seine Absichten waren beständig in's tiefste Geheimniß gehüllt, und um deren Ausführung zu sichern, zeigte er alle Zeit eine unerschütterliche Festigkeit. Die Republik machte er nach Außen groß, obwohl durch seine Wortbrüchigkeit zugleich zu einem Gegenstand des Abscheu's; im Innern hielt er die Ruhe aufrecht, beugte den Verschwörungen gleich in ihrem Entstehen vor, und war immer klug genug, um den Haß, den seine Gewaltherrschaft erweckte, ohnmächtig zu machen. Die richterlichen Formen dieses Raths waren furchtbar und boten dem Angeklagten keinen Schutz; war ihm eine Anzeige gemacht worden, so nahm einer seiner drei Präsidenten die Beschwerdepuncte auf, vernahm die Zeugen, ließ den Angeklagten festnehmen, verhörte ihn und schrieb seine Antworten nieder. Waren die Beschwerden, die sich aus dieser summarischen Instruction ergaben, hinreichend, um die Sache der Entscheidung des Raths der Zehn zu unterwerfen, dann erhielt der Angeklagte weder einen Vertheidiger, noch ward ihm der Trost, seine Verwandten und Freunde zu sehen; nie ward er den Zeugen gegenübergestellt; wenn er verurtheilt wurde, so war keine Appellation möglich und die Richter konnten ihn sofort an dem öffentlichen Platze hän-

gen, oder in einem Kanale ersäufen, oder in einem Gefängniß erdrosseln lassen, je nachdem sie es für rathsam hielten, die Sache zur Öffentlichkeit zu bringen oder nicht."

Wie sich später daraus die noch furchtbarere Gewalt der venetianischen Staatsinquisition entwickelte, wird sich im Verlauf der folgenden Periode zeigen.

Also gieng Heinrich VII, begleitet von einigen tausend Deutschen, darunter sich der Herzog Leopold von Österreich und der Erzbischoff Balduin von Trier befand, mit dem ausgesprochenen Vorsatze, die politischen Parteien zu versöhnen, im Oct. 1310 über die Alpen und hielt, von vielen ghibellinischen Lombarden verstärkt, ohne Widerstand seinen Einzug in Mailand, wo ihm die lombardische Krone (eine neue nämlich, die alte sog. eiserne war verloren gegangen) ertheilt wurde. Bald aber erhob in dieser Stadt die welfische Partei unter Guido della Torre einen Aufruhr, der jedoch mit Kraft niedergeschlagen und mit der Vertreibung Guido's und der Einsetzung Matteo's della Torre beendet wurde. Da sich fast zu gleicher Zeit verschiedene Städte (Cremona, Lodi, Bergamo, Brescia, Mantua, Padua) gegen die königliche Oberherrlichkeit erhoben, so wurden dieselben durch Waffengewalt wieder unterworfen und mußten ihren Treubruch durch schwere Geldstrafen büßen.

Hierauf zog Heinrich über Genua (wo seine Gemahlin starb) und über das von dem welfischen Florenz hart bedrängte Pisa nach Rom. Dort hielten die Ghibellinen unter der Führung der Colonna's den Lateran und das Coloseum (Coliseo) — die Welfen unter den Orsini's das Capitolium, die Engelsburg, die Peterskirche und die Vorstadt am rechten Tiberufer besetzt, und standen so, in zwei feindliche Lager getheilt, im wildesten Parteihaß einander gegenüber. Zugleich hatte unterdeß Philipp der Schöne, anfangs heimlich, dann offen, den ehrgeizigen König Robert von Neapel, Karl von Anjou's Enkel, der nach der Herrschaft in Italien trachtete, gegen den deutschen König aufgereizt, deßgleichen auch den Papst genöthigt, ihm wegen der versprochenen Krönung Schwierigkeiten zu machen.

Allein Heinrich erstürmte die Tiberbrücke und das Capitol und ließ sich, da er die Peterskirche nicht einnehmen konnte, im Lateran durch einen vom Papst endlich doch abgeordneten Cardinallegaten zum römischen Kaiser krönen. Kaum aber waren die im Gefolge Heinrich's befindlichen Deutschen aus dem ihnen „unheimlichen Wälschland" wieder in die Heimath zurückgekehrt, als sich alle Welfen in Mittel- und Oberitalien unter dem Vorgang von Florenz gegen den Kaiser erhoben und in Unteritalien König Robert mit verstärkter Macht sich gegen ihn aufmachte.

Jetzt erst gab Heinrich seine bisherige vermittelnde und darum schwache Stellung auf. Er rief alle Ghibellinen zu den Waffen, schloß mit dem König Friedrich II von Sicilien (aus dem Hause Aragonien) gegen Robert einen Bund, bedrängte Florenz und sprach in Pisa, wo er den verheißenen Zuzug aus Deutschland, der Lombardei, Tos-

cana und Sicilien erwartete, gegen Robert, als Herrn der Provençe oder Arelats, die Reichsacht aus, die der Papſt durch vergebliche Drohungen von dieſem ſeinem Lehensmann abzulenken ſuchte.

Schon waren die Deutſchen unter der Führung Leopold's von Öſterreich durch die Schweiz — und die ghibelliniſchen Flotten von Genua und Piſa her im Anzug; ſchon landeten die Sicilianer auf Calabrien, ſchon ſandten die Piſaner und Genueſer ihre Hülfsflotten, während des Kaiſers Hauptheer von Piſa aus ſich aufmachte, um in Neapel einzufallen, alſo daß König Robert ſchon an eine Flucht nach der Provençe dachte; ja es war auch Verſtärkung aus Deutſchland im Anzug, die ihm zugleich Kaiſer Albrecht's ſchöne Tochter Katharina als Braut zuführen ſollte: — da ſtarb der Kaiſer zu Buonconvento (bei Siena) eines plötzlichen Todes, und dadurch ſcheiterte nicht nur die ganze Unternehmung gegen Neapel zuſammt der Hoffnung auf Wiederherſtellung der deutſchen Oberherrlichkeit über Italien, ſondern es fiel auch Italien ſelbſt nach dem eiligen Auseinandergehen aller durch den Kaiſer zuſammengehaltenen Ghibellinen wieder in das alte Wirrniß der Parteiungen zurück, in welchem ſowohl die Freiheit des Bürgerthums vollends untergieng, als auch die Kirche, von franzöſiſchen Ränken umſtrickt, in noch tiefere Knechtſchaft fiel, wenn auch der Papſt zu Avignon nicht ſäumte, in den ſogenannten Clementinen „die Oberherrlichkeit über das deutſche Reich" in Anſpruch zu nehmen.

Man hat lange behauptet, Heinrich VII ſey von einem Dominicanermönch im Abendmahl vergiftet worden, und hat die Großmuth des Kaiſers geprieſen, der, als er die Wirkung des Giftes verſpürte, dem Thäter verziehen und zu eiliger Flucht gerathen habe. Allein Barthold in ſ. Lebensbeſchreibung dieſes Kaiſers hat klar dargethan, daß jene Angabe eine falſche ghibelliniſche Vermuthung war, indem der ſonſt ſo kräftige Kaiſer einem durch große Anſtrengung, durch die Sonnenhitze und durch unvorſichtigen Genuß des rothen Weins entſtandenen Fieber, zu welchem der Mangel guter ärztlicher Pflege hinzukam, im 51. Jahre ſeines Alters erlag.

2. Deutſchland zwiegetheilt durch Doppelkönigswahl: Ludwig der Bayer und Friedrich von Öſterreich. Krieg in Deutſchland und Verzweigung desſelben nach der Schweiz. Kampf der Waldſtädte gegen Leopold. Schlacht bei Morgarten. Sieg Ludwig's bei Ampfing und Friedrich's Gefangenſchaft.

Der Tod des Kaiſers ſtürzte auch Deutſchland in einen ſchweren Parteikampf. Die Luxemburger, wie die Habsburger ſuchten aus ihrer Mitte dem Reiche das neue Haupt zu geben und ſparten zu dieſem Zweck weder Schenkungen, noch Verheißungen, um die Wähler zu gewinnen. Die habsburgiſche Partei, geleitet von dem geiſt= und thatkräftigen, nur zu leidenſchaftlichen Herzog Leopold von Öſterreich und unterſtützt vom Erzbiſchoff von Köln, ſtellten den Herzog Friedrich den Schönen, Leopold's ältern Bruder, einen durch Milde, Biederſinn, ritterlichen Muth und körperliche Schönheit ausgezeichneten Mann, als Kronbewerber auf. Die luxemburgiſche Partei hätte gerne Heinrich's Sohn, den König Johann von Böhmen, gewählt; allein da er erſt 17 Jahre alt war, ſo

lenkte der Erzbischoff von Mainz (Peter Aichspalter) die ihm zu Gebot stehenden Stimmen auf den Herzog Ludwig von Oberbayern, der von Mutter's Seite gleichfalls ein Enkel Kaiser Rudolf's war und den Ruf der Tapferkeit und eines einnehmenden Wesens hatte.

Bayern war damals nicht bloß in Oberbayern und Niederbayern getheilt, sondern es schied sich noch überdieß Oberbayern auch in zwei Theile. Ludwig's Besitzthum bestand in dem kleinern Theile von Oberbayern, während sein Bruder Rudolf den größern und dazu noch die Pfalz mit der Kurstimme besaß. In Niederbayern hatte Herzog Otto bei seinem Sterben 1312 den Herzog Ludwig zum Vormund über seinen Sohn eingesetzt; allein der Adel verwarf das Testament und berief, im geheimen Einverständnisse mit Rudolf, den Herzog Friedrich von Österreich zum Vormund. Darüber entstund Fehde, in welcher Ludwig die Österreicher bei Gamelsdorf 1313 besiegte. In dem darauf folgenden Sühnevergleich gestand Friedrich dem Ludwig die Vormundschaft unter der Bedingung zu, daß dieser ihn bei der Bewerbung um die deutsche Krone unterstütze.

Obgleich Ludwig seinem Jugendfreunde und Geschwisterkindsvetter Friedrich versprochen hatte, für ihn zu stimmen, nahm er doch, von seiner Partei durch Drohungen und entgegengesetzte Rechtsauslegungen bewogen, nun selbst die angebotene Wahl an; und weil Friedrich, auf Leopold's festes Andringen, nicht von seinen Forderungen zurücktrat, so standen nach einem 14monatlichen unruhvollen Interregnum beide Parteien am Wahltage mit den Waffen einander gegenüber. Während von der habsburgischen Partei mit zwei unbestreitbaren Stimmen zu Frankfurt **Friedrich der Schöne** 1314 erkoren wurde, wählte gleich darauf die luxemburgisch-wittelsbachische Partei mit drei unbestreitbaren Stimmen am 20. Oct. zu Sachsenhausen, (dicht an Frankfurt) **Ludwig den Bayern**, worauf dieser am 26. Nov. in Aachen von dem Erzbischoff von Mainz, jener in Bonn von dem Erzbischoff von Köln gekrönt wurde, also daß man zu sagen pflegte, Ludwig habe die Krone nicht aus den rechten Händen, Friedrich nicht am rechten Ort empfangen.

Von Stund an war Deutschland zwiegetheilt und die Entscheidung, wer Alleinherr seyn solle, dem Gottesurtheil der Waffen überlassen, so daß ein achtjähriger Bürgerkrieg die süddeutschen Gaue, insbesondere Bayern, Schwaben, das Elsaß, den Rheingau und die Schweiz verheerte, während die norddeutschen weniger davon berührt wurden und meist ihre Sondervortheile verfolgten.

Auf Friedrich's Seite standen Österreich, Steyermark, Kärnthen, die habsburgischen Erblande im Elsaß und Oberschwaben und die meisten darin befindlichen Städte und Adelsgeschlechter (darunter auch der oft genannte Graf Eberhard von Württemberg); außerdem der Markgraf von Baden, der Pfalzgraf Rudolf von Bayern und bei Rhein, der Erzbischoff von Köln, und außer Deutschland die Könige von Ungarn und Neapel. Auf Ludwig's Seite waren Böhmen, Thüringen, Meißen, sodann die meisten Städte am Rhein, die unter ihm noch mehr Freiheiten zu gewinnen hofften. Auch die schweizerischen Waldstädte, die eine Abneigung gegen Österreich hatten, nahmen für Ludwig Partei. Dafür beschloß Herzog Leopold diese „aufrührerischen Unterthanen“, wie man sie am österreichischen Hofe nannte, ohne Säumen zu züchtigen.

Es sammelten sich daher die habsburgischen Schaaren zu Baden im Aargau, um an verschiedenen Stellen in das Land der Eidgenossen einzubrechen. Leopold selbst brach an der Spitze einer 9000 Mann starken Kernschaar auf, um von Zug aus über Morgarten in Schwyz einzufallen. Die Eidgenossen aber, davon benachrichtigt, hatten sich auf den Rath des greisen erfahrnen Reding, 1300 an der Zahl, hinter Morgarten vor dem schmalen, zwischen dem Sattelberg und dem Aegerie-See befindlichen Durchgang gelagert und erwarteten, durch Gebet gestärkt, das stolz heranziehende Ritterheer. Fünfzig Landesverbannte, die dem bedrängten Vaterlande ihre Dienste angeboten hatten, aber damit zurückgewiesen worden waren, hatten auf eigne Gefahr den Sattelberg besetzt, um von da aus dem unten durch den Paß ziehenden Feinde zu schaden. — Kaum war das österreichische Heer in den Paß eingerückt und die Vorhut der Ritter an die engste Stelle gekommen, als sie von herabgeworfenen Felsblöcken und Baumstämmen gehemmt und in Unordnung gebracht wurden, die sich durch den gleich darauf erfolgenden Ansturm der Eidgenossen dem ganzen Zuge mittheilte und mit regelloser Flucht und gänzlicher Niederlage der Österreicher bei Morgarten endete. Über 1500 Gemeine und 350 Edle (darunter ein Graf von Habsburg-Laufenburg, ein Bonstetten und zwei Hallwyl) fielen theils unter den Hellebarden und Morgensternen der Schweizer, theils wurden sie in den See gesprengt und ertranken, während die Sieger nur 15 Todte zählten. Mit genauer Noth entkam Leopold mit dem Rest nach Winterthur. Auch die übrigen eingedrungenen Schaaren wurden am folgenden Tage geschlagen. Nachdem so das Land befreit war, traten die Eidgenossen wieder in Brunnen zusammen und erneuerten den 9. Dez. 1315 in einer geschriebenen Einigungsurkunde den zehnjährigen Bund auf ewige Zeiten. König Ludwig bestätigte ihnen nachher denselben (1316) und zog die österreichischen Güter in der Schweiz als Reichslehen ein. Die Schweizer erweiterten dann ihre Eidgenossenschaft durch die Aufnahme von Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern.

Nachdem sich der Krieg in Deutschland sieben Jahre lang unentschieden hingezogen hatte, kam es zwischen beiden Königen am 20. Sept. 1322 zu der entscheidenden Schlacht bei Ampfing, in welcher Ludwig durch die Feldherrnkunst Seyfried Schweppermann's siegte und Friedrich gefangen wurde, um in der Haft auf der Burg Trausnitz seines Lebens Kraft und Frische einzubüßen, da ihm die zugemuthete Thronentsagung, zu der er für seine Person geneigt gewesen wäre, von seinem Bruder nicht gestattet wurde.

Die nähern Umstände jener Schlacht sind folgende. Friedrich lagerte mit 30,000 Mann (worunter 5000 ungarische Reiter waren) bei dem salzburgischen Städtchen Mühldorf und wollte daselbst die Ankunft seines Bruders Leopold abwarten, der von Schwaben her gegen Bayern im Anzug war. Schnell zog Ludwig die Bayern, Böhmen und andere bundesgenossischen Truppen zusammen, rückte gegen Friedrich an und lagerte sich auch in der Nähe von Mühldorf auf der Haide von Ampfing. — Voll Ungeduld, den langjährigen Kampf zu beenden, nahm Friedrich, ohne seinen Bruder abzuwarten, wider den Rath seiner Freunde, die angebotene Schlacht an und kämpfte in goldnem Harnische leuchtend mit der größten Tapferkeit den Seinen voran. Ludwig hatte dem zwar alten, aber kriegskundigen Feldhauptmann Seyfried Schweppermann, (der zuvor in burggräflich-nürnbergischen Diensten gestanden war) die Anordnung des Heers und der Schlacht übergeben und hielt sich in einem unscheinbaren blauen Reiterrock beim Hintertreffen. Auf seinem linken Flügel standen König Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbayern; die Oberbayern im Centrum befehligte Riter Albrecht von Rindsmaul; sechshundert Reiter mit österreichischen Feldzeichen von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführt,

lagen in einem Hinterhalt. — Nach einem 10stündigen Kampfe wichen die Böhmen und Bayern vor dem Ungestüm Friedrich's, der allein 50 Feinde mit seiner Hand niederstreckte, und mit genauer Noth entgieng König Johann der Gefangenschaft. Da, im entscheidenden Augenblicke, griff Schweppermann ein und ließ zugleich den Hinterhalt vorbrechen. — Anfangs hielten die Österreicher diese anstürmende Nachhut für eine Vorhut Leopold's; bald aber, durch den Angriff im Rücken enttäuscht, geriethen sie in Verwirrung und gaben die Flucht. Friedrich setzte verzweiflungsvoll den Kampf fort, ward aber von seinem verwundeten Roß zu Boden geworfen, vom Ritter Rindsmaul übermannt und durch den von diesem herbeigerufenen Burggrafen gefangen. Mit seinem Bruder Heinrich und noch 1400 gefangenen Rittern vor König Ludwig geführt, ward er mit den Worten: „Vetter, wir sehen Euch gerne!" freundlich empfangen und darauf nach München geführt, von wo er nach der Burg Trausnitz in der Oberpfalz bei Nabburg gebracht wurde. — Den siegreichen Schweppermann ehrte König Ludwig noch auf der Wahlstatt dadurch, daß er, als in der öden Gegend nichts als nur wenige Eier zur Stillung des Hungers für die Fürsten aufgebracht werden konnten, dieselben mit den Worten herumreichen ließ: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!"

3. Deutschland unter dem Wehe französisch-päpstlicher Übermacht. Ludwig im Bann Scheitern des capetingischen Plans auf die deutsche Krone. Fortsetzung des Kriegs mit der österreichischen Partei. Vergleich mit Friedrich. Deutsche Treue. Leopold's Tod. Ludwig in Italien. Kaiserkrönung aus weltlicher Hand. Gegenpapst. Schimpfliche Rückkehr nach Deutschland. Friedrich's Tod. Ludwig's Aussöhnung mit dem österreichischen Hause.

Mit Friedrich war jedoch die österreichische Partei noch nicht besiegt: denn der Vertreter derselben, Leopold, durch seines Bruders Unglück doppelt erregt, gieng nun in der Verblendung des Zorns eine Verbindung mit den Feinden Deutschlands ein und ließ sich von dem Papst Johann XXII zu Avignon, einem Franzosen, für den französischen König Karl IV gewinnen, welchen nach der deutschen Krone gelüstete. Schon gleich kurz nach dem Beginn des deutschen Thronstreits hatte der neue Papst das Schiedsrichteramt in Anspruch genommen und seitdem mit allen Mitteln die deutschen Fürsten für ein französisch-deutsches Königthum zu bearbeiten gesucht! Jetzt, da König Ludwig auf Bitten der Ghibellinen eine Hülfsschaar nach Italien sandte, und Mailand, worin damals Galeazzo Visconti (XVIII. 12, 3,) die Obmacht hatte, von einem päpstlichen Belagerungsheere befreite, gebot der Papst durch bloßen Anschlag an die Kirchenthüren zu Avignon, daß Ludwig binnen drei Monaten die Regierung Deutschlands bei Strafe des Bannes niederlegen solle. Und als Ludwig aus Scheu vor der Kirchengewalt zögerte und durch mehrfache Gesandtschaften wegen Verlängerung der gesetzlichen Bedenkfrist unterhandelte, sprach der Papst wirklich den Bann über Ludwig aus und belegte alle Lande, die ihm anhangen würden, mit der Interdict.

Er setzte sogar einen Tag für die Wahl eines neuen deutschen Königs nach — Bar sur Aube fest, wo diejenigen deutschen Fürsten, die er glaubte gewonnen zu haben, erscheinen und den französischen König wählen sollten! Allein nur Leopold von Österreich erschien, fühlte sich aber gleich durch den französischen Dünkel so abgestoßen, daß

er dem schnöden Bündnisse entsagte und wieder nach Deutschland zurückkehrte. Das Scheitern des capetingischen Plans auf die deutsche Krone hatte man aber vorzugsweise dem ernsten Eifer des Erzbischoffs Balduin von Trier (Bruder Heinrich VII) und der vaterländischen Gesinnung des Deutschordenscomthurs Berthold von Bucheck (Bruder des damaligen Erzbischoffs von Mainz) zu danken.

Als hierauf Ludwig, sich ermannend, auf dem Regensburger Reichstag gegen das Verfahren des Papstes protestirte und sich auf eine künftige allgemeine Kirchenversammlung berief, mehrte sich die Zahl seiner Anhänger und Vertheidiger: viele Fürsten und Herren, Stifter und Städte erhoben sich gegen die päpstliche Anmaßung; mehrere Staatsmänner und Juristen (wie Johann von Gent, Lupold von Bebenburg, Marsilius von Padua u. a.) vertheidigten in Schriften die Rechte des Königs gegen den Papst, und schismatische Franciscaner benahmen durch Schriften und im Beichtstuhle dem Volke die Furcht vor den päpstlichen Bullen.

Ein Theil der Franciscaner (Minoriten oder Barfüßermönche s. oben XVI. 6, 3.) behauptete die „unbedingte Armuth und Eigenthumslosigkeit Christi und der Apostel“, während die Dominicaner diese Ansicht (von der sie auf die Beurtheilung des Eigenthums der Geistlichkeit eine gefährliche Rückwirkung befürchteten) auf Grund der Schrift verwarfen. Dieser Streit zwischen den beiden ohnedieß stets auf einander eifersüchtigen „Bettelorden“ erhitzte sich so, daß sich der Papst zu einem Ausspruche genöthigt sah und den Dominicanern Recht gab. Als hierauf jene Fraction der Franciscaner (man nannte sie die Spiritualen) die Unfehlbarkeit des Papstes angriff, that der Papst sie in den Bann. Dadurch erbittert, begaben sich nun diese Minoriten in Ludwig's Schutz und sprachen allenthalben wider den „ketzerischen Hof zu Avignon.“

Inzwischen boten die Gegner Ludwig's alles auf, ihn zu verderben: denn einerseits reizte der Papst den Polenkönig Ladislaus Lobietek zu einem verheerenden Einfall in die Mark Brandenburg, welche Ludwig, nachdem sie seit 1319 durch den Tod Waldemar's II des Reichen, des letzten Markgrafen aus dem ascanischen Hause, erledigt war, im Jahre 1324 seinem Sohne Ludwig zu Lehen gegeben hatte; anderseits fuhr Leopold fort, Schwaben und Bayern zu bedrängen. Daher suchte Ludwig eine Aussöhnung dadurch herbeizuführen, daß er sich plötzlich (im März 1325) nach der Trausnitz zu dem gefangenen Friedrich begab, und ihm Freiheit anbot, wenn er der Krone entsagen und die in Österreich gelegenen Reichsgüter herausgeben würde; könne er aber diese Bedingung nicht erfüllen, so müsse er sich wieder zur Haft stellen. Friedrich, der während seiner dritthalbjährigen Haft vor Kummer graue Haare bekommen hatte (zumal sich seine Gemahlin in der Ferne im eigentlichen Sinne die Augen um ihn ausweinte) besiegelte erfreut diesen Vertrag durch einen Eid, und beide nahmen das heilige Abendmahl darauf.

Friedrich gab sich hierauf alle Mühe, seinen Bruder Leopold und den Papst zur Einwilligung zu bewegen; weil aber diese sie hartnäckig verweigerten, so gab Friedrich ein Beispiel deutscher Treue und stellte sich freiwillig seinem Gegner zu München, obgleich ihn der Papst hatte bedeuten lassen, daß der Vertrag mit einem Gebannten ungültig sey. Solche Treue fand der Papst „unglaublich“.

Ludwig, gerührt und ihrer Jugendfreundschaft eingedenk, theilte fortan Tisch und Bett mit Friedrich und richtete mit ihm, um Leopold's Zorn zu entwaffnen, im Sept. 1325 den Münchner Vertrag auf, wornach beide Könige gemeinschaftlich regieren und das Reich in allen Handlungen gemeinschaftlich repräsentiren wollten. Aber die Kurfürsten versagten diesem Vertrag, als dem deutschen Reichsgrundgesetz zuwider, ihre Genehmigung. Dennoch erzwang Leopold eine Erneuerung des Vertrags (zu Ulm), nach welchem Ludwig als Kaiser Italien, Friedrich als König Deutschland regieren sollte! Allein der bald eintretende Tod Leopold's gab dem König Ludwig Veranlassung, sich von jenem Vertrage zu entbinden, der allerdings practisch nicht durchzuführen gewesen wäre.

Ludwig, froh dieses leidenschaftlichen Gegners entledigt zu seyn, richtete nun, angetrieben von den Vorspiegelungen der italienischen Ghibellinen (eines della Scala in Verona, Galeazzo Visconti in Mailand, Castruccio in Lucca, Sciarra Colonna in Rom 2c.) und durch die Billigung der ihn umgebenden Franciscaner bestärkt, seinen Blick nach Italien, um sich dort die Kaiserkrone zu holen und das Papstthum und dessen Stütze, den König Robert von Neapel, zu demüthigen. Das alles hoffte er durch italienische Hülfe zu vermögen, da die deutschen Reichsstände ihm ihren Beistand versagten.

Mit einem ganz kleinen Gefolge in Trient angekommen, erklärte er auf den Rath seiner geistlichen Begleiter den Papst Johann als Ketzer und Majestätsverbrecher in Acht und Bann; dann stürzte er zu Mailand den Galeazzo Visconti zu Gunsten seines Bruders Marcus, verlieh aber nachher doch dem Sohne des ersteren, Azzo, für 60,000 Gulden die lombardische Statthalterschaft, und ließ sich aus den Händen zweier gebannten Bischöffe die lombardische Krone aufsetzen. Hierauf zog er, unterstützt von dem kühnen und mächtigen Condottière Castruccio über Pisa nach Rom, wo ihn die stets überspannten Römer, welche von der Wiederherstellung eines kaiserlichen Weltreichs träumten, mit Jubel empfiengen und ihr Capitano, Sciarra Colonna, ihm in der Peterskirche die Kaiserkrone aufsetzte, zwei gebannte Bischöffe aber die Salbung ertheilten.

Anstatt nun unverweilt wider den gerüsteten König Robert, gegen den auch Friedrich von Sicilien Hülfe zugesagt hatte, gen Neapel aufzubrechen, verweilte Ludwig Monate lang in Rom, ließ den Papst Johann auch von den Römern als einen Ketzer für abgesetzt erklären, und den gelehrten Minoriten Peter von Corberia unter dem Namen Nicolaus V als Papst einsetzen. Weil dieser aber zur Einrichtung seines Hofhalts Gaben und Steuern verlangte, so änderte sich die Stimmung der Römer gegen ihn und den Kaiser; auch Castruccio verließ ihn, um auf eigene Faust seine Herrschaft weiter auszudehnen. Zwar starb derselbe plötzlich; nichts desto weniger konnte sich Ludwig in Italien nicht mehr halten, theils weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte, theils weil Robert bereits

Ostia besetzt hatte und ihm die Zufuhr abschnitt. Er verließ daher Rom in großer Eile, empfahl seinen Papst dem Schutze der Pisaner und kehrte mit einem kleinen Gefolge unter dem Gespött der Welfen und Ghibellinen, durch Tyrol im J. 1330 nach Deutschland zurück, war so eben der unglückliche Friedrich, der sich längst von allen Staatsgeschäften auf das Schloß Gutenstein in Österreich zurückgezogen hatte, vor Gram gestorben war.

Auf der Rückfahrt aus Italien schloß Kaiser Ludwig zu Pavia 1329 mit den Söhnen seines Bruders Rudolf den bayrischen Hausvertrag ab, worin er ihnen die Rheinpfalz überließ und einen Theil von Oberbayern, die fortan sogenannte Oberpfalz abtrat, das gegenseitige Erbrecht und den Wechsel der Kurstimme festsetzte und dadurch, ungeachtet aller nachfolgenden Theilungen, die Einheit der wittelsbachischen Lande erzielte.

Kaum war Italien wieder sich selbst überlassen, so geriethen die Parteien noch heftiger aneinander und jede suchte wieder einen auswärtigen Halt. Diese Lage benützte Ludwig's Gegner, der ehrgeizige und stets launenhaft-thätige König Johann von Böhmen, um sich in Italien eine Macht zu schaffen. Die nachdrückliche Hülfe, die er in der Stadt Brescia gegen die sie bedrängenden Visconti's und della Scala's brachte, bewog alle Parteien, Welfen und Ghibellinen, ihn zu ihrem Schutzherrn zu wählen, und in kurzer Zeit war König Johann in Italien der gefeiertste und mächtigste Mann. Da sich aber nicht nur der Papst, Robert von Neapel und die andern Dynasten Italiens, sondern auch der Kaiser und Österreich durch Johann's wachsende Macht bedroht sahen, so arbeiteten alle an seinem Sturze. Seine Schritte zur Begütigung seiner Gegner halfen ihm nichts: er mußte (1333) seine ganze Stellung in Italien wieder aufgeben, worauf er, nach Böhmen zurückgekehrt, aus dem Zwiespalt zwischen dem Kaiser und dem Papste weiteren Vortheil zu ziehen hoffte.

4. Gesteigerte Anmaßung der päpstlich-französischen Politik. Johann von Böhmen mit Frankreich, Ludwig mit England verbündet. Der Kurverein zur Aufrechthaltung des Reichs. Ludwig's Erwerbungen. Sein Eingriff in das Kirchenrecht. Erneuerte Bannung. Ludwig mit Ungarn gegen Italien. Der luxemburgische Gegenkönig. Ludwig's Tod. Günther von Schwarzburg. Der falsche Waldemar. Landplagen: der schwarze Tod.

Mit dem österreichischen Hause zwar war es dem Kaiser gelungen, sich auszusöhnen; allein die französisch-päpstliche Politik, mit welcher König Johann von Böhmen, der selbst nach der deutschen sowohl, als nach der polnischen Krone schielte, gegen den Kaiser stets auf's engste verbunden war, ließ dem im Glück wohl klugen und entschlossenen, im Unglück aber zaghaften und schwankelnden Kaiser keine Ruhe. Um von Bann und Interdict loszukommen, bediente er sich sogar der Vermittlung des falschen Böhmenkönigs. Da jedoch Papst Johann (was der Böhme wohl vorher wußte) dem Kaiser zuerst die Niederlegung der Krone zur Bedingung machte, und da nach dem baldigen Tode dieses Papstes selbst sein friedfertiger, aber dem französischen Königswillen ebenfalls zum Werkzeug dienender Nachfolger Benedict XII die gleiche Forderung stellte, — ungeachtet Ludwig durch eine Botschaft sein Sündenbekenntniß abgelegt und für sich und seine Thronfolger dem päpstlichen Stuhle den Eid des Gehorsams versprochen hatte: — da durchschaute alle Welt den schnöden, auf

die Unterjochung Deutschlands abzielenden Plan der französisch-päpstlichen Politik. Auch Ludwig raffte sich nun auf, schloß mit dem englischen König Edunard III ein Bündniß gegen Frankreich und schilderte auf dem Reichstag zu Frankfurt 1337 den gesammten Ständen Deutschlands seine Bemühungen um die Herstellung des Friedens, die Anmaßungen des apostolischen Stuhls und die Ränke des französischen Hofs in so eindringender Weise, daß die Stände einmüthig den Kaiser baten, die päpstlichen Aussprüche für nichtig zu erklären und das deutsche Wahlrecht sammt der Würde des Reichs durch die Kurfürsten wahren zu lassen.

Demgemäß traten die Kurfürsten (mit Ausnahme des Böhmenkönigs) d. 15. Jun. 1337 zusammen und schloßen den ersten Kurverein zu Rense (am Rhein), worin sie durch feierlichen Eid sich verpflichteten, das deutsche Reich mit aller Kraft bei seinen Rechten und Ehren zu erhalten und bei dessen Vertheidigung vor keiner Macht und Gefahr zu weichen, alle unter ihnen selbst sich erhebende Zweifel und Anstände aber durch Stimmenmehrheit zu beseitigen. Auf den Grund dieser Einigung stellte sodann der Kaiser mit den Reichsständen (am 8. Aug.) das bleibende Reichsgrundgesetz auf, daß der aus rechtmäßiger Wahl hervorgegangene Kaiser seine Gewalt von Gott habe und nicht erst die Bestätigung durch den apostolischen Stuhl bedürfe. Dadurch wurde die Unabhängigkeit des deutschen Reichs von der römischen Hierarchie ausgesprochen und zugleich den Kurfürsten ihr ständisches Vorrecht gesichert. So wurde nicht nur der Kaiser, sondern auch die Würde der deutschen Nation aufrecht erhalten.

Als nähere Bestimmungen wurden noch festgesetzt, daß päpstliche Bullen in Deutschland nur mit vorhergegangener Bewilligung der deutschen Erzbischöffe zur Annahme kommen könnten, und daß im Fall der Thronerledigung die Reichsverweserschaft nicht dem Papste, sondern dem Pfalzgrafen bei Rhein zukomme. Außerdem wurde das Interdict als nichtig erklärt.

In den meisten deutschen Landen und Städten fand dieser Beschluß den lebhaftesten Beifall und dawidereifernde Geistliche und Predigermönche wurden entweder zum Schweigen gebracht oder vertrieben. Doch Kaiser Ludwig's Kleinmuth stand sich selbst im Wege. Getrieben von der Sehnsucht nach Lossprechung vom Banne, gab er sich den bethörenden Lockungen des französischen Königs Karl VI hin, der ihm dieselbe für den Preiß des Rücktritts vom englischen Bündniß zu vermitteln versprach. Als nun aber Ludwig wirklich von dem so feierlich beschwornen Bündniß zurücktrat (1341) und also der französische König seinen Zweck erreicht hatte, so erfolgte doch die Lossprechung nicht!

Bisher war der Papst durch den frevelhaften Mißbrauch des Bannes und durch die Schwäche, mit der er sich zum Werkzeug der Despotie Frankreichs hergab, in den Augen aller klar Sehenden größtentheils in offenbarem Unrecht; nun aber ließ sich Ludwig durch sein Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht, (aus welcher Absicht er schon Niederbayern gegen die Ansprüche der pfälzischen Linie an sich gezogen hatte) zu einem grellen Eingriff in das Recht der Kirche verleiten. Um nämlich Tyrol,

das der zweite Sohn des Böhmenkönigs, Johann der Jüngere, durch seine Vermählung mit der Gräfin Margaretha Maultasch, der Erbtochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen und Tyrol, bekommen hatte, dem luxemburgischen Hause zu entreißen und an sein Haus zu bringen, trennte der Kaiser eigenmächtig diese Ehe und vermählte seinen Sohn Ludwig von Brandenburg mit der also geschiedenen Gräfin (1342).

Margaretha, die ihren Beinamen nicht von ihrem unförmlichen großen Mund, sondern von einem Schloß Maultasch in Tyrol hatte, war seit 1329 mit Johann verheirathet, vertrug sich aber wegen ihres männischen, herrschsüchtigen Wesens nicht mit ihm, warf ihm Ehenntüchtigkeit vor und litt ihn nicht in ihrer Umgebung. Als nach ihres Vaters Tode Österreich Ansprüche an Kärnthen machte, führte sie in eigner Person einen verheerenden Krieg mit Österreich, mußte aber auf den Ausspruch des Kaisers, der Österreich mit Kärnthen belieh, nachgeben und sich mit Tyrol begnügen. Daher war ihr späterhin die Ehetrennung und neue Vermählung willkommen.

Aus diesem gesetzwidrigen Verfahren nahm der neue Papst Clemens VI — bisheriger Lehrer von König Johann's älterem Sohne Karl, dem Schützlinge des französischen Königs, welchem er seine Erhebung verdankte, — Veranlassung, den Bann gegen Ludwig zu erneuern und zu verschärfen. Ludwig, des Kampfes müde, unterhandelte von Neuem und gieng so weit, in einer dem Papst ausgestellten Urkunde nicht nur auf die allerdings ungesetzlich erworbene „Kaiser"würde zu verzichten und alle gegen den päpstlichen Stuhl gerichteten Beschlüsse zurückzunehmen, sondern auch demselben in Betreff der „Königs"würde das Bestätigungsrecht einzuräumen und unverbrüchlichen Gehorsam zu geloben.

Mit diesem Schritt sank Ludwig vollends im Vertrauen des Volks. Auch erreichte er damit nicht einmal sein Ziel: denn diesem Papste lag an Ludwig's Aussöhnung mit der Kirche nichts, sondern er beabsichtigte seinen gänzlichen Sturz und trat daher mit noch demüthigenderen Forderungen an ihn hervor. Die in Frankfurt versammelten Stände aber, die Ludwig wieder zu gewinnen suchte, mißbilligten des Kaisers Selbstwegwerfung und sandten zugleich nach Avignon eine feierliche Protestation gegen die päpstlichen Eingriffe in die Rechte des deutschen Reichs.

Noch einmal schien sich Alles für den Kaiser zum Bessern anzulassen: Frankreich war um diese Zeit wieder durch einen Krieg mit England beschäftigt; der Anfall von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an das wittelsbachische Haus (nach dem Aussterben der gräflichen Familie d'Avesnes, deren letzter Zweig Wilhelm IV seine Schwester Margaretha, die zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig, als Erbin zurückgelassen hatte) erhöhte die kaiserliche Macht, und der Tod des alten Königs Robert von Neapel, dieses unermüdlichen Welfenhaupts, schien dem Kaiser wieder freie Hand in Italien zu geben. Und wirklich war der Kaiser auf Einladung des Königs Ludwig von Ungarn, der seine Verwandtschaftsrechte auf die Thronfolge Neapels geltend machen wollte, im Begriff, Theil

an dessen Zug nach Italien zu nehmen, als — der Papst, um diese drohende Gefahr abzuwenden, mit Hülfe und zu Gunsten des böhmisch-luxemburgischen Hauses den Sturz des Kaisers beschleunigte und durch die schon vorher von ihm und Johann erkaufte Mehrzahl der Kurfürsten die Absetzung Ludwigs und die Wahl des luxemburgischen Prinzen Karl zum deutschen König bewerkstelligte (11. Jul. 1346). Doch konnte Karl, aller Wendungen und Schliche ungeachtet, noch nicht aufkommen.

Die fünf Stimmen, die ihn wählten, waren Trier, Köln, Mainz, Böhmen und Sachsen. Um Mainz dazu zu bringen, setzte der Papst den bisherigen Erzbischoff (Heinrich von Virneburg, einen treuen Anhänger Ludwig's) ab und einen päpstlichgesinnten ein. Die Wahl wurde in Rense vorgenommen: denn Frankfurt und Aachen schloßen dem „Pfaffenkönig" — wie man ihn nannte — die Thore. Daher zog Karl mit einem Söldnerhaufen in Begleitung seines alten, nun auf beiden Augen blinden Vaters Johann einstweilen dem Könige von Frankreich in den Krieg gegen England zu Hülfe, und als der alte Johann in der für Frankreich unglücklichen Schlacht bei Crecy (1346 s. K. 5, 1) fiel, gieng Karl wieder nach Deutschland, ließ sich vom Erzbischoff von Köln zu Bonn krönen und kehrte nach Böhmen zurück. Kurz darauf begab er sich verkleidet nach Wälschtyrol und sammelte in Trient eine Söldnerschaar, um in Niederbayern einzubrechen, wurde aber durch den Markgrafen Ludwig von Brandenburg wieder aus Tyrol vertrieben.

Da überraschte (16 Monate nach Karl's Erwählung) den 63jährigen Kaiser Ludwig der Tod. Er saß eben fröhlich beim Mahle zu München, als ihm plötzlich ein Übelbefinden ankam; um es durch Bewegung zu heben, stellte er rasch eine Bärenjagd an, sank aber auf derselben in der Nähe von Fürstenfeld vom Pferd und starb (11. Oct. 1347).

Noch aber war darum der Luxemburger nicht am Ziele. Denn der Erzbischoff von Mainz, der sich trotz der päpstlichen Absetzung in seinem Bisthum behauptet hatte, vereinigte sich mit Pfalz, Brandenburg und Sachsen-Lauenburg zur Vernichtuug der Wahl Karl's und zur Wahl eines neuen Kaisers. Anfangs trugen sie die Krone dem König Eduard III von England, und als dieser sie ausschlug, dem Markgrafen Ernst von Meißen an, der sich aber von Karl durch eine Abfindungssumme von 10,000 Mark Silbers zum Rücktritt bewegen ließ. — Da um diese Zeit in Brandenburg der falsche Waldemar auftrat, um dem Markgrafen Ludwig die Regierung streitig zu machen, und bei den meisten brandenburgischen Städten und den anhaltischen und sächsischen Fürsten ernstlichen Anhang fand, so unterstützte auch Karl den Betrüger mit aller Macht. Daher trug die genannte bayrische Partei die Krone nun dem ritterlichen Grafen Günther von Schwarzburg an, der — gegen das Versprechen der wittelsbachischen Fürsten, ohne seine Einwilligung weder mit Karl, noch mit dem Papste unterhandeln zu wollen, — die Krone (30. Jan. 1349) zu Frankfurt annahm und sie mit den Waffen in der Hand zu behaupten suchte. Allein Karl wußte die bayrischen Fürsten dadurch von ihm ab- und auf seine Seite zu bringen, daß er um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf warb, und versprach, dem falschen Waldemar seinen Beistand zu entziehen und den Markgrafen Ludwig anzuerkennen.

Obgleich nun von seinen Freunden verlassen, wollte doch Günther es weiter auf die Stärke seines tapfern Arms ankommen lassen, erkrankte aber plötzlich (man glaubte an einer Vergiftung durch seinen Arzt) und überließ kurz vor seinem Tode seine Kronansprüche um 20,000 M. Silbers seinem diplomatisch gewandtern Gegner, der nun, auf das ausdrückliche Verlangen der Wittelsbacher, sich gern einer nochmaligen Wahl und Krönung unterzog (25. Jul. 1349).

Der falsche Waldemar (der Sage nach ein, dem letzten verstorbenen Markgrafen ähnlicher, ehemaliger Hofknecht desselben und nachheriger Müller bei Zerbst, Namens Rehbock, welchen, wie man glaubte, die mit dem ausgestorbenen ascanischen Hause verwandten Fürsten von Anhalt und Sachsen zu dieser Rolle abgerichtet hatten), hielt sich noch eine Zeit lang, bis diejenigen brandenburgischen Städte, die ihm noch anhiengen, allmählig mit Waffengewalt unterworfen waren. Nach seiner Vertreibung aus Brandenburg nahm ihn der anhaltische Hof zu Dessau auf und behandelte ihn bis an einen Tod als echten Markgrafen. — Kurz vor dem Ende dieser Unruhen trat Markgraf Ludwig die Mark Brandenburg an seine beiden jüngeren Brüder, Ludwig den Römer und Otto, ab und übernahm die Regierung von Oberbayern, Kärnthen und Tyrol, auf welche beiden letztern Länder König Karl IV allen Ansprüchen entsagte, dafür aber die Oberlausitz mit Böhmen vereinigen durfte. Ludwig der Brandenburger erwirkte vom Papste die Anerkennung seiner Ehe mit Margaretha Maultasch und die Aufhebung des Interdicts, das so lange her auf Bayern gelastet hatte.

Mitten unter diesen politischen Wirren und Störungen des Landfriedens wurde Deutschland zwischen den J. 1337—1348 durch furchtbare Landplagen heimgesucht. Unter allen Schrecknissen war keine so groß, als die mörderische Pest, die unter dem Namen der schwarze Tod so schrecklich wüthete, daß ganze Städte verödet lagen und man nachher nicht Hände genug zur Arbeit fand. Alle diese Landplagen, in denen man die strafende Hand Gottes erkannte, setzten die Gemüther abwechselnd in einen Schrecken, der zwar Viele zum heilsamen Nachdenken, Viele aber auch in den sogenannten Flagellanten- oder Geißlerzügen (XVIII. 1, 1.) zu wahrhaft wahnsinnigen Bußübungen trieb, denen man zuletzt mit Acht und Bann begegnen mußte.

Den furchtbaren Schrecknissen, durch welche im damaligen Jahrzehnd die Menschen erschüttert wurden, gieng die Erscheinung eines großen Kometen voran, auf den man jene nachher bezog. Zuerst erschienen drei Jahre hintereinander verheerende Heuschreckenzüge, auf welche dann an vielen Orten die Gräuel der Hungersnoth folgten. Im J. 1347 schien Vielen das Weltende zu nahen. Ein furchtbares Erdbeben verheerte Griechenland, Italien und die Alpenländer bis Basel, so daß Berge einstürzten und allein in Kärnthen die Stadt Villach und noch 30 Ortschaften von Grund aus zerstört wurden. Darauf kam der **schwarze Tod.** Diese Pest entstand in China, zog verheerend durch ganz Asien, wo sie binnen Jahresfrist 23 Mill. Menschen hinwegraffte, kam über Ägypten auf genuesischen Schiffen nach Italien, von da nach Frankreich und Großbritannien und zuletzt nach Deutschland. Mit Kopf- und Brustweh beginnend schritt sie zum Fieber mit blutunterlaufener Zunge und Kehle, dann zu Geschwüren, schwarzen Beulen und Flecken fort und endete mit Wahnsinn und Tod. Sie schonte weder Alt noch Jung, weder Vornehm noch Gering, selbst nicht Hausthiere, und wich keinem Heilmittel. Betäubende Furcht hielt oft von der Pflege und Beerdigung

zurück. In vielen Städten starb die Hälfte oder ein Drittheil der Einwohner (z. B. in Lübeck 19,000, in Strasburg 16,000, in Basel 14,000); viele kleinere Orte starben ganz aus. — In manchen Städten schob der unwissende und rohe Pöbel die Schuld der Seuche auf die wuchernden Juden, und indem man sie der Brunnenvergiftung zieh, wurden ihrer Tausende erschlagen oder in ihren Häusern verbrannt, bis endlich bewaffnete Dazwischenkunft den grausamen Verfolgungen ein Ende machte.

4. Kapitel. Das luxemburgische Haus auf dem deutschen Throne; Verwirrung in Deutschland und Italien.

1. Karl IV Begründer der modernen deutschen Staatskunst. Karl in Italien: Zerrüttung dieses Landes. Schmähliche Veräußerung der Kaiserrechte. Krönung in Rom. (Cola Rienzi). Italien sich selbst überlassen. Die goldne Bulle. Karl Minderer des Reichs und Mehrer seines Hauses. Befreiung des Papstthums aus der französischen Dienstbarkeit. — Karl in Böhmen. Blüthe dieses Landes unter ihm. Theilung seiner Hauslande.

Karl IV war zwar ein gelehrter und vielseitig gebildeter Mann, aber sein Character, der sich schon aus der Art, wie er zur Krone gelangte, erkennen läßt, hatte sich — durch die argwöhnische, launenhafte Behandlung, die er als Kind von seinem Vater erfuhr, durch die französische Erziehung, die er von seinem siebenten Jahre an am Hofe Philipp's VI erhielt, und durch die Schule der Intriguen, in die er in seinem 17. Jahre als Begleiter seines Vaters bei dessen abenteuerlicher Wirksamkeit in Italien eingeweiht wurde, — frühe gewöhnt, bei seinen Unternehmungen nicht auf offenem und geradem Wege, sondern auf den Umwegen der Verstellung und List, nicht durch tapfern und ritterlichen Muth, sondern durch kluge Berechnung und feine Gewandtheit zum Ziele zu gelangen, so daß man ihn als den Begründer der modernen deutschen Staatskunst anzusehen hat.

In allem, was er nun als König unternahm, hatte er weniger das Wohl des deutschen Gesammtvaterlandes vor Augen, als vielmehr den Sondervortheil seines Hauses, für dessen Macht und Größe er auf Kosten des deutschen Reichs und seiner Würde zu sorgen sich kein Gewissen machte.

Um die Kaiserkrone zu bekommen, verstand er sich gegen den Papst zu erniedrigenden Bedingungen. In Italien mit einer ganz geringen Begleitung angekommen, ließ er sich von den streitenden Parteien, anstatt den Übermuth der Unterdrückenden zu zügeln und den Unterdrückten zum Recht zu verhelfen, durch Geldsummen abfinden, indem er z. B. von den Visconti's, um ihnen Ruhe von ihren verbündeten Gegnern zu vermitteln, 200,000 — von den Florentinern dafür, daß er ihr Gebiet nicht betrat, 100,000 Goldgulden nahm; auch trat er den Venetianern Verona und Vicenza für Geld ab. Nach dem Empfang der lombardischen Krone in Mailand eilte er nach Rom, aber nicht, wie die Römer ge-

hofft hatten, um mit dem Gewicht seines Ansehens ihre durch den Aufstand Rienzi's zerrütteten Angelegenheiten zu ordnen, sondern in stillem Pilgeraufzug, empfieng dort aus den Händen des päpstlichen Legaten die römische Krone und verließ noch an demselben Tage, unter dem Vorwand einer Jagd, Rom wieder, weil die Römer in ihn drangen, ihre Stadt zur freien Reichsstadt zu erklären, er aber dem Papste hatte geloben müssen, sich nicht in die römischen Angelegenheiten zu mischen. Daher erfuhr er auf seiner Rückreise nach Deutschland allenthalben Spott und Schmach, in der Lombardei schloßen ihm die Visconti's die Thore aller ihrer Städte und der Dichter Petrarca (XVIII. 1, 1), welcher ebenfalls Großes von ihm erwartet hatte, rief ihm in einem Gesange nach: „Wenn dein Großvater Heinrich dir in den Alpen begegnete, wie würde er dich anreden?!"

Schon während des Thronstreits zwischen Karl und Ludwig hatte in Rom **Cola Rienzi** (eig. Niccolo di Lorenzo), ein beredter Notar (Sohn einer Wäscherin) die leicht entzündlichen Römer durch die Erinnerung an die republikanische Größe der Alt-Römer, als deren unmittelbare Enkel sie sich gern betrachteten, zu einem Aufstand gebracht, in welchem der Adel vertrieben und nach Errichtung einer republikanischen Verfassung Rienzi zum Tribun ernannt wurde. Der Einfluß dieses Demagogen stieg bald so hoch, daß Fürsten und Könige ihn beschickten und durch Schmeicheleien beehrten. Dadurch übermüthig gemacht, verfiel er in Stolz und Üppigkeit, verlor die Gunst des Volkes und mußte, als ein päpstlicher Cardinal-Legat ankam, aus Rom flüchten. Er gieng zu Karl IV, der ihn aber nach Avignon dem Papst Clemens VI auslieferte, von dem er nun gefangen gehalten wurde. Der folgende Papst Innocenz VI ließ ihn jedoch wieder los und schickte ihn in der Absicht, ihn für seine Zwecke zu gebrauchen, mit dem Titel Senator nach Rom. Dort aber, vom Volke wieder im Triumph aufgenommen, begann er von Neuem dictatorische Gewalt zu üben, bis eine starke Steuer, die er zum Krieg gegen die Colonna's ausschrieb, das Volk zum Aufstand gegen ihn brachte. Er entfloh unter Verkleidung, ward aber eingeholt und ermordet und sein Leichnam an den Galgen gehängt.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erließ der Kaiser durch die Reichstage zu Nürnberg und Metz 1356 die **goldne Bulle** (so genannt von der großen goldnen Kapsel, in welcher das Reichssiegel daran hängt), ein Gesetz, das die Bestimmung hatte, durch Feststellung des Wahlrechts, so wie der Wahl- und Krönungsordnung den jedesmaligen Streitigkeiten der Wahlparteien ein Ende zu machen. Indem aber durch die den Kurfürsten darin eingeräumten Vorrechte und landeshoheitlichen Befugnisse eine vollständige Wahlaristokratie geschaffen wurde, ahnete der Schöpfer dieses Reichsgrundgesetzes nicht, daß er mit demselben den Grund des mächtigsten Widerstandes gegen Kaiser und Papst legte. Denn fortan leiteten die Kurfürsten das Ansehen der Krongewalt (Centralgewalt) von dem Kaiser, als einer Einheit, auf die Vielheit eines Fürstencollegiums über, und dadurch wurden auch die andern Fürsten gereizt, den Kurfürsten im Ringen nach landesherrlicher Gewalt nachzustreben, wodurch sodann naturgemäß die in ihren Territorien befindlichen kleinern Stände, die Ritterschaft und die Städte, zu schrofferem Gegensatz getrie-

den und genöthigt wurden, durch geschlossene Einigungen sich gegen die Gefahr des Selbstständigkeitsverlustes zu schützen.

Die sieben Kurfürsten — oder wie der Eingang jener Bulle sie bezeichnet: die sieben Leuchter, welche das heilige römische Reich in Einheit des Geistes erleuchten sollen, — wurden nach folgender Ordnung festgesetzt: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Brandenburg (so daß also Böhmen unter den weltlichen Wählern die erste Stimme bekam). Bei Thronerledigungen sollten Pfalz und Sachsen die Reichsverweserschaft führen. Bei der Kaiserwahl sollte Stimmenmehrheit entscheiden, in Frankfurt die Wahl, in Aachen die Krönung vor sich gehen und bei dieser jeder Kurfürst sein Erzamt verrichten; anderer, fast byzantinischer Förmlichkeiten nicht zu gedenken. Was aber das Wichtigste war: die Kurfürsten bekamen fast völlig landesherrliche Rechte mit gefreitem „Gerichtsstand" (dem jus de non evocando), vollständigem Münz- und Bergwerksregal, dem Recht der Erhebung des Judenschutzgeldes (einen Gulden für den mündigen Juden, den vorher der Kaiser von diesen „Kammerknechten des heiligen römischen Reichs" erhob). Die Kurfürstenthümer wurden für untheilbar erklärt und in den vier weltlichen die Erbfolge nach der Erstgeburt festgesetzt. Als „geborne Reichsräthe", die verpflichtet wurden, alljährlich vier Wochen lang sich zu versammeln und mit dem Kaiser über die wichtigsten Reichsangelegenheiten zu rathschlagen, sollten sie überhaupt mit der Person des Kaisers nahverbunden gedacht werden und mit des Kaisers Majestät unverletzlich seyn.

Das war alles, was Karl für das Reich that. Im Übrigen war er ein Minderer des Reichs in dem Grade, in welchem er ein Mehrer seines Hauses war. So vereinigte er durch seine dritte Vermählung ganz Schlesien, das sein Vater schon größtentheils der polnischen Lehensherrschaft entzogen hatte, mit Böhmen und brachte von den bayrischen Fürsten durch einen schlauen Erbvertrag Brandenburg und durch Kauf die Niederlausitz an sein Haus, für das sein Vater schon die Oberlausitz erworben hatte. Da nun auch Mecklenburg mit Brandenburg durch Lehnspflicht zusammenhieng und Mähren den Nachkommen seines Bruders Johann gehörte, so erstreckte sich die böhmisch-luxemburgische Hausmacht im Osten fast über alle germanisirten Slaven von der Donau bis zur Meeresküste. Im Westen besaß dieses Haus nicht nur Luxemburg (Lützelburg), das nachher durch den Tod seines (dritten) Bruders Wenzel an Böhmen fiel, sondern auch die Oberpfalz, die Karl durch seine zweite Gemahlin erworben hatte.

Außerdem vermehrte er seine Einkünfte durch die Erfindung des Briefadels und durch den Verkauf ungemessener Freiheiten an die Reichsstädte, so daß sein geld- und ländersüchtiges Verfahren auch andere Fürsten und Herren reizte, sich auf fremde Kosten zu bereichern, wie er denn selbst genöthigt war, den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg das den schwäbischen Städten und Klöstern mit Gewalt abgenommene Eigenthum mit Hülfe des schwäbischen Städtebundes wieder abzunehmen.

Im Südwesten des Reichs ließ er sich zwar bei seinem Besuche, den er 1365 dem Papst Urban V in Avignon machte, die arelatische (burgundische) Krone, die seit 300 Jahren kein deutscher Kaiser mehr getragen hatte, wieder aufsetzen, wagte es aber nicht, die ehemals damit

verbunden gewesenen Rechte anzusprechen, und belehnte nachher den französischen Dauphin (Kronprinzen) mit dem Reichsvicariat von Arelat, wodurch es kam, daß dieser Besitz allmählich ganz in Frankreichs Hände übergieng. Um diesen Preiß jedoch gelang es ihm, die langjährige unheilvolle Abhängigkeit des päpstlichen Stuhls von Frankreich aufzuheben und dem Papste die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen.

Auf seinem zweiten Römerzug, den er mit Urban V verabredet hatte, geleitete er selbst diesen Papst in Rom von der Engelsburg in die Peterskirche, indem er neben dessen Pferd einhergieng und es am Zaume führte. Im Übrigen konnte er den Hauptzweck dieser italienischen Heerfahrt, nämlich die Beruhigung Italiens, insbesondere die Zügelung der unmäßigen Herrschsucht der Visconti's (Galeazzo's II und Bernabo's), welche die kleinern Staaten Italiens auf's grausamste tyrannisirten (XVIII. 12, 3.), nicht erreichen. Allenthalben zurückgewiesen oder durch Aufstände bedroht, mußte er zuletzt allgemeine Amnestie ertheilen und froh seyn, mit gefülltem Säckel wieder heimkehren zu können. Von da an blieb Italien sich wieder selber überlassen. Urban V kehrte ebenfalls wieder nach Avignon zurück, weil er und seine Cardinäle sich in Rom nicht gefielen, sondern nach den Genüssen Avignon's zurückverlangten. Erst sein Nachfolger, Gregor XI (1378) schlug seine Residenz wieder in Rom auf.

Während so Karl IV (nach einem Ausdrucke des spätern Kaisers Maximilian) in Bezug auf Deutschland sich als ein „Stiefvater des Reichs" bewies, erscheint er für sein Erbland Böhmen als ein wahrer Vater und treubesorgter Landesherr. Vom Beginn seiner Regierung an stellte er in Böhmen die gestörte Sicherheit des Handels und Wandels durch Brechung der Raubburgen und strenge Bestrafung der Friedensstörer, durch gewissenhafte, oft persönlich vorgenommene Ausübung der Gerichtspflege und durch Abfassung eines neuen Gesetzbuches her: er hob den Wohlstand des Landes durch Verbesserung des Ackerbaus, Betreibung des Bergbaus, Schiffbarmachung von Flüssen, Anlegung von Brücken und Straßen, Belebung des Gewerbfleißes mittels Herbeiziehung deutscher Künstler und Handwerker, durch Erbauung und Verschönerung von Städten, Kirchen und Palästen; er förderte als ein selbst wissenschaftlich gebildeter Fürst (er sprach sechs Sprachen) die geistige Bildung seiner Unterthanen durch Einführung der deutschen Sprache in Niederschlesien und hauptsächlich durch die Errichtung der Universität von Prag (1348), die er sowohl für seine Böhmen, als auch für ganz Deutschland bestimmte, und führte durch alle diese Bemühungen seiner Fürsorge das vorher durch seine Rohheit und Barbarei verachtete böhmische Land und Volk in die Reihe der blühenden Culturstaaten ein.

Die Universität Prag, als die erste deutsche, wurde bald nach ihrer Stiftung von 5000 bis 7000 Studenten besucht, welche vorher ihre Bildung im Auslande gesucht hatten. Im Jahr 1409 zählte man sogar 20,000 Studenten. Sie war nach dem Muster der Pariser Universität eingerichtet und mit großen Freiheiten ausgestattet. (Über ihre Einrichtung s. unten XVIII. 1, 3.)

Nachdem Karl IV durch Vergabungen und Versprechungen an die

Kurfürsten, wie an den Papst Gregor XI die Wahl seines 16jährigen Sohnes Wenzeslav zum deutschen König durchgesetzt hatte, übergab er ihm noch die Regierung von Böhmen, theilte seinem zweiten 8jährigen Sohne Siegmund die Mark Brandenburg und seinem jüngsten Sohne Johann die Lausitz nebst Schweidnitz zu, und hinterließ durch seinen Tod (20. Nov. 1378) das deutsche Reich in der bedenklichsten Lage.

2. König Wenzel. Beginn des päpstlichen Schisma. Wildeste Verwirrung in Deutschland. Freie Einigung gegen die herrschende Schutzlosigkeit. Selbstherrliche Strebungen der Städte und Fürsten. Die große deutsche Hansa, erste Seemacht im Norden. Eidgenossenschaft der friesischen Seelande. Zerrüttung im Südwesten Deutschlands. Der schwäbische Städtebund.

Die Verwicklungen, in denen Karl das Reich zum Theil durch eigne Schuld hinterließ, wurden unter seinem Sohne **Wenzel**, anfangs durch dessen Jugend und Unerfahrenheit, späterhin durch dessen mehr und mehr zum Jähzorn, zur Trunksucht, Wollust und Grausamkeit neigenden Character noch verwirrter, und die Unthätigkeit und Gleichgültigkeit, die er gegen Deutschland bewies, machte die ohnedieß so lose gewordenen Bänder des auf dem Kaiser und den Ständen ruhenden Reiches immer lockerer und unhaltbarer.

Nur in seinem Erblande hatte Wenzel anfangs den besten Willen, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, fieng aber auch da bei seiner Unüberlegtheit das Meiste verkehrt an, strafte oft ohne Untersuchung und bekam dadurch bald den Adel und die Geistlichkeit gegen sich. Welche Tyrannei er sich später dort zu Schulden kommen ließ, davon ein Näheres in K. 4, 4.

Obgleich als Kaiser der natürliche Schirmherr der Kirche, ließ er doch eine für die abendländische Christenheit gefährliche päpstliche Spaltung aufkommen, ohne einen Schritt zu ihrer Abstellung zu thun. Da nämlich der wieder in Rom residirende Papst Gregor XI, von seinen französischen Cardinälen bestimmt, beinahe seinen Sitz nach Avignon zurückverlegt hätte, so erzwangen die Römer nach seinem Tode die Wahl eines Italieners, Urban's VI, der ein natürliches Interesse hatte, in Rom zu bleiben. Seine Strenge aber veranlaßte die ohnedieß nach französischen Genüssen lüsternen Cardinäle, Rom zu verlassen und einen Gegenpapst, Clemens VII, zu wählen, der seinen Sitz in Avignon nahm. Da nun beide Päpste einander sammt ihrem Anhange mit dem Banne belegten, so spaltete sich die christliche Welt in zwei Parteien, indem Deutschland mit den nordischen Landen sich für Urban, Frankreich mit Spanien und Neapel für Clemens erklärte, so daß durch diese Zerreißung der wesentlichsten Eigenschaft des Papstthums, d. i. der Einheit, das ohnedieß so erschütterte päpstliche Ansehen noch tiefer sank.

Da Wenzel auch mit stumpfer Gleichgültigkeit das deutsche Reich sich selbst überließ, so herrschte darin das wildeste Faustrecht und jeder Stand, der seine Selbständigkeit bedroht sah, suchte bei der allgemeinen

Unsicherheit und Schutzlosigkeit in der Einigung mit seines Gleichen Schutz und Hülfe. Besonders suchten die kleinern Stände sich gegen das Umsichgreifen der größern zu sichern und die Freiheiten, die ihnen Karl IV für Geld oder andern Gewinn in so außerordentlichem Maaß eingeräumt hatte, zu erhalten, daher auch die zu ihrem Schutz gestifteten Einigungen zu befestigen und zu erweitern. Und da sich diesem Bemühen ein fast selbstherrliches Streben beimischte und sie durch das Wachsthum ihrer Macht sich gleichfalls zu Übergriffen verleiten ließen, so kam es, daß sich ein Kampf zwischen den Städten und Fürsten und der zwischen beiden in der Mitte stehenden und oft gegen beide gerichteten Ritterschaft erhoben, welcher Deutschland lange dem Wechsel unseliger Bürgerkriege aussetzte.

Unter diesen Einigungen stund auf Seite des Bürgerthums oben an — die große norddeutsche **Hansa** (Hansa Teutonicorum), deren Entstehung schon in der vorigen Periode erwähnt wurde (XVI. 10, 6). Sie bekam im 14. Jahrhundert ihre eigentliche Ausbildung, indem sich die kleinern Hansen oder Handelsvereine an sie anschloßen, so daß sie zuletzt alle eigentlichen Handelsstädte der Nord- und Ostsee umfaßte und ihre Verbrüderungen nach England, Niederland, Gothland, Schweden, Liefland und Nordrußland reichten, wo sie überall Factoreien und Niederlagen hatte und große Freiheiten eingeräumt bekam. Ihre Macht wuchs in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts so an, daß sie die gefürchtetste nordische Seemacht wurde, Flotten und Kriegsheere aufstellen und es mit der Fürstenmacht siegreich aufnehmen konnte, ja in ihrem selbstherrlichen Streben sogar der Kaisermacht spottete.

Die in den städtischen Kaufmannsgilden wurzelnden kleinern Handelsvereine, deren jeder den Namen Hanse führte und aus denen nach und nach die große Hansa zusammenwuchs, waren gleich den frühern Vereinen der italischen und spanischen Kauffahrer aus dem Bedürfniß einer kräftigern Betreibung ihres Handels mit dem Ausland entstanden, und in dieser Beziehung gab es schon frühe Corporationen deutscher Kaufleute: im Süden für den italischen Handel zu Venedig und in andern mittelländischen Küstenstädten; im Norden zu Nowgorod für den russischen, zu Wisby (auf Gothland) für den schwedischen und überhaupt ostseeisch-skandinavischen, in Bergen für den norwegischen, in London für den englischen, in Brügge für den französisch-spanischen Handel, indem sie in allen diesen Orten ihre Factoreien und Niederlagen hatten.

Anfangs hatte in jeder bedeutenden Handelsstadt (z. B. in Lübeck, Bremen, Hamburg, Cöln, Wien, Regensburg 2c.) die Gesammtheit der Großhändler einen Hansegrafen (Oldermann 2c.), der die Handels-Angelegenheiten der Stadt oder städtischen Hanse besorgte. Allmählich thaten sich mehrere Städte für Eine und dieselbe Handelsrichtung zusammen. So hatten die niederrheinisch-westphälischen Städte, Köln an der Spitze, lange den deutschen Handel mit England in Händen und besaßen in London eine Gildhalle mit bedeutenden Rechten, selbst mit dem Recht, Grundbesitz zu erwerben. Später erwarb sich auch Lübeck ähnliche Rechte daselbst. Dieß erregte anfangs Streit und dieser führte endlich zu einer Vereinigung der Lübecker Hansa mit der Cölner für England (1282). So schloßen sich auch anderwärts an die für irgend

eine Handelsrichtung günstig liegenden Städte die minder günstig gelegenen (besonders im Binnenlande) als sogenannte Gäste an, wie z. B. die Elbstädte an die Hansa von Hamburg, die preußischen Städte an die Hansa von Danzig &c. Dadurch entstand eine größere Ausdehnung der einzelnen Hansen. Für den flämischen Handel allein schon theilten sich die Theilnehmer in drei Drittheile: 1. die westphälische Hansa mit Cöln an der Spitze (wozu auch die preußischen Städte gerechnet wurden, was seinen Grund in den vielen daselbst lebenden niederländischen Colonisten hatte); 2. die wendische (aus Hamburg, Lübeck und den mecklenburgischen Küstenstädten bestehend) mit Lübeck an der Spitze; 3. die gothländische mit Wisby als Hauptort.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts, also in der letzten Zeit des zweiten hohenstaufischen Friedrich's, führte die in Deutschland allgemein herrschende Unsicherheit die verschiedenen Hansen in eine noch engere Verbindung mit einander zum Zweck der Erhaltung des für ihren Handel so nöthigen Landfriedens. So traten die elbischen und westphälischen Städte 1256 in ein Landfriedensbündniß zusammen, dem nachher auch Hamburg, Bremen und Lübeck beitraten, und erregten bald durch ihre Land- und Seemacht die Eifersucht der benachbarten Fürsten von Holstein, Brandenburg, Braunschweig und Meißen. (Frühe schon vertrat dabei Hamburg die Elbestädte, Lübeck die wendischen Städte.) Sie schloßen Verträge unter einander über Münzfuß, Schifffahrt, Landfriedensschutz &c. Ähnliche Verbindungen schloßen andere Städte mit einander. Die wichtigste dieser Verbindungen war die Confoederatio perpetua der Städte Münster, Dortmund, Soest und Lippe gegen die Beeinträchtigungen der Fürsten und des Adels; ferner die Vereinigung der Städte Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswalde (also der fünf wichtigsten wendischen Städte) zu dem gleichen Zwecke.

Nach und nach traten alle diese und ähnliche Einigungen zur Verstärkung ihrer Kräfte behufs gegenseitigen Schutzes zusammen und bildeten nach der Mitte des 14. Jahrhunderts **die große Hansa**. Alle zu ihr haltenden Städte, Hansestädte genannt, sandten Abgeordnete auf einen anfangs unregelmäßigen, nachher jährlichen Städtetag, auf welchem sie (frühe schon unter der Leitung Lübeck's) ihre Angelegenheiten besorgten, sich selbst Ordnungen für das merkantile und gesellschaftliche Leben gaben, Streitigkeiten beilegten, Widerstrebende straften (z. B. sogar den Handelsbann auflegten), Bündnisse und Verträge mit auswärtigen Fürsten errichteten, Krieg und Frieden beschloßen.

Die großen Vortheile, welche der Hansa im Ausland eingeräumt wurden, mehrten ihre Mittel und ihren politischen Einfluß, den sie in besonders hohem Grade in den drei skandinavischen Reichen gewann. Als der Dänenkönig Waldemar Atterdag Gothland besetzte und die Stadt Wisby, wo die norddeutschen Kaufleute ihre älteste Factorei hatten, plünderte und halb zerstörte (K. 7, 4.), führten zunächst die wendischen Hansestädte unter Beistand der elbischen und preußischen gegen Dänemark den ersten hansischen Krieg, der im Frieden 1362 den Schweden Gothland und der Hansa bedeutende Handelsvortheile in Schweden verschaffte. Da Waldemar auf's Neue rüstete und sich mit dem Kaiser und dem Papst verbündete, vereinigte sich die ganze Hansa zu einem gemeinschaftlichen Krieg gegen Dänemark und Norwegen: Waldemar, der den Kürzern zog, mußte nach Deutschland fliehen, und als der Kaiser und der Papst die Hansestädte in Acht und Bann erklärten, kehrten diese sich nicht daran, verheerten Norwegen und zwangen den Dänenkönig zum Frieden, zur Anerkennung des Herzogs Albrecht von Mecklenburg als König von Schweden und zur Bestätigung der frühern Rechte der Deutschen in Norwegen. — In den weitern Kriegen, welche die Hansa mit Dänemark führte, eroberte sie (unter dem lübeckischen Flottenführer Gottschalk von Attendore und dem lübeckischen Bürgermeister und Landheerführer Bruno von Warendorp) 1369 Kopenhagen und den Sundschlüssel Helsingör, und erhielt im Stralsunder Frieden 1370 alle festen Plätze auf

Schonen nebst der Bestätigung und Erweiterung ihrer alten Handelsfreiheiten. — Von da an war die Hansa die geehrteste und gefürchtetste nordische Seemacht: sie erlangte mehr und mehr eine selbstherrliche Unabhängigkeit von Fürsten und Reichsständen, von fremden Gerichten und Dienstleistungen, und übte, ohne gerade die urkundliche Bestätigung durch Kaiser und Reich zu besitzen, „in der Wirklichkeit alle Gewalt eines freien Gemeinwesens".

Die erste urkundliche Verfassung der Han a ist vom J. 1365. Sie theilte sich im 14. Jahrhundert noch in drei Drittheile (späterhin, im 15. Jahrhundert, in vier Viertheile oder Quartiere: das westphälische hatte Cöln, das preußische Danzig, das wendische Lübeck, das sächsische Braunschweig zum Hauptort.) Städte, die nicht Kriegsleute und Schiffe schicken konnten, zahlten ihre Beiträge in Geld. Eben so ließen sich kleine Städte durch größere vertreten und gaben zu den Vertretungskosten Geldbeiträge; daher wurden die meisten derselben nicht als Hansestädte betrachtet. (S. Leo II. S. 609 der 2. Aufl. und Kortüm, Gesch. des Mittelalters II, 2. vergl. mit Sartorius' Gesch. d. Urspr. der deutschen Hansa.)

Im Nordwesten Deutschlands suchte die Eidgenossenschaft der sieben friesischen Seelande im Kampfe gegen fürstliche und bischöffliche Landeshoheit ihre Freiheit, wenn auch mit ungleichem Erfolg, zu behaupten. — Nicht minder bestund bis dahin der rheinische Bund, doch ohne eigentlich politische Bedeutung fort, bis er im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts sich an den damals aufkommenden schwäbischen Städtebund anschloß

Als Friesland in Folge der Normannenzüge zum fränkischen Lehensverband kam, erhielten sich in mehreren Gauen dieses Landes, besonders in Seeland, kleine freie Gemeinden bei ihrer alten Gauverfassung; auch als verschiedene Herren, besonders Bischöffe, die Grafenrechte über die friesischen Landschaften erhielten, wurden jene freien Gemeinden nie zur völligen Hörigkeit herabgedrückt. Als aber im 12. Jahrhundert alle Friesen ihre von den benachbarten Fürsten hart angegriffene Freiheit zu vertheidigen genöthigt wurden, traten Westfriesland, Westergau, Ostergau, Drente, Gröningen, Emden und Rüstringen (ein jedes mit den zu ihm haltenden Landschaften) in die Eidgenossenschaft der sieben Seelande zusammen. Sie hatten aber fortan viele schwere Kämpfe gegen die sie bedrängenden Fürsten zu bestehen. — Frühe schon begannen die Kämpfe der Westfriesen gegen die Grafen von Holland. Zwar standen sie dem Grafen Wilhelm II von Holland, als er Kaiser wurde, gegen Friedrich II bei; nachher aber, als er seine gräfliche Gewalt gegen sie geltend machen wollte, bestunden sie gegen ihn, unterstützt von dem grundlosen Boden ihres Landes, den hartnäckigsten Kampf, worin er am Ende bei einem Winterangriffe 1256 bei Hoogwoude, als er sich zu weit auf dem Eise vorgewagt hatte, das unter seinem schweren Roß und Panzer einbrach, ungeachtet seines Bittens, von den Friesen erschlagen wurde (XVI. 8, 4). Da die Westfriesen dadurch eine Zeit lang völlig frei wurden, so suchten auch die Nachbarlandschaften in verschiedenen Aufständen gegen ihre Oberherren sich gleiche Freiheiten zu erringen. Darunter waren auch die Bauern von Kennemaren. Diese wußte nachher Graf Florentius von Holland so für sich zu gewinnen, daß der Adel ihn nur „der Kerle Gott" nannte. Auf sie gestützt, konnte er endlich im J. 1272 den lange beabsichteten Blutrachekrieg gegen die Westfriesen unternehmen, der durch jährliche Verheerungen ihres Gebietes bezeichnet war, bis sie sich endlich 1287 unterwerfen mußten, aber als „wohlgeborne Mannen" viele Vorrechte behalten durften. — Ähnliche Kämpfe hatten die Drentner im Anfange des 13. Jahrhunderts gegen den Bischoff von Utrecht, und im 14. Jahrhundert begannen die Kämpfe der West- und

Ostgauer und Gröninger mit den sächsischen Fürsten. — Außer den Seelanden hatten noch die nicht-friesischen Stedinger (XVI. 7, 3) gegen den Bremer Erzbischoff und gegen die Oldenburger Grafen, die Dithmarsen (XVIII. 9, 2.) gegen die Grafen von Holstein, und die Nordfriesen gegen Dänemark schwere Kämpfe um ihre Freiheit.

Der **schwäbische Städtebund** entstund aus der Besorgniß, Karl IV möchte die großen Freiheiten, die er den schwäbischen Reichsstädten gegen Geld und andere Dienste gewährt hatte, bei Gelegenheit der Versprechungen, die er den Fürsten bei der Wahl seines Sohnes Wenzel hatte machen müssen, wieder nehmen. Die Stärke dieses Bundes wuchs im Kampf gegen die Grafen von Württemberg, und 1380 erweiterte er sich durch den Hinzutritt noch anderer schwäbischer und besonders rheinischer Städte zum Zweck des Schutzes gegen die (ihnen zum Theil verschuldeten) Fürsten und Adeligen.

Anfänglich traten 14 Städte zusammen, und als der Kaiser dem Grafen Eberhard dem Greiner (Zanker) von Württemberg wirklich die Vogtei über einige dieser Städte verpfändete, erhob sich der Bund und führte mit dem Grafen und seinem Sohne Ulrich einen verwüstenden Krieg, worin die Grafen 1377 unterlagen. Nach hergestelltem Frieden wurde der Bund vom Kaiser bestätigt. Als darauf Wenzel 1380 dem Herzog Leopold II von Österreich die Reichsvogtei in Schwaben übertrug, sahen die Städte darin eine neue Gefahr und erweiterten ihren Bund auf die angegebene Weise bis auf die Zahl von 51 Städten.

Der **rheinische Städtebund**, ursprünglich errichtet gegen den neuen Rheinzoll, den Dietrich von Katzenellenbogen von seiner neuerbauten Burg Rheinfels aus erhob, umfaßte bei seiner Erweiterung zum Schutze des Landfriedens und dadurch bedingten Handels die Rheinstädte von Basel bis Wesel, und wurde 1255 von König Wilhelm von Holland bestätigt. Obgleich sogar die drei geistlichen Kurfürsten und Pfalz nebst andern Herrschaften ihm beizutreten sich genöthigt sahen, so konnte er doch wegen der zu weit auseinanderliegenden Territorien nicht mächtig werden.

3. Fortsetzung. Die Herrenbündnisse. Theilweise Landfriedenseinigungen. Wachsthum der schweizerischen Eidgenossenschaft im erneuerten Kampf mit Österreich. Schlacht bei Sempach. Der schwäbisch-rheinische Städtekrieg.

Durch das Beispiel der Städte belehrt, was vereinte Kraft vermöge, schloßen nun weltliche und geistliche Herren vom höhern und niedern Adel in Schwaben und am Mittelrhein ebenfalls verschiedene Einigungen, theils zum Zweck gemeinschaftlichen Schutzes und Trutzes gegen die Städte, theils auch zur Abwehr der Gefahr, in der Landsäßigkeit der größern Fürsten unterzugehen. Der Kampf zwischen den Rittergesellschaften und Städten wurde zwar oft durch Waffenstillstands- und Friedensschlüsse unterbrochen, im Ganzen aber mit großer Erbitterung und zu gegenseitigem Schaden durch Mord, Raub und Brand geführt.

Dergleichen Adelsbündnisse waren der Ritterbund vom h. Georg (als der älteste), der Bund vom h. Wilhelm, der Bund der Schlägler (so genannt vom Symbol eines Schlägels oder einer Keule) oder Martinsvögel (so genannt von ihrem Stif-

tungstag), die Löwenritter, der Falkenbund, die Ritter vom goldnen Horn. Der **Löwenbund** wurde bald der bedeutendste: er bildete eine Adelskette durch das Elsaß, den Breisgau, durch Schwaben, Franken, Bayern und einen Theil Thüringens und theilte sich in 14 Kreise, deren jeder in einer bestimmten Stadt seinen besondern Sammelplatz und einen besondern Hauptmann hatte.

Da die oft unter sich selbst zwieträchtigen Rittergesellschaften gegen die Städte meist den Kürzern zogen, so brachte der Graf Eberhard, der an der Spitze des Löwenbundes stund, sie sämmtlich dahin, sich unter dem Beitritt des Herzogs Leopold III von Österreich und anderer schwäbischer und rheinischer Fürsten mit dem Städtebund zur Handhabung des Landfriedens zu vereinigen. Diesen zu Ehingen 1382 geschlossenen Landfriedensbund benützten nun aber die Fürsten und der Adel zur möglichsten Schwächung des Städtebundes. Von ihnen veranlaßt, bestätigte Wenzel zu Nürnberg 1383 diesen Landfrieden und gebot einerseits auch den übrigen deutschen Fürsten, ihm beizutreten, anderseits den Städten, ihren Sonderbund aufzugeben. Da diese aber aus Mißtrauen sich weigerten, und auch jene den bisherigen Zustand für sich vortheilhafter fanden, folglich ein allgemeiner Landfriede nicht durchzuführen war, so suchte er wenigstens diese südwestdeutsche Landfriedenseinigung durch die Heidelberger Bestätigung 1384 zu befestigen. — Übrigens gab es auch im nördlichen und östlichen Deutschland ähnliche theilweise Landfriedenseinigungen.

Zu diesen gehörte der westphälische Landfriedensbund, den Karl IV 1371 mit den geistlichen Fürsten von Cöln, Paderborn, Münster, Osnabrück und dem Grafen von der Mark schloß, worauf noch andere nördliche Gebiete hinzutraten, bis er 1385 zum großen westphälischen Landfrieden erwuchs, der aber bald darnach, wenigstens der Form nach, aufgelös't wurde.

Die Furcht vor der wachsenden Macht Österreichs in Schwaben und am Oberrhein trieb hierauf die durch diesen Landfrieden gebundenen oberdeutschen Städte zu dem Versuche, sich an die Eidgenossenschaft der Schweizer anzuschließen, die unterdeß ebenfalls an Wachsthum gewonnen hatte.

Seit der Schlacht bei Morgarten nämlich und der Erneuerung des eidgenössischen Bundes (K. 3, 2.) hatte sich dieser, während der darauffolgenden Wirren im deutschen Reich, erweitert. Denn im Jahre 1332 trat zuerst die Stadt Lucern, der habsburgischen Vögte und Zölle müde, dem Bunde bei. — Dann folgte Zürich. In dieser Stadt hatten nämlich im Jahr 1332 die Zünfte den Patriziern das Regiment abgenommen und eine demokratische Zunftregierung eingeführt; in der Folge machten die gestürzten Geschlechter einen Versuch, wieder zur Gewalt zu kommen, aber die Zünfte unterdrückten ihn in der Zürcher Mordnacht 1350, und als sie deßhalb von dem Herzog Albrecht von Österreich mit Krieg bedroht wurden, schloßen sie sich auf Betrieb ihres Bürgermeisters Rudolf Brun an die Eidgenossenschaft an, deren Vorort nun Zürich wurde. — Als sodann Albrecht, ein sehr kluger und thatkräftiger Fürst, den Bund der fünf Orte mit Waffen angriff, fiel auch Glarus von Österreich ab und ließ sich 1352 in die Eidgenossenschaft aufnehmen. Dadurch gestärkt, rückten die Eidgenossen in Zug ein, um diesen „Waffenplatz und Zwischenort des Feindes" für den Bund zu gewinnen, und weil die Zuger ohne Hülfe von Österreich blieben, traten auch

sie dem Bunde bei. Nach langer Fehde kam jedoch, unter Vermittlung Ludwig's von Brandenburg, ein Friede zu Stande. — Im folgenden Jahre 1353 trat auch die mächtige Stadt Bern, welche den sie bedrängenden nichtländischen Adel durch den glänzenden Sieg bei Laupen (1339) unter **Rudolf von Erlach** mit eidgenössischer Hülfe gedemüthigt hatte, in Folge der dadurch entstandenen Freundschaft dem Bunde bei. — Obgleich nun Herzog Albrecht mit Hülfe des Kaisers (Karls IV) noch viele Versuche machte, den Bund zu trennen und zu demüthigen, so gelang es ihm doch nicht; er mußte vielmehr 1362 die ewige Verbindung der acht alten Orte anerkennen.

Als sodann Zürich, Bern, Zug und Solothurn, der Einladung des schwäbischen Städtebundes folgend, einen Vertrag mit demselben eingiengen, war die Sache der Fürsten in keiner geringen Gefahr. Allein die Scheu der Schweizer vor einem Krieg im Auslande hielt sie ab, den schwäbischen Städten zu Hülfe zu kommen, und diese mußten sich daher mit dem Herzog Leopold vergleichen. Dieser, dadurch im Rücken frei geworden und, gleich seinem bei Morgarten geschlagenen Großvater, von Haß gegen die abtrünnigen „Bauern" erfüllt, wendete sich nun an der Spitze seiner Ritterschaft gegen die Eidgenossen, verlor aber gegen sie in der Schlacht bei Sempach 1386 Sieg und Leben. Der süddeutsche Adel setzte den Krieg zwar fort; aber die Schweizer errangen bei Näfels (1388) noch einen Sieg und im darauffolgenden Frieden mit Österreich die Bestätigung aller ihrer bis dahin erkämpften Freiheiten.

Dieser Kampf der Fürsten und des Adels gegen die Eidgenossenschaft begann damit, daß innerhalb 12 Tagen 167 Herren dem Bunde Fehde ansagten und zugleich das Heer der Ritter sich bei Baden im Aargau sammelte, um den noch wenig gerüsteten Feind zu überfallen. Eine Abtheilung von ihnen sollte die Stadt Zürich beschäftigen, das Hauptheer aber Sempach züchtigen und dann über Lucern in das Gebiet der Vierwaldstätte eindringen. Allein die Züricher, zeitig gewarnt, entsandten die bei ihnen befindlichen Lucerner, Urner, Unterwaldner und Schwyzer durch das Reußthal nach **Sempach**, um dieses Städtchen zu entsetzen. (Die Berner wurden auch dazu gemahnt, waren aber damals durch innere Unruhen abgehalten.) Leopold's stolzes Heer, aus 4000 Rittern und verhältnißmäßigem Fußvolk bestehend, war seines Sieges so gewiß, daß es einige Wägen voll Stricke mit sich führte, um die Empörer zu fesseln. Man rüstete sich eben zum Sturm auf das Städtchen, als am Waldsaum der eidgenössische Entsatz erschien. Es waren nicht mehr als 1300 Eidgenossen, meist ungeharnischt, aber kräftige, mit Hellebarden, Morgensternen und breiten Schwertern versehene Gebirgssöhne. Leopold, von einigen Herren gemahnt, die vor Zürich liegend Abtheilung erst abzuwarten, verwarf jeden Aufschub, und ein Ritter Ochsenstein sprach von Sieden und Braten des rebellischen Bauerngesindels. — Da die Eidgenossen alle zu Fuß waren, beschloßen die Ritter, eines so ungleichen Kampfes sich schämend, es allein und zu Fuß mit ihnen aufzunehmen: sie übergaben daher ihre Rosse den Troßknechten hinter der Linie, und rückten in enggeschlossenen Reihen mit vorgehaltenen Speeren gegen den Feind vor. Als Leopold, der den Zug führte, von einigen Getreuen gebeten wurde, sich vom Gefecht fern zu halten, entgegnete er: „Das wolle Gott nicht, daß ich Euch lasse sterben und genese allein: ich will mit meinen Rittern sterben oder siegen auf meinem Erbe!" — Hierauf stürmten die Eidgenossen an, konnten aber das wie eine Eisenmauer stehende Ritterheer nicht durchbrechen. Schon waren viele ihrer Vordermänner den Speeren der Ritter erlegen, da rief **Arnold Struthan von Winkelried** aus Unterwalden: Getreue, liebe Brüder, ich will Euch eine Gasse machen! sorgt für mein Weib und meine Kinder! sprang vor, umfaßte mit

beiden Armen soviel von den vorgehaltenen Speeren, als er konnte, drückte sie sich in den Leib und machte, da die Speerhalter sie nicht fahren ließen, mit der Wucht seines fallenden Körpers in die feindliche Reihe eine Lücke, in welche die Eidgenossen sogleich eindrangen und so das stolze Heer zersprengten und zermalmten. Viele Ritter erlagen den wuchtigen Keulenschlägen und gewaltigen Schwerthieben der verachteten Bauern; andere ermatteten vor Hitze und kamen elend um; manche erstickten im Gedränge unter ihren Panzern; andere riefen vergebens nach ihren Pferden: aber die Troßknechte waren auf denselben entflohen! Sterbend hielt Ritter Ulrich von Aarburg das blutige Banner in die Höhe und rief umsonst: „Retta, Österreich!" Als Herzog Leopold sein Banner sinken sah, stürzte er sich in das wildeste Schlachtgetümmel, um den Tod zu suchen: denn, sagte er zu denen, die ihn abmahnten, er wolle lieber ehrlich sterben, als unehrlich leben. Man fand ihn nachher todt an der Seite des Bannerträgers der Stadt Freiburg liegen. Sechshundert sechs und siebenzig Ritter (darunter 350 Grafen) nebst 2000 Fußknechten deckten die Wahlstatt, während die Eidgenossen nur 200 Todte zählten. — Bei Näffels fielen von Seiten des süddeutschen Herrenstandes 188 Ritter und Grafen und 3000 Knechte, von Seiten der Glarner, welche vorzüglich diese Schlacht bestanden, nur 55 Mann. Der Friede kam 1389 auf 7 Jahre zu Stande und wurde 1394 auf 20 Jahre weiter ausgedehnt.

Der Sieg der Schweizer fachte in den schwäbischen und rheinischen Städten den Muth zu neuer Ausdauer im Streit gegen die Fürsten und Herren an; indeß ließ der Kaiser, der im Grunde den Städten (an denen er einen Halt gegen die mit ihm unzufriedenen Fürsten suchte) geneigt war, sich von den Fürsten bewegen, eine Landfriedenseinigung zwischen ihnen und den Städten 1387 zu Mergentheim aufzurichten. Als aber kurz darauf die Herzoge Friedrich und Stephan von Bayern in das Gebiet des Erzbischoffs von Salzburg, eines Bundesgenossen der Städte, einfielen, ihn selbst gefangen nahmen und dabei mehrere Städte schädigten, so schickten die Städte von Schwaben, Franken und Bayern einen vom Kaiser selbst bekräftigten Fehdebrief an jene Herzoge und riefen alle ihre Bundesgenossen zum Beistand gegen die Bayernherzoge, so wie gegen die mit ihnen verbündeten süddeutschen Herren (von Württemberg, der Pfalz ꝛc.) auf, die ihrerseits gleichfalls mächtig rüsteten. So brach 1388 der **große Städtekrieg** aus, der ganz Süddeutschland (mit Ausnahme von Böhmen und dem östlichen Österreich) mit Mord, Brand und Plünderung erfüllte, bis er nach den Niederlagen der Städte bei Döffingen und bei Worms durch den Landfrieden zu Eger 1389 beendigt wurde.

Nach einem wechselvollen Streit nämlich, wobei gleich anfangs 1200 württembergische Dörfer und Flecken in Asche sanken, beschloß der Rath von dreißig zu Ulm versammelten Städten einen Hauptstreich gegen den erbittertsten ihrer Feinde, den Grafen Eberhard (den Greiner) von Württemberg zu führen. Plötzlich brachen 5000 städtische Reiter und Bogenschützen in dessen Land ein, verwüsteten Alles mit Feuer, und Schwert, und lagen eben vor dem Kirchhof des Dorfes Döffingen (bei Weil) als Eberhard mit 7000 Mann anrückte und sein Sohn Ulrich an der Spitze der Vorhut, brennend vor Begierde, sich für eine bei Reutlingen erhaltene Schlappe zu rächen, das städtische Heer mit Ungestüm angriff. Anfangs kämpfte dieses so muthig, daß der junge Ulrich mit mehreren andern Grafen fiel. Doch Eberhard rief den

Seinen zu: „Erschreckt nicht! mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Haltet Euch tapfer! seht, der Feind flieht." In dem erneuerten Kampfe schwankte eine Zeit lang der Sieg. Plötzlich floh auf städtischer Seite der von den Fürsten bestochene Bannerführer von Nürnberg, und anderseits kam unversehens der Schläglerhauptmann Wolf von Wunnenstein, seine bisherige Todfeindschaft über dem Haß gegen die Städter vergessend, dem Grafen zu Hülfe und vollendete mit ihm die Niederlage der Städter. — Im Frühjahr darauf besiegte der Pfalzgraf Ruprecht das Heer der rheinischen Städte bei Worms. Von da an verließ der Kaiser Wenzel die Sache der Städte und erklärte ihr Bündniß für aufgehoben. Er versuchte es nun wieder, einen allgemeinen Landfrieden in Deutschland aufzurichten, konnte ihn aber nur auf den südwestdeutschen Bezirk ausdehnen, den schon der ehemalige Heidelberger Landfriede umschloß.

4. Wenzel's Tyrannei in Böhmen. Aufstand des böhmischen Adels. Siegmund von Brandenburg mit Albrecht III von Österreich gegen Wenzel. Absetzung Wenzel's und Wahl Ruprecht's von der Pfalz. Unmacht Ruprecht's in Deutschland, wie in Italien.

Es war um diese Zeit, als Wenzel in Böhmen durch seine Tyrannei sich mit dem Adel und der Geistlichkeit auf's äußerste verfeindete, wie er denn schon längst her durch seine von Trunksucht gesteigerte Rohheit und Grausamkeit eine wahre Geißel für Böhmen war, das unter ihm in Sitte und Bildung zurückgieng.

Wenzel führte bei Jagd, Trinkgelagen und Turnieren ein wüstes Leben. Stets hatte er unter seinem Gefolge einen Scharfrichter, den er seinen „Gevatter" nannte, und durch den er nicht selten ohne allen Prozeß den Leuten gleich die Köpfe vor die Füße legen ließ. Koppeln wilder Hunde begleiteten ihn, die er auf die Leute hetzte; ja seine eigene (erste) Gemahlin Elisabeth soll zufällig von einem seiner Hunde zerrissen worden seyn. Seit ihrem Tode wurde er noch roher und grausamer, ja der erste eigentliche Tyrann, der auf deutschem Throne saß. — Als in einem Volksaufstand zu Prag 3000 Juden erschlagen wurden, äußerte er, sie hätten sich dieses Schicksal selbst zuzuschreiben, ließ ihr Geld (fünf Tonnen Goldes) auf das Rathhaus bringen und — behielt es. Im folgenden Jahre (1390) forderte er von den böhmischen Adeligen die ihnen verpfändeten Krongüter zurück, und als sie sich der Zurückgabe weigerten, hielt er einen Landtag und ließ jeden einzeln zu sich in ein schwarzes Zelt kommen; wer sich nun zur Herausgabe nicht bereit erklärte, wurde in ein rothes Zelt abgeführt und enthauptet. Als einige hingerichtet waren, gaben die übrigen alle nach. — Besonders hatte er es auf die Geistlichkeit abgesehen, die er häufig verspottete und im Falle eines Verbrechens grausamer bestrafte, als Andere. Er selbst half in Breslau die Häuser der Domherren plündern. — Als einer seiner Kämmerer zwei Geistliche wegen gemeiner Verbrechen hinrichten ließ und der Erzbischoff von Prag wegen dieses Eingriffs in die geistliche Gerichtsbarkeit den Kämmerer bannte, wurde Wenzel wüthend, stieß, als der Erzbischoff vor seinem Zorn entfloh, einem Domherrn, der den Bischoff vertheidigte, den Schwertknauf ins Gesicht und ließ zwei andere Geistliche foltern (wobei er sie selbst mit der Fackel brannte) und den einen von ihnen, den erzbischöfflichen Vicar Johann von Pomuk (gewöhnlich Nepomuk genannt), weil er seinem Herrn Treue hielt, in der Nacht von der Brücke zu Prag in die Moldau stürzen. (Späterhin wurde derselbe canonisirt und als Brückenheiliger verehrt.)

Dadurch zerriß Wenzel das wichtigste Band, das ihn an sein Erbland knüpfte, und als vollends ein Zerwürfniß mit seinen eigenen

Verwandten hinzu kam, verlor er auch den letzten Halt im Volke, indem sich nun der Bürgerstand Prags im Aufruhr wider ihn erhob und seine Brüder Siegmund und Jobst ihn gefangen nahmen.

Sein Bruder nämlich, der Kurfürst und Markgraf Siegmund von Brandenburg hatte 1387 durch seine Vermählung mit Maria, der Erbtochter König Ludwig's von Ungarn, die ungarische Krone geerbt (K. 7, 7); allein die Behauptung derselben wurde ihm schwer, da es ihm bei seiner Verschwendungslust gar oft an Geld gebrach und Wenzel die ihm zugesagte Hülfe nicht leistete. Siegmund sah sich daher genöthigt, die Mark Brandenburg seinem Bruder Jobst von Mähren zu verpfänden. Weil aber Wenzel die dazu nöthige Bestätigung nur gegen die Verzichtleistung auf die Nachfolge in Böhmen ertheilen wollte, so verband sich Siegmund mit Jobst und dem Herzog Albrecht III von Österreich, überfiel im Einverständniß mit den Pragern seinen Bruder Wenzel (1394) und ließ ihn gefangen nach Österreich bringen.

Diese einem Kaiser zugefügte Schmach glaubten die übrigen deutschen Fürsten nicht ruhig hinnehmen zu dürfen: sie verschafften ihm daher durch den schnell zum Reichsverweser erklärten Pfalzgrafen Ruprecht die Freiheit wieder. Allein die Rache, welche Wenzel nun, wider sein gegebenes Wort, an dem Prager Rath nahm, machte ihn nun auch beim Volke so verhaßt, daß es sich im vollen Aufruhr erhob.

Weil er sich nun nicht entblödete, dem Johann Galeazzo Visconti, der sich zum Herrn des größten Theils der Lombardei gemacht hatte, für 100,000 Ducaten zum erblichen Herzog von Mailand zu erheben (XVIII. 12, 3.) und dadurch bedeutende Rechte des deutschen Reichs aufzugeben (1395), so wuchs auch die Unzufriedenheit der Deutschen mit ihm immer mehr. Deßungeachtet hätten die Fürsten ihn noch länger gewähren lassen, da er sie im Übrigen nach Gefallen schalten und walten ließ. Als aber Wenzel, auf einen Vorschlag des französischen Königs Karl's VI, das päpstliche Schisma durch eine Kirchenversammlung und durch Absetzung beider Päpste beizulegen, eingehen wollte, da berief, auf Betrieb des römischen Papstes Bonifacius IX, der Erzbischoff von Mainz (ein Graf von Nassau), welcher demselben seine Erhebung zu verdanken und mit dem Fall des Papstes auch den seinen zu befürchten hatte, eine Fürstenversammlung nach Oberlahnstein. Obwohl von den Kurfürsten nur vier (die drei geistlichen und der pfälzische) erschienen, so erklärten sie doch den Wenzel als einen saumseligen und unwürdigen Handhaber des römischen Reichs für abgesetzt und wählten den Pfalzgrafen Ruprecht (Rupert III. Clem) zu seinem Nachfolger (20. Aug. 1400).

Zwar sahen viele Fürsten diese Wahl mit Recht als eine ungesetzliche an; weil aber Wenzel selbst sich nicht rührte und froh war, der Reichsbürde los zu seyn, wenn er auch auf die Reichswürde verzichtete, dagegen alles that, um seine empörten Böhmen durch eine Amnestie wieder zu beruhigen, so zog jene Wahl wenigstens keinen Parteienkampf nach sich. Auch gerieth Wenzel bei einem neuen Streit mit seinem Bruder Siegmund, dem nunmehrigen König von Ungarn, in eine abermalige Gefangen-

schaft desselben, aus der er jedoch bald wieder entkam, um in Böhmen wieder sein altes Regiment fortzuführen, während in Deutschland ihn Niemand mehr anerkannte.

Der neue Kaiser **Ruprecht,** den einige Jahre darauf der römische Papst anerkannte, richtete übrigens bei allem guten Willen gleichfalls wenig aus, da er der ohnedieß so gesunkenen Kaiserwürde durch seine unzureichende Hausmacht keine Kraft verleihen konnte. Dem bei seiner Wahl gegebenen Versprechen gemäß unternahm er mit Erschöpfung aller seiner Mittel eine Römerfahrt, um Mailand wieder an das Reich zu bringen; erlitt aber 1402 bei Brescia gegen die größere Kriegsmacht der Lombarden eine solche Niederlage, daß er arm an Geld und Ruhm nach Deutschland zurückkam.

Weil er sich nun aber durch Begünstigung der Städte gegen die ihn mißachtenden Fürsten halten wollte, schloß der Erzbischoff von Mainz in der Absicht, den Kaiser möglichst zu beschränken, mit dem Grafen von Württemberg, dem Markgrafen von Baden, mit Straßburg und 17 schwäbischen Städten 1405 den Bund von Marbach, dem nachher auch Herzog Ludwig (der Gebartete) von Bayern beitrat. Da sich auch Wenzel diesem Bunde zu nähern suchte, so erkannte Ruprecht den Bund und damit den verderblichen Grundsatz an, daß Reichsfürsten auch wider Willen des Reichsoberhaupts dürften dem Reiche nachtheilige Verbindungen schließen. Bei solchem Widerstreben der Fürsten konnte Ruprecht, der sich ohnedieß nur durch Aufopferung vieler königlicher Einkünfte zu erhalten vermochte, natürlich nichts zur Herstellung weder der Ordnung im Reiche, noch des Kirchenfriedens thun, und die allgemeine politische und kirchliche Verwirrung hatte eben ihren Gipfel erreicht, als er den 18. Mai 1410 starb.

Diesem Kaiser Ruprecht verdankt die Heidelberger Universität große Schenkungen. Von ihm rührt auch der Ruprechtsbau am Heidelberger Schloß her. Er brachte die oberpfälzischen Güter, welche Pfalzgraf Rudolf II an Karl IV (bei der Verheirathung seiner Tochter an denselben) hatte abgeben müssen, wieder an sein Haus, das er auch durch den Ankauf der Grafschaft Simmern vergrößerte.

5. Deutsches Gerichts-, Städte- und Kriegswesen im 14. Jahrhundert. (Die Fehmgerichte. Die Zunftherrschaft. Erfindung des Schießpulvers und Geschützes.)

Ehe wir den weitern Verfall der deutschen Reichsmacht in ein neues Jahrhundert hinein verfolgen, müssen wir einen Blick auf einige Erscheinungen werfen, die ebenfalls theils zu den Versuchsmitteln, eingebrochene Schäden zu heilen, theils zu den Hebeln gehören, durch welche der Abbruch des mittelalterlichen Lebensbau's und der Anbruch der neuern Zeit beschleunigt werden sollte. Dahin ist der Versuch zu rechnen, die verfallene Rechtspflege durch die Fehmgerichte zu stützen, ferner die weitere Ausbildung der Städteverfassung und die Umwandlung des Kriegswesens durch Erfindung des Schießpulvers.

Da in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Zerrissenheit und Ver-

wirrung in Deutschland so groß war, daß Kaiser und Fürsten nicht immer Gerechtigkeit verschaffen konnten und die öffentlichen Gerichte ohne Ansehen waren, so suchte man den Mangel einer gesetzlichen Ordnung dadurch zu heben, daß man zum Schutze gegen Gewalt und Willkür die **Fehmgerichte** oder Freigerichte aufkommen ließ, wie sie sich noch aus alter Zeit, besonders auch im Westfälischen, erhalten hatten.

Die Fehmgerichte sind im Grund ein Überrest der uralten germanischen, jedoch durch Karl den Großen mannichfach veränderten Gerichtsbarkeit, die nach dem Aufkommen der Hof- und Stadtgerichte sich vorzüglich in denjenigen deutschen Ländern noch vorfand, wo sich die fürstliche Territorialgewalt später, als in andern deutschen Landestheilen ausgebildet hatte. Dieß war besonders in Altsachsen oder Westfalen der Fall, wo sich überhaupt altgermanisches Wesen am längsten hielt. — Während nämlich anderwärts die schöffenbar Freien sammt den Hörigen (XVI. 1, 1) sich eben so gut, wie die Ministerialen, den Hof- und Stadtgerichten unterordnen mußten, blieben in jenen Landschaften die Freien noch lange ihrem besondern Richter untergeben, der noch als kaiserlicher oder oberherrlicher Beamter angesehen wurde und Freigraf hieß, während sein Gerichtssprengel Freigrafschaft, das Gericht selbst Freigericht genannt wurde. Die Landesherren betrachteten nun freilich auch diese Gerichte als landesherrliche, vermochten aber in ihrer wesentlichen Einrichtung nicht leicht etwas zu ändern; die Freigerichte selbst aber wollten stets nur als kaiserliche Landgerichte gelten. — Da nun in Westfalen, bei seiner Abtrennung von dem übrigen Sachsen, (XVI. 3, 6. a. A.) die herzogliche Gewalt von dem Kaiser an den Erzbischoff von Köln übertragen wurde, so erkannten jene Freigerichte zunächst bloß diesen als Oberherrn an und standen daher unter seiner Aufsicht.

Es waren also diese Gerichte im Grunde ordentliche, fortdauernde kaiserliche Landgerichte, die nur — man sagt, von dem Erzbischoff Engelbert von Köln —, durch die Zeitnoth veranlaßt, in außerordentliche Gerichte verwandelt wurden. In so fern nämlich der Kläger bei den ordentlichen öffentlichen Gerichtshöfen kein Recht finden konnte und Verbrechen aller Art ungestraft im Schwange giengen, traten zur Steuerung derselben die eigentlichen Freischöffen d. h. bloß die urtheilsprechenden, (das „Urtheil weisenden", daher „Wissende" genannten) Richter ohne andere Beisitzer zusammen und hielten über solche Verbrechen, welche das ordentliche Gericht nicht erreichen konnte, ein heimliches Gericht (judicium secretum), und zwar anfangs nicht an verborgenen, unzugänglichen Orten, sondern unter freiem Himmel, auf alten öffentlichen Malplätzen, doch allerdings in der Stille, daher es auch Stillgericht hieß, während es als höchstes Gericht Fehmgericht genannt wurde.

Den Namen Fehmgericht leitet man her von Fahm d. h. das Oberste (daher abfahmen, das Obere ab- oder wegnehmen) so daß also Fehmgericht gleichbedeutend mit Obergericht ist, gegenüber den landesherrlichen Gerichten, die man als niedere ansah. Man nannte sie auch westfälische Gerichte, weil sie ursprünglich in Westfalen („auf rother Erde", wie man aus unbekannten Gründen dieses Land bezeichnete) aufkamen und auch dort nur anfangs die Gerichtsversammlungen gehalten und Freischöffen ernannt werden konnten. Ihre Verbreitung im übrigen Deutschland rechtfertigte sich durch die allgemeine Rechtsnoth, und ihre Befugniß gründete sich auf die Anschauung der Freigrafen, daß diese Gerichte den höchsten Reichsgerichten gleich zu achten seyen. Die Kaiser sahen ihre Verbreitung gern und selbst

Friedrich II, der meist in Italien beschäftigt war, sorgte, daß sie immer mehr in Aufnahme kamen. Eben weil manche Kaiser in ihrer Abwesenheit von Deutschland oder sonst aus Unmacht sich um die Rechtspflege und Gerichtsordnung nicht kümmerten, so konnten sich die Fehmgerichte leichter in selbstständiger und eigenthümlich-practischer Weise ausbilden.

Die strenge Gerechtigkeit und weise Amtserfahrung, deren sich anfangs diese Gerichte rühmen konnten, die ehrfurchtgebietende, auf altherkömmlichen Formen ruhende Feierlichkeit, mit der sie verfuhren, und der wohlthätige Einfluß, den sie besonders in Zeiten der Anarchie hatten, war ihrer Verbreitung sehr förderlich. Ihrem Ansehen bei den Ordnungsliebenden gieng natürlich der Schrecken für die Frevler zur Seite, und zuweilen schwebten diese Gerichte in Gefahr, von der Bosheit und rohen Gewalt gestört zu werden. Um sich daher davor zu schützen, fiengen sie an, ihre Sitzungen in wichtigen Fällen auch bei Nacht und an abgeschlossenen Orten zu halten, wobei die Richter vermummt erschienen, so daß diese Gerichte allmählich auch in anderem Sinne geheime Gerichte wurden, und sich dadurch ihre Furchtbarkeit erhöhte. Damit aber geriethen sie selbst in die Gefahr innerer Verderbniß, indem dadurch nicht nur das Strafverfahren (besonders im Fall der Nichterscheinung des Angeklagten) zu Rechtsmißbräuchen führte, sondern auch, zumal bei der zunehmenden Menge der „Wissenden" oft Unwürdige zur Aufnahme gelangten, die dann ihre Gewalt zur Befriedigung persönlichen Hasses mißbrauchten oder sonst Willkühr und Übermuth übten.

Diese Übelstände, welche zum Theil auch von der Eifersucht der oft schlecht bestellten ordentlichen Gerichte in noch grelleres Licht gestellt wurden, begründeten schon im Anfang des 15. Jahrhunderts Klagen der Stände über die Fehmgerichte. Doch hielten sich diese noch das ganze 15. Jahrhundert hindurch, bis ihre zunehmende Ausartung und die eintretende Verbesserung der landesherrlichen Gerichte ihr allmähliches Ende ohne ausdrückliche Aufhebung herbeiführte.

Die Einrichtung der Fehmgerichte, wie sie sich bis ins 14. Jahrhundert gebildet hat, war folgende: Die Wissenden, auch Fehmgenossen genannt, mußten ehelicher, christlicher Geburt und makellosen bürgerlichen Wandels seyn und bei ihrer Aufnahme einen feierlichen Eid schwören, das Geheimniß des Gerichts bewahren und jedes vor die h. Fehme gehörige Verbrechen zur Anzeige bringen zu wollen. Schlug ein Wissender einen zur Aufnahme vor, so mußte er für dessen Tüchtigkeit bürgen. Geistliche, Unfreie und Juden konnten nicht aufgenommen, anfangs auch, gleich den Weibern, nicht verklagt werden. (Geistliche stunden stets unter ihrer eigenen Gerichtsbarkeit.) Die Zahl der Wissenden soll, nach der Verbreitung der Gerichte über Deutschland, sogar bis auf 100,000 gestiegen seyn, so daß sich in den meisten, einigermaßen wichtigen Orten Fehmgenossen befanden, ohne daß man sie kannte, während sie selbst sich an gewissen Zeichen erkannten. — Aus den Wissenden wurden die Freischöffen (Freischöppen) zur Bildung der Freigerichte oder Freistühle gewählt. Den Vorsitz bei den Gerichtssitzungen (dem Freiding) hatte der Freigraf auf erhöhtem Sitz; vor ihm lag Dolch und Strick. Die Schöffen, deren Zahl anfangs 7, in der Folge bis gegen 30 betrug, saßen auf Bänken im Kreise; ihnen beigegeben war der Freibote. — Die Freigrafen eines Landesgebiets standen unter dem Stuhlherrn, welches

meist der Landesherr selbst war; alle Stuhlherrn standen unter dem Kaiser, wenn derselbe anders ein Wissender war; doch wurde er meist bei seiner Krönung schon aufgenommen; war es der Kaiser nicht, so führte der Erzbischoff von Köln, als Herzog von Westfalen, das Stuhlherrnamt.

War die Anzeige eines Vergehens oder Verbrechens gemacht und die Sache von dem Gerichte als Fehmwroge, d. i. als vor das heimliche Gericht gehörig, erkannt worden: so wurde der Angeklagte durch Anheftung einer Schrift an seiner Thüre oder durch drei starke Schläge an dieselbe vorgeladen und ihm zur Erscheinung eine bestimmte Frist gesetzt, die bei einem Wissenden die dreifache Zeit betrug. — Erschien er auf dreimalige Vorladung nicht, so wurde er, wenn der Kläger durch 6 Eideshelfer, welches Freischöffen seyn mußten, die Anklage beschwur, verfehmt oder verurtheilt. — Erschien er und gestand, so wurde das Urtheil sogleich vollzogen; läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, worauf aber der Kläger zum Gegenbeweis durch zwei Eidhelfer gelassen wurde, die dann der Angeklagte übersiebnen d. i. durch 6 Eideshelfer entkräften —, und wenn jener dann 14 vorführte, durch 21 überwiegen konnte, also daß er dann freigesprochen wurde. Appellationen an den Stuhlherren kamen später auf. — Die Strafe bestand in Geldbuße oder Landesverweisung; auf schwere Verbrechen (Raub, Mord, Fornication rc.) stand der Tod. Im letzten Fall wurde der Erschienene und Überführte sogleich entweder mit dem Dolch oder mit dem Stricke getödtet; den Nichterschienenen hatte jeder Wissende die Pflicht, mit Zuziehung von noch zwei Wissenden, wo er ihn traf, zu erdolchen oder an einen Baum zu hängen, wobei ein Dolch in den Baum gesteckt oder neben den Getödteten gelegt wurde, damit man wisse, daß ihn die h. Fehme gerichtet habe. (Der Dolch war mit S S G G bezeichnet, welches hieß Stock, Stein, Gras, Grein.) Betrafen drei Freischöffen Jemanden auf einer todeswürdigen That so durften sie ohne förmliches Urtheil die gleiche Strafe vollstrecken. Wer von den Wissenden einem von der heil. Acht Betroffenen vorher einen Wink gab, wurd selbst mit dem Tode bestraft. Kein Freischöffe durfte seinen Beistand verweigern, selbst nicht gegen seine nächsten Verwandten. — Es ist begreiflich, daß auf diese Weise schon der Name der h. Fehme mit Furcht und Schrecken ausgesprochen wurde, und daß ein solches Gerichtswesen, ungeachtet seiner anfänglich wohlthätigen Wirkung, den Keim der Ausartung in sich trug.

Das deutsche **Städtewesen**, dessen Grundzüge bereits (XVI. 1, 1) angegeben wurden, hatte sich im 13. und 14. Jahrhundert weiter ausgebildet und sich dem Vorbilde des lombardischen genähert. So wie die wachsende Macht der Städte ihr hemmendes Gegengewicht in der auf sie eifersüchtigen Herrenmacht fand und daher in ihnen schon frühe ein Gegensatz des freieren Bürgerwesens gegen den Lehnsstaat aufkeimte, so traten nun auch in den deutschen Städten der eben benannten Periode innerhalb ihres Weichbilds ähnliche Parteikämpfe, wie in den italischen Städten hervor, nur mit dem Unterschiede, daß es die kühlere und ruhigere Natur der Deutschen nicht zu jenem Grad von Leidenschaft kommen ließ, der dem romanischen Wesen eigen war.

Zuerst in den niederländischen, dann in den oberdeutschen Städten hatten sich unter den reichen Geschlechtern zwei Parteien gebildet, die sich aus Eifersucht, Geldstolz oder Übermuth bekämpften (wie in Köln die Overstolz und Weise, in Mainz die Gensfleisch und Windeck, in Straßburg die Zoren und Mühlheim, in Basel die Psitticher und

Sterner) und erschienen eben so auch in Bezug auf die allgemeine Politik getheilt. Lange hatten die Patrizier das alleinige Stadtregiment und drückten da und dort nicht selten den in Zünfte gegliederten Handwerksstand durch Mißachtung und Übermuth. Als aber die Zünfte und Innungen erstarkten, strebten sie gleichfalls nach Antheil am Regiment, und da man sie beharrlich davon ausschloß, so suchten sie sich denselben zu erzwingen.

In allen Städten erhoben sich daher die Zünfte unter Leitung von Volkshäuptern im Aufruhr gegen die Patrizier. In manchen Städten wurden diese genöthigt, eine gewisse Anzahl von Zünftigen zu Rathstellen zuzulassen, so daß der Rath aus der Bank der Schöffen, der Bank der Rathmannen und der Bank der Zünfte bestund: in diesem Fall blieb aber doch der Einfluß der Patrizier vorherrschend und die Stadtverfassung mehr aristokratischer Natur. In andern Städten aber wurden die Patrizier entweder gänzlich vertrieben, oder wenigstens gezwungen, als Stand ihr Recht aufzugeben und sich in die Zünfte einschreiben zu lassen, aus denen alle öffentliche Ämter besetzt wurden, so daß sich in solchen Städten eine eigentliche Zunftregierung, also eine neue, demokratische Stadtverfassung bildete.

So mußten z. B. in Frankfurt a. M. die Patrizier den Zünften das Recht einräumen, zu den hohen Staatsämtern zu gelangen, wogegen z. B. in Nürnberg nach dem Volksaufruhr v. 1348 die Patrizier sich in den höhern Stellen erhielten, indem sie sich zwar dazu verstanden, die Vorsteher von 8 gewissen Zünften in den Rath aufzunehmen, ihnen aber nur einen untergeordneten Geschäftsantheil ließen und sie z. B. bei wichtigen Gegenständen gar nicht zu den Sitzungen beriefen. — Aber auch diejenigen unter den Zünften, die man geschlossene nannte, weil sie nur Vollbürger zuließen, mußten sich allmählich der allgemeinen Volksmasse öffnen und z. B. in den Fabrikstädten den Fabrikarbeitern, in den Hansestädten den Matrosen, in andern Städten den Pfahlbürgern (d. i. den aus der Hörigkeit des Burgadels in den Schutz der Städte Aufgenommenen) das Bürger- und Zunftrecht ertheilen. — Religiöse Beziehungen mischten sich lange nicht in diese Kämpfe, weil man den Verdacht der Ketzerei scheute. Doch haben die Bestrebungen mancher Secten z. B. der Waldenser, der Begharden, der schismatischen Franziscaner &c, welche Rechte der Laien und Gemeinden gegenüber der Kirche geltend zu machen suchten, späterhin nicht wenig beigetragen, den demokratischen Geist der Städte zu schärfen.

Der Freiheitsstolz des Bürgerthums verbunden mit dem durch Handels- und Betriebsthätigkeit wachsenden Wohlstand und Reichthum der Städte war es eben, der ihnen im Kampf gegen die an materiellem und moralischem Vermögen in Rückgang kommenden Herren jene Macht gab, von welcher bei der Darstellung der Städtebündnisse (K. 4, 2. 3.) die Rede war. Die Stärke der Städte in diesen Kämpfen nach Außen beruhte zugleich auch auf der Ausbildung des Fußvolks, durch welches sie in Schlachten und bei Belagerungen, den Rittern gegenüber, im Vortheil waren. Dem städtischen Kriegswesen lag eben jene Zunfteinrichtung zum Grunde. Denn wenn ein Angriff auf die Stadt drohte, so nahm jede Zunft ihren vorher bestimmten Platz bei der Vertheidigung der vater-

städtischen Mauern ein, wie denn auch der Oberzunftmeister zugleich Kriegsbefehlshaber und Verwaltungsbeamter war. Weil nun der kriegerische Wetteifer der Zünfte unter einander eine mächtige Stütze städtischer Freiheit war, so suchte man ihn auch im Frieden durch bürgerliche Waffenübungen und Kampfspiele, welche in Feierzeiten vorgenommen wurden, fleißig zu unterhalten.

Diese Rüstigkeit der Bürger legte den Grund zu dem Ruhm des deutschen Fußvolks, der nachher auch auf die von den Fürsten angeworbenen Söldner, mit denen sie nun ihre Kriege führten, übergieng, und unter denen in der Folge, neben den Schweizern, die deutschen Landsknechte die berühmtesten, aber auch die gefürchtetsten wurden. — Brachte schon die Söldnerei und insbesondere die Vermehrung des Fußvolks in der Kriegführung, deren Seele vorher der Ritterstand war, eine große Veränderung und durch dieselbe eine bedeutende Werthminderung der ritterlichen Tapferkeit hervor: so bewirkte die um die Mitte des 14. Jahrhunderts nicht so wohl erst gemachte, als vielmehr neu auftretende und auf den Krieg angewandte Erfindung des Schießpulvers allmählich eine gänzliche Umgestaltung der Kriegskunst hervor. Denn durch den Gebrauch der Feuerwaffen trat vor der Kraft der Masse die persönliche Tapferkeit des Einzelnen zurück, und die schwergerüstete Reiterei gab in den Schlachten nicht mehr den Ausschlag. Daher kam es, daß das Ritterthum, bei dem ohnedieß die ideale Weihe, die ihm die Kreuzzüge verliehen hatten, mit diesen verschwunden war und einer niedrigern und rohern Gesinnung (von der das Raubritterwesen zeugte) Platz gemacht hatte, mehr und mehr an Macht und Bedeutung verlor, wie sich das in der folgenden Periode deutlich zeigen wird.

Die Erfindung des **Schießpulvers** wurde lange Zeit dem deutschen Franziscanermönch Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau zugeschrieben und in die oben angegebene Zeit gesetzt. Es ist aber oben (II. 2, 12) durch neuere Forschungen dargethan worden, daß schon die Alt-Inder Feuergeschütze bei Belagerungen von Städten angewandt haben. Auch die Chinesen sollen schon in den ältesten Zeiten eine Art Schießpulver gekannt haben. Auch war seit 688 n. Chr. das von den Byzantinern angewandte „griechische Feuer" (XIV. 4, 1) von der Art, daß man damit auch Steine aus metallenen Röhren auf die feindlichen Schiffe trieb. In der Bibliothek zu Oxford befindet sich ein von einem Marcus Gracchus herrührendes Buch aus dem 9. Jahrhundert, worin die Mischung unsers Schießpulvers genau angegeben ist und auch Roger Baco (XVI. 9, 7) erwähnt eine ähnliche Mischung. Desgleichen sollen die Araber 1095 in einem Seetreffen sich einer Feuerwaffe bedient haben. — Immerhin aber mag dem deutschen Mönch die Ehre der unabhängigen Wiedererfindung verbleiben, auf die er zufällig (vielleicht bei alchymistischen Versuchen) gerathen war, und die er durch die Explosion des Mörsers, worin er die Mischung hatte, mit dem Leben bezahlt haben soll.

Wurde das Pulver anfangs auch nur zum Sprengen gebraucht, so finden wir es doch schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts beim groben Geschütz und zwar bei Belagerungen angewendet. Die ersten tüchtigen Geschützwerkmeister lieferten die Städte, wie denn Meister Johann von Aarau als der erste berühmte Stück-

gießer genannt wird. Im Jahr 1356 kommt gekauftes Geschütz und Pulver in der Stadtrechnung Nürnberg's vor und 1372 hatte Augsburg seine ersten Kanonen. Lübeck baute 1360 die erste Pulvermühle und in einem Seetreffen der Hansa 1361 wurde ein dänischer Prinz mit einer Bombarde verwundet. Anfangs wurden Steinkugeln angewendet; aber schon 1387 gebrauchte die Hansa metallene Kugeln. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts kamen die Handbüchsen und Musketen zur Anwendung und im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts waren die Feuerwaffen schon in häufigerem Gebrauch. Die dadurch erzeugte Umgestaltung des Kriegswesens konnte sonach im Laufe der folgenden Periode vollends eintreten. So groß und furchtbar nun diese neue Zerstörungskraft war, so diente sie doch dazu, allmählich die Kriege abzukürzen und ihnen die vorher gewöhnliche menschenschlächterische Grausamkeit zu benehmen.

Bevor wir nun auf die kirchlichen Verhältnisse übergehen und mit ihnen den neuen Zeitraum einleiten, in dessen Beginn sie in einer für die ganze Christenheit so verhängnißvollen Weise in den Vordergrund treten, müssen wir vorher noch die Geschichte der übrigen Staaten und Reiche im 14. Jahrhundert bis gegen den Ablauf desselben ihren wesentlichen Zügen nach betrachten, wobei wir wieder im Westen ausgehen und im Osten enden wollen.

5. Kapitel. Frankreich im 14. Jahrhundert. Beginn und Verlauf der französisch-englischen (und schottischen) Nationalkämpfe.

1. Die drei letzten Capetinger. Erbfolgestreit zwischen der französischen und englischen Dynastie. Das Haus Valois: Philipp VI. Beginn des französisch-englischen Kriegs. Philipp's Niederlagen gegen Eduard III bei Sluys und bei Crecy. Der schwarze Prinz. Der Verlust von Calais. Erschöpfung Frankreichs. Waffenstillstand. Allgemeine Noth. Erwerbung der Dauphiné.

Nach Philipp's IV des Schönen Tod (K. 2, 2) gerieth Frankreich in unruhige Bewegungen, von denen sein Sohn und Nachfolger **Ludwig** X (1314—1316) sonderbarer Weise den Beinamen Hutin d. h. der Zänker bekam. Seines Vaters Despotie hatte die Gemüther so gereizt, daß nunmehr der Adel und die Geistlichkeit Wiederherstellung ihrer ständischen Rechte, die Bürger Verminderung der Steuern, die Bauern und Leibeigenen Hülfe gegen ihre Herren mit Ungestüm, die Stände in Flandern sogar mit Waffendrohungen verlangten. Der König suchte theils durch Abstellung einiger dieser Beschwerden, z. B. durch harte Bestrafung verhaßter Beamten, durch Ermöglichung der Leibeigenschaftsablösung rc. theils durch Versprechungen das Volk zu beruhigen; nur mit Flandern gelang es ihm nicht: sein Heer wurde bei Courtray geschlagen und er selbst starb unter neuen Rüstungen gegen die aufrührerische Provinz.

Da er nur eine Tochter, Johanna (die Gemahlin Philipp's III von Navarra), am Leben hinterließ, so schloßen die versammelten Stände, gegen das bisherige Herkommen, unter fälschlicher Berufung auf das alte salische Gesetz der Franken (das sich hierin nicht auf die Verwaltung des Reichs, sondern nur auf die des königlichen Privatguts bezog) die

weibliche Linie von der Thronfolge aus und erwählten den Bruder Ludwigs, Philipp V den Langen zum König (1316—1322); der Johanna wurde ihr mütterliches Erbe Navarra und die Champagne mit Brie angewiesen.

Nach der Beruhigung Flanderns versuchte Philipp V und nach seinem Tode auch sein Bruder und Nachfolger **Karl** IV der Schöne (1322—1328) durch Minderung des Steuerdrucks und Bestrafung von Verwaltungsmißbräuchen einige Ordnung im Staatshaushalt herzustellen; dennoch wurde dabei noch große Regierungswillkür geübt. Wie insbesondere König Karl IV durch seinen Einfluß auf den päpstlichen Stuhl zu Avignon die Wirren in Deutschland unter Kaiser Ludwig dem Bayern zu benützen suchte und dem deutschen Reiche Burgund und einen Theil von Lothringen entwandte, ist schon oben angegeben worden (K. 3, 4 a. E.) Mit ihm erlosch die Linie der Capetinger und der Thron gieng 1328 auf das **Haus Valois** über, indem man abermals mit Übergehung der weiblichen Linie (nämlich der unmündigen Tochter des letzten Capetingers aus der älteren Linie) den Sohn des Grafen von Artois aus der zweiten capetingischen Linie und Neffen Philipp's des Schönen, Philipp VI, zur Nachfolge berief, und den Anspruch des damals noch jungen Königs von England, Eduard's III, zurückwies, der als Schwestersohn des letzten Capetingers ein Näherrecht an den französischen Thron behauptete, weil mit der Ausschließung seiner Mutter nicht auch deren männliche Nachkommen ausgeschlossen wären. Darum weigerte sich Eduard, ihn anzuerkennen.

Philipp VI, klug und ehrgeizig, tapfer und unternehmend, aber ohne ein Herz für das Volk, vereinigte sogleich die Grafschaften Valois, Anjou, Maine, Chartres, Champagne und Brie mit dem Krongut. Hierauf kam er dem Grafen Ludwig von Flandern gegen dessen aufrührische Unterthanen zu Hülfe, schlug die letztern 1328 bei Cassel und setzte den vertriebenen Grafen Ludwig wieder ein. In Folge dieses Sieges erschien König Eduard III und leistete 1329 dem Könige Philipp nicht nur wegen Guyenne die verlangte Huldigung, sondern entsagte auch seinen Ansprüchen an Frankreich, jedoch in so hinhaltender Weise, daß Philipp nur durch einen Einfall in Guyenne die Sache zum Austrag brachte.

Als hierauf Philipp dem Grafen Robert III von Artois (einem Ururenkel Ludwig's VIII) die Grafschaft Artois, welche testamentarisch der Vatersschwester desselben, Maria von Burgund, zugefallen war, absprach und denselben, weil er sich mit Gewalt im Besitz des Landes erhalten wollte, mit der Hülfe Ludwigs von Flandern vertrieb, so flüchtete sich Robert nach England in Eduards Schutz und reizte denselben, die Ansprüche an Frankreich wieder aufzunehmen und die flämische Volkspartei gegen Ludwig zu unterstützen.

Denn diese Partei hatte sich für den Robert erhoben und ihr Führer Jakob Artavelbt von Gent den Grafen Ludwig sammt allen französischen Anhängern aus Flandern vertrieben, wogegen nun Philipp mit den Schotten, gegen welche Eduard schon länger her Krieg führte, ein Bündniß schloß und 1337 wieder in Guyenne einfiel. Dieß war der Beginn des langwierigen, mit aller Kraft des Nationalhasses geführten Erbfolgekrieges zwischen Frankreich und England, in welchem der tapfre Eduard, der sich nun Titel und Wappen eines Königs von Frankreich beilegte, durch den großen Seesieg bei Sluys (1340), durch die hauptsächlich von seinem jungen Sohne, dem schwarzen Prinzen, gewonnene Schlacht bei Crecy (1346) und durch die Eroberung von Calais (1347) die Franzosen so bemüthigte, daß Philipp, durch die Erschöpfung seines Landes, so wie durch den Einbruch des schwarzen Todes (K. 3, 4. a. E.) genöthigt, einen Waffenstillstand eingieng, welcher, nachher mehrmals verlängert, sich auf 6 Jahre ausdehnte.

König Eduard III nämlich, durch jenen Einfall Philipp's in Guyenne zum Krieg herausgefordert, nahm auf Robert's Rath Titel und Wappen eines Königs von Frankreich an und rüstete sich, vom englischen Adel und Volk kräftig unterstützt und mit dem deutschen Kaiser, Ludwig dem Bayer, den Herzogen von Brabant und Geldern und mehreren niederrheinischen Fürsten verbündet, zu einer Landung in Frankreich. Er konnte bei derselben auf den Beistand der flämischen Volkspartei rechnen, deren Führer, der reiche Bier- und Methbrauer Jakob von **Artavelbt** (Artavelle, auch Artevelde) zu Gent, ein äußerst kühner und beredter, dabei gewandter und verschlagener Mann, seit der Vertreibung des Grafen Ludwig mit unumschränkter Gewalt von Gent aus ganz Flandern leitete, den Adel und die Bürger zum Gehorsam brachte, die Güter der Widerspänstigen einzog, Steuern und Zölle erhob, Ämter vergab und stets mit einem Gefolge von 60—80 Trabanten einhergieng, die seinen Befehlen Nachdruck gaben.

Als Eduard mit dem englischen Heere bei Antwerpen gelandet war und sich mit den deutschen Hülfsschaaren vereinigt hatte, forderte er den König Philipp, der ihm entgegen gezogen war, zum Gottesgericht der Schlacht heraus. Schon standen sich beide Heere schlagfertig gegenüber, als Philipp plötzlich zur Seite abbog und bei St. Omer eine gedeckte Stellung nahm, so daß in diesem Jahre (1339) keine Entscheidung erfolgte. Im folgenden Jahre aber brachte Eduard der ihm noch dazu an Schiffszahl überlegenen, französischen Flotte bei Sluys eine solche Niederlage bei, daß französischer Seits 20,000 Mann theils getödtet, theils gefangen wurden. Da ihm aber die Einnahme von Tournay nicht glückte, so ließen sich beide Theile die Vermittlung des Papstes gefallen und schloßen einen zweijährigen Waffenstillstand.

Als indeß bei dem Erbfolgestreit im Herzogthum Bretagne König Philipp für den Gemahl der bretagnischen Erbtocher Johanna, den Grafen von Blois, Partei nahm, König Eduard aber den Vatersbruder derselben, den Grafen von Montfort, unterstützte, so entzündete sich der französisch-englische Krieg von Neuem. Dazu kam, daß Eduard den ehrgeizigen Plan faßte, mit Hülfe jenes flämischen Demagogen Artavelbt, seinem jungen Sohne, dem Prinzen Eduard von Wallis, die Grafschaft Flandern zuzuwenden. Allein so weit gieng die Begeisterung der Fläminger für die Engländer nicht. Als er die am Bord des Admiralschiffs versammelten Abgeordneten der flandrischen Städte mit seinem Plane bekannt machte,

gelang es ihm nicht, selbst nicht durch Artavelde's Beredsamkeit, ihre unbedingte Zustimmung zu erlangen, da sie erklärten, erst ihre Gemeinden darum befragen zu müssen. Während nun Artavelde umherreiste, um die Städte einzeln zu gewinnen, auch Brügge und Ypern schon gewonnen hatte, empfiengen ihn die Genter mit der Beschuldigung der Verrätherei und forderten ihn zur Rechenschaft über den Schatz auf, von dem sie behaupteten, er habe ihn bereits den Engländern ausgeliefert. Da er die Wuth der Rotten, die sich vor seinem Palaste gesammelt hatten, weder durch Vorstellungen, noch durch Bitten und Thränen beschwichtigen konnte, wollte er entfliehen, ward aber von demselben Volke, dessen Gunst ihn einst so hoch gehoben hatte, auf's entsetzlichste ermordet. Auch alle seine Freunde und Anhänger traf das gleiche Schicksal. Da nun Eduard jenen Plan klüglich aufgab, so gelang es ihm, die Flamländer wieder zu beruhigen und ihren Beistand für den Wiederbeginn des französischen Kriegs zu gewinnen.

Von seinem 15jährigen Sohne, dem Prinzen Eduard, von dem englischen Adel und einem bedeutenden Söldnerheere begleitet, landete Eduard 1346 am Vorgebirg la Hogue in der Normandie, eroberte ohne viel Widerstand eine Reihe von Städten (darunter Caen) und rückte unter Sengen und Brennen längs dem linken Seineufer bis ganz in die Nähe von Paris vor, wo man seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Feind gesehen hatte. Doch jetzt rückte Philipp, dem ob dieser Gefahr viele Tausende zuströmten, um das Vaterland zu retten, von St. Denys mit einem so mächtigen Heere gegen den Feind aus, daß Eduard sich rasch zur Somme wendete und weil er dort bereits alle Brücken abgeworfen fand, Mühe hatte, durch einen Paß in die Nähe des Städtchens Crecy (in der Grafschaft Ponthieu) zu gelangen, wo er sich lagerte. Da er nur 34,000 Mann stark, Philipp aber mit 100,000 im Anzuge war, so machte sich Eduard für die bevorstehende Hauptschlacht auf Sieg oder Tod gefaßt. Nachdem er daher sein Heer erst sich wohl hatte pflegen lassen und auf den Knieen Gott um den Sieg gebeten, darauf die Seinen ermahnt hatte, erwartete er ruhig den Angriff. — Obgleich vom langen Marsch noch ermüdet und ohne auszuruhen, bestanden die Franzosen auf ungesäumtem Angriff und Philipp gab ungern ihrem Drängen nach. Sein Vordertreffen enthielt 15000 Genueser unter Grimaldi und Doria nebst 300, vom alten blinden König Johann von Böhmen (K. 3, 4) und seinem Sohne Karl geführten Luxemburgern; das Mitteltreffen stand unter dem Befehl des Herzogs von Alençon; die Nachhut, von Philipp's jüngstem Bruder geführt, enthielt die Blüthe des französischen Adels. — Mit dem Rufe Philipp's: „Im Namen Gottes und meines Herrn, des h. Dionysius!" stürmte das Vordertreffen unter dem Angriffsgeschrei aller Franzosen und Wälschen auf die stumm und unbeweglich im Halbmond aufgestellten Engländer an. Plötzlich schossen diese einen Hagel von Pfeilen und dazwischen Kugeln aus Donnerbüchsen (K. 4, 5.) ab, also daß die Wälschen sogleich in Unordnung flohen und Philipp im Unwillen über ihre Feigheit selbst auf die Fliehenden einhauen ließ. In diesem Augenblick stürmte der junge Prinz Eduard (angethan mit einem schwarzen Panzer, weßhalb er fortan der **schwarze Prinz** hieß) an der Spitze der englischen Ritter heran und ein langer heftiger Kampf entbrannte. Von des Prinzen Streichen fiel auch der 80jährige wilde Böhmenkönig, der sich von vier Rittern in das dichteste Schlachtgewühl hatte führen lassen. (Der Prinz nahm nachher dessen Helmschmuck und Schwertdevise: „Ich dien'!" in sein Wappen auf.) Bald aber gerieth der Prinz selbst in große Gefahr, so daß ein Eilbote den König Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, um Hülfe rief. „Ist mein Sohn todt?" fragte der König, und als es hieß, er sei in hartem Gedränge, antwortete Eduard: „So geh', und laß dich nicht wieder schicken, so lange mein Sohn lebt! Ich will, so es Gott gefällt, daß ihm heute die Ehre des Tages bleibe!" Diese Antwort erhöhte den Muth der Engländer und ihres jungen Führers, und in Kurzem war auch das zweite französische Treffen geschlagen. — Eine Zeit lang suchte Philipp mit dem dritten Treffen die Niederlage abzuhalten; allein vom Prinzen Eduard bedrängt und durch die

eigne Überzahl verwirrt, mußte er bald weichen, und bei der Annäherung des englichen Königs löste sich das ganze französische Heer in wilde Flucht auf. Freudig umarmte König Eduard seinen siegreichen Sohn auf der Wahlstatt mit den Worten: „Du hast mit Gottes Hülfe ritterlich gekämpft und die Krone verdient!" Der Sohn aber kniete nieder und erbat sich den Segen seines Vaters und Königs. An 1600 Ritter und 30,000 Gemeine sollen französischer Seits das Schlachtfeld bedeckt haben. — Während Philipp nach Paris zurückfloh, belagerte König Eduard die Stadt Calais, konnte sie aber erst nach 18 Monaten, während welcher Philipp dieselbe vergeblich zu entsetzen suchte, erobern. Dafür blieb dieser Schlüssel von Frankreich über 200 Jahre in der Gewalt der Engländer.

Die Erschöpfung des Staatsschatzes, welche dieser Krieg sowohl, als auch der ungeheure Aufwand des Hof's verursachte, konnte König Philipp VI weder durch eine außerordentliche Münzverminderung, die mehr als das Vierfache betrug, noch durch die allgemeine Trank- und Salzsteuer (Gabelle), die auch alle bisher steuerfreien Klassen traf, noch durch Aufhebung der Steuerpachtung, für welche die lombardischen Pächter nicht einmal entschädigt wurden, gehoben werden. Die Erwerbung der Dauphiné oder des Delphinats vermehrte zwar den äußern Umfang des Reichs im Süden, konnte aber für jetzt wenig zur Minderung der allgemeinen Noth helfen.

Die Dauphiné oder das Delphinat bestand aus der ehemaligen Grafschaft Vienne und war ein Theil des alten burgundischen Reichs. Der letzte Graf oder Dauphin, Humbert II, hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn aus seinen Armen aus dem Fenster in die unten vorbeifließende Rhone fallen zu lassen. Darüber trostlos, faßte er den Entschluß, sein Leben im Kloster zu beschließen und sein Land dem Papst zu schenken. Philipp aber brachte durch geschickte Unterhandlungen den Grafen dahin, daß er es dem königlichen Enkel Karl für ein Jahrgeld und unter der Bedingung schenkte, daß der Prinz Titel und Wappen des Dauphin führen und die Landesfreiheiten aufrecht erhalten, das Land aber nie mit der französischen Krone vereinigt werden sollte. Der Titel Dauphin gieng nachher auf jeden französischen Kronprinzen über. — Unter König Philipp VI wurde die Grafschaft Montpellier dem König von Aragonien abgekauft.

2. Johann der Gute. Empörung Karl's des Bösen von Navarra. Wiederausbruch des englisch-französischen Kriegs. Sieg des schwarzen Prinzen bei Poitiers. Johann gefangen. Der Dauphin. Die Demagogie Marcel's und Le Coq's. Die Camerariereien. Die Jacquerie. Der Friede von Bretigny. Stiftung des neuburgundischen Hauses.

Unter Philipp's VI Sohn und Nachfolger Johann dem Guten (le Bon, eigentlich dem „Biderben") einem zwar ritterlichen, aber glanzliebenden, dabei leidenschaftlichen und staatsunklugen Regenten (1350—1364), verschlimmerte eine Hungersnoth und die Befürchtung eines baldigen Wiederausbruchs der Feindseligkeiten mit England die Finanzlage so sehr, daß der König einen allgemeinen Reichstag nach Paris berufen und einwilligen mußte, daß die Erhebung, Verwaltung und Beaufsichtigung der beschlossenen Salz- und Vermögenssteuer einem Ausschuß der drei Stände (états généraux) übergeben wurde und daß die Krone über

Münzbestimmung sowohl, als auch über Krieg, Waffenstillstand und Frieden nur mit Beiziehung der Stände solle entscheiden dürfen.

Nur mit Widerwillen unterzog sich der Adel, besonders der normannische, auf seine Vorrechte trotzend, der Besteurung; insbesondere erklärte sich Karl II der Böse von Navarra, (Sohn jener um die französische Thronfolge gebrachten Johanna K. 5, 1), ohnedieß mit dem König verfeindet, nicht nur laut gegen diese Abgabe, sondern trat auch von der Normandie aus, worin er viele Lehen besaß, mit dem König von England in heimliche Unterhandlung. Daher gedachte König Johann ein Strafbeispiel aufzustellen: er überfiel, anstatt die Sache vor den Pairshof zu bringen, den ränkesüchtigen Navarra zu Rouen bei der Tafel, ließ ihn einkerkern und vier seiner adeligen Begleiter augenblicklich enthaupten.

Diese Willkürhandlung erbitterte aber den normannischen Adel so, daß er die Engländer herbeirief. Dieß beschleunigte den Wiederausbruch des Kriegs, zu dem die Engländer schon lange her gerüstet und der schwarze Prinz bereits mit einem Heere in Guyenne gelandet war. Schon machte dieser mit 12,000 M. von Bordeaux aus Beutezüge in Languedoc, als ihm König Johann mit 60,000 Mann den Rückzug nach Bordeaux abschnitt, so daß der Prinz, um sich zu retten, mit schweren Opfern einen Vergleich anbot. Da aber der König darauf bestand, daß er sich ergeben solle, so brach der Prinz, lieber Tod als Schmach vorziehend, die Verhandlungen ab und griff den vierfach überlegenen Feind mit der größten Tapferkeit an. So erfolgte die Schlacht bei Poitiers (Maupertuis) 1356, in welcher der schwarze Prinz über die Franzosen abermals einen glänzenden Sieg errang, indem er den König Johann mit seinem jüngsten Sohne Philipp und 700 Rittern gefangen bekam und mit reicher Beute nach Guyenne zurückkehrte.

Dieses Unglück und die daraus folgende Verwirrung machte den Zusammentritt der Generalstaaten Languedoyl's (Nordfrankreichs) nöthig, welche der Dauphin, als Generalstatthalter, einberief. Dabei forderten die Stände — beherrscht von einer aufkommenden Volkspartei, deren Haupt der Kaufzunftmeister Stephan Marcel und der ihn unterstützende Bischoff Le Coq von Laon war, — vor Allem die Abstellung aller Regierungsgebrechen und daher Einsetzung eines dem Dauphin beizugebenden, aus einem ständischen Ausschuß bestehenden Regierungsrathes, so wie die Freilassung Karl's des Bösen. Um dem drohenden Ausbruch einer Umwälzung zuvorzukommen, bewilligte der Dauphin diese Forderungen. Nun aber gieng die demokratische Partei weiter, indem sie durch Errichtung von Cameraderieen (Brüderschaften oder Clubbs) sich der Regierungsgewalt bemächtigen und dazu den zum Reichsverweser erhobenen Dauphin als Werkzeug benützen wollte. Daher sah sich dieser genöthigt, Paris zu belagern und durch den Sturz jener Partei, die nun sogar Karl'n den Bösen zum König machen wollte, die Ruhe in Paris wieder

herzustellen, während auf dem Lande die Jacquerie d. h. der Aufstand des von den Edelleuten gedrückten und von zügellosen herumziehenden Söldnerbanden mißhandelten Landvolks die unerhörtesten Greuel verübte, bis endlich auch dieses Unwesen durch die vereinte Kraft des Adels und der Städte unterdrückt wurde.

Jener Stände-Ausschuß, bestehend aus 12 Prälaten, 12 Rittern und 12 Bürgern, begann seine Wirksamkeit damit, daß er die meisten Beamten absetzte oder sonst bestrafte und die Steuern mit größter Strenge eintrieb. Als der Adel, im Einverständniß mit dem König Johann, der in seiner englischen Gefangenschaft gegen die ganze Anordnung protestirte, seinen Unwillen äußerte, ließ Marcel die Stadt sperren, die ganze Bürgerschaft unter Annahme von rothblauen Freiheitsmützen sich durch Schwur in Kameradschaften zur Wahrung ihrer neuerrungenen Rechte gegen den Hof und Adel verbinden, den König Karl von Navarra aus dem Gefängniß befreien und zwei sich dagegen erklärende Marschälle vor den Augen des Dauphin ermorden. Dieser mußte nun selbst die rothblaue Volksmütze aufsetzen, die Reichsverweserwürde annehmen und den Marcel zum Mitglied des Staatsraths ernennen, welcher ganz von diesem Demagogen und Vorläufer späterer Revolution beherrscht wurde. Mehrere andere Städte folgten dem Beispiel von Paris, nahmen die Volksfarben an und errichteten demokratische Brüderschaften. Auch die Bauern auf dem Lande (besonders um Laon, Soissons ꝛc.) erhoben sich im Aufruhr, zogen zu Tausenden bewaffnet gegen ihre Gutsherren, zerstörten ihre Schlösser ermordeten alles, was von Adel war, ohne Unterschied und verübten dabei die entsetzlichsten Grausamkeiten, wie sie denn unter andern einen Ritter lebendig rösteten und seine verzweifelnde Gemahlin zwangen, von dem Fleisch ihres Gatten zu essen, worauf sie dann doch mit Keulen todtgeschlagen wurde. — Hatten auch die meisten dieser Landleute alle Ursache, sich über ungerechten Druck zu beklagen, so antworteten doch (wie Froissart berichtet) Viele auf die Frage, warum sie solche Greuel verübten: „Wir thun eben, was wir auch Andere thun sehen, und denken alle Edelleute in der Welt müssen ausgerottet werden!“

Unterdessen hatte der Dauphin heimlich Paris verlassen und von Meaux aus durch Aufruf seine Getreuen um sich gesammelt; auch aus Flandern und Brabant, selbst aus Böhmen sandte der Adel Vertheidiger des Königthums in des Dauphin's Lager. Dagegen verschanzte Marcel die Stadt, vertheilte die Waffenvorräthe, stellte die Bürger unter den Kriegsbefehl Karl's des Bösen und unterstützte den bereits bis an die Ufer der Seine vorgedrungenen Bauernaufstand, den man darum Jacquerie hieß, weil man mit dem Namen Jacques bon-homme das niedere Volk bezeichnete. Plötzlich umlagerte der Dauphin Paris. Vergebens suchte nun Marcel und Karl der Böse durch Unterhandlungen die Gefahr abzuwenden; der Dauphin forderte die Auslieferung von zehn Häuptern der Empörung. Da gedachte Marcel sich und seine Sache dadurch zu halten, daß er Karl den Bösen zum König von Frankreich erklären lassen wollte, als ein entschlossener Bürger, Jean Maillard, dem Demagogen den Kopf spaltete und nun die führerlose Bürgerschaft dem Dauphin die Thore öffnete. Dieser ließ sogleich die bedeutendsten Anhänger der Empörung hinrichten und verbannte den Bischoff von Laon. Darauf wurde der ständische Ausschuß abgeschafft, die Bürgerschaft ihrer bisherigen Freiheiten beraubt und die Krongewalt in ihrem ganzen Umfang wieder hergestellt.

Bisher waren alle Bemühungen Johann's um seine Freiheit vergebens gewesen. Bereits eröffnete Eduard III mit einem mächtigen Heere unter großen Verwüstungen den Krieg wieder; da er aber weder Rheims, noch Paris erobern konnte, so kam es unter Vermittlung des

Papstes 1360 zum Frieden von Bretigny. — In diesem mußte König Johann der englischen Krone die selbständige Herrschaft nicht blos über Guyenne und Gascogne, sondern auch über Ponthieu, Poitou, Thouars, Saintonge, Perigord, Limousin und über noch zehn andere Landschaften, außerdem über die Städte Calais, Boulogne, La Rochelle und Montreuil zugestehen, drei Millionen Goldgulden als Lösegeld zahlen und seine zwei jüngern Söhne mit vielen Vornehmen als Geiseln stellen; — wogegen König Eduard für sich und seine Erben allen Ansprüchen auf die französische Krone, so wie auf die Normandie, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne und Flandern entsagte. Da aber Johann wegen der Erschöpfung des Landes sich in der Unmöglichkeit sah, das hohe Lösegeld zu zahlen, sein Sohn Ludwig aber aus der englischen Gefangenschaft, in der er als Geisel war, entfloh und sich nicht mehr dahin zurücknöthigen ließ: so entschloß sich König Johann, als Mann von Wort, selber wieder nach London in die Gefangenschaft zurückzukehren. Dort starb er kurze Zeit darauf an einer schweren Krankheit (1364).

Bald nach seiner Freilassung hatte Johann seinem Lieblingssohne, Philipp dem Kühnen, der mit ihm die Gefangenschaft in England getheilt hatte, das Herzogthum Burgund (worin die ältere, von Hugo Capet's Enkel abstammende Herzogslinie 1361 erloschen war) zum Lehen gegeben. Der Umstand, daß nachher die Erbgräfin Margaretha von Flandern, Artois und Franchecomté nicht dem englischen Prinzen Edmund, Eduard's III Sohne, der um sie warb, sondern dem neuen Herzog von Burgund ihre Hand gab, legte den Grund zur Vergrößerung Burgund's, das in der Folge zu einer der mächtigsten und reichsten Herrschaften erwachsen sollte (XVIII. 6, 1—4).

3. Karl V der Weise, Steuerdruck und Söldnerplage. Bertrand du Guesclin in der Bretagne und sein Zug mit den Söldnern nach Castilien gegen Peter den Grausamen. Erneuerung des französisch-englischen Kriegs. Sieg Bertrand's über den schwarzen Prinzen. Heimkehr und Tod des letztern. Der größte Theil der englischen Eroberungen wieder französisch. Tod Guesclin's und Karl's V.

Sein in der Schule des Ungemachs gereifter Sohn **Karl V der Weise** (1364—1380) war im Anfang seiner Regierung von den größten Schwierigkeiten umgeben, indem das Land nicht nur durch den nothwendigen Steuerdruck, sondern auch durch räuberische Haufen dienstloser, den verschiedensten Nationen angehöriger Söldner furchtbar litt, während der Erbfolgekrieg in der Bretagne noch wüthete und auch die Engländer wieder mit einem Einfall drohten. Zum Glück aber fand Karl, der seit einigen Jahren auch körperlich leidend war, an dem heldenmüthigen, durch alle Rittertugenden ausgezeichneten Feldherrn Bertrand du Guesclin eine den Gemeingeist und Rittersinn fördernde und dadurch den Thron und das Reich sichernde Stütze.

Bertrand du Guesclin, Sohn eines bretagnischen Ritters, war von Gesicht so auffallend häßlich, daß, als er, zum Jüngling herangewachsen, seinen Vater zu einem Turnier begleiten wollte, dieser ihn nicht mitnehmen wollte, weil er sich seiner schämte. Da rüstete sich Bertrand heimlich, stellte sich mit geschlossenem Visier beim Turnier

ein und rannte einen Gegner mit einem so gewaltigen Stoß zu Boden, daß dessen Pferd todt auf dem Platze blieb. Nun wollte es auch sein Vater mit ihm aufnehmen, aber Bertrand senkte ehrerbietig die Lanze vor ihm und nahm die Herausforderung nicht an. Dagegen warf er noch 15 andere Ritter in den Sand oder machte sie bügellos. Als ihm zuletzt beim Kampf der Helm entfiel und Jedermann glückwünschend sich zu ihm drängte, erkannte ihn auch sein Vater und ehrte ihn durch eine reichliche Ausstattung. Von der Zeit an war ihm „die Bahn zum Ruhme geöffnet“.

Während Karl V sich mit Wiederherstellung der Ordnung im Innern beschäftigte, brachte Bertrand zunächst den noch in Waffen stehenden Karl von Navarra durch ein siegreiches Treffen zum Frieden; dann kämpfte er in der Bretagne für den französischen Schützling, den Grafen von Blois, wurde aber in eben der Schlacht, worin dieser fiel, von dem siegenden Gegner, dem von den Engländern unterstützten Grafen von Montfort, gefangen. Daher ließ König Karl, um den verderblichen Streit zu beenden, den Sieger im Besitz der Bretagne und löste den Bertrand wieder aus, um ihn mit einem Heere nach Castilien zu entsenden und dort einen Thronstreit zwischen Peter IV dem Grausamen und dessen Stiefbruder Heinrich auf Bitten und zu Gunsten des letztern zu schlichten. Dieser Umstand gab dem Bertrand zugleich Gelegenheit, Frankreich von jenen herumziehenden Söldnerhorden zu befreien, indem er sie beredete, mit ihm über die Pyrenäen zu ziehen, wo es reichere Beute gebe. Wirklich folgten ihm 30,000 dieser Söldner, doch erst nachdem sie sich von dem Papste in Avignon Geld und Ablaß erzwungen hatten. Der Zweck dieser castilischen Expedition wurde, jedoch nur nach manchem Glückswechsel, erreicht.

In Castilien nämlich hatte Peter (Pedro IV) der Grausame, ein hab- und blutgieriger Tyrann, seine fromme Gemahlin Blanka von Bourbon vergiftet, seine Stiefbrüder, darunter den tapfern und edlen Grafen Heinrich von Trastamara, ihrer Güter beraubt, die Freiheiten des Landes mit Füßen getreten, und die Muhammedaner in Granada auf Kosten der Christen begünstigt, so daß der Papst ihn in den Bann that und König Karl, auf die Bitten des geflüchteten Grafen Heinrich Trastamara, den oben angedeuteten Entschluß faßte. Bald hatte Bertrand den grausamen Pedro besiegt; doch dieser floh, während Trastamara als Heinrich II den Thron bestieg, nach Bordeaux zu dem in Aquitanien (Guyenne und Gascogne) als Statthalter herrschenden schwarzen Prinzen Eduard, der ihm mit Genehmigung seines Vaters, des englischen Königs, seine Hülfe zusagte und an der Spitze eines zahlreichen englisch-aquitanischen Heeres gegen den neuen König Heinrich auszog, ihn besiegte, den Bertrand gefangen bekam und den Pedro wieder einsetzte. Allein Bertrand löste sich bald wieder und da Pedro die alte Tyrannei begann, so traten die bedrückten Castilier wieder auf Heinrich's Seite. Es kam zur Bruderschlacht (1368), Pedro wurde geschlagen, gefangen, getödtet und Castilien erhielt an Heinrich einen milden und weisen Herrscher. (K. 7, 1.)

Im folgenden Jahre nach der Beilegung des castilischen Thronstreits brach der englisch-französische Krieg, zu welchem sich Karl V — veranlaßt durch die Klagen mehrerer aquitanischer Grafen und Städte über die Bedrückungen der dortigen Engländer — unterdessen gerüstet hatte, mit erneuerter Wuth aus. Der heldenmüthige Bertrand, zum Con-

netable ernannt, führte die Franzosen von Sieg zu Sieg und verdunkelte mehr und mehr den Ruf seines einst so gefürchteten Gegners, des schwarzen Prinzen, der übrigens schon länger her den Glanz seines Namens durch seine herrische Regierung Aquitaniens getrübt hatte. Als vollends dieser Fürst die durch Verrath genommene Stadt Limoges einäschern ließ und die gesammte Bevölkerung durch ein Blutbad vertilgte, wich das Glück von den englischen Waffen: der schwarze Prinz, schon länger her kränklich, mußte nach England zurückkehren, wo er zum Leidwesen seines Vaters starb, der ihm nicht lange darauf selber im Tode nachfolgte und England seinem unmündigen Enkel Richard II hinterließ (K. 6, 3).

Unter solchen Umständen fiel eine Stadt und eine Landschaft in Frankreich nach der andern in Bertrand's Hände, so daß zuletzt den Engländern in Frankreich nichts als die Städte Calais, Cherbourg, Bordeaux und Bayonne nebst einigen Theilen von Langued'oc blieben. Doch auch Bertrand erlebte das Ende des Kampfes nicht: er erkrankte bei der Belagerung des Schlosses Chateauneuf de Randon und starb am Tage der Übergabe. In ihm sank die Zierde der französischen Ritterschaft dahin. Kaum hatte den Helden sein dankbarer König in der Königsgruft beisetzen lassen, als dieser selbst zwei Monate darnach den Platz neben ihm einnahm. Der frühe Tod dieses erst 44 Jahre alten klugen Königs, dem Frankreich seine Wiederherstellung durch größere Ordnung im Staatshaushalt, durch allmähliche Hebung des Handels und Gewerbfleißes und durch möglichste Pflege der Wissenschaften verdankte, stellte alles, was durch seine Sorge gewonnen worden war, wieder in Frage.

4. Gräuel der vormundschaftlichen Regierung Ludwig's von Anjou. Aufstände. Beginn der Selbstregierung Karl's VI. Wahnsinn des Königs. Ränke der Hofparteien. Bodenlose Unordnung und Unsittlichkeit.

Zum Unglück für Frankreich machte die Minderjährigkeit seines Sohnes Karl's VI, der erst 12 Jahre alt war, eine vormundschaftliche Regierung nöthig. Unter dieser aber wurde durch schnöde Zertretung aller ohnedieß nur schwachen Keime städtischer und ständischer Volksrechte und durch rücksichtsloses Streben nach unumschränkter Gewaltherrschaft der Grund zu dem tiefen Elend gelegt, in welches Frankreich unter diesem Könige fiel, zumal als derselbe, ohnedieß von Natur beschränkten Geistes, nach kurzer Selbstregierung in Wahnsinn verfiel, dessen 29jährige Dauer Frankreich vollends in einen Abgrund von Zerrüttung stürzte.

Während Karl's VI Minderjährigkeit bemächtigte sich sein Oheim, der herrsch- und habgierige Herzog Ludwig von Anjou der Regentschaft und wußte sich darin gegen die beiden andern Oheime Karl's, den Herzog von Berry und den Herzog von Burgund, zu behaupten. Als ihn die schändliche Königin Johanna von Neapel (K. 7, 7), um sich gegen den Papst zu halten, durch Adoption zu ihrem Thronfolger ernannte, verwendete er den von Karl V hinterlassenen Staatsschatz und das vom Volk

erpreßte Geld zu den Rüstungen, welche die Unternehmung auf Neapel erforderte. Vergebens suchten ihn jene seine beiden Brüder durch die Mündigkeitserklärung und Krönung des jungen Königs von der Regentschaft zu verdrängen. Seine fortgesetzten Erpressungen erregten in Paris einen furchtbaren Aufstand, den er jedoch mit demselben Heere, womit er eben einen von Jakob Artavelde dem Jüngern geleiteten Aufstand der Flämingen gegen ihren Grafen niedergeschlagen hatte, durch die Einnahme von Paris, Auslieferung der Waffen, Auferlegung einer Geldbuße und Hinrichtung von 300 Bürgern dämpfte. Endlich zog er mit 60,000 Mann nach Neapel, wo er jedoch nach dem gewaltsamen Tode Johanna's sein Heer durch Mangel und Seuchen einbüßte und selber an einer Krankheit zu Bari erlag (1384).

Nun übernahmen die beiden andern Oheime die Regierungsgewalt, bis nach vier Jahren 1388 der bereits mit Isabeau von Bayern vermählte Karl VI auf den Rath des Connetable Clisson und mit der Unterstützung seines Bruders, des Herzogs Ludwig von Orleans, in seinem 20. Jahre die Selbstregierung übernahm. Wirklich gelang es ihm in wenigen Jahren durch Absetzung schlechter Beamten, Minderung der Steuern und einen Waffenstillstand mit England (1389) einige Ordnung im Lande herzustellen; auch gab sich Jedermann schon der Hoffnung auf bessere Zeiten hin, — als ein plötzliches Unglück den König regierungsunfähig machte. Er war nämlich eben auf einem Strafzug gegen den Herzog von Bretagne begriffen, und ritt in großer Sommerhitze träumend vor sich hin: da sprang plötzlich ein armselig gekleideter Mensch, baarhaupt und baarfuß, aus einem Gebüsch hervor, ergriff den Zügel seines Pferdes mit den Worten: „Halt! nicht weiter! kehr' um: du bist verrathen!" und verschwand sogleich wieder. Weil nun zugleich der König hinter sich ein zufälliges Lanzengeklirr seines über den frechen Menschen unwilligen Gefolges vernahm, fiel er in Wahnsinn und hieb mit seinem Schwerte so lange rasend um sich, bis es zerbrach und er erschöpft zu Boden sank. Sprachlos und auf einen Ochsenkarren gebunden nach Mans gebracht, genaß er zwar körperlich wieder, blieb aber geistesschwach, so daß die Regierung wieder seinen Oheimen von der Reichsversammlung übertragen wurde. — Ein halb Jahr darauf verschlimmerte ein neues Unglück den trostlosen Zustand des Königs. Er und fünf seiner Jugendgenossen erschienen bei einem Maskenball als Wilde verkleidet. Während sie, in ihrer mit Theer bestrichenen zottigen Vermummung und mit Ketten an einander gebunden, toll umhersprangen, wollte der Herzog von Orleans einem von ihnen ins Gesicht leuchten, um ihn zu erkennen, als ihr Anzug Feuer fieng und alle jämmerlich verbrannten: nur der König wurde und zwar dadurch gerettet, daß die Herzogin von Orleans ihren Mantel auf ihn warf und die Flamme erstickte. Indeß brach durch diesen Schreck sein Wahnsinn auf's Neue aus und blieb sein ganzes langes Leben hindurch unheilbar. Um den König in lichten Zwischenräumen zu zerstreuen, erfand man zu seinem Zeitvertreib die Spielkarten, durch welche bald am Hofe und auch unter der Bürgerschaft, auf welche jederzeit das Beispiel des Hofs den verderblichsten Einfluß hatte, eine so starke Spielwuth entzündet wurde, daß selbst Verbote dagegen nichts halfen.

Da somit die herrsch- und ränkesüchtigen Parteien vollen Spielraum hatten, so riß am Hofe sowohl, als in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft die äußerste Unordnung und Sittenlosigkeit ein, die so weit gieng, daß, während der Schweiß der Bürger in beständigen Hoffesten verpraßt wurde, der arme König oft am Nothwendigsten Mangel litt und seine Kinder auf das gewissenloseste vernachlässigt wurden. Zwar gab ein nach und nach auf 28 Jahre verlängerter Waffenstillstand mit England dem Staate wenigstens von dieser Seite Ruhe; dafür aber stürzte die tödtliche Eifersucht zwischen dem Herzog Ludwig

von Orleans und dem Herzog Johann dem Unerschrockenen von Burgund, (Söhne des 1404 verstorbenen Philipp des Kühnen) und der dadurch entglommene Haß ihrer Parteien das Land in zerrüttende Bürgerkriege. Von dem Verlaufe derselben, sowie auch von dem Kriege, der kurz vor dem Ende des Waffenstillstandes zwischen England und Frankreich wieder ausbrach, wird im nächsten Buche die Rede seyn (XVIII. 5, 1).

6. Kapitel. England und Schottland im 14. Jahrhundert unter den vier letzten Plantagenets.

1. Eduard I. Unterwerfung von Wales. Sein Schiedsrichteramt in Schottland. Thronstreit. Einsetzung Baliol's und Sieg über Robert Bruce. Aufstand der Schotten unter Wallace, dann unter Robert Bruce. Eduard's Tod. (Weitere Ausbildung der englischen Verfassung). Eduard II. Günstlingsregierung. Empörung der Barone unter Lancaster. Die Königin Isabella. Entsetzung und Tod des Königs. Frevelregierung Isabella's und Mortimer's.

Wie in England auf der unter den Königen Johann und Heinrich III gewonnenen Grundlage der Bau der englischen Staatsverfassung — selbst unter den vielfachen Schwankungen, die der Gegendruck königlicher Machtbestrebungen verursachte, — dennoch merklich fortschritt, zeigt besonders die Regierung der drei Eduarde, zu deren Darstellung wir nun übergehen.

Eduard I, Heinrich's III Sohn (1272—1307), vom Volke mit Sehnsucht erwartet, übernahm nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande (XVI, 10, 4.) sogleich die Regierung und bewies während derselben viel Kraft und Staatsklugheit, wiewohl ihm dabei die Wahl der Mittel wenig Sorge machte, wie er denn z. B. gegen die der Münzverfälschung beschuldigten Juden mit Hinrichtungen, Gütereinziehungen und Landesverweisung grausam verfuhr. Nachdem er dem Übermuth der Barone und den Anmaßungen mancher Geistlichen Schranken gesetzt hatte, faßte er vorzüglich das Ziel eines britischen Gesammtreichs in's Auge. Zunächst unterwarf er das gälische, in seiner alten Gauverfassung lebende Gebirgsvolk von Wales, dessen letzter Fürst Lewellyn ihm huldigen mußte. Zwar machte dieser einen Versuch, das Joch wieder abzuschütteln, fiel aber dabei unter Mörderhänden, sein tapferer Bruder David wurde gefangen und hingerichtet und nun ganz Wales in englischer Weise eingerichtet. Und damit der gälische Volksgeist sich nicht noch regen könne, ließ er die Barden ausrotten, die ihn nährten. Wie wichtig dem Könige diese Eroberung war, zeigt der Umstand, daß er seinem während dieses Kriegs in Wales gebornen Sohne Eduard den Titel Prinz von Wales gab, den nachher alle englischen Kronprinzen führten.

Die Klasse oder Gilde der **Barden** d. i. der Dichter und Sänger, welche in der britischen Vorzeit die Thaten der Vorfahren bei Festen unter Begleitung einer

Leyer oder Harfe vortrugen und in der Schlacht (sammt den Druiden) die Tapferkeit der Krieger bis zur Wuth steigerten, hatte sich bis in das 5. Jahrhundert n. Chr. in ganz Britannien, dann seit dem Beginn der angelsächsischen Herrschaft bloß in Wales bis 1284 forterhalten, in welchem Jahr König Eduard I Wales mit der englischen Krone vereinigte. Als nämlich der Druidendienst dem Christenthum unterlag, war noch das Bardenwesen bestehen geblieben: denn die Bardenkunst gewährte den Briten fortwährend eine geistige Nahrung. Vorzügliche Barden waren Hausgenossen, ja Freunde und Rathgeber der Könige. Mancher König war auch Barde zugleich, und mancher entthronte König lebte als Barde am Hofe anderer Fürsten. Die Könige wetteiferten, die Bardenkunst zu schätzen, die sich daher auch in besondern Bardenvereinen und durch Wettgesänge in öffentlichen Versammlungen fortpflanzte. König Cadwalladyr, der 682 n. Chr. starb, soll in einem Bardenconvent Verordnungen über Dichtkunst und Musik erlassen haben. In den Gesetzen des Königs Hoel aus dem 10. Jahrhundert erscheint das nach alten Regeln wieder erneuerte Bardenwesen als wichtige öffentliche Institution mit verschiedenen Graden der Mitglieder. Im J. 1011 stellte der Barde Rhys ab Tewdwa, der aus der Bretagne das System der alten Tafelrunde mitgebracht hatte, das Bardenwesen in der Weise her, wie es unter König Arthur gewesen. Um das Jahr 1066 n. Chr. wurde von graduirten Barden, Dichtern und Sängern ein großes Bardenfest gehalten, worin neue Satzungen gemacht wurden. Im 12. Jahrhundert hatten viele Bardenconvente Statt und Bardenschulen (Bardenstühle genannt) wurden theils neu errichtet, theils umgestaltet. Man unterschied drei Stufen der dichtenden sowohl, als der musicirenden Barden: Lehrlinge, benannt ungehobelte Schüler; geschulte Schüler und Meisterschüler, die an öffentlichen Disputationen oder Wettgesängen Theil nehmen konnten. Wer dreimal, immer mit dem Zwischenraum eines Jahres einen Bardenstuhl gewonnen hatte, der erhielt alle Rechte und Privilegien eines Meistersängers.

Zweck des Bardenthums war die „Pflege und Reinerhaltung der Dichtkunst und der kymrischen Sprache, die Förderung alles Nützlichen und Schönen, der Wissenschaft und der Kunst, die Aufrechthaltung und Besserung der Sitten und Lehren der Weisheit" besonders in den sogenannten Triaden d. h. in didactischen Gedichten, welche in drei auf drei folgenden Denksprüchen abgefaßt sind. In einer solchen Triade heißt es: „Die drei Endzwecke des Bardenthums sind: die Reform der Sitten und Gewohnheiten, die Sicherung des Friedens und die Verherrlichung alles dessen, was gut und ausgezeichnet ist. Die drei Freuden der Barden sind das Wachsthum der Wissenschaften, die Verbesserung der Sitten, der Sieg des Friedens über Gesetzlosigkeit und Gewalt. Die drei Triumphe der Barden sind der Triumph der Wissenschaft über die Unwissenheit, der der Vernunft über die Unvernunft, der des Friedens über Gesetzlosigkeit und Gewalt. Die drei wesentlichen Attribute der Barden sind: die Wahrheit offenkundig zu machen und deren Kenntniß zu verbreiten, das Lob alles Guten und Ausgezeichneten zu verewigen und mit Freuden über Gesetzlosigkeit und Gewalt die Oberhand zu erlangen. Es giebt drei Abmahnungen an den Barden: zu vermeiden die Trägheit, weil er der Mann des Fleißes und der Anstrengung; zu vermeiden den Streit, weil er der Mann des Friedens; zu vermeiden Thorheit, weil er der Mann der Ein- und Umsicht ist." (Siehe Ferd. Walter's Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchengeschichte. Bonn 1859. I.)

Hierauf wandte Eduard sich gegen Schottland, das seit 1190 sich von der englischen Oberlehnshoheit losgekauft hatte, der es ohnedies nur kurze Zeit unterworfen gewesen war. Eben war der Mannsstamm des Hauses Kenneth, das an 450 Jahre lang die schottische Krone behauptet hatte, mit Alexander III 1286 erloschen, und nun traten nicht

mehr als 13 mit jenem Hause verwandte Thronbewerber auf, unter denen der Graf Johann Balliol und Graf Robert Bruce die nächsten Ansprüche hatten.

Das Volk der Schotten enthielt zwei Hauptbestandtheile. Die Schotten im Flachland und an den Küsten waren sächsisch-normannischer, also germanischer, die Schotten im Hochgebirg gälischer, d. i. keltischer Abkunft, und die Verschiedenheit beider drückte sich in der Sprache, in den Sitten und in Gesetzen aus. Nur der Haß gegen die Engländer einigte sie. — Die Hoch- oder Bergschotten (Nachkommen der alten Caledonier) waren in Clane oder Stämme getheilt, deren jeder unter einem erblichen Häuptling, Laird genannt, stand, der als Führer im Krieg und Ordner im Frieden in patriarchalischer Weise über Leben und Eigenthum der Glieder seines Clans gebot, aber seine Macht selten mißbrauchte. Rauh und in der Gebirgsnatur abgehärtet, tapfer und kühn vor dem Feind, mäßig und ernst war der sonst wilde Bergschotte ein Freund der Dichtkunst und des Gesangs, worin sich die Erinnerungen an die Heldenzeit seiner Vorfahren und an die Thaten der Gegenwart fortpflanzten. — Die Schotten der Ebene, gleichfalls abgehärtet und mäßig, dabei hurtig und verwegen, und den Engländern weniger im offenen Felde, als vielmehr durch räuberische Einfälle gefährlich, lebten in Burgen und kleinen Städten und hatten Feudalverfassung und Parlamente, in welchen der Adel und die Geistlichkeit die Gewalt des Königs mäßigten.

Von den Parteien als Oberlehnsherr zum Schiedsrichter in diesem Kronstreite gewählt, entschied Eduard für Johann Balliol, empfieng von ihm 1292 den Lehnseid und verschaffte ihm bei Dunbar 1295 den Sieg über seinen Gegner. In der Absicht jedoch, Schottland dem englischen Throne völlig zu unterwerfen, reizte Eduard den neuen König, als seinen Vasallen, durch beständige Vorladungen zum persönlichen Erscheinen vor dem englischen Parlament so lange, bis derselbe, gestützt auf ein Bündniß mit Frankreich, sich unabhängig erklärte. Jetzt drang Eduard mit einem bereit gehaltenen Heere in Schottland ein, nahm Balliol gefangen und setzte einen englischen Statthalter, Namens Warenne, über das Land. Bald jedoch der Bedrückung desselben müde, erhoben sich die Schotten 1297 unter der Führung eines kühnen Edelmanns, des William Wallace, der den Statthalter verjagte, aber, vom neidischen Adel verlassen, in englische Gefangenschaft gerieth und zu London gehängt wurde (1305). Die Schotten setzten indeß den Freiheitskampf fort und wählten Robert Bruce zu ihrem König. Schon wollte Eduard ganz Schottland mit Feuer und Schwert verwüsten, als sein plötzlicher Tod (1307) und die Nachgiebigkeit seines Nachfolgers Eduard's II einen Waffenstillstand herbeiführte und, da Eduard ihn brach, der Sieg Roberts bei Bannockburn 1314 den Schotten ihre vorige Unabhängigkeit verschaffte.

Auch Irland, seit Heinrich II eine Eroberung England's, gab sich eine Zeit lang in einem Bruder von Robert Bruce einen König, mußte sich aber, als derselbe in einem Gefechte fiel, 1318 wieder unterwerfen. — Unter Eduard I erhielt das englische Gerichtswesen eine bedeutende Verbesserung und er deshalb den Beinamen der englische Justinian. Um die Kosten der Kriege durch Steuern aufzubringen, bei den ständischen Bewilligungen, und um gegen den hohen Adel eine Stütze zu bekommen, gab der König, auch dem niedern Adel das Recht, im

Parlament zu erscheinen. Weil aber diese Ritter, von denen sich die meisten bei der Zunahme der Bevölkerung und bei der dadurch eingetretenen Theilung des Grundeigenthums mit dem Ackerbau beschäftigten jenes Recht für eine Last ansahen, so gestattete er, daß die Ritter jeder Grafschaft sich durch zwei von ihnen gewählte Abgeordnete beim Parlamente vertreten ließen. Desgleichen verlieh er den Abgeordneten der Städte und Grafschaften, die bisher nur zu Zeiten zu den Parlamenten beigezogen worden waren, 1295 für beständig Sitz und Stimme. Auch bewilligte er einen Zusatz zur Magna Charta, nach welchem der König künftig keine Steuern ohne Zustimmung des Parlaments erheben dürfe, und verzichtete nachher in dieser Beziehung auch auf den bisherigen Vorbehalt des Rechts der Krone.

Eduard II, ein geistesbeschränkter, launischer Fürst, überließ die Regierung seinem Günstling Gaveston, einem Gascogner, dessen Willkür und Verschwendung die Barone so empörte, daß sie unter der Führung des Grafen Thomas von Lancaster den König nöthigten, seinen Günstling zu verbannen und sich einen Parlamentsausschuß von 12 Baronen und Prälaten zur Seite zu setzen, auch ohne Zustimmung des Parlaments keine Ämter= und Gütervergabungen vorzunehmen, noch Kriege zu führen. Nach verschiedenen Versuchen sich zu halten, ließ Lancaster den Gaveston verhaften und enthaupten. An seine Stelle wählte nun der König den jungen Hugh Spencer zum Günstling, der aber sammt seinem Vater gleichfalls der Eifersucht der Barone weichen und in die Verbannung gehen mußte. Auf Antrieb der Königin Isabella, die von einem der Lords und seiner Gattin beleidigt worden war, sich ermannend, zog endlich der König mit Heeresmacht aus, besiegte den Grafen Lancaster bei Boroughbridge 1322, ließ ihn mit 29 andern Vornehmen als Hochverräther hinrichten und rief die Spencer zurück. Da diese der Herrschsucht der Königin entgegentraten, gieng sie an den Hof nach Frankreich, wo sie eine Zeit lang mit dem englischen Grafen Roger Mortimer buhlte, und kehrte dann, mit Mitteln versehen und von einem lancaster'schen Anhang begleitet, nach England zurück, wo sie die Spencer hinrichten, ihren Gatten, den König, des Throns entsetzen und ihren noch unmündigen Sohn Eduard auf denselben erheben ließ, um mit Mortimer die Regentschaft zu führen, während welcher nun beide, zumal nach dem Tode des gefangenen Königs, auf die schändlichste und übermüthigste Weise im Lande schalteten.

In Frankreich regierte nämlich damals Karl IV, Isabella's Bruder, der, weil Eduard II wegen Guyenne die Huldigung verweigert hatte, dieses Lehen einziehen wollte. Diesen Umstand nahm Isabella zum Vorwand ihrer Flucht nach Frankreich. Sie brachte es dort bei ihrem Bruder dahin, daß er Guyenne als Lehen auf ihren 12jährigen Sohn Eduard übertrug, der sogleich die Huldigung leistete. Hierauf sammelte sie alle aus England geflohenen Feinde der wieder zur Macht gelangten Spencer und begab sich dann, von ihrem Bruder, der sie nicht öffentlich unterstützen durfte, mit Geldmitteln ausgestattet, zu dem Grafen von Holland und Hennegau, verband sich denselben durch eine Heirath seiner Tochter Philippa mit ihrem Sohne Eduard, ließ 3000 Söldner werben und landete mit ihnen in England, wo ihr sogleich alle übrigen Gegner Spencer's zufielen. Nicht lange, so bekam sie beide gefangen und ließ nicht nur den jungen Spencer, sondern auch seinen 90jährigen ehrwürdigen Vater auf's

grausamste hinrichten. Nach der Absetzung des Königs und der Erwählung ihres Sohnes, wozu das Parlament mit Hülfe des Londoner Pöbels vermocht wurde, lebte sie ohne Scheu mit ihrem Buhlen Mortimer, kümmerte sich nichts um den ihr beigegebenen Regentschaftsrath, vergab Ehren und Ämter nach Laune, verpraßte die Einkünfte des Landes und strafte durch die willkührlichsten Hinrichtungen. Der Tod ihres gefangenen Gatten wird verschieden angegeben: nach Einigen starb er im Schlosse Berkley vor Kummer, nach Andern wurde ihm auf Anstiften Mortimer's durch bestellte Mörder ein in einem Horn verborgener glühender Eisenstift von hinten hinein in das Gedärme getrieben, in der Absicht, seinen Tod nicht als einen gewaltsamen erscheinen zu lassen; allein das furchtbare Geschrei des Sterbenden verrieth die Frevelthat (1327).

2. Eduard III. Bestrafung der Frevler. Besiegung der Schotten. Flucht David Bruce's; Johann Balliol. Eduard's Kriege mit Frankreich. Aufstand der Schotten. Demüthigung David's. Eduard als Regent. Ausbildung des englischen Nationalsinns. Festere Gestaltung der Parlamente. Dichtkunst und Baukunst in England.

Die gerechte Vergeltung blieb nicht aus: die Unzufriedenheit des Adels und des Volks, gesteigert durch die dem Robert Bruce zugestandene Unabhängigkeit Schottlands, forderte den jungen, nunmehr 18jährigen König auf, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen und die Urheber aller dieser Willkührlichkeiten zu bestrafen. **Eduard** III, als Jüngling schon verständig und thatkräftig, und längst selbst empört, seinen Namen so mißbraucht zu sehen, überfiel den Grafen Mortimer auf einem seiner Schlösser, und stellte ihn vor das Gericht des Parlaments, das ihn des Hochverraths schuldig erklärte und zum Strang verurtheilte; die frevelhafte Mutter aber verbannte der Sohn auf ein einsames Schloß, wo sie erst nach 26 Jahren „verachtet und vergessen" starb.

Nach Abstellung vieler Mißbräuche, die sich auch in die Rechtspflege eingeschlichen hatten, nahm Eduard seines Vaters und Großvaters Plan auf Schottland wieder auf, wo eben der gefürchtete Robert Bruce 1328 gestorben war und den Thron seinem unmündigen Sohn David unter der Vormundschaft des tapfern Archibald Douglas hinterlassen hatte. Eduard fiel in Schottland ein, besiegte den Douglas bei Halidown-Hill (1333) und setzte an die Stelle Davids, der nach Frankreich entfloh, den Johann Balliol zum König ein, gegen den sich jedoch fortwährend die Partei Davids hielt.

Während nun Eduard jenen großen Nationalkampf mit Frankreich begann, von dem im vorigen Abschnitte (K. 5, 1—3) die nähern Momente angegeben wurden, kehrte David Bruce, vom König Philipp VI unterstützt, aus Frankreich nach Schottland zurück (1342), gewann gegen Balliol die Oberhand und machte einen Einfall in England, wurde aber von Eduards heldenmüthiger Gemahlin Philippa und dem von ihr begeisterten vierfach kleineren Heere der Engländer bei Newcastle (Nevils-Croß) 1346 gefangen und erst nach eilf Jahren gegen ein großes Lösegeld wiederfreigegeben. Doch erhielt er von Eduard 1357 seinen Thron wie-

der, auf welchen Balliol, der sich die Anhänglichkeit der Schotten nicht hatte gewinnen können und kinderlos war, Verzicht leistete. (Nach Davids Tods 1371 gelangte mit seinem Schwestersohne Robert II das Haus Stuart auf den schottischen Thron.)

Da Eduards und seines Sohnes, des schwarzen Prinzen, Siege und Thaten im französischen Kriege bis zu dem Tode beider bereits oben K. 5, 1 berichtet worden sind, so möge hier nur noch das Wesentlichste von den innern Verhältnissen der Regierung dieses mächtigen und ruhmreichen Königs beigebracht werden. Er und sein Sohn hatten als die höchsten Ritterzierden ihrer Zeit auf die Richtung und den Geist des damaligen Ritterthums überhaupt, insbesondere aber auf die Läuterung des englischen Ehr- und Nationalgefühls den tiefsten Einfluß. Eduard selbst war (wenigstens in der bei weitem größern Hälfte seiner 46jährigen Regierung) ein wahrer Regentenspiegel für sein Zeitalter. Besonnen und scharfsinnig im Rathen, schnellkräftig und ausdauernd im Vollziehen, mäßig und großmüthig im Glück, gefaßt und ruhig bei Unfällen, gerecht und mild gegen Unterdrückte und Bedrängte, leutselig gegen die Niedrigsten, demüthig und gottesfürchtig beim Wachsthum seiner Macht — achtete er auch durchweg die Freiheiten und Rechte des Volks und förderte, so weit es irgend der Begriff des Feudalmonarchie zuließ, die Ausbildung und festere Gestaltung der Parlamente.

Um namentlich eine gleichmäßigere Vertretung der Interessen Aller und eine gründlichere und besonnenere Erwägung der, das Staatswohl betreffenden Vorlagen zu ermöglichen, schied er das **Parlament** in ein Oberhaus (house of Lords), worin die Barone und Prälaten — und in ein Unterhaus (house of commons, Haus der Gemeinen), worin die Ritter und Bürger gesondert beriethen. Da zur Aufstellung und Abänderung von Gesetzen die Beistimmung beider Häuser erforderlich wurde und vorzüglich dem Unterhause das Recht der Steuerbewilligung zustand, dieses aber bei seiner Anwendung die Untersuchung von Regierungsmißbräuchen und die Anklage öffentlicher Beamten zur Folge hatte, so erhielt das Unterhaus allmählich eine eben so wichtige Stellung, wie das Oberhaus, ja es bekam in der Folge einen noch größern Einfluß auf den Staat. Welch' einen Nachdruck das Parlament den Regierungshandlungen zu geben vermochte, ersieht man aus dem Streite Eduard's mit dem Papst über den seit Johann I an den römischen Stuhl entrichteten Lehenstribut (XVI. 11, 4), der durch einen Ausspruch des Parlaments 1367 für immer aufhörte. Eben so schaffte Eduard mit Hülfe des Parlaments den Gebrauch der französischen Sprache ab und führte (1362) die nunmehr selbständig gewordene englische Sprache als Staats- und Gerichtssprache ein, wodurch die Trennung der französischen und englischen Nationalität noch entschiedener wurde. — Auch Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe fanden unter Eduard einen wohlthätigen Schutz und gediehen zu eine vorher nicht gekannten Blüthe.

Lange die Bewunderung seiner Zeit und seines Volkes, verdunkelte er dadurch, daß er gegen das Ende seines Lebens sich nach dem Tode seiner Gattin den Launen der Alice Perries hingab und darum sich manche Härte und Thorheit zu Schulden kommen ließ, den Glanz seines Ruhmes,

so daß er zuletzt, von seinen Freunden verlassen, auf einsamem Krankenlager starb. Nichts desto weniger verehren die Engländer in ihm den glorreichen Beförderer ihrer Nationalgröße.

Zur Belebung und Veredlung des Rittersinns errichtete Eduard III 1350 den Orden vom blauen Hosenband für eine Auswahl von 26 der ausgezeichnetsten Ritter seiner seit 1344 aus 600 Rittern bestehenden Tafelrunde. Das Ordenszeichen ist ein dunkelblaues Band mit goldnem Rand und der Devise: Honny soit, qui mal y pense! das die Ordensglieder unter dem linken Knie mit einer goldnen Schnalle befestigt tragen. Der Ursprung dieses Bandes wird verschieden angegeben. Nach der gewöhnlichen Annahme verlor einst eine Gräfin auf dem Hofballe ihr linkes Knieband, das Eduard aufhob; weil er aber dabei das Kleid der Dame berührte, spöttelten Einige der Umstehenden darüber und die Gräfin fühlte sich gekränkt. Daher habe Eduard zu ihrer Genugthuung jene Worte („Schmach dem, der Arges dabei denkt!") gesagt. Zur Ausbildung der englischen Sprache trug besonders der Dichter Gottfried Chaucer (1328—1400) ein Wesentliches bei, dieser „Morgenstern der englischen Poesie", der in seinen Balladen und prosaischen Erzählungen französischen Mustern, in seinen sogenannten canterburischen Erzählungen aber mehr dem Italiener Boccaccio folgte. — In der Baukunst zeugen noch die romantischen Überreste von Klöstern und Schlössern, insbesondere aber die Baudenkmale von Windsor und die Westminsterabtei in London von der Größe der unbekannten Meister, die vorzüglich unter Eduard's Schirm mit dem Beistand der früher (XVI. 9, 6) erwähnten Bauhütten ihre Werke schufen. — Die Gewerbe wurden besonders durch die vielen Verbindungen mit dem Ausland, insbesondere durch die Einwanderung geschickter flamländischer Weber, Tuchmacher, Färber ꝛc. gehoben.

3. Richard II. Üppiges Hofleben. Bedrückung des Volks. Gährung in den untern Ständen. Aufkeimende Ideen von Freiheit und Gleichheit. (Die Lollharden.) Der Bauernaufstand Wat Tyler's. Aufstand der Irländer. Unzufriedenheit der Großen unter Heinrich von Lancaster. Absetzung und Tod Richard's.

Sein Enkel und Nachfolger Richard II (1377—1399), Sohn des schwarzen Prinzen, von Natur und durch falsche Erziehung eben so jähzornig und launenhaft, als herrsch- und rachsüchtig, riß Vieles von dem Guten nieder, was sein Großvater gebaut hatte und bereitete so dem Land und Reich eine nothvolle Zukunft. Verdorben durch das Beispiel seines stolzen Oheims, des Johann de Gaunt (Gent), Herzogs von Lancaster, der für den jungen König, welcher beim Tode seines Großvaters erst 11 Jahre alt war, die Regentschaft leitete, trieb er, volljährig geworden, das von jenem eingeführte üppige Hofleben fort, bedrückte deßhalb die Bauern mit der Kopfsteuer, mißachtete Recht und Gerechtigkeit und hörte auf keine Klagen der Bedrängten, während die beständigen Gränzfehden mit den Schotten und der unglückliche wieder begonnene Krieg mit Frankreich (K. 5, 3. a. E.) die allgemeine Noth und die Unzufriedenheit, besonders der untern Stände, immer höher steigerten. Dazu kamen die unter den Bauern und Leibeigenen in den östlichen Grafschaften aufkommenden Ideen von Freiheit und Gleichheit, welche sich aus einer falschen Auffassung der Lehren des theologischen Reformators Johann Wiclef durch die sogenannten Lollharden, insbesondere aber durch den

Franziscaner Johann Ball verbreiteten. Denn die dadurch stark aufgeregte Volksmasse fand bald an dem Ziegelbrenner Wat (Wat-Tyler) ein leitendes Haupt; in Kurzem erhoben sich die Grafschaften Kent, Norfolk, Suffolk, Essex, Sussex u. a. in einem Bauernaufstande (1381), der sich unter furchtbaren Gräueln gegen London wälzte, die Thore des Tower's sprengte, vielen Großen das Leben kostete und selbst den König in Lebensgefahr brachte, bis der Aufruhr endlich durch die Vereinigung des Adels mit den Städten niedergeschlagen wurde (1382).

Der Umstand, daß ein übermüthiger Steuereinnehmer sich an der 15jährigen Tochter Wat's vergreifen wollte und der gekränkte Vater denselben mit dem Hammer zu Boden schlug, gab die nächste Veranlassung zum Ausbruch jenes Aufstandes. Da die Regierung anfangs die Klagen der Aufständner über ungemessene Auflagen durch kluges Einlenken zu beschwichtigen zauderte, und der König sich zu keiner Unterhandlung herbeilassen wollte, so zerstörten sie die Schlösser der Ritter und die Häuser der Steuereinnehmer, Advocaten und Richter, zertrümmerten Kirchen und Kapellen und wer ihren Haufen nicht folgen wollte, mußte sterben. Ein Gewalthaufe von 60,000 Mann zog nach London, bemeisterte sich unter Raub, Mord und Brand der Stadt, zerstörte Paläste und Kirchen, erbrach, als der König die geforderte Unterredung verweigerte, den Tower (die Stadtfestung) und enthauptete den Erzbischoff von Canterbury nebst anderen Räthen des Königs. Jetzt erst trat der König hervor und genehmigte ihre Forderungen, darunter die Aufhebung der Leibeigenschaft. Hierauf zog der größere Haufe, von dem Priester Straw (Stroh) geführt, von London ab, und als Wat, der mit dem übrigen Haufen in der Stadt geblieben war, noch ein Gespräch mit dem Könige hatte, wurde er von Walworth, dem Bürgermeister (Mayor) von London, niedergestoßen und der führerlose Haufe auseinandergesprengt. Darauf nahm der König sein gegebenes Wort zurück und durchzog selbst mit einem Heere, dem sich der Adel und die Bürger im Lande anschloßen, die aufrührerischen Grafschaften. Nicht ohne die grausamste Befriedigung der Rache, wurde der Aufstand gedämpft, indem nur allein 1500 Bauern unter der Hand des Henkers starben, die andern alle in die alte Knechtschaft wieder zurückgestoßen wurden. — Auch die schwer unterdrückten Irländer wünschten Erleichterung, und als man sie nicht hörte, griffen sie zu den Waffen, mußten aber bald wieder der Übermacht weichen.

Da sich Richard weder an Gesetz und Vertrag band, noch an die Rechte des Parlaments sich kehrte, und bei seinem Hang zum Sinnengenuß die Regierung elenden Günstlingen überließ, so entstund unter den Großen eine solche Unzufriedenheit, daß deren Führer, sein Oheim Thomas Herzog von Glocester, ihm auf ein Jahr eine Regierungscommission von 12 Lords zur Seite setzte, durch welche mehrere seiner unnützen Räthe zum Tode verurtheilt wurden. Als einige Jahre darauf Richard in dem Kriege mit Frankreich (K. 5, 4. a. E.) einen 28jährigen Waffenstillstand mit Aufopferung der Seestädte Brest und Cherbourg eingieng (1389) und sich mit Isabelle von Frankreich verlobte, entstund unter den Großen eine neue Unzufriedenheit, welche nun der Herzog von Glocester zum Sturze des Königs zu benutzen suchte. Daher ließ ihn Richard in's Gefängniß werfen, worin er nach einiger Zeit ermordet wurde.

Bald darauf verbannte Richard den Sohn seines ältern Oheims, Johann's von Lancaster, Namens Heinrich, ohne Urtheil und Recht auf

zehn Jahre und zog nach Johann's Tode dessen Güter ein. Doch nun folgte die Vergeltung. Eben schwelgte der König sorglos in Irland, als der verbannte Heinrich von Lancaster, von den mißvergnügten Großen eingeladen, in England landete und in London als Befreier aufgenommen wurde. Richard, vom Volk und vom Heere verlassen, wurde gefangen, in den Tower gesetzt und durch Parlamentsbeschluß der Krone verlustig erklärt (1399). Durch verschiedene Drohungen eingeschüchtert, unterschrieb er seine Abdankung, starb aber, nachdem sein Gegner den Thron bestiegen hatte, im nächsten Jahre eines gewaltsamen Todes im Gefängniß.

7. Kapitel. Die übrigen Staaten des Abendlands im 14. Jahrhundert. Drang nach Ausbildung der Nationalitäten.

1. Die pyrenäische Halbinsel im 14. Jahrhundert. Castilien: Von Sancho IV bis Johann I. Übermuth des Adels und Aufstreben der Städte. Kampf mit den Mauren von Granada. Eroberung von Algesiras. Bürgerkrieg. Einmischung Frankreichs und Englands. Kriege mit Portugal und Aragonien.

Während sich das maurische Königreich Granáda in seinen beschränkten Gränzen theils durch die Zwietracht der christlichen Reiche, theils durch Unterstützungen aus dem nordafrikanischen Muselstaaten behauptete und sogar in hohem Wohlstand blühte, das kleine Königreich Navarra aber mit Frankreich verbunden erscheint, schritten die Reiche Castilien, Aragonien und Portugal unter wechselvollen Bewegungen und theilweisen Hemmungen in ihrer Entwicklung weiter.

In **Castilien** hatte der Sohn Alfons X des Weisen, Sancho IV (1284—1295), in dem blutigen Thronstreit gegen die Söhne seines verstorbenen ältern Bruders obgesiegt und durch Verdrängung seines Vaters den Thron an sich gerissen, auf dem er sich gegen die widerstrebende Aristokratie der drei Ritterorden dadurch behauptete, daß er das Aufstreben der Städte unterstützte und ihnen erlaubte sich durch Vereine gegen den Übermuth und die Fehdelust des Adels zu schützen. Auch gelang es ihm, die Macht der Meriniden (XVI. 10, 5. a. E.) zurückzudrängen und ihnen Tarifa zu entreißen.

Sein Sohn Ferdinand IV (1295—1312) wurde während seiner Minderjährigkeit von seinem Oheim Johann schwer bedrängt, der ihm Leon und Galicien entreißen wollte und zu diesem Zweck sich schon mit Frankreich, Aragonien und sogar mit den Mauren verbunden hatte. Doch die Klugheit seiner Mutter und Vormünderin Maria und die Begeisterung des castilischen Adels rettete den bedrohten Thron. Eben mit den Zurüstungen zum Kriege mit Granada beschäftigt, starb Ferdinand und hinterließ einen zweijährigen Sohn Alfons XI (1312—1350), während dessen Minderjährigkeit das Reich durch die kronbeeinträchtigenden Anmaßungen des Adels und durch das Vordringen der Mauren in den Süden von

Castilien in eine große Zerrüttung gerieth, bis der König nach vollendetem 15. Lebensjahr selbst die Zügel der Regierung ergriff, mit Hülfe der Städte den Adel demüthigte und in Verbindung mit dem König Alfons IV von Portugal die Mauren am Flusse Salado 1346 besiegte. Im weitern Verlauf dieses Krieges eroberte er Algesiras und war eben in der Belagerung Gibraltars begriffen, als er im 38. Jahre seines Lebens starb.

Obgleich er viele gute Verordnungen erließ, namentlich die Gesetze Alfons des Weisen erneuerte, die Rechte der Stände anerkannte, das Faustrecht und den Luxus wohlthätig beschränkte, so brachte er dagegen durch die sogenannte Alcavala-Steuer, welche auf den Kauf und Verkauf alles beweglichen und unbeweglichen Guts gelegt wurde, um die schweren Kriegskosten zu decken, eine große Unzufriedenheit im Volke hervor, da sie das Eigenthum in seinen Grundlagen angriff, die großen Grundbesitzer auf Kosten des Minderbesitzes bereicherte und so die freie Entwicklung des Bürgerthums hemmte.

Sein Sohn war jener Pedro IV der Grausame (1350—1369), der durch die Hinrichtung der Mutter seines unechten Bruders Heinrich von Trastamara sowohl, als seiner eigenen Gemahlin und durch die Härte seiner Willkürherrschaft den Haß des Adels auf sich lud und durch den Zwist mit seinem Bruder Heinrich jenen Bürgerkrieg hervorrief, der die Einmischung Frankreichs unter Karl V (durch Bertrand du Guesclin) und Englands unter Eduard III (durch den schwarzen Prinzen) zur Folge hatte und bereits oben (K. 5, 3.) in seinem Verlauf und Ausgang angegeben worden ist.

Nach Pedro's Ermordung bestieg Heinrich oder Henriguez II der Unechte (1369—1379) den Thron und behauptete ihn durch die Liebe des Volks und die Tapferkeit seines Arms sowohl gegen die Partei des Herzogs von Lancaster, Pedro's Schwiegersohns, als auch gegen die Angriffe der Könige von Portugal und Aragonien. — Der Kampf mit Portugal setzte sich auch unter seinem Sohne Johann I (1379—1390) fort, endete aber zuletzt damit, daß König Ferdinand der Zierliche von Portugal ihm seine (unechte) Tochter vermählte. Seinen dadurch begründeten Anspruch auf den portugiesischen Thron, den er nach seines Schwiegervaters Tode geltend zu machen suchte, wiesen jedoch die Portugiesen aus Haß gegen einen fremden Herrn mit den Waffen zurück. — Er starb 1390 mit Hinterlassung eines Sohnes, Heinrich's III, dessen Minderjährigkeit eine vormundschaftliche Regierung nöthig machte, unter der die Großen das königliche Ansehen durch ihre Anmaßungen ziemlich schwächten (S. XVIII. 8, 1).

2. Fortsetzung. Aragonien: Jacob II. Abfall Siciliens an seinen Bruder Friedrich. Erwerbung Sardiniens und Corsica's. Aragonien, Catalonien und Valencia untrennbar vereinigt. Übermacht der Cortes. Alfons IV. Pedro IV Wiederhersteller des Reichs. Johann I. Martin I. Rückfall Siciliens an Aragonien.

Aragonien (XVI. 9, 5.) war unter Jacob II (1291—1327), dem zweiten Nachfolger Peter's, des Eroberers von Sicilien, wegen der Be-

hauptung der sicilischen Herrschaft in mehrjährige Kriege verwickelt. Jacob ließ sich nämlich vom Papst Bonifacius VIII bereden, Sicilien an Neapel abzutreten und dafür die Inseln Sardinien und Corsica, um die sich aber die Pisaner und Genueser stritten, als päpstliches — Geschenk zu nehmen. Da aber die Sicilianer die neapolitanische Herrschaft verabscheuten, wählten sie sich den Bruder Jacob's, ihren bisherigen aragonischen Statthalter, Friedrich II zum König und leisteten glücklichen Widerstand. Wegen Sardinien und Corsica aber hatte Jacob einen dreijährigen Krieg mit den Genuesern zu führen, bis er sich in den Besitz dieser Inseln setzen konnte. Im Innern seines Reichs beugte er künftigen Zerstückelungen dadurch vor, daß er durch das Reichsgesetz vom J. 1319 Aragonien, Catalonien und Valencia auf immer als untrennbar erklärte.

Die alten Reichstheile Catalonien (oder die ehemalige spanische Mark) und Aragonien waren von dem durch Eroberung den Mauren abgewonnenen neuen Reichstheile Valencia (und Murcia) sowohl in Betreff des Characters der Bevölkerung, als auch rücksichtlich der Rechte, die der König darin hatte, sehr von einander verschieden. Kraft der Eroberung hatten der König und diejenigen Barone, welche den Kampf mit den Mauren über sich nahmen, bei der Vertheilung des Landes größere Vortheile und Vorrechte, als in den alten Reichstheilen. In den eroberten Gebietstheilen, welche diese Barone zum Eigenthum (Allod) bekamen, schalteten sie wie kleine Fürsten; der König aber vertheilte von den ihm zugefallenen Domainen größtentheils Lehen an den niedern Adel (an die Hidalgos) und suchte auch die Städte durch Ertheilung vieler Freiheiten an sein Interesse zu fesseln. Eben so mußte er der Geistlichkeit bei diesen Eroberungen große Vortheile gewähren, weil sie besonders den Gegensatz zwischen christlichem und sarazenischem Wesen zu vermitteln hatte. Darum hatten Adel, Kirche und Städte in diesen neuen Reichstheilen eine größere Selbstständigkeit, deren Mißbrauch (bei der südlich lebhaften Natur der christlichen und bei der Abgeneigtheit der sarazenischen Bevölkerung) leicht zur willkührlichen Absonderung ganzer Territorien führen konnte (wie das früherhin bei den christlichen Reichen im Morgenlande der Fall war): daher eine festere Verbindung mit dem ganzen Reiche nothwendig war, wobei jedoch jeder Reichstheil seine eigene Verfassung und Einrichtung behielt.

Die stete feindliche Opposition der aragonischen Stände oder Cortes gegen ein starkes Königthum mußte auch Jacob's Sohn, Alfons IV (1327—1336) empfinden, der wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Cortes den Beinamen der „Gütige" erhielt. Doch gelang es dem Sohne desselben, Pedro IV (1336—1387), die Krongegner, welche ihren Widerstand bis zur Empörung trieben, mit Waffengewalt zur Unterwerfung und zur Verzichtleistung auf einen Theil ihrer ausgedehnten Rechte zu bringen. Besonders beschränkte er die „Justicia" oder das Obergericht, das (ähnlich dem spartanischen Ephorat) mit seinem Veto an der Spitze der ständischen Macht stand; doch ließ er ihr die Entscheidung über die zwischen der Krone und den Cortes sich erhebenden Streitigkeiten. Er hob ferner die seit 68 Jahren bestehende getrennte Stellung des Königreichs Mallorca auf und vereinigte es 1344 für immer mit Aragonien; des-

gleichen knüpfte er durch die Vermählung seiner Tochter mit Friedrich III von Sicilien das Band mit diesem Reiche wieder fester, so daß er nach dem Tode Friedrich's wenigstens einstweilen den Titel „König von Sicilien" annehmen konnte. Aus allen diesen Gründen wird er mit Recht der Wiederhersteller des Reiches genannt, das er auch — ungeachtet eines erfolglosen Krieges gegen Castilien — durch die Beförderung des Handels, den er mit einer achtunggebietenden Flotte schirmte, zu einer hohen Blüthe erhob.

Da sein älterer Sohn und Nachfolger Johann I (1387—1395) sich mehr mit der Dichtkunst, als mit den Sorgen der Regierung beschäftigte, und daher die „Justicia" ihre Gewalt wieder auszudehnen suchte, so war der Bruder und Nachfolger desselben, Martin der Ältere (1395—1410) genöthigt, dieselbe wieder zu beschränken. Da in Sicilien Friedrich's III Tochter Maria und ihr Gatte Martin der Jüngere kinderlos starben, so fiel Sicilien an die aragonische Hauptlinie zurück und wurde nun wieder mit Aragonien vereinigt (1409). Mit Martin dem Ältern erlosch der barcelonische Mannsstamm der aragonischen Könige.

3. Portugal: Dionysius der Gerechte. Begründung der künftigen Seegröße Portugal's. Alfon's IV. Pedro der Strenge. (Iñez de Castro.) Ferdinand. Erlöschung des echten burgundischen Mannsstammes.

Portugal errang in diesem Zeitraum einen bedeutenden Grad von nationaler Unabhängigkeit. Nachdem Alfons, der Wiederhersteller, die Mauren aus Algarbien vertrieben hatte (XVI. 10, 3. a. E.), machte sich sein Sohn Diniz oder Dionys der Gerechte (1279—1325) um die innere Ordnung und Hebung des Staates hochverdient, indem er die Kirche, durch Wiederherstellung eines bessern Verhältnisses zum päpstlichen Stuhle freilich nur gegen Einräumung übergroßer Vortheile an den Klerus, hob; die Wissenschaften durch Stiftung einer Universität (anfangs in Lissabon, dann in Coimbra 1291) förderte; die Übergriffe des Adels in die königlichen Gerechtsame beschränkte und den Geist desselben durch Umwandlung des Tempelordens in den Christusorden (1319) zu verbessern suchte; ferner den dritten Stand durch Beförderung des Ackerbaus und des Handels begünstigte, endlich durch Vermehrung der Flotte ein Schrecken für die Mauren und der Begründer der künftigen Seegröße der Portugiesen wurde.

Sein Sohn Alfons IV der Kühne (1325—1357), — derselbe, der dem castilischen Könige Alfons XI die Mauren bei Salado besiegen half und aus Großmuth keinen Theil von der Beute nahm, — bemühte sich zwar, auf dem von seinem Vater gebahnten Wege die Wohlfahrt des Landes zu fördern, wurde aber durch Zwistigkeiten mit Castilien, so wie durch den Einbruch zerstörender Erdbeben und des schwarzen Todes (1348) in seinen guten Absichten gehemmt und zog sich zuletzt durch seine Einwil-

ligung in die Ermordung der heimlichen Gemahlin seines Sohnes Pedro, der schönen Iñez de Castro, eine schwere Schuld und schlimmen Nachruhm zu.

Der Infant Pedro war nämlich zuerst an die Tochter eines castilischen Großen vermählt. In der Umgebung derselben befand sich die Castilierin Iñez de Castro als Hoffräulein, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit den Infanten so anzog, daß er sich nach dem Tode seiner Gattin Constanzia, die ihm einen Sohn, Namens Ferdinand, hinterließ, heimlich mit Iñez verband und jede Aufforderung seines Vaters, wieder eine standesmäßige Ehe einzugehen, beharrlich von sich wieß. Da sich die Zahl der Castilier am portugiesischen Hofe mehrte, indem viele der Wuth Pedro's des Grausamen (K. 5, 3.) durch Auswanderung zu entgehen suchten, so befürchteten die portugiesischen Großen durch den Einfluß der Iñez und ihrer beiden Brüder auf Don Pedro, als den künftigen Thronfolger, um Macht und Ansehen am Hofe zu kommen. Sie stellten daher dem Könige vor, daß es Iñez ein Leichtes wäre, seinen Enkel Ferdinand um die Thronfolge zu bringen und dieselbe auf einen ihrer Söhne zu übertragen, und drangen in ihn, die Iñez aus dem Weg räumen zu lassen. Die Furcht bewog den König zur Einwilligung, obgleich Iñez bisher sich absichtlich von aller Einmischung in Staatssachen zurückgehalten hatte und still und geräuschlos im St. Claraklostler zu Coimbra lebte. Als einst der Infant Pedro auf der Jagd entfernt war, erschien plötzlich der König mit Gefolge in Coimbra vor Iñez, welche, sogleich ahnend, was ihrer warte, ihm zu Füßen fiel und um ihr und ihrer Kinder Leben flehte. Gerührt wollte der König sie schonen, aber seine Rathgeber bestürmten ihn so lange, bis er die Unglückliche dem Blutdurst ihrer Feinde preißgab.

Von Schmerz und Rache getrieben, erhob nun Don Pedro Krieg gegen seinen Vater, söhnte sich jedoch bald wieder mit ihm aus und hielt seine Rache gegen die eigentlichen Urheber seines Schmerzes bis zum Tod seines Vaters zurück, der zwei Jahre darnach starb. Kaum hatte Pedro der Strenge (1357—1367) den Thron bestiegen, als er seinem bisher verhaltenen Zorn gegen die Mörder seiner geliebten Iñez freien Lauf und den beiden Hauptrathgebern seines Vaters das Herz lebendig aus dem Leibe reißen, darauf ihre Leiber verbrennen ließ. Nachdem er in feierlicher Versammlung aller Granden und Ritter durch Zeugen und Schwur dargethan hatte, daß er mit Iñez wirklich, obwohl heimlich, vermählt gewesen, ließ er ihre Überreste aus der Gruft heben, jeden der Großen den Saum ihres Gewandes küssen und sie darauf mit königlichen Ehren bestatten. Alsdann regierte er mit großer, aber gerechter Strenge, zum Verdruß zwar des anmaßlichen Adels und Klerus, aber zum Besten des Volks, das nach seinem Tode bekannte, es nie so gut gehabt zu haben, als während der 10jährigen Regierung dieses Monarchen.

Ihm folgte sein Sohn aus erster Ehe, Ferdinand der Zierliche (1367—1383), ein schwacher Fürst, unter dem das Reich durch unglückliche und demüthigende Kriege mit Castilien, dessen Krone er an sich bringen wollte, an Macht und Ansehen wieder abnahm. Mit ihm erlosch der (echte) burgundische Mannsstamm auf dem portugiesischen Throne.

4. Der skandinavische Norden im 14. Jahrhundert und Überlegenheit der deutschen Hansa über denselben. — Dänemark: Zügellosigkeit des Adels. Unterdrückung des Bauernstandes. Erich VIII. Christoph II. Beschränkung des Königthums. Waldemar III. Interregnum. Verluste an Schweden. Waldemar IV. Wiederhersteller der Kronmacht und Landesgränze. Krieg mit der Hansa. Olav. Margaretha Königin von Dänemark und Norwegen.

In den drei, durch Abkunft, Sprache und Sitte einander verwandten Reichen des skandinavischen Nordens (XVI. 10, 6.) ließ es die gegenseitige Eifersucht, welche sich zwischen den Schweden und Dänen bis zum Nationalhaß gesteigert hatte, nicht zur vollen Entwicklung der Kräfte in einer Nationaleinigung kommen, vielmehr gab die beständige Uneinigkeit dieser drei Reiche dem Wachsthum der norddeutschen Hansa jene reiche Nahrung, aus der die große Überlegenheit dieser deutschen Städtemacht kam, welche bereits oben (K. 4, 2.) geschildert wurde.

Als das bedeutendste unter den drei Reichen trat **Dänemark** hervor, obgleich seine durch die Eroberungen Waldemar's II gewonnene, übrigens nur künstliche Größe vorüber war, und die unter seinen wilden Söhnen begonnenen Wirren durch die Zügellosigkeit des Adels, durch die Herabdrückung vieler freien Bauern in den Stand der Hörigkeit, durch den Verfall des Handels und Gewerbes das Land so schwächten, daß es lange Zeit der theilweisen Gewalt auswärtiger Mächte, insbesondere der in allen skandinavischen Reichen so bevorrechteten deutschen Hansa bloßgestellt war.

Denn nachdem Erich VII in der ersten Handveste einem großen Theil der Kronrechte hatte entsagen müssen, (XVI. 10, 6.), wuchs unter seinem unmündigen Sohne Erich VIII (1286—1319) die Übermacht des Adels und des Klerus so sehr, daß sein Sohn Christoph II sich durch eine neue Verzichtleistung auf bedeutende Kronrechte in der von ihm ausgestellten Wahlhandveste von 1320 die Nachfolge erkaufen mußte, so daß er, zumal ihm nur noch ein Stückchen von Laland als Krongut gelassen wurde, bloß den Schatten königlicher Macht besaß. Als er hierauf durch einen Versuch nach Erweiterung derselben jene Wahlcapitulation verletzte, wurde er abgesetzt (1326). Unter seinem Nachfolger Waldemar III (1326—1332) und während des darauffolgenden Interregnums (1332—1340) gieng dem schwachen Reichskörper ein Glied nach dem andern verloren, indem die Schweden 1332 die Landschaften Schonen, Blekingen und einen Theil von Laland an sich rissen, die Grafen von Holstein sich die Abtretung von Nordjütland und Fühnen erzwangen, und Kaiser Ludwig der Bayer die Insel Rügen, welche 1325 an Pommern kam, vom dänischen Lehensverbande ablöste.

Von diesem Rand des Verderbens, an welchem Dänemark gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts stand, rettete es jedoch die ausdauernde Thatkraft und kühne Gewandtheit des letzten Estrithiden. Denn kaum hatte Waldemar IV Atterdag (so benannt, weil er den Wahlspruch führte „Morgen ist auch ein Tag!") 1340 den Thron bestiegen, als er, ohne sich

durch Hindernisse beirren zu lassen, Schritt vor Schritt den verlornen Boden der Königsmacht sowohl, als der Reichsgränzen wieder zu gewinnen trachtete.

Vor Allem löste er viele verpfändete Burgen und Städte in Fühnen, Jütland und Seeland wieder ein, wozu er sich das Geld aus dem Verkauf des ohnedieß nicht zu behauptenden Herzogthums Esthland an den deutschen Orden verschaffte; alsdann entriß er den Schweden nicht nur die oberwähnten von ihnen eroberten Provinzen wieder, sondern nahm ihnen auch Öland und Wisby weg (1360). Der Überfall dieser letztern Stadt verwickelte ihn in einen schweren Krieg mit der Hansa, den er jedoch im nächsten Jahre dadurch beendete, daß er dieser ihm überlegenen Seemacht große Handelsvorrechte zugestand (K. 4, 2). Zu gleicher Zeit brach er im Innern den Trotz des Adels, steuerte dem Faustrecht, schützte nach Möglichkeit den Betrieb des Handels und der Gewerbe, selbst der Künste und Wissenschaften, und wurde so der Wiederhersteller des Reichs.

Als Waldemar IV 1376 ohne Mannserben starb, wählten die Stände nicht den von ihm vorgeschlagenen Gatten seiner ältern Tochter, den Herzog Albrecht III von Mecklenburg, sondern Olav, den sechsjährigen Sohn seiner jüngern, mit Hakon VII von Norwegen vermählten, geistvollen und unternehmenden Tochter Margaretha, welche anfangs für diesen ihren unmündigen Sohn, der nach Hakon's Tod 1380 auch den norwegischen Thron erbte, die Regierung verwaltete, nach Olav's frühem Tod aber 1387 selbständig als Königin von Dänemark und Norwegen mit Kraft und Umsicht die Geschicke dieser beiden Reiche lenkte und sogar den Gedanken einer Einigung der drei Reiche faßte. In welcher Art sie dieselbe zu Stande brachte, wird sich zeigen, wenn wir erst einen Rückblick auf die Geschichte Schwedens geworfen haben.

5. Schweden im 14. Jahrhundert. Die Folkunger von Magnus I bis Magnus II. Schweden und Norwegen vereinigt. Die Willkührregierung Albrecht's von Mecklenburg. Berufung Margaretha's von Dänemark. Unwesen der Vitalienbrüder. Die calmarische Union.

In **Schweden** endete nach dem Tode Birger's I (XVI. 10, 6.) der durch eine Reichstheilung entstandene Bruderkrieg seiner Söhne damit, daß Magnus I Ladulas mit Hülfe dänischer und deutscher Ritter sich 1279 der Alleinherrschaft bemächtigte und den übermüthig gewordenen Adel demüthigte. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Birger II (1290—1319) unter der vormundschaftlichen Regierung Torkel Knutson's, der mit der Eroberung Kareliens die Vereinigung Finnlands mit Schweden vollendete. Als der König selbst die Regierung übernahm, erhoben sich seine beiden Brüder gegen ihn und zwangen ihn mit Hülfe des Adels, das Reich mit ihnen zu theilen. Da er sich aber durch List ihrer bemächtigte und sie im Gefängniß verhungern ließ, stand ein großer Theil des

Volks gegen ihn auf und bewirkte seine Absetzung auf dem Reichstage zu Upsala 1319, der für Schweden noch dadurch wichtig ist, daß auf demselben der Bürger- und freie Bauernstand durch Abgeordnete vertreten war. Birger selbst starb im Auslande.

Der an Birger's Stelle gewählte König war sein Neffe Magnus II Smek, der noch unmündige Sohn des verhungerten Erichs, des Gatten der Tochter Hakon's VII von Norwegen. Da dieser Hakon in dem gleichen Jahre 1319 starb und nun Magnus auch von den Norwegern zum Throne berufen wurde, so war er König in beiden Reichen und wurde bis zu seiner Mündigkeit in Norwegen durch einen Reichsrath, in Schweden durch einen Reichsvorsteher vertreten. In der Folge bekam er zwei Söhne, von denen Erich für Schweden, Hakon (VIII) für Norwegen bestimmt wurde. Als Magnus die den Dänen entrissenen Landschaften Schonen, Halland und Blekingen nicht behaupten konnte, setzten ihn die Schweden ab und beriefen, da unterdeß Erich gestorben war, seinen andern Sohn, den Hakon (VIII) von Norwegen, zu ihrem König. Dieser, der dort schon seit 1350 die Regierung abgetreten hatte, kam und hielt eine Zeit lang seinen Vater Magnus in Haft (1363).

Weil sich aber nun Hakon mit der dänischen Prinzessin Margaretha vermählte, so schloßen ihn die Schweden aus Haß gegen die Dänen vom Thron aus und wählten des Magnus Schwestersohn Albrecht von Mecklenburg zu ihrem König (1363). Dieser ein roher Mann, der zu Mecklenburg sein Vermögen in Turnierfesten und Trinkgelagen verschwendete, und daher, um sich in Schweden zu halten, den Ständen neue Vorrechte einräumen mußte, überließ die Regierung seinem Günstlinge, Jonssons, dessen Willkür den Unwillen der Schweden erregte. Als vollends der König, um den erschöpften Schatz zu füllen, den dritten Theil der Güter des Adels als Krongut einzog und mit einem Theile desselben deutsche Ritter ausstattete, so entstand eine allgemeine Unzufriedenheit, welche, als der gefürchtete Günstling starb und der schwache König die gewohnte Willkür fortsetzen wollte, bei einem Theile der Großen in offenen Widerstand übergieng, so daß sie die Krone der Königin Margaretha von Dänemark anboten. Dieser hatte ohnedieß schon den Gedanken einer Kronverbindung mit Schweden gefaßt, und ließ daher von Halland aus 1388 ein dänisches Heer zur Unterstützung des aufständischen Adels in Gothland einrücken. In übermüthiger Verachtung schickte Albrecht ihr einen Wetzstein mit der Spottrede zu: „König Hosenlos möge daran seine Nähnadeln wetzen“, mußte aber bald fühlen, mit welcher gefährlichen Feindin er es zu thun hatte. Er wurde bei Fallköping 1389 geschlagen, gerieth in Gefangenschaft und mußte sich's gefallen lassen, auf Befehl der Siegerin für seine thörichten Reden mit einer — Narrenkappe geschmückt zu werden.

Während seiner siebenjährigen Haft setzte seine Partei unter seinem

Sohne Erich mit Unterstützung der Hansa und Mecklenburgs den Krieg noch fort, obgleich sie sich zuletzt nur noch in Stockholm behauptete, bis endlich das verderbliche Unwesen der Vitalienbrüder zu einem Vergleich führte, durch welchen Albrecht wieder die Freiheit und den Besitz von Stockholm erhielt (1396), aber ihn nach zwei Jahren wieder abtreten mußte, weil er die ihm auferlegten Bedingungen nicht erfüllen konnte.

Vitalienbrüder nannte man jene Freibeuter, welche, aus den mecklenburgischen und andern hanseatischen Seestädten ausgehend, unter dem Vorwande, das von der dänischen Partei belagerte Stockholm mit Lebensmitteln (Victualien, daher jener Name) zu versehen, alle nordischen Küsten plünderten und die zu Land und Meer geraubten Güter in den hanseatischen Seestädten zu Markte brachten. Diese Seeräuber wurden am Ende so gefährlich, daß selbst die Hansa zu ihrer Unterdrückung beiwirken mußte.

Noch vor jenem Vergleiche hatte Margaretha Einleitungen zur Ausführung ihres großen Plans einer Vereinigung der drei nordischen Reiche getroffen. Es gelang ihr, dem Enkel ihrer Schwester, dem jungen Herzog Erich von Pommern, nicht nur die Thronfolge in Dänemark und Norwegen zu verschaffen, sondern auch die Schweden zu bestimmen, ihn zu ihrem König zu wählen. Hierauf ließ sie am 17. Juni 1397 die weltlichen und geistlichen Herrenstände der drei Reiche in Calmar zusammentreten und brachte die sogenannte **calmarische Union** zu Stande, nach welcher ganz Skandinavien fortan unter Einem Haupte vereinigt seyn und bleiben sollte.

Dieser Union zufolge behielt jedes der drei Reiche seine eigenthümliche Verfassung und bekam einen geheimen Reichsrath, mit dessen Zuziehung der König regieren sollte. Jeder Krieg sollte gemeinschaftlich geführt und bei Thronerledigungen auf gemeinschaftliche Berathung einer aus des Königs Söhnen zum Nachfolger gewählt werden. Zu nähern Bestimmungen konnte man es nicht bringen und somit lag in dieser nur äußerlichen Einigung keine Gewähr des Bestandes.

Nachdem der neue Unionskönig mit großer Pracht gekrönt war, führte Margaretha für ihn die Regierung fort und suchte ihr Werk dadurch zu befestigen, daß sie, um sich gegen die deutsche Seite hin zu sichern, Schleswig als erbliches Lehen dem Grafen Gerhard von Holstein gab und um Gothland von den Vitalienbrüdern zu befreien, den Kampf gegen sie den preußischen Ordensrittern überließ, welche diese Insel allmählich eroberten und sie späterhin gegen eine Kaufsumme an Schweden abtreten (1430). Margaretha selbst aber starb bereits im Jahr 1412 und Erich sollte nun die Erfahrung machen, ob in ihrer politischen Schöpfung die nöthige Lebenskraft lag oder nicht.

6. Preußen, Polen und Litthauen im 14. Jahrhundert. Preußen: Marienburg. Höchste Blüthe des deutschen Ordens. Machtrückgang durch den Krieg mit Litthauen und Polen. — Polen: Wladislav I. Vereinigung Groß- und Kleinpolens. Polen ein Königreich. Casimir der Große. Erwerbung Rothrußlands. Begünstigung der Bürger und Bauern. Ausgang des Piastengeschlechts. Polen ein Wahlreich. Ludwig von Ungarn. Wachsthum der Adelsmacht. Jagello von Litthauen Christ und König von Polen.

Das Ordensland **Preußen**, (XVI. 8, 2), das in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch die Eroberung von Ermeland und Sameland, so wie durch die Einnahme der Städte Memel und Königsberg an Umfang zugenommen hatte, gewann im Laufe des 14. Jahrhunderts eine hohe Bedeutung. Während der deutsche Orden im Ganzen in Deutschland, Italien und Spanien durch seinen Deutschmeister, in Liefland durch seinen Heermeister die Ordensgüter und Ordensritter in Aufsicht hielt, verlegte der Orden, nach Beseitigung der ihm von den preußischen Ordensobern entgegengestellten Schwierigkeiten, durch seinen neugewählten Hochmeister Siegfried von Hofwangen 1309 seinen Sitz von Marburg in die prachtvolle Marienburg an der Nogat. Von diesem Zeitpunct an hob sich der Orden äußerlich durch Erweiterung seines Besitzes, indem er 1310 Ostpommern (Pommerellen) mit der Hauptstadt Danzig von dem brandenburgischen Waldemar und 1342 Esthland mit Reval und Narwa von dem dänischen Waldemar (III) durch Kauf erwarb, — innerlich durch seine treffliche Einrichtung, durch den guten Geist seiner Glieder und durch eine eben so milde, als gerechte Regierung, und erreichte unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382), dem der Betrieb des Waffenwerks, die Sorge für Ackerbau und Gewerbe, wie nicht minder die Pflege der Künste und Wissenschaften gleichmäßig am Herzen lag, den Höhepunct seiner Macht und seines Wohlstandes.

Der Hochmeister war zwar deutscher Reichsfürst, aber um diese Zeit, wie ein Chronist sagt, „an Ehren, Städten und Landen einem großmächtigen König gleichgerechnet." Die höchsten Beamten, die seinen Rath bildeten und von dem alljährlich sich versammelnden Generalkapitel ernannt wurden, waren der Großcomthur, der den Hochmeister in dessen Abwesenheit vertrat, der Marschall als Heermeister, der Spittler als Aufseher über die Kranken- und Armenpflege, der oberste Trapirer oder Feldzeugmeister, und der oberste Tresler oder Schatzmeister. Die sämmtlichen Unterbeamten wurden durch den Hochmeister ernannt. — Jeder Bezirk, dessen Mittelpunct immer eine Burg war, stand unter der Verwaltung eines Comthurs und eines Convent's von 12—24 Ordensrittern, welche das Bezirksaufgebot befehligten. — Sämmtliche geistliche und weltliche Ordensgenossen stunden unter strenger Zucht; die Regierung übte eine unparteiische Rechtspflege; der Landmann war durch keine unbilligen Steuern gedrückt, der Bürger bei seinen Gerechtsamen geschützt. Die Städte, obwohl ohne Antheil an ständischer Berathung, waren doch vermöge ihrer Selbstregierung reich und mächtig; die Kirche und Geistlichkeit war reich ausgestattet, doch ohne Einfluß auf die Politik des Ordens; der Bann des Papstes fand daher hier seine Schranken. Zur Pflege der Wissenschaft wurden Volksschulen und höhere Lehranstalten (zu Memel, Königsberg und Kulm, in Marburg ein Lehrstuhl des Ordensrechts) er-

richtet und Künstler und Gelehrte aus Deutschland und Italien berufen. (Über die Marienburg, als Denkmal der Baukunst, s. XVIII. 10, 2.)

Allein die beständigen Kriege mit den wilden Litthauern, die unter ihrem Großfürsten Gedimin, dem Erbauer Wilna's und Eroberer Kiew's, und nachher unter unter ihren streitbaren Fürsten Olgerd und Kynstutte furchtbare Gegner des Ordens wurden, hemmte die ruhige Fortentwicklung desselben, zumal er bei der Abnahme der Kreuzfahrten aus Deutschland den Kampf fast mit eigenen Kräften bestreiten mußte und die Verbindung der Polen mit den Litthauern (seit Jagello) den Kampf erschwerte.

In **Polen** dauerten, selbst nach den schrecklichen Verheerungen der Mongolen (XVI. 9, 8.), die innern Kämpfe des in so viele größere und kleinere Fürstenthümer getheilten Landes fort, bis endlich Wladislav I Lokietek (d. i. der Ellenlange oder der Zwerg) 1305 die lang getrennten Theile Groß- und Kleinpolens vereinigte und sich, mit Genehmigung des Papstes Johanns XXII im J. 1320 in Krakau als König krönen ließ. Von diesem Zeitpunct an trat Polen in die Reihe der Königreiche.

Um der Übermacht der Großen ein Gegengewicht zu geben, verlieh er 1331 auch dem niedern Adel Sitz und Stimme auf den Reichstagen, ohne zu bedenken, daß dadurch der Gesammtadel eine nur größere Macht erhielt, die derselbe zur Herabdrückung der Bauern zu völligen Leibeignen mißbrauchte und somit das Aufkommen eines freien Bürgerthums verhinderte.

Vergebens jedoch kämpfte er um Oberpommern, das nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses (Pommern-Danzig) an Dänemark und dann durch Kauf 1310 an den deutschen Orden gekommen war (XVI. 8, 2). Der Kampf dauerte noch unter seinem Sohne **Casimir III dem Großen**, der 1333 zur Regierung kam, bis 1343 fort, wo dieser im Frieden von Kalisch Oberpommern nebst Kulm und Michailow dem deutschen Orden, und die Oberherrlichkeit über Schlesien dem Könige Karl IV von Böhmen überlassen mußte. Einen Ersatz dafür aber errang Casimir durch die Vereinigung Rothrußlands (d. i. Galiziens, Lodomiriens und Podoliens) mit seinem Reiche und durch den Erwerb der Lehenshoheit über Masovien.

Ein größerer Wohlthäter für das Land wurde aber Casimir dadurch, daß er 1347 durch ein Gesetzbuch die Willkür des Herkommens in der Rechtspflege aufhob; daß er zu Casimir eine Universität gründete, die er 1364 nach Krakau verlegte; daß er die Bauern gegen die Willkür der Gutsherren sicherte, was ihm bei diesen den Spott-, bei jenen den Ehrennamen „Bauernkönig" eintrug; daß er endlich, um den Adel zu beschränken, den Bürgerstand der Kronstädte zu den Reichstagen berief. Indeß räumte er dem Adel, ohne es zu wollen,

auf der andern Seite wieder das volle Übergewicht dadurch ein, daß er ihn um seine Zustimmung zur Wahl seines Nachfolgers bat, zu welchem er, als der letzte des Piastenstamms, sich seinen Schwestersohn Ludwig von Ungarn ersah. Denn seitdem nahm der Adel das Recht der Königswahl in Anspruch, und weil eine Verbindung Polens mit Ungarn bedenklich erschien, mußte der neue König **Ludwig** (1370—1382) sich verpflichten, den polnischen Adel nicht zur Heeresfolge in's Ausland zu berufen, außer gegen Ersatz aller Kosten; ferner keinen Krieg oder Frieden ohne Beistimmung des Adels einzugehen, alle polnischen Lehen nur an Polen zu vergeben, endlich für den Adel nie eine Steuererhöhung eintreten zu lassen. Fortan sah der polnische Adel und Klerus seine Nationalfreiheit nur in der starr festgehaltenen Freiheit von allen Abgaben und Lasten, während übermäßige Steuern, schändlicher Wucher und schwere Frohnden den Bauernstand so belasteten, daß die von Casimir kaum erst gelegten Keime bürgerlicher Freiheit bald wieder erstickten.

Da Ludwig stets in Ungarn verweilte, wo er sich mit Recht den Beinamen der Große erwarb (K. 7, 7.), und die Verwaltung Polens seiner polnischen Mutter Elisabeth überließ, die dort nur ihre Günstlinge zu Beamten setzte, so wurden die Polen so unzufrieden, daß Elisabeth zuletzt wieder nach Ungarn zurückkehrte, der kinderlose König aber seinen Wunsch, die polnische Krone auf seine ältere Tochter Marie (welche den Thron Ungarns mit Siegmund von Brandenburg theilen sollte) zu bringen, nicht erfüllt sah. Denn als er 1382 starb, wählten die Polen seine jüngere Tochter Hedwig, welche alsdann Lager und Thron mit dem Großfürsten Jagello (Jagiel) von Litthauen theilen mußte, der die mit seiner Berufung verknüpfte Bedingung, sammt seinen Litthauern zum Christenthum überzugehen, nicht bloß aus Politik, sondern auch aus eigner besseren Überzeugung annahm. Denn da es an christlichen Geistlichen fehlte, welche der litthauischen Sprache kundig waren, zog er selbst mit den Missionären umher und dolmetschte seinen wilden Litthauern das Wort vom Kreuz, so daß diese nun um so leichter ihren Götzen entsagten, zumal er jeden Täufling mit einem weißen wollenen Rock beschenken ließ.

Litthauen folgte von nun an dem Geschicke Polens, mit dem es indeß anfangs nur durch das Lehensband verbunden war: denn Jagello überließ die Regierung daselbst seinen Verwandten, unter welchen der Großfürst Witow (Witold s. XVIII. 10.) die Gränzen des Landes auf Kosten Rußlands so erweiterte, daß es einen Flächenraum von 12,000 Q. M. einnahm.

So bestieg denn mit **Jagello**, welcher in der Taufe den Namen Wladislav II angenommen hatte, die litthauische Dynastie der Jagellonen 1386 den polnischen Thron. Welch' eine Gefahr aus dieser nähern Verbindung Polens mit Litthauen für den deutschen Orden erwuchs, wird sich in der fortgesetzten Geschichte Preußens zeigen (XVIII. 10, 2).

7. Ungarn und Rußland im 14. Jahrhundert. Ungarn: Nachfolgen des mongolischen Einbruchs. Andreas III. Erlöschen des arpadischen Mannsstammes. Karl Robert von Anjou. Ludwig der Große Wohlthäter und Bildner des Volks. Verbindung der polnischen Krone mit der ungarischen. Marie; Siegmund von Brandenburg König von Ungarn. — Rußland: noch abhängig von der goldnen Horde. Kämpfe mit den Litthauern. Verlust von Volhynien und Kiew. Dimitri. Die Mongolen in Moskau. Rückzug derselben vor Timur.

Ungarn hatte die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hindurch noch an den Folgen des mongolischen Einbruchs zu leiden gehabt, bis es sich unter **Andreas** III (1290—1301) einigermaßen zu erholen anfieng, obgleich er bis an sein Ende vollauf zu thun hatte, um sich gegen seine Nebenbuhler zu behaupten.

Da nämlich sein Thronvorgänger Ladislaus IV (ein Kumane) ohne Nachkommen starb, Andreas aber, den der Adel auf Ladislaus' Vorschlag auf den Thron erhob, nur ein Nebensprosse des arpadischen Stammes war, so wollte Kaiser Rudolf I Ungarn als Lehen einziehen und seinem Sohne Albrecht von Österreich geben. Anderseits stellte auch der Papst, der ebenfalls die Oberlehnshoheit über Ungarn in Anspruch nahm, den König Karl Martel von Anjou-Neapel als Bewerber auf. König Andreas fiel daher zunächst in Österreich ein und brachte den Herzog Albrecht durch die Belagerung Wiens und durch seine Vermählung mit Albrechts Tochter Agnes (derselben, die nachher den Tod ihres Vaters, des nachmaligen Kaisers Albrecht, so grausam rächte K. 1, 3.) von seinen Ansprüchen auf Ungarn zurück. Darauf wandte er sich gegen Karl Martel, der in Dalmatien gelandet war, und schlug ihn zurück. Indessen trat nachher dessen Sohn Karl Robert von Anjou, ein Schwestersohn des Andreas, vom Papst und einem Theile des ungarischen Adels unterstützt, wider Andreas auf, der nun auch gegen ihn auszog, aber während dieser Unruhen vom Tode ereilt wurde.

Da mit Andreas III 1201 der arpadische Mannsstamm erlosch, so drohten durch den Streit der Parteien über die Thronbesetzung neue Wirren. Die kleinere Partei wählte thörichterweise den schwachen Wenzel von Böhmen, dann, als dieser, vom Papste bedroht und vom Kaiser Albrecht geschreckt, bald zurücktrat, den Herzog Otto von Bayern, einen Tochterenkel Bela's. Die größere Partei berief den Karl Robert von Anjou-Neapel. Dieser erschien sogleich mit Heeresmacht, brach den Widerstand aller seiner Gegner und wurde zuletzt allgemein anerkannt. Also wurde die verhängnißvolle Verbindung Ungarns mit Neapel zu Stande gebracht. Seiner Klugheit und Festigkeit gelang es sogar den Adel und Klerus zu den Steuern herbeizuziehen und das Reich auch im Äußern gegen den Andrang unruhiger Gränzvölker (der Kumanen, Walachen, Bosnier und Kroaten) zu schützen. Nur Dalmatien mußte er vor der Hand den Venetianern überlassen, um nicht Neapel mit ihnen in Krieg zu verwickeln. Doch überließ er sich zu viel geistlicher Leitung, verfolgte die bosnischen Ketzer mit unerbittlicher Strenge und schwelgte in üppigen Hoffesten.

In seinem Sohne **Ludwig I dem Großen** (1342—1382), welcher die „Feinheit des Italieners" mit der „Naturkraft des Magyaren" in sich

vereinigte, erhielt Ungarn seinen größten Wohlthäter und jenes Jahrhundert überhaupt seinen größten Regenten. Wenn auch seine Kriegszüge nach Neapel (zwischen 1347 und 1351) zum Zweck der Blutrache für den Mord seines Bruders Andreas an dessen lasterhafter Gemahlin Johanna I keinen politischen Erfolg hatten, weil Ludwig auf das von ihm eroberte Neapel wieder verzichtete, so wurde doch in den Ungarn beim Anblik italischer Landescultur der Sinn für etwas Besseres geweckt, welchen sodann Ludwig mit Weisheit benützte, um durch Beförderung des Landbaus und Handels, der Künste und Wissenschaften sein zwar tapferes, aber noch großentheils unbändiges Volk auf eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu heben.

Von seinem Verdienst um den Anbau des Landes zeugen noch die um Tokay herumgelegenen Rebenberge. Die Bauern und Leibeigenen schützte er vor dem Druck ihrer Grundherren durch Festsetzung der Abgaben; bürgerliche Grundbesitzer erhob er zur Belohnung in den Stand des Adels. Den Wucher der Juden bestrafte er streng und weil das nicht half, vertrieb er sie aus dem Lande. Er selbst bereis'te oft das Land und forschte, als Bauer verkleidet, nach den Urtheilen des Volkes, um daraus Anlaß zur Verbesserung ihrer Lage und Abstellung von Mißbräuchen zu nehmen. In der Rechtspflege schaffte er die Ordalien ab, mit Ausnahme des Zweikampfs. Um überhaupt die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen, stiftete er 1367 eine Universität zu Fünfkirchen und verlegte sie 1382 nach Ofen.

Bei allen diesen Sorgen für seines Volkes Wohl hob er auch die Macht Ungarns nach Außen, indem er 1356 die Venetianer zur Abtretung Dalmatiens vermochte und die Hoheit über Ragusa erwarb, ferner 1369 Galizien, Lodomirien und die Walachei unterwarf und 1370 die polnische Krone mit der seinen verband, so daß sich sein Scepter von dem nördlichen Uferstrich der Netze bis zum Balkan und vom adriatischen bis zum schwarzen Meere erstreckte. (Sein Verhältniß zu Polen ist bereits oben K. 7, 6. näher angegeben worden.) Er starb 1382, und nur mit Noth konnte seine ältere Tochter und Thronerbin Marie gegen einen andern Thronbewerber, den König Karl von Neapel, zu ihrem Rechte kommen und 1387 die Krone ihrem Gemahl Siegmund von Brandenburg zubringen, der sie unter mannichfachen Stürmen behauptete.

Da Marie, beim Tod ihres Vaters, obgleich schon mit Siegmund verlobt, erst 12 Jahre alt war, so übernahm ihre ränkesüchtige Großmutter Elisabeth, unterstützt von dem ehrgeizigen Palatin Gara, die vormundschaftliche Regierung. Unzufrieden mit derselben, lud eine Partei den König von Neapel, Karl den Kleinen, zur Übernahme der Krone ein. (Es war dieß jener Karl von Durazzo, den Johanna I von Neapel um sein Thronrecht zu Gunsten Ludwig's von Anjou hatte bringen wollen, und der sich durch ihre Ermordung in seinem Rechte behauptet hatte.) Er kam und es gelang ihm, sich 1385 der ungarischen Krone zu bemächtigen. Doch schon im 2. Monat darauf ließ ihn Elisabeth bei einem Besuch, zu dem sie ihn lud, in ihrem Zimmer durch ihren Oberschenken ermorden, worauf das rasende Volk über die Anhänger des Gemordeten mit Mord und Plünderung herfiel.

Die Strafe für diese Blutthat blieb nicht aus. Als sich Elisabeth mit Maria und dem Palatin der Sicherheit wegen nach Nieder-Ungarn begeben wollte, wurde sie

bei Sirmium von dem Ban von Kroatien, einem Anhänger des Ermordeten, überfallen: der Palatin erschlagen, Elisabeth im Kerker wahrscheinlich getödtet, und Maria in einem Schlosse eingesperrt. Da eilte der Kurfürst Siegmund herbei, befreite seine Gemahlin, erhielt von ihr die Regentschaft übertragen und wurde 1387 zum König von Ungarn gekrönt.

Sein damals heftiges und leichtsinniges Wesen erregte ihm aber bald Gegner, und als seine (übrigens herrschsüchtige) Gemahlin 1392 starb, wurden die Ungarn gegen ihn gleichgültig. Als er nachher von den vordringenden Türken bei Nicopolis 1396 besiegt wurde (s. unten K. 8, 3.) und sich auf seiner Flucht eine Zeit lang in Constantinopel aufhielt, so boten die ungar'schen Großen die Krone geradezu feil. Da aber sowohl Albrecht von Österreich, als auch Ladislaus von Neapel, der Sohn Karl's des Kleinen, dieselbe verschmähten, so erhielt sich Siegmund, der nach Ungarn wieder zurückgekehrt war, noch auf dem Throne. Doch hatte er mit einer gegnerischen Partei zu kämpfen, die ihn sogar gefangen nahm. Er wußte aber wieder loszukommen und trieb dann die Empörer mit einem Heer aus Böhmen zu Paaren. Durch diese Mißgeschicke mäßiger und besonnener geworden, suchte er sich nun gegen die Übermacht der Großen dadurch eine Stütze zu schaffen, daß er den königlichen Freistädten Antheil am Reichstag gewährte, der sich seitdem in die Magnatentafel, welche aus der hohen Geistlichkeit und dem hohen Adel bestund, und in die Deputirtentafel schied, zu welcher der niedere Adel und die Abgeordneten der Städte gehörten. — Von den weitern Geschicken Ungarns, das durch Siegmund's Berufung auf den deutschen Kaiserthron mehr dem deutschen Zuge zu folgen bestimmt wurde, wird in der folgenden Periode die Rede seyn.)

In **Rußland** hatte die Mongolennoth das Übel, durch welches sie den Russen so verderblich geworden war (XVI. 10, 7.), nicht heben können: die Zwietracht unter den Theilfürsten blieb nach wie vor, und das Steuerpächter-Unwesen mehrte den allgemeinen Druck. Das auf der Ostseite der Wolga vom Chan Batu gestiftete Reich der goldnen Horde oder Kaptschak (das vorher den Polowskern gehört hatte) mit der von Batu gegründeten Hauptstadt Sarai unterhielt die Abhängigkeit Rußlands von den Mongolen. Gelang es auch einmal der Klugheit des Großfürsten Alexander Newski (eines der Söhne Jaroslav's II (s. oben XVI. 9, 8. a. E.), neuen Verheerungen durch persönlich überbrachte Huldigungsgeschenke vorzubeugen, so war das nur vorübergehend. Nach dem Tode dieses trefflichen Fürsten (1263), der nachher unter die Heiligen der russischen Kirche versetzt wurde, mehrten sich die Einfälle der „goldnen Horde" wieder. Unter seinem Bruder und Nachfolger Jaroslav III kamen die Städte Twer und Moskau mehr und mehr empor. Die aus den nachfolgenden Thronwechseln hervorgehenden Bürgerkriege verursachten viele Zerrüttungen. Als Andreas, einer der Söhne Alexander Newski's, andere Theilfürstenthümer durch schlechte Mittel an sich reißen wollte, trat ihm sein jüngerer Bruder Daniel, Fürst von Moskau, der ursprüngliche Gründer des moscowitischen Reichs, kräftig entgegen. Nach Andreas' Tode erhielt Fürst Michael von Twer durch die Gunst des Chans das Großfürstenthum. Unter diesem Großfürsten und seinem Nachfolger Georg, Daniel's Sohne, traten von Nordwesten her in den wilden Litthauern neue Feinde auf, die unter

ihrem Großfürsten Gedimin den Russen 1319 Volhynien und 1320 sogar fast das ganze Großfürstenthum Kiew sammt dessen altberühmten Hauptstadt entrissen, also daß den Fürsten aus Rurik's Stamme nur noch das Großfürstenthum Wladimir blieb.

Das erste Jahrhundert der Knechtschaft Rußlands schildert der russische Geschichtschreiber Ustrialow so: „Von Osten und Süden drohten ihm die Steppenhorden, von Norden und Westen bedrängten es Fanatiker, haus'ten verheerend die Litthauer, im Innern peinigten es die Fürsten. Schwere unaufhörliche Schläge erschöpften es auf's äußerste bis zur letzten Gränze des Volkselends, jenseits deren nur Tod oder neues Leben liegt. Sein Schicksal entschied sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Der größere, bessere Theil des alten Rußlands, wie es unter Jaroslaw war, befand sich dazumal (mit Ausnahme von Pskow, Nowgorod, Susdal und Rjäsan) unter litthauischer Herrschaft und nach Jagello's Besteigung des polnischen Throns mußte Polens Schicksal besonders alle Kriege und inneren Unordnungen desselben theilen und Glaubensverfolgung erleiden. Ein noch schlimmeres Loos hatte das östliche, den Mongolen unterworfene Rußland. Hier mußte das Volk sich an die Knechtschaft gewöhnen, und versank stumm in Rohheit. Die Fürsten brüsteten sich mit der Gnade des Chan, und bekümmerten sich nur darum, daß derselbe ihre Throne keinem Mitbewerber oder Baskaken verlieh. Ihre fortdauernden Uneinigkeiten hielten die russische Kraft mehr wie je getrennt, und die Abschüttelung des Jochs erschien Allen als eine Unmöglichkeit. Als aber Alles verloren schien, erhob mitten unter der allgemeinen Zerrüttung Moskau sein Haupt, und in ihm keimte der Plan, die zerstreuten Kräfte des russischen Volkes zu vereinigen und das Land von der Vielherrschaft und vom Fremdjoch zu befreien. Von da aus erstand Rußland zu neuem Leben"

Im Jahre 1328 gab der weitberühmte, aber schreckliche Chan **Usbek** die Großfürstenwürde dem Bruder des ermordeten Georg, dem Fürsten **Iwan I** Michailowitsch von Moskau (Moskwa), der die Stadt Wladimir zu seinem Regierungssitz machte und auch Nowgorod dazu bekam: denn der Besitz dieser beiden Städte bezeichnete die Bedeutung des russischen Großfürstenthums. Von diesem Iwan I (mit dem Zunamen Kalita) an blieb die Regierung bei dem moskowitischen Stamme aus dem Hause Rurik 270 Jahre hindurch.

Noch aber konnte dieser Fürst nicht daran denken, Rußland von den Mongolen unabhängig zu machen, wiewohl er es sich und seinem Stamme zum Strebeziel vorhielt. Damit es einst dahin kommen könne, suchte er die großfürstliche Gewalt zu stärken, das großfürstliche Recht in seiner Familie zu befestigen und sein Erbland Moskau durch Erwerbungen zu erweitern, so daß er sich bereits im Hinblick auf jenes Ziel Großfürst von ganz Rußland nannte. Er regierte von 1320 bis 1340.

Sein Sohn und Nachfolger Simon der Stolze (1340—1353, so beigenannt, weil er die übrigen Theilfürsten in ehrerbietiger Entfernung zu halten wußte) trat in seines Vaters Fußtapfen, starb aber für sein Reich zu frühe, und zwar an der Pest, die mit dem Namen der schwarze Tod auch Europa durchzog. — Sein Bruder und Nachfolger Iwan II (1353—1359) hatte seines Vorgängers Kraft nicht und konnte weder die andern Theilfürsten in Ruhe halten, noch den Litthauern widerstehen, die ihm einen großen Theil seines Gebietes entrissen.

Als nach seinem Tode mit dem durch innern Zwist herbeigeführten Untergang der Herrschaft der Usbeken, die dem moskowitischen Hause stets günstig gewesen waren, der bisherige Schutz des Großfürstenthums Moskau wegfiel, verschaffte sich zwar der Theilfürst vom Susdal, Dimitri Constantinowitsch, von dem neuen Chan die Großfürstenwürde (1362), mußte aber bald, von den moskowitischen Bojaren und dem Metropoliten genöthigt, auf dieselbe zu Gunsten von Iwan's II ältestem Sohn Dimitri Donskoi verzichten. Dieser trat, obwohl noch ganz jung, aber von seinem Volke unterstützt, den Theilfürsten kräftig entgegen, so daß die meisten, nach schwachem Widerstande, ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Nur der Fürst von Twer, Michael Alexandrowitsch, widerstrebte noch mit Hülfe der Litthauer, die verheerend bis vor Moskau drangen: doch Dimitri drängte sie zurück, und selbst, als Michael, vom Chan der goldnen Horde und von Nowgorod unterstützt, neue Anstrengungen machte, brachte Dimitri ihn endlich doch zur Unterwerfung.

Als sodann der Chan Mamai, im Bündniß mit dem litthauischen Fürsten Jagello, über die Moskowiten herfallen wollte, rief Dimitri alle ihm anhängigen Fürsten zu den Fahnen Moskau's und zog, um der Vereinigung Mamai's mit Jagello zuvorzukommen, den Mongolen an die Ufer des Don entgegen und erfocht 1380 in der blutigen Schlacht auf dem kulikowischen Felde einen großen Sieg über den Chan, der sich durch die Flucht zwar rettete, aber in der Folge bei Kaffa durch die Genuesen umkam.

Zwar machten die Mongolen unter dem nachfolgenden Chan einen desto verheerenderen Einfall in Rußland, eroberten sogar Moskau und übergaben es den Flammen, so daß Dimitri noch in der Zinspflicht bleiben und den Gedanken an eine völlige Unabhängigkeit Rußlands zurückstellen mußte. Doch hatte jener sein Sieg den Russen ihre bisher fast abergläubische Meinung von der Unbesiegbarkeit der Mongolen benommen und dem Großfürsten in den Augen des Volks königlichen Rang gegeben. Die Theilfürsten wagten keinen Widerstand mehr, und als Nowgorod sich auch kirchlich von Moskau losreißen wollte und sogar moskowitische Städte plünderte, zwang Dimitri dasselbe durch eine Belagerung, ihn als Oberherrn anzuerkennen und jährlichen Tribut zu leisten.

So erreichte Dimitri Iwanowitsch wenigstens dasjenige Ziel, wornach sein Ahnherr gestrebt hatte, nämlich den unbestrittenen Vorrang des Großfürsten von Moskau unter den Nachkommen Jaroslav's. Ja es gelang seiner großen Thatkraft, seinem Moskau auch dadurch den Vorrang zu sichern, daß er den großfürstlichen Thron in seiner Familie feststellte und dadurch eine Zertheilung derselben mit ihren verderblichen Folgen verhütete. Er starb 1389, nachdem er kurz zuvor seinen Vetter Wladimir Alexandrejewitsch den Tapfern als Stammältesten

dahin gebracht hatte, in einem schriftlichen Vertrage auf sein Vorrecht zu verzichten und seinen Neffen Wasili I Dimitrijewitsch als Großfürsten anzuerkennen.

Zur Befreiung Rußlands vom mongolischen Joche aber bedurfte es noch längerer Zeit und günstigerer Umstände. Ihr mußte erst ein noch größerer Gegner der kaptschakischen Herrschaft, der welterobernde Timur, welcher von Osten her das Reich der goldnen Horde bedrängte, vorarbeiten, bis es den Russen gelingen konnte, sich von ihren bisherigen Drängern auf immer zu befreien. Dennoch würde ihnen von Timur nach der Eroberung Kaptschak's ein noch drückenderes Joch auferlegt worden seyn, wenn nicht dieser Weltverwüster anderwärts sein Ziel gefunden hätte (Kap 8, 4).

8. Kapitel. Der Osten Europa's nebst Asien im 14. Jahrhundert: das byzantinische Reich, die Osmanenmacht und Erneuerung des Mongolensturms.

1. Das griechische Reich seit der Herstellung des byzantinischen Kaiserthums durch Michael Paläologus. Vergeblicher Versuch der Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit Rom. Andronikus II. Die catalanischen Söldner unter Roger de Flor. Befreiung Vorderasiens von den Türken. Andronikus III. Nahende Auflösung des Reichs durch die Türken.

Die Herstellung des byzantinischen Reichs durch den Beherrscher des nicänischen Reiches, Michael Paläologus, welcher 1261 dem lateinischen Kaiserthum (XVI. 5, 4.) mit Hülfe der Genuesen ein Ende machte und die europäischen Provinzen des alten Reichs wieder zusammenzubringen suchte, war besonders dadurch nur unvollkommen gelungen, weil die altbestandnen Gebrechen des Hofregiments und der Reichsverwaltung nicht geheilt und das durch den Religionshaß der Lateiner und Griechen verschärfte Schisma durch eine nur kurz vorübergehende Union nicht ausgeglichen wurde, vielmehr beide Übelstände sich durch häufige Thron- und Kirchenstreitigkeiten nur noch vermehrten. So kam es, daß die durch Überfeinerung und Sittenlosigkeit geschwächte Kraft des Volks bis zur schimpflichen Feigheit entstellt, die Gränzwehr vernachlässigt, Flotte und Heer kärglich unterhalten, die Heerführer schlecht unterstützt, der ganze Handel den Händen der Genuesen und Venetianer überlassen, der Staatshaushalt nie geordnet und die zuchtlose Söldnermasse, welche Andronikus II zur Abwehr des äußern Feindes heranzog, zur größten Landplage wurde, gegen welche Übel die historische und grammatische Literatur, als der einzige Ruhm, der den Griechen noch geblieben war, weder Trost, noch Abhülfe gewähren konnte.

Michael Paläologus (1261—1282) fand bei seinem Einzug in das den Lateinern wieder abgerungene Reich — Constantinopel verödet, die Kassen leer, das Volk von habgierigen Beamten ausgesogen und die Provinzen unter fremden Häuptern aller Un-

terordnung abgeneigt. Da er zugleich einen Angriff der neuen französisch-neapolitanischen Macht unter Karl von Anjou gewärtigte, so setzte er zuerst mit den aus Asien mitgebrachten Schätzen die Hauptstadt durch Ausbesserung der verfallenen Mauern und Schanzen in Vertheidigungsstand, überwies den Genuesen, Venetianern und Pisanern die Vorstadt Galata (Pera) zur Ansiedlung und überließ ihnen den Handel, den sie zu ihrem Vortheil nach Möglichkeit ausbeuteten. Darauf schirmte er durch Waffen und Verträge, so gut es gieng, die Nordgränzen gegen die Bulgaren und Mongolen und zog einige Landestheile und Inseln wieder in die alte Verbindung mit dem Reiche; Epirus jedoch und Thessalien widerstrebten beharrlich. Trapezunt blieb getrennt unter der Oberhoheit der Sultane von Iconium. — Weil er aber, von Herrschsucht getrieben, seinen Mündel Johann Laskaris geblendet und in's Kloster verwiesen hatte, um sich den Thron zu verschaffen, belegte ihn der Patriarch mit dem Bann und regte das Volk gegen ihn auf. Daher betrieb der Paläologe die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit Rom und fand bei Gregor X williges Gehör, indem er den Papst als allgemeines Haupt der Kirche und den römischen Stuhl als höchsten geistlichen Gerichtshof anzuerkennen sich erbot. Im Jahr 1274 schwur er durch seine Gesandten vor dem Papst und der Kirchenversammlung zu Lyon feierlichst das Schisma ab und ließ zu Constantinopel die vollzogene Einigung verkünden. Das darüber befrembete griechische Volk aber von Priestern und Mönchen aufgestachelt, erhob sich im Aufruhr, welchen der Kaiser, der dadurch sein künstliches Kirchenfriedenswerk gefährdet sah, mit Strenge, ja mit Grausamkeit zu unterdrücken suchte. Dennoch klagte ihn der Papst Martin IV der Nachlässigkeit in Vollziehung des Unionsvertrags an, sprach den Bann über den Kaiser aus und ließ einen Kreuzzug gegen ihn predigen, den Karl von Anjou selbst zu führen vorhatte. Doch entgieng der Kaiser und sein Reich dieser Gefahr durch jenen von Johann von Procida eingeleiteten Abfall Siciliens von der französisch-neapolitanischen Herrschaft, der oben (XVI. 7, 3.) geschildert worden ist.

Michael, der nach dem Mißlingen seiner Politik, aus Mißtrauen zu den härtesten Mitteln griff, um sich zu halten, hinterließ das innerlich schwache, an den asiatischen Gränzen schlecht verwahrte Reich seinem Sohne Andronikus II (dem Ältern 1282 — 1328), unter dessen feiger und abergläubisch-despotischer Regierung das kaum wieder aufgerichtete und noch schlecht befestigte Reich in die tiefste Zerrüttung gerieth. Er hob die Einigung mit der lateinischen Kirche durch förmlichen Spruch einer Synode wieder auf und strafte die Abtrünnigen an Vermögen, Leib und Leben. (Seitdem aber gab es in der griechischen Kirche eine Partei latinisirender Christen). Um den Fortschritten der Türken in Kleinasien Einhalt zu thun, nahm er anfangs alanische, nachher catalanische d. i. aus Cataloniern, Italienern und selbst Arabern vermischte Abenteurerbanden, die nach der vollendeten Eroberung Siciliens durch die Aragonier außer Dienst gekommen waren, in Sold und machte ihren durch Stärke und Schönheit, Tapferkeit und Klugheit ausgezeichneten Führer, Ruggieri oder Roger de Flor zum Großherzog von Romania und gab ihm sogar seine Nichte zur Gattin und den Cäsartitel dazu. Dieser nun schlug die Türken in drei Hauptschlachten und befreite Vorderasien von ihrem Joche. Dadurch wuchs der Siegesstolz der Söldner, die sich ohnedieß keine strenge Lagerzucht gefallen ließen, und erregte nicht nur die Eifersucht, sondern auch die Besorgniß der Griechen, es möchten diese ketzerischen Fremdlinge sich unabhängig machen. Daher zwang man sie durch zurückgehaltenen Sold zur Rückkehr nach Europa, auf welcher sie aus Zorn und Noth entsetzliche Gräuel verübten. Aus Furcht beschloß nun der feige Kaiser den Tod Roger's de Flor. Er lud denselben von Gallipoli, wo das Söldnerheer sein Lager hatte, zu sich nach Adrianopel unter dem heuchlerischen Vorwand, einen neuen Feldzug zu verabreden, und ließ den nichtsahnenden Feldherrn an der Mittagtafel überfallen

und ihn mit 1300 seiner Gefährten niederhauen. Wüthend über diesen Verrath und Treubruch erhoben sich die Catalanen, bemächtigten sich Gallipoli's, durchzogen unter Mord, Raub und Brand die nächsten Provinzen, besiegten die Heere des Kaisers und drangen zuletzt in Griechenland ein, wo sie den lateinischen Fürsten von Athen, Walther von Brienne, schlugen, sich zu Herren von Athen machten, das Fürstenthum Achaja dazu eroberten und so 1312 daselbst einen Ritterstaat gründeten, der sich unter eignen Kriegsfürsten und unter aragonischer Oberhoheit 150 Jahre lang hielt! Der Kaiser selbst, der nach dem Abzug der Söldner die Türken nur durch Geld befriedigen konnte, mußte 1321, vom Volke gezwungen, die Herrschaft mit seinem Enkel Andronikus III theilen und ihm Thrazien und einen Theil Macedoniens mit der Residenz Demotika überlassen, von wo aus dieser sich des übrigen Macedoniens, so wie auch Thessaliens bemächtigte, und 1328 sogar Constantinopel einnahm, wo er seinen Großvater entthronte, der dann in einem Kloster sein Leben beschloß.

Dem also durch todten Glauben in unfruchtbaren Kirchenwerken und Kirchenstreitigkeiten erstarrten, in Kraft- und Sittenlosigkeit hinsiechenden und für nationale Wiederbelebung untüchtig gewordenen Reiche der Byzantiner nahte demnach die Zeit seiner Auflösung mit Riesenschritten. Immer näher rückte die von Gott zugelassene Macht, welche dem unfruchtbaren Baume die Axt an die Wurzel legen und zugleich auch für den übrigen Theil der Christenheit eine scharfe Zuchtruthe werden sollte, um sie aus dem Schlafe zu wecken und zu innerer Kräftigung zu nöthigen.

2. Die Osmanenmacht. Ursprung der Türken. Osmann's Eroberungszüge. Orchan in Brusa, Nicäa und Nicomedia. Kaiser Johann V verdrängt durch Johannes Kantakuzenus. Verbindung des letztern mit Orchan. Abdankung. Die Türken in Gallipoli. Osmanische Verfassung. Ursprung der Janitscharen.

Die Macht, welcher das Strafgericht über die faule Christenheit des Orients aufgetragen ward, war die osmanische, welche, aus kleinen Anfängen emporgewachsen, mit dem feurigen Schwert des wiederbelebten Islams alles vor sich niederschlagend, unter dem streitbaren und klugen Osman zur Zeit des Kaisers Andronikus II die äußersten Thore des Reichs in Kleinasien sprengte und, Bithynien erobernd, bis an den Hellespont und Bosporus vordrang; welche dann unter Orchan, als dem ersten türkischen Sultan oder Padischa, dem Kaiser Andronikus III mit Nicäa und Nicomedien, Smyrna, Ephesus und andern vorderasiatischen Städten die östlichen Bollwerke entriß, allenthalben die christlichen Kirchen in Moscheen verwandelte, die zum todten Schmuck gewordenen Heiligthümer zertrümmerte und den allda von selbst erloschenen Leuchter des Christenthums vollends umstürzte, wobei auch die von ihm nicht geachteten Denkmale des klassischen Alterthums mit rohem Barbarensinn vernichtet wurden, bis der kecke und listige Sieger, den Thronstreit zwischen Johann V Paläologus und Johannes Kantakuzenus benützend, sich zum Herrn des byzantinischen Asiens machte, alsdann den Hellespont überschritt und, von einem Erdbeben unterstützt, in Gallipoli auf europäische.n

Boden festen Fuß faßte, um von da aus mit seinen wilden Raubschaaren Thrazien und Griechenland zu überschwemmen.

Die **Türken** oder Osmanen sind ein den Tartaren verwandter Stamm, der ursprünglich als Hirten- und Jägervolk in dem Steppenland Turkestan wohnte, das im Norden Sibirien, im Osten Nordchina, im Westen Chowaresmien und den Aralsee, im Süden Tübet und das Oxusland zur Gränze hat. Zuerst fanden sich Turkomanen als Söldner im Dienst der Chowaresmier unter Dschelaleddin (XVI. 18, 8. a. A.). Als hierauf die Mongolen unter Dschingischan einbrachen und die Chowaresmier niederwarfen, entwich aus Chorasan eine türkische Horde von etwa 50,000 Mann unter ihrem Shah Suleiman nach Syrien und trat unter dessen Sohn Ertogruhl in die Dienste des Seldschucken-Sultans Alaheddin (Alaaddin) I von Iconium (Cogni) half ihm gegen die Mongolen und Griechen streiten und erhielt dafür eine Landstrecke in Alt-Phrygien (in der Nähe des alten Doryläum) mit der Verpflichtung der Gränzhut gegen die Griechen: daher diese ihre neue Heimath den Namen „Sultan-öni d. h. des Sultans Vorderseite" erhielt. Dieser kleine Gau, welchen sie anfangs nur mit 400 Zelten oder Familien besetzten, wurde „die Wiege ihrer künftigen Herrschaft." Schon Ertogruhl's Sohn **Osman** (1228—1326), von welchem das Volk den Namen Osmanen bekam, erweiterte allmählich die Gränzen seines Besitzthums dadurch, daß er den Griechen in Kleinasien einen Gränzplatz nach dem andern nahm und von Alaheddin III zum Lehnsfürsten erhoben wurde.

Als hierauf der Mongolen-Chan Ghasan in Persien mit der Hinrichtung Alaheddin's III der Seldschuckendynastie von Iconium, welche schon ein halb Jahrhundert unter mongolischer Oberhoheit gestanden war, 1299 ein Ende machte, vertheilte er das Gebiet dieses ehemaligen Sultanats unter zehn turkomanische Hordenführer, unter welchen auch Osman war. Einige derselben fielen in die ihnen nahgelegenen Theile des kleinasiatisch-byzantinischen Gebiets ein, wurden aber unter dem obgenannten Roger de Flor wieder zurückgedrängt und geriethen unter die Herrschaft Osman's, dessen nächsten Nachkommen sich auch die übrigen unterwerfen mußten. Also verstärkt, rüstete Osman sich zu größern Eroberungszügen. Welch' ein Barbar er war, erkennt man daraus, daß er, als ihm sein Oheim davon abrieth, durch den Widerspruch gereizt, den 90jährigen Greis auf der Stelle mit seinem Bogen erschoß, und so die Reihe der Blutsverwandtenmorde eröffnete, mit welchen in der Folge bei den Osmanen besonders die Thronwechsel begleitet waren. — Zunächst nun brach Osman durch die Engpässe des Olympus in Bithynien ein und breitete sich bis an den Hellespont und Bosporus aus, woranf Osman's Sohn **Orchan** 1326 die bithynische Hauptstadt Brusa ohne Schwertstreich einnahm und sie zu seiner Pforte oder Hofstadt machte. Vergebens bekämpften die Johanniter — von Rhodus aus — die wachsende Macht der Osmanen, und Andronikus III konnte nicht verhindern, daß Orchan 1330 Nicäa und 1336 Nicomedia eroberte und weiter vordringend die Städte des alten Mysiens einnahm. Auf der andern Seite verlor Andronikus III Macedonien und Bosnien an die Serbier, deren tapferer Kral oder Fürst Stephan Duschan sich sogar zum Kaiser (Czar) von Romanien, Slavonien und Albanien krönen ließ, so daß das Serbenreich sich nun von der Donau bis zum ägeischen Meer erstreckte und Duschan's Heldenthaten noch heute in den Liedern des gesangreichen Serbenvolkes leben.

Angesichts so großer Gefahren und des Abgrunds, an welchem das griechische Reich stand, ließen dennoch Ehrgeiz und Eifersucht es nicht zur Einigung der Kräfte kommen, die sich vielmehr in verderblichem innern Hader verzehrten. Andronikus III übergab nämlich bei seinem Tode 1341 für seinen erst 9jährigen Sohn Johann V Paläologus die vormundschaftliche Regierung seinem klugen Freund und Günstling **Johannes Kantakuzenus**, welcher, als eine Gegenpartei unter dem ränkevollen Apokaukus ihn

verdrängen wollte, zur Rettung seines Lebens sich selbst zum Kaiser erklärte und dadurch einen sechsjährigen Bürgerkrieg veranlaßte. Während desselben kam er so in's Gedränge, daß er den türkischen Fürsten Umurbey aus einem Theile Alt-Joniens zu seiner Hülfe herbeirief, der 1341 über den Hellespont setzte und damit seinen Glaubensgenossen den Weg nach Europa zeigte.

Nicht genug; um sich wider seine Gegner zu halten, verband sich Kantakuzenus sogar mit dem mächtigen Orchan selbst und lud die Schmach auf sich, ihm seine eigne Tochter zur Gemahlin und somit eine christliche Fürstin in den Harem eines Muhammedaners hinzugeben! Als der blutgierige Apokaukus von einigen Opfern seiner Grausamkeit ermordet wurde, verglich sich Kantakuzenus mit Johann V und gestand ihm die Mitregentschaft zu, bedingte sich aber auf 10 Jahre die alleinige Leitung der Regierung aus. Als Johann V den Vertrag brach, vertrieb er ihn und nahm seinen eignen Sohn zum Mitkaiser an, konnte sich aber nicht halten, und sah sich, obgleich er Hülfe von seinem türkischen Schwiegersohn erhielt, doch zuletzt genöthigt, dem Widerwillen des Volkes zu weichen. Er dankte 1355 ab und zog sich in ein Kloster zurück, wo er seine Denkwürdigkeiten schrieb, die wir noch besitzen. — Die Türken aber widerstanden nun der Lockung nicht länger: sie nahmen noch in dem gleichen Jahre Sestos und 1357 Gallipoli, den Schlüssel zum Hellespont, weg, indem sie durch die Lücken eindrangen, welche ein Erdbeben, das gerade die thrazischen Küsten verwüstete, in die Mauern mancher Städte gerissen hatte.

So wie vorzüglich Orchan den Hauptgrund zur osmanischen Herrschaft legte, so rühren von ihm auch die Grundzüge der osmanischen Staatsverfassung her. Seine Krieger und Hofdiener schieden sich durch weiße Turbane von den übrigen Muselmännern, welche rothe trugen; an der Spitze der wohlabgestuften Beamtenschaft stand der Vezier (Wessir); Richter über das Heer war der Kadiasker. Die regelmäßige, aber nicht besoldete Reiterei bestand aus Spahis (eig. Sipahis) oder Inhabern von größern oder kleinern Lehen, jedoch ohne Erblichkeit und ohne Adelsbevorrechtigung; andere Reiterschaaren dienten nur um Beute und waren daher gefährlicher. Das Fußvolk theilte sich in stehendes und nicht stehendes; letzteres bestand theils aus Solchen, die ein Soldatenleben hatten, theils aus Solchen, die bloß um Beute dienten. Das stehende Heer, das den Kern bildete, waren die **Janitscharen** (Jenitscheri, d. h. neue Krieger). Sie waren keine gebornen Türken, sondern Orchan nahm dazu, auf den Rath seines Kadiaskers, aus gefangenen Christenknaben aller unterjochten Länder die schönsten und kräftigsten, und ließ sie in fast klösterlicher Abgeschlossenheit bei strenger Zucht im Islam erziehen und zum Waffendienst abrichten. So kam es, daß sie nachher, allen Banden der Familie und des Vaterlandes entfremdet, überdieß reichlich besoldet und gut verpflegt, auch durch die Aussicht auf hohe Ämter und Ehrenstellen gelockt, sich mit der ganzen Gluth des religiösen und kriegerischen Fanatismus auf den Feind warfen und, von anfangs 1000 bis zuletzt auf 40,000 anwachsend, dazu durch einen regelmäßigen, von allen unterworfenen Christenvölkern eingeforderten „Knabenzins" ergänzt, die Hauptstärke der Türkenmacht und der Schrecken der Christen wurden. — In dieser „verruchten Staatskunst lag lange das Geheimniß türkischer Übermacht". — Auch auf Ausbildung einer Flotte, auf Anlegung von Brücken und Straßen und auf Errichtung von Schulen und Armenhäusern wendete Orchan viele Sorgfalt.

3. Fortsetzung. Murad I in Adrianopel. Vergeblicher Kreuzruf Urbans V. Unterwerfung Serbiens. Bajazeth I. Die Kaiser Johann V und Manuel II zinsbar. Sieg der Türken über Siegmund von Ungarn bei Nicopolis. Bajazeth's weitere Eroberungen.

Auf solcher Grundlage konnte Orchan's Sohn und Nachfolger Murad I (1359—1389) den Bau der osmanischen Herrschaft weiter führen. In ununterbrochenen Sieges- und Beutezügen erweiterte er nicht nur in Vorderasien seinen Besitz, sondern drang auch in Europa bei der wachsenden Verwirrung im byzantinischen Reich immer weiter vor, hielt eine Zeit lang in Demotika Hof, eroberte fast ohne Schwertstreich 1361 Adrianopel und zeigte dadurch, daß er seinen Hauptsitz dahin verlegte, an, was er noch im Schilde führe.

Auch für kräftigere byzantinische Kaiser wäre es übrigens unter den gegebenen Umständen kaum möglich gewesen, gehörig zu widerstehen, da noch ein so großer Theil der europäischen Provinzen unter fremden Dynasten, der Adel überhaupt, in einen lateinischen und griechischen gespalten, auf seinen Herrschaften entweder in keinem, oder nur einem losen Lehnsverbande stand, und insbesondere die lateinischen Edelleute und Herrscher aus Religionshaß es lieber mit den Türken, als mit den Griechen hielten.

Diese Fortschritte erschreckten endlich auch die in sich selbst zertheilte abendländische Christenheit und durch Papst Urban's V Kreuzruf, wie durch die eigene Gefahr bewogen, einigten sich die Ungarn und Serbier gegen die Türkei. Allein Murad warf sich, nach einem Friedensvergleich mit Johann V, mit seiner ganzen Macht auf die Verbündeten, schlug sie bei Maritza und eroberte, durch die Hämuspässe dringend, inen Theil von Serbien, den übrigen machte er zinsbar (1375).

Nach verschiedenen Befreiungsversuchen erhoben sich die Serbier noch einmal unter ihrem Kral König Lazarus in Verbindung mit den Bosniern und Bulgaren, wurden aber bei Kassova geschlagen und gefangen, wogegen Murad an einem Dolchstich, den ihm der kühne serbische Ritter Milosch Kobilovitsch beibrachte, starb, nachdem sich der tödtlich Verwundete noch zuvor an der Hinrichtung des christlichen Serbenkönig geweidet hatte (1389).

Serbien wurde in ein türkisches Sandschak umgewandelt. In keinem Lande hat die türkische Tyrannei schrecklicher gewüthet. Nicht nur wurden Hunderttausende in die Sclaverei geschleppt, sodann auch alle 5 Jahre die Blüthe seiner Jugend als „Knabenzins" zum Janitscharendienst gepreßt, worin sie zur Unterdrückung der eigenen Brüder herangezogen wurde. „Die berühmtesten Großwessire der Osmanen stammen aus serbischem Blute." Diejenigen Serbier, die sich dem Türkenjoch nicht beugen wollten, flohen nach Ungarn, Slavonien und Syrmien, und von ihnen stammen die dortigen Serbencolonieen.

Sogleich nach Murad's Tode ließ von seinen beiden Söhnen der jüngere, kluge, aber hart und grausam geartete **Bajazeth** (Bajessid) I seinen ältern Bruder Jakub tödten und bestieg als „Beherrscher der Rechtgläubigen" den mit dieser Blutthat gewonnenen Thron. Nachdem er von des Lazarus' Sohn Stephan sich hatte huldigen und sich dessen schöne Schwe-

ster Maria für seinen Harem hatte geben lassen, setzte er den Siegeslauf der Osmanen fort, erzwang sich von dem feigen, durch Wollust entkräfteten Kaiser Johann V und dessen Nachfolger Manuel II Tribut, hielt sechs Jahre lang Constantinopel eingeschlossen, besiegte die Ungarn unter ihrem König Siegmund bei Nicopolis und unterwarf einen Theil der Moldau, durchflog dann wie der Blitz (daher sein Beiname Jilderim) Asien bis an den Euphrat und Griechenland bis in die Südspitze des Peloponnes und wollte eben wieder Constantinopel angreifen, also daß es wohl schon jetzt mit dem byzantinischen Reiche am Ende gewesen wäre, wenn ihn nicht ein noch größerer Weltstürmer wieder auf den asiatischen Kampfplatz gerufen hätte, wo sich sein Geschick erfüllen sollte.

In der Schlacht bei Nicopolis focht mit dem König Siegmund (K. 7, 7.) auch ein Theil des französischen Adels, eine Schaar von Deutsch-Ordensrittern und Johannitern, der Herzog Karl von Burgund und andere Vornehme, im Ganzen ein Heer von 60,000 Mann. Das Ungestüm der übermüthigen französischen Ritter, die sich voreilig und wider Siegmund's Warnung auf die leichte türkische Reiterei warfen und sie verfolgten, brachte gleich anfangs Verwirrung hervor, ehe noch der Janitscharen- und Sipahis-Angriff erfolgte, dem die Tapferkeit der Deutschen und Ungarn nur so lang das Gleichgewicht hielt, bis die nachfolgenden Serbier den Ausschlag gaben und die Niederlage der Christen vollendeten. Siegmund entkam auf einem Nachen die Donau hinab nach Constantinopel und nachher von da in sein Land; die meisten Vornehmen aber wurden gefangen. Als Bajazeth über die Wahlstatt ritt und 60,000 seiner Tapfern erschlagen sah, weinte er vor Wuth und ließ sogleich 10,000 gemeine Gefangene hinrichten, die übrigen als Sclaven verkaufen. Die gefangenen Fürsten und vornehmsten Ritter verdankten ihr Leben nur den dringenden Fürbitten der türkischen Befehlshaber. Der burgundische Fürst mit den Seinen mußte 200,000 Ducaten Lösegeld zahlen. Viele verloren die Freiheit auf immer.

Wie tief die Macht der griechischen Kaiser schon herabgesunken war, ersieht man daraus, daß Bajazeth dem Manuel, der sich seinen Forderungen nicht fügen wollte, dessen geschmeidigeren Neffen Johann als Kaiser entgegenstellte, und daß dieser Schwächling ihm dann (während der gebeugte Manuel nach dem Abendland entkam, um dort Hülfe zu suchen) einen jährlichen Zins von 10,000 Ducaten und ein Quartier in Constantinopel zur Errichtung einer Moschee und eines muselmännischen Gerichtsstuhls zugestehen mußte. Zuletzt verlangte Bajazeth sogar die Einräumung von ganz Constantinopel, und als Johann diese verweigerte, traf Bajazeth Anstalten, die Stadt wieder einzuschließen. Doch die Annäherung des mongolischen Eroberers fristete dem geängsteten Rumpf des byzantinischen Reichskörpers noch einige Zeit sein klägliches Daseyn.

4. Erneuerung der Mongolenmacht. Timur in Samarkand. Unterwerfung der Chowaresmier. Eroberungen in Persien und in der Tartarei, im Kaptschak und in Südrußland. Timur's Zug nach Indien. Einbruch in Kleinasien und Syrien. Zerstörung von Damascus und Bagdad. Niederlage Bajazeth's. Timur am Hellespont. Timur's Rückkehr nach Samarkand und Tod.

Bajazeth's welterobernder Nebenbuhler war der Mongolen-Chan **Timur** mit dem Beinamen Lenk d. i. der Lahme (daher von den Europäern Tamerlan genannt), welcher die Mongolenmacht erneuernd als ein anderer Dschingischan, nur mit noch größerer Barbarei und Geistes-

überlegenheit, einen ähnlichen Sturm über die morgenländische Welt heraufführte und ihr in einem 35jährigen Kriegs- und Siegeszuge von der chinesischen Mauer und dem Ganges an bis zum Mittelmeer und von Moskau bis zu den Gränzen Ägyptens die eiserne Ruthe seines Despotenwillens fühlen ließ. Geboren den 7. Mai 1336 als Sohn eines Emirs im Lande Kesch, jenseits des Gihon im Chanat Dschagatai, und schon als Knabe durch Verstand und Muth ausgezeichnet, besiegte er als Nevian oder Statthalter im Anfang seiner Laufbahn die Kalmücken, that den verheerenden Zügen des Gebieters von Chorasan Einhalt und wurde, als er seine Parteigegner unterdrückt und seinen Schwager, den Chan, gestürzt hatte, auf einem großen Kuraltai (Volkstag) 1370 zum Chan mit dem Titel Sahebkeran (d. i. „Herr des glücklichen Gestirns") erhoben, worauf er seinen Herrschersitz von Balkh nach Samarkand verlegte, und ihn nachher mit den Trophäen seiner Siege schmückte.

Getrieben von einer unwiderstehlichen Herrsch- und Eroberungssucht, die behauptete, daß, so wie nur Ein Gott sey, auch nur Ein Herrscher auf Erden seyn solle, und getragen vom Glaubenseifer und Gehorsam seines Volkes, trat er nun seine länderverheerenden, städtezerstörenden und völkervernichtenden Eroberungszüge an. Nachdem er die Chowaresmier zwischen den Jahren 1371—1379 unterworfen und Chorasan 1382 bewältigt hatte, durchzog er das mongolische Persien (Fars), drang in die große Tartarei ein und bis an den Irtisch vor, eroberte nordwestwärts gewendet 1390 das Chanat von Kaptschak und drang über die Wolga, den Don und den Dnjepr in Südrußland ein, wo Moskau schon zitterte (1395).

Also im Rücken gedeckt und von allen Mongolen und Tartaren als Herr anerkannt, trat er, wiederum von Samarkand aus, mit einem unzählbaren Heere, worunter 92,000 Reiter waren, seinen Eroberungszug nach Indien an. — Das nordindische Afghanenreich durchziehend, das im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem gazvanidischen Statthalter gegründet worden war und nun in „vollendeter orientalischer Verderbtheit" seinem Gericht entgegensah, überschritt er 1397 den Indus, drang durch das Pendschab oder Fünfstromland über die Marken Alexanders hinaus, besiegte den Beherrscher von Delhi, Mahmud II, zerstörte unter Mord und Brand diese reiche Stadt, eroberte Merut jenseit der Jamunâ, erreichte den Ganges und kehrte mit unermeßlicher Beute beladen 1399 wieder nach Samarkand zurück, um kurz darauf seine Eroberungen nach dem Westen auszudehnen, wo er 1400 die Gebirgsthäler Georgiens durchbrechend bald die kleinasiatische Gränze des osmanischen Reiches erreichte.

Von dem wilden, tigerartigen Character, den dieser Eroberer gegen Solche bewies, die sich ihm nicht gutwillig unterwarfen oder sich empörten, zeugen folgende Züge. Als sich nach der Eroberung Persiens die Stadt Sebseran empörte, ließ er von deren Einwohnern 2000 lebendig auf einander schichten, sie gleich Bausteinen mit Lehm und Kalk verbinden und „zu Thürmen aufbauen." — Aus dem gleichen Grunde ließ er

Ispahan plündern und sich durch seine Soldaten die Köpfe von 10,000 Einwohnern einliefern. — Als bei Delhi seine Hinduſclaven über den Anblick der Elephanten in Mahmud's Heer freudige Mienen machten, befahl er alle diese Sclaven (bei 100,000) niederzumetzeln. — Und doch, so furchtbar und mordgierig er dem Feinde gegenüber war, so milde und gütig war er gegen ruhige Unterworfene. Dabei achtete er, wenn auch nur aus Eitelkeit und Ehrgeiz, muselmännische Bildung und Gelehrsamkeit und pflegte sich gerne von Gelehrten, besonders Gesetzkundigen, Ärzten und und Astronomen, belehren zu lassen. Aus diesem Grunde schonte er auch bei jener Bestrafung Ispahan's dasjenige Stadtviertel, in welchem die Gelehrten wohnten. Auch nahm er aus allen eroberten Ländern Gelehrte und Künstler mit nach Samarkand, um dadurch den Glanz seines Hofes zu erhöhen.

Weil Bajazeth in seinem asiatischen Gebiete flüchtige, von Timur vertriebene Fürsten aufgenommen hatte und Timur's Forderung, sie auszuliefern, mit Beschimpfung seiner Gesandten zurückwies, brach Timur von Armenien aus in das ehemalige Sultanat Iconium (Cogni, auch Rum und Anatolien genannt) ein, überfiel im Jahr 1400 die Stadt Siwas (das alte Sebaste) und verfuhr dabei mit solcher Grausamkeit, daß er 4000 armenische Reiter lebendig begraben und einen Sohn Bajazeth's hinrichten ließ. Hierauf sich südwärts gegen Syrien wendend, schlug er den mamelukischen Sultan Ägyptens zuerst bei Aleppo, das er zerstörte, dann bei Damascus, das sammt allen Prachtdenkmalen (aus der Zeit der Omaijaden) gänzlich ein Raub der Flammen wurde. Darauf nach Irak gewendet, erstürmte und zerstörte er 1401 Bagdad und errichtete dort eine Siegespyramide von 90,000 Menschenschädeln. Im folgenden Jahre erschien er mit 800,000 Streitern in Galatien und schloß die Hauptstadt Angora (Ancyra) ein.

Unterdeß war Bajazeth von Constantinopel aufgebrochen und eilte mit 200,000 Mann zum Entsatz dieser Stadt herbei. Bald stunden die beiden größten Eroberer und Wüthriche ihrer Zeit einander gegenüber und der 20. Juli 1402 entschied über Bajazeth's Geschick. Er wurde besiegt und gefangen, starb aber schon nach neun Monaten (1403) am Schmerz des gedemüthigten Stolzes, indeß der über seinen Thron sich erhebende zehnjährige Streit unter seinen Söhnen den byzantinischen Kaisern noch eine Gnadenfrist gewährte, die sie schlecht genug benützten.

Bajazeth wurde vom Sieger mit Achtung behandelt; als er aber einmal zu entfliehen versuchte, ließ Timur ihn von einem Lagerplatz zum andern jedesmal in einer umgitterten Rohrsänfte tragen, was zu der falschen Sage Veranlassung gab, er habe sein Leben in einem Käfige zubringen müssen.

Timur selbst fand jedoch an dem wohlvertheidigten Hellespont seine westliche Gränze und kehrte mit neuer Beute beladen nach Samarkand zurück, wo er die Glückwünsche der Gesandtschaften naher und ferner Könige (selbst des castilischen) empfieng und sich zu einem neuen Auszug rüstete, der die Eroberung China's bezweckte. Schon dachte er sich im Geiste als Herr des „himmlischen Reichs“, als den 70jährigen Welteroberer ein größerer König der Schrecken — der Tod — ereilte (1405).

Sein Reich löste sich unter seinen 36 uneinigen Söhnen und Enkeln „eben so schnell auf, als es entstanden war.“ Und so bekamen auch die Osmanen wieder freien Raum zur Wiedersammlung ihrer zersplitterten Kraft und Macht, welche fortan auch der abendländischen Christenheit immer schrecklicher werden sollte.

Achtzehntes Buch.

Fortgehender Verfall der mittelalterlichen Zustände und Vorbereitungen der neuern Zeit im fünfzehnten Jahrhundert.

---

1. Kapitel. Die päpstliche Spaltung und Anregungen zu einer Kirchenbesserung.

1. Zustand der Kirche unter dem päpstlichen Schisma; die gegenkirchlichen Asceten-vereine: die spiritualistischen Franciscaner, die Lollharden, die Flagellanten. Die scholastische Theologie des 14. Jahrhunderts: der thomistische Realist Durandus; der dialectisch-scotistische Nominalist Occam.

Unmöglich hätte die Türkenmacht, deren schreckend-rasches Wachsthum den Ausgang des 14. Jahrhunderts bezeichnet, das byzantinische Reich, diese östliche Gränzwache Europa's und der Christenheit, ungeachtet der Schwäche desselben, so leicht bewältigen und in Europa festen Fuß fassen können, wenn nicht zu jener Zeit die germanisch-romanische Welt im Gährungszustande der Scheidung alter und neuer Bildungsstoffe begriffen und jede der beiden größten sittlichen Kräfte „mittelalterlicher Einigung“, der Lehnsstaat und die Kirche, durch den Kampf feindlicher Gegensätze im eigenen Innern abgehalten gewesen wäre, dem Nothrufe der morgenländischen Christenheit zu folgen und vereinte Hülfe zu bringen.

Denn wie sehr einerseits der im innersten Wesen auf der Gefolgstreue ruhende Lehnsstaat im Allgemeinen aus fast allen seinen Fugen gewichen war, insbesondere die Macht und Bedeutung des römisch-deutschen Kaiserthums sich bereits verflüchtigt und im Grunde — nach Außen seit dem Untergang der Hohenstaufen sich auf mehrere Nationen, namentlich auf die französische und englische, — nach Innen seit der goldenen Bulle sich auf die drei Reichsstände vertheilt hatte, hat uns die eben beendete Betrachtung der germanisch-romanischen Zustände im angegebenen Zeitraume gezeigt. Und wie sehr anderseits die römisch-katholische Kirche, welche ein Jahrhundert zuvor noch alle Bewegungen der Christenheit nach Innen und Außen geistig geleitet hatte, durch ihre Vermischung innerer geistlicher Herrschaft mit äußerer weltlicher und durch den in sie selbst eingedrungenen Geist der Verweltlichung bereits in

ihrem innersten Marke angegriffen und auch äußerlich durch das eingetretene päpstliche Schisma völlig gelähmt war, hat sich im Allgemeinen aus der gleichen Darstellung ergeben, wird uns aber im Besondern noch näher vor Augen treten, wenn wir jetzt vom Osten zurück, den Blick wieder nach Deutschland wenden, wo gerade in der Zeit, da der Osmane sein durch Timur eine kurze Weile zurückgehaltenes Schwert wieder über Byzanz schwang, die staatliche Zerrissenheit nicht minder, wie die allgemeinkirchliche so groß war, daß nach dem Tode des Kaisers Ruprecht (1410) die Welt, so wie sie drei gleichzeitige Päpste sah, so auch beinahe drei gleichzeitige Kaiser gesehen hätte.

Denn noch betrachtete sich Wenzel von Böhmen als Kaiser; von den Kurfürsten aber wählten Trier und Pfalz den Bruder desselben, den mehrgenannten Siegmund, Markgrafen von Brandenburg und König von Ungarn; während die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen sich für dessen Neffen den Markgrafen Jobst (Jodocus) von Mähren erklärten. Da jedoch dieser letztere noch vor der Krönung starb (8. Jul. 1411) und Wenzel zu Gunsten Siegmund's verzichtete und sich nur den Kaiser-Titel vorbehielt, so wurde **Siegmund** am 21. Jul. zum deutschen König gekrönt.

Siegmund (Sigismund) verband mit einer hohen Gestalt, schönem Gesicht, blondgelocktem Haar und überhaupt angenehmen äußern Haltung einen natürlichen Verstand, viele Kenntnisse, geistige Rührigkeit und dabei eine angeborene Freundlichkeit und heitere Geselligkeit, die ihn bei Alten und Jungen, Vornehmen und Geringen, Männern und Frauen äußerst beliebt machte; diesen guten Eigenschaften thaten aber sein Hang zur Sinnlichkeit und Verschwendung Eintrag, so daß man an ihm jene Thatkraft und Mannesfestigkeit vermißte, welche die Stellung des Reichsoberhaupts in dieser „tiefaufgeregten" Zeit über den in ihr sich bekämpfenden Parteien erforderte, und es sich nur zu bald zeigte, daß er ungeachtet seiner Vielgeschäftigkeit „mehr hemmend als fördernd" in die Entwicklung seines Zeitalters eingriff.

Seine erste Sorge, zu der er sich auch bei seiner Wahl verpflichtet hatte, war auf Abstellung des großen päpstlichen Schisma und auf Herstellung des Kirchenfriedens gerichtet, ohne den an keine Ordnung im Reiche zu denken war. (Von den drei Päpsten s. unten Kap. 2, 1.)

Bereits ist oben bei der Schilderung von Wenzels Unthätigkeit (XVII. 4, 2.) einer zwiefachen päpstlichen Spaltung erwähnt worden, die schon seit dem Jahre 1378 bestand und durch die Aufhebung des päpstlichen Einheitsbegriffs mehr als alle andern Mißbräuche die ganze, gegen das Papstthum bestehende Opposition stärkte und das Sinken desselben beförderte. Da sonach das Gesammtgebiet der päpstlichen Wirksamkeit getheilt war, so war auch diese Wirksamkeit selbst halbirt und gelähmt; da ferner beide Päpste die nämlichen Machtansprüche machten, so konnte

jeder sich nur durch ein drückendes Einwirken auf die Kirchenprovinzen und Landeskirchen und deren innere Verwaltung, namentlich durch Usurpation von Patronats-, Lehens- und Landesrechten und episcopalen Befugnissen und Einkünften, vorzüglich aber durch gesteigerte außerordentliche Gelderpressungen behaupten, — lauter Mittel, durch welche allenthalben die Unzufriedenheit der Landesherrschaft, der Landeskirchengeistlichkeit und des Volks gemehrt wurde; und da vollends jeder Papst den andern sammt seinem Länderanhang verfluchte, so lag im Grunde die ganze Christenheit unter dem Banne und litt so unter den Folgen des unseligen Kirchenverfassungsstreits. Wer daher an der Heilung verzweifelte, flüchtete sich um so eher in den Winkel einer Secte oder lernte sich wenigstens ohne Papst behelfen.

Die Päpste von Rom hatten nur Einfluß auf Italien, Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Polen und Preußen; den avenionesischen Päpsten hieng Spanien, Frankreich, Savoyen und Schottland an. Ihre Erpressungen giengen oft in's Maß- und Anstandlose. So wurde die Feier des Jubeljahrs, — das Papst Bonifacius zum erstenmal für das Jahr 1300 ausgeschrieben hatte und das um des ausgedehnteren Ablasses willen Hunderttausende nach Rom zog, so daß ungemein viel Geld in die päpstlichen Kassen floß, — bald, anstatt es nur alle 100 Jahre zu begehen, von Clemens VI auf das je 50ste, dann von Urban VI auf das je 33ste Jahr gesetzt; ja Bonifacius IX ließ sogar das zwischen 1350 und 1383 für das Jahr 1383 ungefeiert gebliebene im Jahr 1390 nachfeiern!

Durch alles dieses zerstörte das Papstthum selber sein Ansehen und während früherhin die Landeskirchen in dem weltlichen Staate oft ihren Bedrücker gesehen und beim Papstthum, als der über allen stehenden Gesammtkirchenregierung, Schutz gesucht und oft gefunden hatten: so sahen sie jetzt in dem zum bloßen Mitverwalter der Einzelkirchen herabgekommenen Inhaber des Papstthums mit seinen simonistischen und merkantilen Bestrebungen einen drückenden Gegner. Da unter solchen Umständen sogar die, ohnedieß nur meist mechanische Ausübung des geistlichen Amtes mehr und mehr vernachlässigt wurde, so nahm auch die sittliche Ausartung des Volkes um so mehr überhand, da besonders der „französirte" Papsthof zu Avignon selbst ein trauriges Exempel sittlicher Verderbtheit war, und daher für den größten Theil des Klerus ein Deckmantel der größten sinnlichen Ausschreitungen wurde, so daß selbst viele Äbte und Mönche in Jagd und Gelagen, in Festen und Turnieren den Zeitvertreib ihres müßigen Lebens suchten. So war es kein Wunder, wenn in dieser Zeit fast überall Ruhe und Frieden aus Herz, Haus und Land wich und bei dem Anblick des kranken Leibes Christi Viele sich entweder in Ascetenvereine zurückzogen oder sich den gegenkirchlichen Vereinen anschloßen, um von dort aus die Heilung der Kirche zu versuchen, oder wenn sie neue separatistische Secten stifteten und im unbestimmten Bußtrieb und krankhaften Genugthuungen subjectiver Erregtheit ihr religiöses Bedürfniß zu befriedigen suchten.

Die öffentliche Wirksamkeit des Mönchthums stellte sich noch immer am meisten in den zwei Predigerorden dar, von welchen die Dominicaner mehr eine vorherrschend-kirchliche, die Franciscaner eine mehr bloß christlich-religiöse Wirksamkeit äußerten. Die andern Orden waren schon innerlich ganz verfallen. Waren jene beiden Orden auch in der theologischen Wissenschaft am thätigsten, so waren doch die Streitigkeiten, die sie mit einander führten, nicht sehr erbaulich. — Unter den gegenkirchlichen Ascetenvereinen waren diejenigen, welche eine sogenannte spirituale Kirche erstrebten, die thätigsten, aber auch der Gegenstand der Inquisitionsverfolgung. Der Hauptherd des Spiritualismus fand sich bei der schon früher (XVI. 6, 3.) erwähnten Franciscanerfraction, die sich nach dem Anfang des 14. Jahrhunderts von der Kirche trennte, und am heftigsten gegen das Papstthum auftrat. Die mit ihnen zusammenhängenden Tertiarier, so wie andere Laienvereine suchten, da die schismatische Papstkirche das innere Bedürfniß des Volkes so wenig beachtete, ihr religiöses Bedürfniß ohne Klerus durch selbstersonnenen Gottesdienst zu befriedigen und mehrten dadurch nur die allgemeine Kirchennoth. Die wichtigeren darunter waren die sich wieder verbreitenden Begharden und die ihnen ähnlichen Lollharden (K. 1, 3.), so wie der weibliche Verein der Beguinen, theils als „freie Asceten", theils als „Spiritualen." — Brachen dann noch allgemeine Übel und Landplagen herein — wie Krieg, Hunger, Pest, oder der Schrecken vor einem Einfall der Türken oder Tamerlan's — wodurch bei Vielen das Bußgefühl rege wurde, so fielen die von der Kirche Verlassenen auf eine verkehrte Gewissensstillung und machten sich eine Art Religion der Buße, wie die oben früher erwähnten Flagellanten oder Geißler (XVII. 3, 4.), welche ganz am Ende des 14. Jahrhunderts in Folge des Schreckens vor den Fortschritten der Türken und Mongolen wieder aufkamen und theilweise als wirkliche Häretiker einen eifernden Gegensatz gegen die Kirche bildeten. Neben ihnen traten als Seitenstück die Chorisanten auf, deren Buß-Tanzwuth zur Volkskrankheit wurde. Gegen alle diese Verirrungen wußten die Kirchenstreiter kein besseres Heilmittel als — brennende Scheiterhaufen, da die anfangs angewandte Predigtweise nicht fruchten wollte.

Auch die Theologie oder Religionswissenschaft des 14. Jahrhunderts konnte weder in der thomistischen, noch in der scotistischen Form des Realismus und Nominalismus (XVI. 9, 7.) dem Kirchenschaden Heilung bringen. Ihre Dialectik war in jenem Zeitraume vollends zum todten Formalismus geworden und ihre Speculation hatte sich in das Gestrüppe unfruchtbarer Spitzfindigkeiten verlaufen. Dadurch, daß die Scholastik auch die Verkehrtheiten des alten Systems zu vertheidigen und auch die edlern Versuche freien Geistes zu bekämpfen suchte, brachte sie sich selbst zum Fall. Schlugen auch Durandus und Occam, jener vom Boden des thomistischen Realismus aus, dieser von dem des dialectisch-scotistischen Nominalismus aus, mit Abstreifung der verschiedenen Fesseln der Autorität neue Bahnen ein, so konnten sie dabei doch nicht über die Scholastik hinauskommen, und für eine Kirchenverbesserung war weder die verneinende (nominalistische), noch die bejahende (realistische) Entscheidung der Frage über die Möglichkeit eines Wissens außer dem Glauben — von practischer Bedeutung.

Wilhelm Durandus, ein Dominicaner aus St. Pourçain (Porciano, bei Clermont) in der Auvergne, bis 1326 Lehrer zu Paris und Avignon, dann Bischoff zu Meaux, trat der scholastischen Ansicht „von der magischen Wirkung der Sacramente",

so wie insbesondere der Transsubstantiation entgegen, stellte die Consubstantialitätslehre als probabel hin und behauptete, daß die Ehe nicht in demselben Sinne, wie die übrigen, ein Sacrament heißen könne. Die Theologie ist ihm übrigens „eine Wissenschaft des Glaubens und Willens."

Wilhelm Occam, ein Franciscaner aus England, anfangs Lehrer in Paris, dann Begleiter Kaiser Ludwig's des Bayern, ein scotistischer Dialectiker mit dem Beinamen Doctor singularis et invincibilis, brachte durch Erneurung und Ausbildung des Nominalismus mittelst des Strebens „nach selbstständigem Wissen durch selbstständiges speculatives Denken" eingreifende Veränderungen hervor, die zu dem spätern Untersuchungsergebniß führten, daß „alles angestrebte Wissen in göttlichen Dingen — ungewiß" ist. Die skeptisch-kritische Lehre dieses verneinenden Geistes über göttliche Dinge führte daher in der Folge zur Trennung der Philosophie von der Theologie. Auch er verwarf die Transsubstantiation und lehrte dafür die Impanation. Er räumte dem Kaiser die Obmacht über den Papst ein und vindicirte dem Staate die Entscheidung in Ehrechtssachen. Der Papst that ihn in den Bann und selbst die Universität Paris verdammte seine Lehre.

2. Kirchenbessernde Strebungen von Seiten der christlichen Mystik: Eckart d. ä., Heinrich Suso, Tauler, Ruysbroek. Vorbereitende Einwirkung auf Kirchenbesserung von Seiten der allgemeinen Weltbildung: Dante, Petrarca, Boccaccio.

Eher enthielt die von der dialectischen (philosophischen) sowohl, als von der auf der Tradition ruhenden positiven Kirchentheologie unabhängig sich fortbildende christliche Mystik (verschieden von der pantheistisch-neuplatonischen, die auch wieder auftauchte s. XII. 10, 7. XIII. 4, 2.), mit ihrer innern Herzensreligion ein kirchenverbesserndes Moment, konnte aber für sich allein, in ihrer, nur einzelnen Auserwählten sich darbietenden, religiösen Gnosis keine Reform der Kirche hervorbringen. Das Streben dieser Mystik, durch contemplativ-speculative Versenkung in die Tiefen der Gottheit ohne Beihülfe des Begriffsvermögens und zum Theil ohne kräftige Hinwirkung auf den Willen sich in Gott zu schwingen und so durch Anschauen und Nachahmen des Göttlichen zur Gottebenbildlichkeit zu gelangen, konnte nur Sache weniger einzelnen, dazu gestimmten Gemüther werden. Dadurch aber, daß sich diese Mystik einerseits von der todten, geist- und liebeleeren Schulgelehrsamkeit, anderseits von dem in der Kirche herrschenden gesetzlichen Formeldienst abwendete (wenn auch nicht ihn bekämpfte) und eine Glaubens- und Lebensreinigung wenigstens bei sich selbst anstrebte, hat sie Keime tiefer, lebendiger Wahrheit für eine günstigere Zeit gerettet. Unter die edlern Mystiker dieser Periode gehören vorzüglich Heinrich Eckart d. ä., Heinrich Suso, Johann Tauler, Johann Ruysbroek, — lauter beschauliche Geister, die sich in das stille „Heiligthum der Kirche flüchteten, als wilde Leidenschaften in die Vorhalle und in das Schiff (der Kirche) eindrangen," — liebe Seelen, denen aber die Geißel fehlte, mit welchen Christus denen entgegentrat, die seines Vaters Haus zur Mördergrube machten. Nur Tauler und der von Gerhard Groot in Deventer gestiftete Verein der Brüder des gemeinsamen Lebens nahmen bei aller Tiefinnerlichkeit

doch zugleich eine mehr practische und darum weiter greifende Richtung, in welcher sich ein vorreformatorisches Streben kund that, das auch in die folgende Periode hinüberreicht.

Heinrich **Eckart**, genannt Meister Eckart aus Sachsen, war Dominicanerprovincial für diese Provinz und Generalvicar für Böhmen, wirkte vorzüglich in den Rheingegenden und starb um 1329. Seine tiefsinnige, aber dunkle Lehre streift oft an den Pantheismus (wie z. B. in folgender Stelle: „Ehe die Creaturen waren, da war Gott nicht Gott; — da die Creaturen wurden —, da war Gott nicht in ihm selber Gott, sondern in den Creaturen war er Gott; Gott ist weder Wesen noch Vernunft, noch bekennt er dieß oder das: daher ist Gott ledig aller Dinge und darum ist er alle Dinge, und „alles, was da ist, ist gut." Unter seinen Anhängern waren daher Viele, die in Lehre und Leben auf gefährliche Irrwege geriethen. Siebzehn Sätze aus seinen Lehren traf die päpstliche Verdammung. Seine zahlreichen, in deutscher Sprache geschriebenen Schriften wurden unterdrückt und es kamen nur Bruchstücke auf uns.

Heinrich **Suso** (eigentlich Seuß, ein geborner Graf von Berg) aus Constanz, Dominicaner in Ulm, gest. 1365, wegen seiner Gottinnigkeit Doctor amandus genannt, ein tiefer, poetisch-religiöser Geist, den der grelle Abstand der Welt um ihn herum von der in ihm lebenden Idee zur tiefsten Sehnsucht nach dem Göttlichen trieb, der aber über dem Streben, zu demselben hinaufgezogen zu werden und „in's Vollicht der Gottesnähe" einzutreten, nicht zu dem Streben kommt, ihm auf Erden eine bessere Stätte zu bereiten." Da seine kindliche Seele den verzweifelten Schaden in der Christenheit wohl auf's tiefste fühlte, aber keine scharfe Erkenntniß von der Natur desselben hatte, so gieng ihm auch „die rechte practische Applicatur" ab. Er hatte sich mit seinem ganzen Seyn und Wesen „in einem höhern Vaterlande angesiedelt," in der Art, daß ihm das irdische ganz darüber entschwand, obwohl er und seine Gesinnungsgenossen auf Erden eine, wenn auch zerstreut wirkende, doch im Geiste vereinte Gemeinschaft der „Gottesfreunde" ausmachten. (S. Suso's Leben und Schriften von Diepenbrok, mit Einl. v. Görres. C. Schmidt: der Mystiker Suso, in den Studien und Kritiken 1843 VI.)

Johann **Ruysbroek** (eigentlich aus Ruysbroek) zuletzt Prior zu Gröndal bei Brüssel († 1381), genannt Doctor divinus et ecstaticus, ein glühend begeisterter contemplativ-speculativer Geist mit dunkler, bilderreicher Sprache, in dessen Schriften das ethische Element der Religion im Ekstatischen aufgeht und vor der heiligen Phantasie die heiligende Kraft zurücktritt, wiewohl er selbst bis in sein hohes Alter ein heiliges, heiteres Glaubensleben führte.

Johann **Tauler**, Dominicaner aus Straßburg, predigte zu Köln und Straßburg in schwäbisch-deutschem Dialect († 1361). Er war einer der gewaltigsten und geistvollsten Kanzelredner seiner Zeit, und dabei doch ein äußerst demüthiger Mann. Er erkannte und predigte im evangelischen Lichte die Rechtfertigung aus dem Glauben. Seine Schriften gab zuerst Spener heraus; die Hauptschrift darunter ist „die Nachfolge des armen Lebens Christi." (S. Rudelbachs christl. Biographien I, 3. An die edleren Mystiker läßt sich anschließen der durch Fr. Pfeiffer 1845 wieder bekannt gewordene **Hermann von Fritzlar**, der „in anziehendem deutschen Sprachgewande mit der lieblichsten Kindeseinfalt das „Leben der Heiligen" als einen Spiegel innerlicher Herzensreinheit ohne todte Werkheiligkeit beschreibt.

Unter den verschiedenen freien religiösen Genossenschaften, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in dem geistig bewegten Städteleben der durch Handel und Schifffahrt blühenden Niederlande aufkam, war die **Brüderschaft vom gemeinsamen Leben** diejenige, welche den Geist des Evangeliums in der römischen Kirche lebendig zu machen und auf die sittliche Erweckung des Volks zu wirken am erfolgreichsten erstrebte. Der Stifter derselben war **Gerhard Groot**, gebo-

ren 1340 zu Deventer und gebildet zu Paris (wo damals unter den Scholastikern auch der spitzfindige Buridanus lehrte) und zu Köln, wo Gerhard selbst nachher Canonicus und gepriesener Universitätslehrer wurde. Nachdem er eine Zeit lang dem Trugbild des gelehrten Ruhms nachgegangen war, erkannte er dessen Nichtigkeit, und — angeekelt von der theils in tiefen Aberglauben, theils in zügellosen Unglauben verfallenen Welt, welche allenthalben in Kirche und Schule, in geistlichen und weltlichen Körperschaften ihre seelenmörderischen Netze auswarf, zugleich auch von einem frommen alten Freund, Heinrich von Kalkar, ermahnt zur Umkehr aus dem Schein in die Wahrheit, — brach er mit der Welt, verbrannte seine scholastischen und magischen Bücher und zog sich in die Stille eines Kartäuserklosters zurück, wo er sich strenger Beschaulichkeit hinab und ungeachtet eines anfangs mehr gesetzlichen Thuns doch größern Frieden fand, als er vorher je gekannt hatte. Da er aber nach drei Jahren erkannte, daß er mehr für ein thätig wirkendes Leben geschaffen sey, ließ er sich vom Bischoff von Utrecht eine Diaconusstelle ohne Pfründe geben, mit der Befugniß, in der ganzen Provinz öffentlich predigen zu dürfen. Dieß that er in der Volkssprache und gewann dadurch, so wie durch sein Dringen auf freie Ausübung guter Werke einen so großen Einfluß auf das Volk, daß Mönche und Prälaten ihn zu verfolgen anfiengen und der Bischoff ihnen zu Gefallen ihm das Predigen untersagte.

Er gehorchte im Glauben, wendete nun aber seine Kräfte dem Jugendunterricht zu. Zu diesem Ende bereis'te er drei Jahre lang alle klösterlichen Schulanstalten, unter welchen ihm vorzüglich Grünthal, dem der ehrwürdige Ruysbroek vorstand, rücksichtlich des brüderlichen Zusammenlebens seiner Glieder das Vorbild zu der Stiftung gab, die er nach seiner Rückkehr zu Deventer anlegte. Es sammelte sich nämlich dort bald eine Zahl Heilsbegieriger um ihn, anfangs zur Besprechung über göttliche Dinge, nachher — auf Anregung seines jungen Freundes und Gehülfen Florentius — zu einem bleibenden gemeinschaftlichen Leben mit dem Zweck, sich ohne bindendes Gelübde und ohne klösterliche Abschließung durch gegenseitige Ermahnungen und fleißiges Forschen in der h. Schrift im Glauben zu stärken, den Lebensunterhalt sich durch Händearbeit zu erwerben und durch christliche Volksbildung, durch Verbreitung nützlicher Schriften und durch Verbesserung des Unterrichts und der Schule eine segensreiche Wirksamkeit zu schaffen, — dabei aber unter kirchlicher Zucht und Aufsicht ohne separatistische Absonderung zu bleiben. Die oberste und fast einzige Regel ihrer Gemeinschaft war: „vollständige brüderliche Liebe im Geiste Christi“, welche alle Glieder des Vereins von selbst im rechten Gehorsam und im Geiste der Ordnung erhielt. Die Brüder verrichteten auch Kirchendienste, aber ohne Lohn. — Neben diesem männlichen Verein, den der von allen geliebte Florentius unter Gerhard's Oberaufsicht leitete, bildete sich bald auch mit ähnlichen Zwecken ein Schwesternverein, den der bereits bejahrte Gerhard in seinem eigenen Hause überwachte. Eben im Begriff, auch einen Verein für eigentliche Kleriker zu errichten, rief ihn am 20. August 1384 der Herr, dem er so getreu gedient hatte, von seiner gesegneten Arbeit durch eine Seuche ab, und ließ ihn mit dem Troste scheiden, daß sein Werk durch den würdigen Florentius fortgesetzt wurde. Dieser errichtete noch zwei neue Stiftungen, zu Windesheim und auf dem Agnesberg bei Zwoll, von denen die erstere ein Verein für regulirte Chorherren war, und beide der Mittelpunct sämmtlicher Männer- und Frauenvereine dieser Richtung wurden. Die besuchtesten Schulen der Brüder vom gemeinsamen Leben oder, wie man sie auch nannte, der Hieronymianer waren die zu Deventer und Herzogenbusch und zählten zu Zeiten 1200 Schüler. Florentius starb 1400. Papst Martin V bestätigte sogar diese Genossenschaften, von deren Einfluß auf die spätern Reformationsbestrebungen noch im folgenden Zeitraum die Rede seyn wird. (Vergl. Ullmann's Reformatoren vor der Reform. II. 1842.); Delprat die Brübersch. d. gemeins.

Lebens, a. d. Holländ. übers. v. Mohnike 1840. Gerhard Groot und Florentius, v. Bähring. 1849.)

Auch von der allgemeinen weltlichen Bildung, welche mit der begonnenen Hebung der Literatur, insbesondere mit dem im 13. Jahrhundert von England — im 14. Jahrhundert von Italien ausgehenden, auf dem classischen Alterthum ruhenden wissenschaftlichen Studium zusammenhieng, gieng bereits eine vorbereitende Einwirkung auf Kirchenverbesserung aus, ohne jedoch unmittelbar diese zu bezwecken. Anregung dazu gab zunächst die Poesie der drei Florentiner Dante, Petrarca und Boccaccio, welche zugleich Italiens größte Dichter sind.

Dante (Durante) Alighieri, geb. 1256 zu Florenz und gest. 1321 zu Ravenna in der Verbannung, ist uns schon oben (XVII. 3, 1) von Seite seines bewegten politischen Lebens nahe getreten. Er hatte eine thomistisch-theologische Bildung erhalten, die sein großer, auch mit der klassischen Literatur vertrauter Dichtergeist in eigenthümlicher Art verwendete. Sein Hauptwerk, zu dem er sich die Sprache mittelst Auswahl des Bessern aus den verschiedenen italienischen Mundarten selbst erst schuf, so daß er der Schöpfer der edlen Volkssprache Italiens (der Volgare illustre) wurde, führt den Titel Divina Commedia (göttliche Komödie) und ist ein Spiegelbild aller bedeutenden Lebensformen seiner Zeit, indem sich darin der Glanz der romantischen Poesie, der kritische Sinn der Scholastik, die Tiefe der Mystik, eine lebendige Anschauung der antiken Götter- und Heroenwelt, der Geist der Geschichte, genaue Würdigung des Zustandes der herrschenden Kirche, der Hierarchie und der Weltmacht vereinigt findet, wobei durch das Ganze sich der ernste, immer wiederkehrende Gedanke einer individuell-sittlichen Vergeltung nach dem Maaße des göttlichen Gesetzes hindurchzieht. Nachdem der Dichter in seiner vita nuova (einem Canzonenkranz) seinen Übertritt aus den Irrwegen der Leidenschaften in das durch Unglück und veredelnde Liebe gewonnene neue Leben dargestellt hatte, schildert er im Eingang der göttlichen Komödie den innerlichen Hang seiner Liebe zu der früh verklärten Beatrice, die ihm Veranlassung zu diesem neuen Leben war. Den also Geläuterten fordert nun Beatrice, als symbolisirte christliche Weisheit, auf, eine Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel vorzunehmen, deren Beschreibung eben der Inhalt dieses Gedichtes ist. An der Hand des alten Dichters Virgil, als des Symbols der theologisch noch unerleuchteten Vernunft, durchwandert er nun zuerst die Hölle und das Fegfeuer (vor dessen Eingang er den alten Cato von Utica, als Symbol der Freiheit, findet). Da ihn Virgil als Heide in den nur Christen sich öffnenden Himmel nicht geleiten kann, übernimmt nun Beatrice selbst dieses Amt. In allen drei Räumen findet er viele historische Personen geistlichen und weltlichen Standes als Repräsentanten der verschiedenen Seiten der Menschheit und zeigt ihren jetzigen Zustand als die nothwendige Folge der strafenden und lohnenden Gerechtigkeit Gottes auf, die ihnen vergilt, je nachtem sie gehandelt hatten bei Leibes Leben. — In diesem Werke nun des größten weltlichen Dichtergeistes, der je gelebt hat, werden rücksichtslos die Gebrechen des geistlichen Standes jener Zeit gegeißelt, und er scheute sich nicht, selbst einen Papst (Bonifacius VIII) in die Hölle zu versetzen. So spricht unter anderm Beatrice im Himmel: „Dort unten (auf Erden) bedenkt Niemand, wie viel Blut es gekostet hat, die heilige Schrift in der Welt auszubreiten, und wie nur derjenige Gott gefällt, der ihm demüthig naht. Nur für den Schein strengt Jeder sich an und macht eigene Erfindungen (Fünde), die dann von ihm als Heilmittel geboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt. — Mittelst solcher Schilderungen der Entartung der Lehre Christi durch menschliche Dünkelhaftigkeit und Eitelkeit trug Dante viel zum Bewußtseyn über die in die Kirche ein-

gebrochene Verweltlichung bei. — (S. die Übersetzung dieses Werks von Streckfuß und die von Philalethes (König Johann von Sachsen).

Francesco **Petrarca**, geb. zu Arezzo 1304, bald in Frankreich, bald in Italien lebend, genährt durch das Studium der alten Klassiker, ward von der Liebe zur Laura, der Gattin eines Ritters zu Avignon, erfaßt, kämpfte gegen diese Leidenschaft durch weite Reisen, konnte sie aber selbst nach ihrem Tode nicht los werden und hauchte in seiner Einsamkeit an der Quelle Vaucluse im reizenden Thale der Sorgue jene feine schwärmerische Empfindung in majestätischen Canzonen und süßen Sonetten aus, welche durch ihre Sprachreinheit und Gefühlszartheit den provençalischen Minnegesang in italienischer Zunge zur Vollendung brachten.

Petrarca's Hauptverdienst liegt in der Wiedererschließung der so viele Jahrhunderte verschüttet gewesenen Welt des Alterthums. Auf seinen Weckruf fieng sie an, aus ihrem Tode wieder aufzuleben, und erhielt durch seinen Kampf mit der scholastischen Umgebung den Anstoß zur Weiterentfaltung des Humanismus. „Nicht nur in der Literaturgeschichte Italiens, sondern in der civilisirten Welt, und nicht nur in dieser, sondern in der Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt glänzt Petrarca's Namen als ein Stern erster Größe, und er würde auch nicht geringer erscheinen, wenn er auch nie einen Vers in der Sprache Si gedichtet hätte." Als Knabe kam er hinter einige Schriften Cicero's, die er in der juristischen Bibliothek seines Vaters fand, und er freute sich schon an der Majestät des Klangs und an dem schönen Wohllaut der Worte. Denn Rhythmus und Wohllaut waren „ihm angeboren", wie denn auch seine Stimme (nach Villani) so tönend und süß war, daß man nicht satt werden konnte, ihn anzuhören. Dem strengen Willen seines Vaters gemäß, studierte er sieben Jahre lang die Rechte in Montpellier und Bologna, daneben aber las er fleißig in den Schriften Cicero's und der römischen Dichter, zum Verdruß seines Vaters, der einst diese Schriften aus dem Verstecke in und unter dem Bette des Sohnes hervorholte und sie dem Feuer übergab; nur den Virgil und Cicero's Rhetorik ließ er ihm. Aber gerade diese beiden Schriften waren für ihn von entscheidendem Einfluß: er nannte sie die „Väter der Eloquenz", die „Augen der lateinischen Sprache". Schon als Jüngling schrieb er eine „Ehrenrettung Virgil's" und noch als Greis nahm er ihn in Schutz gegen diejenigen, welche „über die Frivolitäten und Obscönitäten der römischen Dichter nicht hinwegkommen konnten." — „Den strengen Theologen stellte er entgegen, daß auch Hieronymus, Lactantius und Augustinus sich den redenden und dichtenden Künsten, der Philosophie und Geschichte ergeben, und ohne solche Studien schwerlich die Ketzer so glorreich bekämpft hätten."

Die Frucht seiner klassischen Studien bestand hauptsächlich darin, daß er die dürre scholastische Methode durchbrach und sie allenthalben, „wo er sie losgelöst von Leben und Anwendung in ihrer abstracten Form als Philosophie antraf," zu bekämpfen, dagegen den Werth des „freien Menschen" zur Anerkennung zu bringen suchte. Vor Allem gieng er darauf aus, von den klassischen Schriften der Alten, zunächst Cicero's, möglichst viele aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzuholen, und mehrere darunter selber abzuschreiben, um sie unverfälscht zu erhalten. Alle seine Reisen benützte er dazu, Kloster- und andere Bibliotheken nach alten Autoren zu erforschen und Andere zum Nachforschen anzureizen. „Nach Rom und Tuscien, nach Frankreich und Spanien, nach Deutschland und Britannien schickte er Bitten und Mahnungen, Geldbeiträge, Zettel, auf denen er verzeichnet hatte, nach welchen Schriften sein Sinn am meisten stehe." So kam es, daß besonders Cicero's Werke durch Petrarca's Anregung merklich mehr copirt und gelesen wurden, als vorher. Von Cicero aus erschloß sich ihm das nähere Verständniß der andern römischen Autoren; auch griechischen, namentlich dem Homer und mehreren platonischen Schriften wandte er seine Liebe zu, obwohl er von der griechischen Sprache nur die Anfänge kannte.

Seine mit so großer Begeisterung zusammengebrachte Büchersammlung („die erste moderne Bibliothek") war ihm der liebste Umgang. „Bei seinen Büchern suchte und fand er für seine Seele, auch als er manches andere Streben als Täuschung und Eitelkeit erkannte, immer ein stilles Asyl." Er hatte den Plan, seine Bibliothek der Republik Venedig zu vermachen; es kam aber nicht dazu, und nach seinem Tode wurde sie verschleudert. Doch hatte sein begeistertes und begeisterndes Streben den Sinn für die klassische Literatur auf weit hinaus belebt und selbst manchen Schatz derselben gerettet. — Eben durch diesen Enthusiasmus für das alte Rom, dessen ganze Gedankenwelt er in alle seine Lebens-Anschauungen verflocht, ließ er sich, als er in Rom war, zu den republicanischen Bestrebungen Cola Rienzi's (XVII. 4, 1.) hinreißen; doch kam er nachher beschämt von dieser Täuschung zurück.

In kirchlicher Hinsicht griff er mit schonungslosem Freimuth und tiefsittlichem Ernst die Laster des päpstlichen Hofes zu Avignon an, und weissagte eine Zeit, da ein neuer Herr die Götzen Babel's zerschlagen, die stolzen himmelbedrohenden Thürme desselben brechen und die Wächter dem Feuer übergeben werde. Er forderte kühn jene Päpste auf, sich den Schlingen der falschen Geliebten oder den Genüssen daselbst (nämlich Avignon's) zu entreißen; und an Urban V schrieb er: „Papst bist du überall, aber Bischoff nur in Rom: zeige, daß du ein wahrer Hirte und kein Miethling bist!" — Obwohl er stets vom Christenthum nur mit Ehrfurcht gesprochen hatte, so kam er doch zur nähern Betrachtung desselben erst in spätern Jahren durch Augustin's Confessionen und durch seine Kämpfe mit philosophischen Gegnern. In seinen Briefen ruft er „Gott zum Zeugen an, daß er lieber ein tugendhafter Mensch, als ein Gelehrter seyn wolle; er erbittet sich von ihm Demuth, Einsicht in seine Unwissenheit und Gebrechlichkeit, um vor dem Hochmuth der Aristoteliker bewahrt zu bleiben. Einer der Kleinsten, die an Gott glauben, ist ihm größer, als Plato, Aristoteles und Cicero mit all' ihrer Weisheit." Das Christenthum ist ihm „die einzige und unerschütterliche Grundlage aller wahren Wissenschaft, auf die allein der menschliche Geist bauen darf. Das Evangelium soll ihm immer im Ohre klingen, auch wenn er die dichterischen, philosophischen und geschichtlichen Werke der Alten liest."

Indeß kam er doch in seinem Christenthum nicht über die Abstractionen von Gott, Tugend und Wahrheit hinaus. Weil das aber schon viel in den Augen der Kirche seiner Zeit galt, so hat sie ihn, ungeachtet seiner Beschäftigungen mit dem Heidenthum, nicht nur nicht verfolgt, sondern sogar bewundert, und ihn, selbst späterhin noch, zu ihren Streitern gezählt, wenn sie auch jene seine Episteln gegen das avenionesische Papstthum auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt hat. — (Wie wenig in der Folge Petrarca's Nachfolger, ihrem Meister, dem „Vater des Humanismus", in der h. Scheu vor dem Christenthum nachahmten, vielmehr als Neuheiden demselben schadeten, siehe XIX. 2, 1.) So redlich und ernst übrigens Petrarca nach der Wahrheit forschte, so hielt ihn doch seine über alle Begriffe gehende Eitelkeit, in welcher bei ihm eine krankhafte Sucht nach Ruhm verborgen lag, die er aus der Anschauungs- und Gedankenwelt der Alten in sich aufnahm, stets ab, zum eigentlichen Kern der Wahrheit hindurch zu bringen. Er selbst nennt die Liebe zum Ruhm seine schwerste Krankheit, die er nicht bändigen könne. „Die Ehre, die Petrarca von der Nachwelt im Tempel der Geschichte erwartete, verlangte ihn glühend, im Vorschmack schon von der Mitwelt zu genießen." Daher strebte er mit ganzer Seele nach dem Dichterkranz, mit dem er denn auch vom römischen Senat am Ostertag 1341 auf dem Capitol zu Rom vor allem Volk auf das feierlichste gekrönt wurde. Doch ließ er in sein Dichterdiplom die Erklärung aufnehmen, er habe den Lorbeer nicht um Ruhmeswillen erstrebt, sondern weit mehr, um Andere zu ähnlichem Studieneifer zu entzünden!" Obwohl er im höhern Alter versicherte, er sei „ruhiger und

in sich einiger" geworden, so trank er doch, wenn auch nicht mehr in so gierigen Zügen, doch stets mit Behagen aus dem Becher des Ruhmes und der Bewunderung". Und wirklich wurde er auch von seiner Zeit als ein „Wunder der Schöpfung" angestaunt, und theils auf eine fast thörichtkindische, theils auf eine oft rührende Weise verehrt. Päpste und Fürsten, die Höchsten vom Adel und Klerus wetteiferten, ihm durch Geschenke und Zuschriften ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Er starb d. 19. Juli 1374 als 70jähriger Greis, indem man ihn eines Morgens in seiner Bibliothek, mit dem Gesicht auf einem Buche ruhend, todt fand. (S. die tiefeingehende Characteristik Petrarca's von G. Voigt in s. Schrift: Das erste Jahrhundert des Humanismus.)

Giovanni **Boccaccio**, geb. 1313 zu Paris und gebildet in Florenz durch das Studium der Alten, wie durch den Umgang mit Dante und besonders mit Petrarca, dem er 1375 im Tode nachfolgte, hat hauptsächlich durch seinen Decameron (eine Bearbeitung von 100, vortrefflich erzählten aber sehr schlüpfrigen Novellen) allerdings einen großen Einfluß auf die Vervollkommnung der italienischen Sprache gehabt; auch trug er durch seine Liebe für die Literatur der Alten viel zur Förderung des wissenschaftlichen Studiums seiner Zeit bei; ja er war es, der die erste Anregung zum Studium der griechischen Sprache und Literatur gab. In moralischer Hinsicht aber hatte er durch die Leichtfertigkeit, mit der er sich über die sittlichen und religiösen Forderungen des Christenthums hinwegsetzte, eine sittenverderbliche Wirkung. Doch fühlte er in spätern Jahren deßhalb tiefe Reue. Er starb zu Certaldo.

3. Unmittelbare Kirchenreformbestrebungen: Wyclef's Angriffe auf die Kirche. Einfluß wyclefitischer Grundsätze auf Böhmen. Johann Hus und seine Stellung zu Wyclef's Lehre. Hus und die Prager Universität. Seine Lehre und sein Dringen auf umfassende Kirchenbesserung.

Eine unmittelbarere und umfassendere Anregung für Kirchenverbesserung gieng in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zunächst von England aus. Dort trat Johann Wyclef (John de Wycliffe) geb. 1324 in der Pfarrei gleiches Namens bei Richmond in Yorkshire und gebildet zu Oxford, wo er Fellow (Aufseher) war, angeregt durch Roger Baco's, Grosthead's u. A. Schriften (XVI. 9, 7.) im J. 1356 mit einer Anklage gegen die Verderbtheit der Kirche und im J. 1366 zu Gunsten der englischen Krone gegen die Lehnszinsforderung des päpstlichen Stuhls zu Avignon auf, weßhalb er zum Professor an der Universität Oxford befördert und einer Gesandtschaft an den Papst in Avignon beigegeben wurde. Dort lernte er diesen verderbten Hof aus der Anschauung kennen und trat nach seiner Rückkehr 1374 gegen das päpstliche Antichristenthum, so wie, nach vielfach erfahrenen heftigen Gegenwirkungen, mit weitergehenden Angriffen auf kirchliche Lehren und Anstalten selbst hervor, und verursachte eine Bewegung, die, obgleich sie ihm die Mißbilligung der Synode und am Ende die Entfernung vom academischen Amte zuzog, doch sich in weite Kreise verbreitete. Er war es, der schon die zwei evangelischen Grundsätze — nämlich daß man auf die Gränze der heiligen Schrift zurückgehen müsse, und daß die Heiligung erst aus dem wahren Glauben hervorzugehen vermöge, aber auch hervorgehen müsse, —

zuerst und mit Bestimmtheit feststellte und dadurch einen unvergänglichen Samen ausstreute. Dennoch konnte sein Reformationsbestreben der allgemeinen Kirche noch kein neues Leben einflößen, weil es im Übrigen mehr auf der Kraft des Menschengeistes, als des Gottesgeistes fußte und daher Wahrheit mit Irrthum, weltliches Interesse mit geistlichem vermischend, in dem Lande seiner Entstehung zwar viele, aber meist unberufene Anhänger fand, die sich noch größere Überschreitungen der Gränzlinie zwischen beiden erlaubten, und daher bei erfolgter Wiedervereinigung des Staats mit der Hierarchie um so leichter unterlagen.

Wyclef stellte allerdings den Einmischungen der Tradition und der Schule ein heiliges Schriftstudium gegenüber, das „im heiligen Schriftglauben seinen Grund und sein Gesetz" hat. Daher er, um die heilige Schrift auch den Laien zugänglich zu machen, 1380 eine Bibelübersetzung in englische Sprache besorgte, wobei er jedoch nicht auf die Grundsprachen, sondern nur auf die Vulgata und die Commentare der Kirchenväter, besonders eines Hieronymus, zurückgieng. Auch ließ er fromme Männer, die nachher den Ketzernamen Lollharden bekamen, mit der Predigt des Evangeliums herumreisen. Dabei griff er nicht nur die Verehrung der Heiligen, der Bilder und der Reliquien, die Überzahl der Feste, das Meßopfer, die Privatmesse, das Mönchthum, den Ablaß, stark an, sondern auch die meisten Formen des Ritus und der Disciplin, kurz alle Gebräuche und Gesetze, die „in der heiligen Schrift keinen Grund, in der ältesten Kirche keine Autorität, in der Sittenbesserung keinen Zweck" haben. Da er jedoch bei seinen Angriffen selbst oft in Lehr-Verirrungen verfiel, wie denn z. B. seine Aufstellung des Abendmahlsbegriffs die berengarische, folglich rein häretische ist, auch seine herumreisenden Laiengehülfen viele subjective Meinungen preisgaben: so fielen viele seiner wärmsten Freunde wieder von ihm ab. Er wurde von der Universität entfernt und eine Londner Synode verdammte seine Lehren als ketzerisch (1382.) — In seinen letzten beiden Lebensjahren ward er vom Schlag gerührt, blieb aber doch noch am Geiste kräftig und starb ungestört auf seiner Pfarre zu Lutersworth am letzten Tag des Jahres 1384. Von seinen Anhängern, den Wyclefiten, welche von den Ketzergerichten scharf verfolgt wurden, starben mehrere den Märtyrertod.

Der von Wyclef gegebene Anstoß setzte sich nun im Ausland fort und brachte in Böhmen durch den Verkehr der Universität Prag mit Oxford, welcher durch die Vermählung des Königs Richard II mit einer Tochter Kaiser Karl's IV entstanden war, eine geschichtlich bedeutendere Bewegung hervor. In diesem Lande, wo auch schon manche von der Inquisition geflüchtete Waldenser eine Zuflucht und empfängliche Aufnahme ihrer Lehren gefunden hatten, war der Boden für eine freiere Auffassung schon früher dadurch mehr vorbereitet, daß die böhmische Kirche ursprünglich von der griechischen gestiftet, und römischer Cultus von den Böhmen erst später und nur mit Widerstreben aufgenommen worden war. Zwar erhielt das römisch-päpstliche Element durch die Stiftung der Universität Prag, die mit vielen Dominicanern und Franciscanern besetzt wurde, eine bedeutende Stärkung; aber durch jenen Verkehr mit dem Ausland stärkte sich auch die Opposition, welche ohnedieß in der zunehmenden Entartung der Kirche reiche Nahrung und in dem falschen Eifer der Bettelmönche eine große Anrei-

zung zu gegenwirkender, zum Theil schon reformirender Thätigkeit fand. So standen schon in Konrad Stickna († 1369), Johann Milicz († 1374) und Matthias Janow († 1394) drei kräftige Zeugen evangelischer Wahrheit auf, welche durch Predigt und Schrift im Gegensatz gegen den todten Ceremoniendienst auf ein lebendiges innerliches Christenthum drangen und die herrschende Scheinheiligkeit der Welt- und Klostergeistlichkeit straften.

Zu dieser einheimischen, im Grunde nur auf Reinigung des kirchlich Bestehenden gerichteten Opposition, welche bald darauf Johannes Hus vertrat, kam nun die ausländische, mehr gegenkirchliche wyclefitische, welcher Hieronymus von Prag angehörte, und diese beiden Richtungen in ihrer sich annähernden, obwohl innerlich nie ganz eingetretenen Verbindung führte in Böhmen zu einer lang andauernden Bewegung, die mit einem Kirchenabfall endigte.

Johannes Hus (nicht Huß), geboren 1369 zu Husinecz, einem Flecken im südlichen Böhmen, und gebildet zu Prag, wo er seit 1396 anfangs als Magister, dann seit 1398 als Professor die realistische Philosophie lehrte, war ein Mann von ernstsittlichem Wandel, umfassenden Kenntnissen und großer Beredsamkeit — Gaben, die auch Aeneas Sylvius anerkannte. Selbst der Jesuit Balbinus sagt von ihm: „Seine strengen Sitten, sein ernstes von allem Genusse entferntes Leben, sein gegen Jeden zuvorkommendes Wohlwollen predigten gewaltiger, als alle Beredsamkeit der Zunge." Daher ihn denn auch die Königin, die Gemahlin Wenzel's, Sophia von Bayern, zu ihrem Beichtvater wählte. Nicht sowohl in seinem academischen Lehramte, als vielmehr in dem Prediger beruf, den ihm seine Anstellung an der, von dem frommen Kaufmann Kreuz und dem k. Rath Johann von Mühlheim gestifteten Bethlehemskirche (im Jahr 1402) auferlegte, lernte Hus bei der von ihm eifrig betriebenen Seelsorge die Bedürfnisse des Volks und den schlimmen Einfluß verweltlichter Kleriker und Mönche auf dasselbe kennen, so daß er sich gedrungen fühlte, zunächst gegen den grellsten Aberglauben zu kämpfen, wobei er anfangs den Prager Erzbischoff Sbynko auf seiner Seite hatte. So lange er die Geistlichkeit selbst nicht angriff, fand er keinen Widerstand. Als er aber durch Hieronymus, einen talentvollen Prager Edelmann, der 1402 als ein feueriger Anhänger Wyclef's von Oxford zurückkam, die Schriften und Lehren Wyclef's kennen lernte und in ihnen einen Theil seiner eigenen Überzeugungen wiederfand, so trat er, ohne jedoch die grob-häretischen Ansichten darunter zu theilen, mit größerer Bestimmtheit gegen das Verderbniß in der Kirche, insbesondere aber gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit auf, während Hieronymus und der von diesem ganz gewonnene Prediger an der Michaelskirche Jakob von Mieß (auch Jakobellus von Misa) in ihrer Weise die wyclefitischen Lehren verbreiteten. (Die

Annahme, daß des Hieronymus Familienname Faulfisch gewesen sey, rührt aus dem Mißverständniß einer Stelle in den Schriften des Äneas Sylvius, nachmaligen Papsts Pius II, her, wobei man den Hieronymus mit einem Nicolaus Faulfisch verwechselte.) Da bald darauf auch zwei junge englische Theologen die Lehren Wyclef's öffentlich vortrugen und sich durch die symbolisirende Art, mit der sie es thaten, Verfolgung zuzogen, indem die deutschen Lehrer durch einen Universitätsbeschluß die Verwerfung von 45 wyclefitischen Lehrsätzen durchsetzten, so nahm nun auch Hus mit den meisten böhmischen Lehrern öffentlich Partei für jene Wyclefiten und veranlaßte ein, die academischen Rechte der Deutschen beschränkendes königliches Edict und dadurch eine Entzweiung der Universität, welche den Wegzug der deutschen Lehrer und Studenten von Prag zur Folge hatte.

Die Universität Prag, also die Gesammtheit der academischen Bürger, war nämlich nach dem Muster der Pariser, in vier Nationen getheilt, welche durch die Böhmen, Bayern, Sachsen und Polen (wozu die Schlesier gehörten) dargestellt wurden und deren jede bei Beschlüssen in Universitätsangelegenheiten Eine Stimme hatte. Obgleich nun die Universität für das ganze Reich und nicht für Böhmen gestiftet worden war, so sahen doch die Böhmen in jener Stimmenvertheilung eine Ungerechtigkeit und waren stets auf die Deutschen eifersüchtig. Zugleich wurde die Spannung unter ihnen noch dadurch vermehrt, daß die böhmischen Lehrer in der Philosophie dem Realismus, die meisten Deutschen dem Nominalismus (XVI. 1, 3 u. 9, 7) huldigten. Als daher die aus dem Realismus hervorgegangene wyclefitische Richtung durch jenen Universitätsbeschluß (1408) mittels der überwiegenden Stimmen der Deutschen verworfen wurde, verdroß dieß die Böhmen, unter denen sich ein großer Theil des böhmischen Adels befand, und sie erwirkten von dem Kaiser Wenzel, der seit seiner Absetzung ohnedieß auf die Deutschen schlecht zu sprechen war, ein Edict, welches fortan den Böhmen drei, den Deutschen zusammengenommen nur Eine Stimme einräumte, wovon die erste Folge war, daß Hus von den Böhmen zum Rector der Universität gewählt wurde. Erbittert darüber verließen nun sämmtliche Deutsche (Lehrer und Studenten), mindestens 5000 an der Zahl die Universität Prag und wendeten sich meist nach Sachsen, wo sie zur Gründung der Universität Leipzig (K. 2, 2) Veranlassung gaben.

Da nun Hus einen immer größern Anhang erhielt, suchte ihn die kirchlichgesinnte Geistlichkeit, die ihn als den Urheber der Spaltung ansah, als wyclefitischen Ketzer darzustellen, so daß der Erzbischoff ihn bei dem Papst Alexander V (demselben, den das Concilium zu Pisa gewählt hatte) anklagte, worauf dieser die Auslieferung der Schriften Wyclef's verlangte, ein Gericht über alle Anhänger desselben niedersetzte und alles Predigen außerhalb der rechtmäßigen Kirchen verbot. Demgemäß ließ der Erzbischoff alle wyclefitischen und husitischen Schriften einfordern und bei 200 verbrennen, wobei es bereits zu unruhigen Bewegungen im Volke kam. Zugleich wurde dem Hus das Predigen untersagt. Dessenungeachtet fuhr dieser, in der Überzeugung, das Wahre von dem Falschen in Wyclef's Schriften stets unterschieden zu haben, in seinem bisherigen

Wirken fort. Nach Rom deshalb citirt, entschuldigte er sich mit Mangel an Sicherheit. Darauf erfolgte die Excommunication. Weil aber sowohl die Universität auf ein von ihm abgelegtes Glaubensbekenntniß, als auch der König Wenzel Fürsprache für ihn einlegten, so sollte seine Sache einer neuen Untersuchung unterworfen werden.

Um diese Zeit schrieb Papst Johann XXIII einen Kreuzzug gegen den ihn durch Krieg bedrängenden König Ladislaus von Neapel aus und verhieß allen waffenergreifenden oder geldbeitragenden Theilnehmern unbeschränkten Ablaß. Die Zudringlichkeit, womit die Ablaßprediger in Böhmen für Geld den Himmel verkauften, bestimmte den Hus zu einer öffentlichen Disputation gegen den Ablaß, indessen Hieronymus durch eine heftige Rede das Volk zu Mißhandlungen gegen die Ablaßprediger reizte und in seiner Leidenschaftlichkeit das päpstliche Ansehen auf eine Weise beschimpfte, die freilich aller Sittlichkeit zuwiderlief. Hierauf belegte eine päpstliche Bulle beide mit dem Bann, und jeden Ort, an dem sie sich aufhalten würden, mit dem Interdict. Gegen dieses Verfahren appellirte Hus an ein Concilium und endlich an das unbestechliche Richteramt Christi, verließ Prag, wo Wenzel ihn nicht mehr schützen wollte und die Volksstimmung wegen des Interdicts sich gegen ihn zu wenden drohte, und begab sich zuerst auf das Schloß Kozi (am nachmals sogenannten Taborberg), dann nach Husinecz, wo er, geschützt von seinem Gutsherrn Niklas von Husinecz, theils in Predigten (oft auf freiem Felde), theils in Schriften noch entschiedener auf eine umfassende Kirchenverbesserung drang.

Dieß geschah vorzüglich in seiner wichtigsten Schrift de ecclesia, worin er folgende Lehren über Kirche und Kirchenverfassung aufstellt: Die heilige allgemeine (katholische) Kirche ist ihm die Gesammtheit aller von Gott vorausbestimmten (prädestinirten) unter sich und mit Christo lebendig verbundenen Glieder im Gegensatz der übrigen, die sich nur äußerlich in der Kirche befinden, ihr aber innerlich nicht angehören, die in ecclesia, aber nicht de ecclesia sind. (Somit ist ihm „Kirche" nur die unsichtbare). Von dieser Kirche mache die römische Kirche nur einen Theil, wenn auch einen vorzüglichen, aus, und dieß nur bedingt, so fern sie nämlich sammt dem Papste auch wirklich so heilig sey, als sie sein solle und sich nenne; — außerdem gehören von ihr nur diejenigen Glieder zur Kirche, welche obige Merkmale an sich tragen. — Untrügliche Glaubensnorm ist ihm nur die heilige Schrift, die alles enthält, was zur Seligkeit nöthig ist, und alles, was von der Kirche ausgeht, kann nur so weit gelten, als es in der Schrift gegründet ist. — Das „Haupt der Kirche ist Christus, nicht der Papst"; denn der Sinn jener Stelle Matth. 16, 18. sey so zu fassen: „auf diesen Fels, den du bekannt hast d. h. auf mich (Christus) will ich meine Gemeinde bauen." Petrus war nicht zum Haupt der Kirche, sondern nur wegen seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Demuth zur vorzüglichen Kirchenregierung unter und neben den andern Aposteln bestimmt worden; einzig die Nachfolge in diesen Tugenden berechtige daher zur Nachfolge in der Gewalt. Die Schlüsselgewalt, als eine Geistesgabe Christi, steht allen, in rechter Weise verordneten Priestern, als Nachfolgern der unter sich gleichen Apostel zu, jedoch stets nur beschränkt und bedingt, nämlich unter der Voraussetzung der

höhern, allein wirksamen und gültigen Binde- und Lösegewalt Christi und unter Anerkennung der Unmöglichkeit einer vollkommenen menschlichen Stellvertretung Christi, da ja selbst Petrus geirrt und gesündigt.

Unverkennbar lag in der Lehre Husens ein tiefes evangelisches Grundelement, das einer spätern Klärung fähig war. Allein der Umstand, daß er bei der Kirche Wesen und Erscheinung, Inneres und Äußeres nicht bloß für den Begriff unterschied, sondern beide zusammengehörigen Seiten für die Wirklichkeit auseinander riß und durch ausschließliche Betonung der einen Seite die Kirche verflüchtigte; so wie daß er die Gültigkeit und Wirksamkeit kirchlicher Amtshandlungen von der subjectiven Würdigkeit der Amtsinhaber abhängig machte, konnte die beabsichtete Kirchenumgestaltung allerdings nicht hervorbringen. Ohnedieß sah man selbst in den wirklich evangelischen Lehren darin durchweg ketzerische Bestrebungen und rechnete sie gleich dem Schisma zu den Übeln, die einer möglichst schleunigen und gründlichen Heilung bedürften.

2. Kapitel. Das Concilium zu Constanz.

1. Das Papstthum gedrittheilt. Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Gerson. Kaiser Siegmund und Papst Johann XXIII. Eröffnung des Conciliums. Abdankung der drei Päpste. Entweichung und Widerruf Papst Johanns. Reichsacht über Friedrich von Österreich.

Zur Abstellung der päpstlichen Spaltung waren schon verschiedene Versuche gemacht worden, welche bald von der Pariser Universität, bald von den Päpsten, bald von den Cardinälen ausgiengen und stets vergebens waren. Einmal wollten Benedict XIII, Papst zu Avignon, und Gregor XII, Papst zu Rom, zur Abdankung sich vereinigen und deßhalb in Savona eine Zusammenkunft halten: jener cassirte schon das Reisegeld ein, und blieb dann doch aus, so daß der Plan unterblieb.

Zur Heilung dieses länderverderblichen Kirchenschadens konnte es daher nur Ein Mittel geben, das aber so beschaffen war, daß es den „kühnen Bau Gregor's VII" untergraben mußte. Es bestand in einem Rückgriff in das frühere „freie Kirchenrecht," indem man den Streit vor eine allgemeine Kirchenversammlung zu bringen gedachte, unter die sich demnach der „Statthalter Gottes beugen sollte. Schon mehrmals hatte man eine solche in Vorschlag gebracht. Jetzt da die schismatischen Päpste Gregor XII und Benedict XIII die Geduld ihrer Parteien erschöpft hatten, so daß letzterer, dem die französische Kirche den Gehorsam aufkündigte, nach Perpignan in Spanien floh, der erstere aber seine Cardinale, die ihn zur Abdankung nöthigen wollten, zur Flucht zwang, — schrieben die römischen und avenionensischen Cardinäle auf den Rath Gerson's, des Kanzlers der Universität Paris, ein allgemeines Concilium aus, das 1409 in Pisa zu Stande kam und die beiden

Päpste absetzte, aber, die schon beschlossene Reform der Kirche verschiebend, erst den neuen Papst, Alexander V, wählte, der denn sogleich das Concilium auflöste und die Vorarbeiten zu einer Reformation einem in drei Jahren zu haltenden Concilium vorzulegen versprach. Da nun aber die beiden andern Päpste nicht weichen wollten, so erschien der Papst verdreifacht, das Papstthum gedrittheilt und die Kirchennoth größer, denn zuvor.

Das hohe Ansehen der Pariser Universität in der theologischen Wissenschaft und das bereits erlangte Gewicht des französischen Königthums in der Politik der europäischen Staaten und folglich auch der Kirche, gab dem auch in andern römisch-christlichen Staaten erwachenden Bewußtseyn über die Gesunkenheit des Papstthums erst den gehörigen Ausdruck. Gelehrte Männer, wie Nicolaus von Clemangis, Peter von Ailly, Johann Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. a. schilderten die unersättliche Herrsch- und Habsucht der Päpste und die Üppigkeit und Verderbtheit des Klerus und erwiesen die Nothwendigkeit einer Abhülfe. Unter diesen Stimmführern jener Zeit stand **Gerson** oben an. Sein eigentlicher Name war Johann Charlier aus Gerson (bei Rheims.) Er lehrte mündlich und schriftlich, daß zwar ein sichtbares Oberhaupt der Kirche zur Aufrechthaltung der Ordnung und Einheit nothwendig sey, daß aber über demselben die Kirche stehe, welche durch das allgemeine Concilium dargestellt werde; daß demnach das allgemeine Concilium in dieser Eigenschaft über den Papst erhaben und daher berechtigt sey, über ihn zu richten, seine Gewalt nach Umständen zum Besten der Kirche zu begränzen, ja ihn selbst zu entsetzen. Gerson's Forderung einer reformatio ecclesiae in capite et membris eignete sich zwar das Pisaner Concilium an; sie war aber bei der ungeistlichen Stimmung seiner meisten Glieder nicht durchzuführen. — Papst Benedict in Perpignan hatte nur Spanien und Schottland —, der 80jährige Gregor in Rimini Deutschland und Neapel —, Alexander in Rom den übrigen Occident zum Anhang. Alexander starb bald in Bologna und bekam zum Nachfolger Johann XXIII. Dieser (mit dem Familiennamen Balthasar Cossa) ein Mann von keckem Trotz, war in seiner Jugend Seeräuber gewesen und zeigte auch nachher in den hohen geistlichen Stellen, zu denen er sich emporzuschwingen wußte, einen schlimmen Character, dem man sogar die Vergiftung seines Vorgängers zutraute. Er hatte weder von seiner geistlichen Würde, noch von der Gefahr, in der das Papstthum schwebte, eine Vorstellung.

Zwar schrieb nun Johann XXIII selbst ein allgemeines Concilium nach Rom aus, in der Hoffnung, die damit für das Papstthum verbundenen Gefahren durch seine Künste abwenden zu können. Allein da Niemand seinen Ränken traute, so fand sein Ruf keine Folge. Man forderte mit Gerson ein vom Papste ganz unabhängiges, freies allgemeines Concilium, und da auch die verschiedenen auswärtigen Höfe darauf drangen, so unterzog sich Kaiser Siegmund dieser Sorge und drang in den Papst Johann, dasselbe auszuschreiben. Da dieser sich ohnedieß vor dem gegen Rom vordringenden König Ladislaus von Neapel nach Bologna flüchten mußte, so ließ er sich in der Hoffnung, an dem Kaiser eine Stütze zu bekommen, dazu bereit finden, unter der Bedingung jedoch, daß es in Italien gehalten werde. Weil aber der Kaiser von seinem Vorschlag, es in Kostnitz (Constanz) am Bodensee zu halten, nicht

abgieng, so fügte sich Johann darein und am 5. Nov. 1414 wurde das Kostnitzer oder Constanzer Concilium von ihm in Gegenwart einer außerordentlicher Menge höchster und hoher geistlicher und weltlicher Synodalen mit der größten Pracht und Feierlichkeit eröffnet.

Papst Johann war mit einem Gefolge von 600 Personen gekommen, darunter sich eine große Zahl italienischer Bischöffe und Prälaten befand, durch die er bei der Abstimmung zu siegen hoffte. (Als er auf seiner Hinreise zum Concil beim Kloster Arlberg mit dem Wagen umgeworfen wurde, sagte er zum großen Anstoß der zu Hülfe herbeigeeilten Landleute: „Hier lieg' ich in's Teufels Namen, wär ich in Italien geblieben!“ und als er vom Berg aus nach Kostnitz hinunterfuhr, sagte er, auf dasselbe deutend: „Das sieht ja aus, wie eine Grube, in der man Füchse fängt!“ Geistlicher Seits waren beim Concil ferner zugegen die Stellvertreter der beiden andern Päpste, drei Patriarchen (von Jerusalem, Constantinopel und Aquileja), die Großmeister aller geistlichen Ritterorden, 22 (später 33) Cardinäle, 20 (später 145 Bischöffe, 83 Weihbischöffe, 124 (später 300) Äbte, die Abgeordneten von mehreren (später 33) Hochschulen, viele Doctoren der Theologie (darunter der berühmte Kanzler Gerson), 300 Graduirte des römischen und canonischen Rechts, so wie anderer Wissenschaften, 1800 (später an 5000) Priester und eine große Anzahl Mönche. Von weltlicher Seite erschienen die Gesandten des griechischen Kaisers und der Könige von Frankreich, England, Schottland, Spanien, Portugal, Neapel, Sicilien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Böhmen, Polen, Ungarn, Cypern, der litthauischen, wallachischen und russischen Fürsten, selbst ein türkischer Gesandter, — alle mit zahlreichem Gefolge. Der Kaiser, von seiner Gemahlin begleitet, traf mit seinem glänzenden Gefolge erst später ein. — Außerdem fanden sich während der Dauer des Concil's 1700 Schauspieler, Musiker und Gaukler, fast 1000 leichtfertige Dirnen, eine Unzahl von Kaufleuten, Handwerkern 2c. ein. Gewöhnlich zählte man 80,000 zuweilen über 100,000 Menschen in und um Constanz, die sich in den verschiedensten Absichten einfanden, so daß diese Stadt vier Jahre hindurch der Schauplatz der buntesten Welt aus allen Theilen Europa's war. — Für die äußere Ordnung im Allgemeinen hatte der rheinische Pfalzgraf (Ludwig der Bärtige), als Stellvertreter des Kaisers, zu sorgen.

Gleich Anfangs wurden Bestimmungen getroffen, an welchen Papst Johann, der das Concil nur als eine Fortsetzung des pisanischen betrachtet wissen wollte, seine Hoffnungen schon im Voraus scheitern sah. Auf den Vorschlag des Cardinals Peter von Ailly, dem der Kaiser beitrat, beschloß man vor Allem, nicht nach der Kopfzahl der Prälaten (Erzbischöffe, Bischöffe und Äbte), sondern nach den vier Hauptnationen, an welche die andern vertheilt waren, abzustimmen, weßhalb dem Papste die Menge seiner mitgebrachten Italiener nichts half; ferner wurde durchgesetzt, daß man sich nicht bloß mit Hebung des Schisma und Tilgung der Ketzereien, sondern auch mit einer Reformation der Kirche selbst zu beschäftigen habe, welchen letztern Zweck Johann als eine Nebensache zu behandeln gedacht hatte.

Die vier Nationen waren die deutsche, welcher die Ungarn, Böhmen, Polen, Dalmatier, Griechen, Kroaten, Preußen und Russen —, die gallische oder französische, welcher die Normannen, Spanier und Portugiesen —, die englische, welcher die Irländer, Schottländer, Dänen, Norweger und Schweden zugerechnet wurden —, die italische, welche aus den Provençalen, Lombarden, Römern, Venetianern, Neapolitanern, Siciliern bestand. Die Abgeordneten jeder der vier Haupt-Nationen stimmten

zuerst in besondern Versammlungen und was auf diese Weise durch drei Nationen gleichmäßig beschlossen wurde, galt als Conciliumsbeschluß. In allen Kirchensachen, die nicht bloß das Dogma (die Glaubensartikel) betrafen, durften auch die Universitätsgelehrten, Könige und Fürsten mitstimmen. (Bei der Papstwahl selbst mußten es sich die 23 Kardinäle gefallen lassen, daß ihnen noch 30 Abgeordnete des Concils, je 6 aus jeder Nation beigegeben wurden, was bereits eine Hinneigung zu einer demokratischen Richtung des Concils vorandeutete, die das spätere Basler Concil vollends einnahm.)

Eine wichtige Folge dieser Abstimmungsweise war, daß, als es an die Abstellung des Schisma gieng, durch die Stimmen der Deutschen, Franzosen und Engländer vor Allem die Abdankung der drei Päpste beschlossen wurde. Papst Johann suchte zwar durch alle möglichen Künste diesen Schlag von sich abzuwenden; allein da besonders die Deutschen fest blieben und zugleich eine Anklageschrift gegen ihn verbreitet wurde, worin alle Schändlichkeiten seines Lebens und seiner Regierung (wenn auch ein Theil mit Übertriebenheit) aufgezählt waren: so hielt er es für das Klügste, in seine Abdankung zu willigen und sie nach noch einigen Winkelzügen zu unterschreiben (2. März 1415). Sein Versuch, durch seinen Anhang das Concil nach Nizza zu verlegen, scheiterte an dem Beschluß des Concils, daß Niemand vor Beilegung des Schisma Constanz verlassen dürfe. Dennoch wußte er mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Österreich (Leopold's Sohn) nach Schaffhausen und von da nach Freiburg im Breisgau zu entweichen, um durch diesen Schritt, so wie durch einen förmlichen Widerruf seiner Abdankung das Concilium zu sprengen. Allein seine Flucht verschlimmerte nur seine Sache und zog dem Herzog Friedrich den Verlust seiner Besitzungen zu.

Herzog Friedrich nämlich war, als Habsburger, von Anfang an gegen den luxemburgischen Kaiser und gegen das von ihm zu Stande gebrachte Concil gestimmt, und Papst Johann hatte ihn schon auf seiner Hinreise nach Constanz für sich gewonnen. Um dem Papste die Flucht zu erleichtern, hielt Friedrich ein glänzendes Turnier vor der Stadt, und während Alles hinausströmte und die Festlichkeit anschaute, ritt der Papst als ein gemeiner Reiter verkleidet, mit der Armbrust an der Seite und mit einem Knaben vor sich auf dem Sattel, zur Stadt hinaus und entkam über den See nach Schaffhausen, das zum Gebiet des Herzog gehörte, der ihm sogleich auch dahin nachfolgte. — Die Entweichung des Papstes aus Constanz brachte wirklich einen solchen Schrecken unter das Volk und die Fremden, daß der Kaiser selbst, in einem feierlichen Zug in der Stadt umherreitend, die Fortdauer des Concils verbürgte, und darauf den Herzog zur Rückkehr einlud, wenn er nicht als Majestätsverbrecher behandelt seyn wollte. Abgeordnete des Concils suchten auch den Papst zur Rückkehr oder zur unbedingten Entsagung zu bestimmen. Aber beide trotzten fort. Johann, der nun nach Freiburg entfloh, widerrief sogar allenthalben seine Abdankung. Dagegen erklärte nun das Concilium ausdrücklich, daß es seine Gewalt unmittelbar von Christo habe, daß also auch der Papst sich ihm unterwerfen müsse, und gebot ihm die Rückkehr.

Der Kaiser seinerseits sprach über den Herzog der Reichsacht aus und ließ sie sogleich durch ein Reichsheer, das Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, führte, vollstrecken. An 400 Nachbarn (meist südliche) sagten dem Herzoge Fehde an, und noch ehe er sich rüsten konnte, gewann der Burggraf Schaffhausen für das Reich, zertrümmerten die Berner sein Stammschloß Habsburg und nahmen den Aar-

gau weg; die Züricher eroberten Baden, und andere Eidgenossen andere habsburgische Städte und Burgen. So von allen Seiten gedrängt, sah sich Friedrich gezwungen, den Kaiser vor versammelten Reichsständen fußfällig um Gnade zu bitten und in einer Urkunde alle seine Lehen im Breisgau, im Elsaß, in Tyrol, in Schwaben und im Innthal in die königliche Macht zurückzustellen (daher er fortan den Spottnamen „Friedrich mit der leeren Tasche" bekam.) Auch sollte er mit seiner Freiheit noch so lange haften, bis man den Papst zurückgebracht habe.

Dem Papst Johann halfen seine trotzigen Antworten nichts: er wurde durch den Burggrafen Friedrich gefangen nach Radolfszell gebracht und mußte sich dem Gerichtsausspruch des Conciliums fügen, das ihn am 24. Mai 1415 wegen Wuchers, Verschleuderung des Kirchenguts und Entehrung der päpstlichen Würde förmlich entsetzte und ihn nach Heidelberg bringen ließ, um ihn noch einige Jahre in Haft zu halten. — Von den beiden andern Päpsten dankte der alte Gregor XII zu Rimini freiwillig ab und erhielt die Legation in der Mark Ancona; Benedict XIII aber in Perpignan widersetzte sich hartnäckig, und selbst Siegmund, der eigens deßhalb nach Spanien reis'te, vermochte ihn nicht zu überreden. Als ihm aber auf des Kaisers Betrieb die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland den Gehorsam aufkündigten, sprach das Concilium die Absetzung über ihn aus, und nichts half es ihm mehr, daß er von seinem Familienschloß im Valencianischen aus auf alle Welt den Bann legte und bis an sein Ende dabei beharrte.

Zu dieser Reise nach Spanien hatte Siegmund, wie er das schon früherhin mehrmals auch zur Bestreitung seiner vielen sonstigen Bedürfnisse gethan hatte, bei dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, seinem Statthalter in Brandenburg (wo derselbe durch Tapferkeit und Klugheit den stolzen Adel gedemüthigt und die fast aufgelöste Landesverwaltung wieder hergestellt hatte) Geld aufgenommen, so daß er ihm nun eine Gesammtsumme von 400,000 Ducaten schuldig war, wofür er dem Burggrafen mit Wenzel's Einwilligung, die Mark Brandenburg verpfändete. Auch verlieh ihm Siegmund, gleich nach der an dem Herzog von Österreich vollstreckten Reichsacht, die Kurwürde und das Erzschenkenamt und ließ ihn noch zu Kostnitz in das Kurfürstencollegium einführen. Da er ihm aber nachher jene Schuld nicht zurückzahlen konnte, so erließ er ihm die Mark als ein Lehen, und dadurch wurde der Grund zur Macht des hohenzollern-preußischen Hauses gelegt.

2. Hus mit kaiserlichem Geleite vor dem Concil. Anklage und Gefangennehmung. Der Abendmahlstreit in Böhmen. Hieronymus in Constanz. Hus im Verhör. Seine Verdammung. Hus auf dem Scheiterhaufen. Wahl des neuen Papstes (Martin V). Unterbleiben der Reformation.

Hierauf erklärte das Concil, daß ohne seine Beistimmung kein neuer Papst und dieser nicht aus den drei bisherigen Päpsten gewählt werden könne. Nachdem man alsdann durch eine feierliche Procession vor den Augen aller Welt dargethan hatte, daß die einst von den Bischöffen besessene, ihnen durch den Papst entrissene Gewalt von deren bisherigem Alleinbesitzer an die Kirchenversammlung, als Stellvertreterin der Kirche, übergegangen sei, schritt man zum zweiten Hauptziel, das sich die Ver-

sammlung gesteckt hatte, zur Ausrottung der Ketzerei, wobei es sich erproben sollte, ob mehr Weisheit und Untrüglichkeit vorhanden, wann die Gewalt bei Vielen, als wann sie bei Einem ist.

Da Johann Hus als Hauptvertreter aller Ketzerei angesehen wurde, so sollte nun dieser Mann von denselben Stimmführern der Zeit, die das Verderben der Kirche in der Schändung des Papstthums durch dessen unwürdige Vertreter erblickt und durch Selbstausübung der Papstgewalt sich über den Papst gesetzt hatten, wegen seines Widerspruchs gegen das Papstthum verurtheilt werden.

Bereits ist erwähnt worden, daß sich Hus selbst auf ein Concilium berufen hatte. Als er von dem Zustandekommen desselben erfuhr, kehrte er nach Prag zurück und erklärte, daß er selbst nach Kostnitz gehen und seine Sache der Entscheidung des Concils überlassen wolle. Wenzel verschaffte ihm daher von seinem Bruder Siegmund einen Geleitsbrie und gab dem Hus drei vornehme böhmische Edelleute zur Begleitung mit

Bei seiner Ankunft in Kostnitz schien sich die ahnende Besorgniß, mit der er in seinem Abschiedsschreiben an seine Glaubensgenossen in Böhmen von einem möglichen Zeugentod gesprochen hatte, ungegründet zu erweisen, da der Papst Johann (der acht Tage vor ihm dort angekommen war) auf die Bitte der böhmischen Herren um Schutzgewährung, nicht nur antwortete: „Er soll Sicherheit haben, wenn er auch seinen Bruder ermordet hätte!" —, sondern auch den auf ihm liegenden Bann aufhob. Allein wenige Wochen darauf traten seine Gegner (an deren Spitze Stephan Palecz aus Böhmen, der früherhin auf Husens Seite gegen die Ablaßkrämer gewesen war, und Michael de Causis standen) mit der Anklage wycleffitischer Ketzereien gegen ihn auf, die seine gefängliche Haft nach sich zogen. Sogleich wandte sich der edle Johann von Chlum, einer jener drei böhmischen Begleiter, mit einer Beschwerde über das gebrochene Geleite an den damals noch nicht angekommenen Kaiser. Dieser gab zwar Befehl zu seiner augenblicklichen Freilassung; indeß das Ansehen des Papstes und der Cardinäle war größer und der kaiserliche Befehl wurde nicht vollzogen.

Die Anklage gegen Hus wurde auch durch den Abendmahlsstreit verschärft, den Jakob von Mieß in Prag, während Hus in Kostnitz war, durch die Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten (sub utraque forma) anregte, indem er nämlich auch den Laien den Kelch reichte, der ihnen erst seit 1215 durch einen von Innocenz III bestätigten Beschluß des Lateranconciliums entzogen worden war. Die Scholastiker hatten nämlich gelehrt, sowohl im Brod allein, als auch im Wein allein sey der ganze Christus enthalten, weßhalb der Schluß nicht ferne lag, daß eine dieser Formen überflüssig sey, — eine Ansicht, welche die Geistlichkeit um so begieriger ergriff, als sie dadurch, daß sie sich den Kelch (mit dem Brode) vorbehielt und den Laien nur das Brod gab, ihren Vorzug darzuthun und ihr Ansehen zu erhöhen gedachte. Es dauerte indeß noch bis in's 14. Jahrh. hinein, bis diese neue Satzung im Abendlande völlig durchdrang. In Böhmen war der alte Gebrauch der Doppelform erst unter Karl IV vollends abgeschafft worden. Bei den in Böhmen also

noch vorhandenen Erinnerungen an den alten Gebrauch konnte Jakob von Mieß leicht durchdringen, und alle Gegenkirchlichen traten ihm sogleich bei, weil sie sich freuten, in diesem Puncte zwischen der Kirche und dem Evangelium einen so grellen Widerspruch gefunden zu haben. — Hus, der in seinem Gefängniß davon erfuhr, billigte dieses Beginnen, und schrieb, obwohl er krank war, eine eigene Schrift, worin er den Laienkelch vertheidigte.

Allein nicht sowohl seine abweichenden Lehren über Kirche und Papstgewalt, davon viele sich selbst in den Schriften eines Gerson, d'Ailly, Clemangis, Zabarella u. a. fanden, als noch mehr der Parteihaß seiner deutschen und französischen Universitätsgegner war es, was seiner Lage eine verhängnißvolle Wendung gab.

Gerade jene Wortführer des Concils stellten dem Kaiser vor, daß er nach canonischem Rechte einem Ketzer nur in soweit Schutz gewähren dürfe, als die demselben verbürgte Sicherheit sich nicht auf die Rechte der kirchlichen Gerichtsbarkeit ausdehne. War dies nun auch richtig, so verkannte doch dabei Siegmund seine Stellung so sehr, daß er, nach kurzem Einspruch, den Angeklagten dem Concil zu ungehindertem Verfahren überließ und sich zum Vollstrecker des Urtheils hergab.

Der noch vorhandene officielle Concilbeschluß, der stets von Theologen und Juristen angeführt wird, erkennt zwar allerdings die Verpflichtung des Fürsten an, alles zur Aufrechthaltung des Sicherheitsversprechens zu thun, verwahrt sich aber gegen die etwaige Meinung, daß die verbürgte Sicherheit bis zu einem Eingriff in die kirchliche Jurisdiction gehen dürfe. Ein anderes, von Gieseler neuerdings in Wien aufgefundenes Decret, welches jene Verpflichtung läugnet und behauptet, einem Ketzer sey nach göttlichem und menschlichem Recht keine Treue zu halten, ist nicht mit dem Placet des Conciliums versehen und war wohl bloß das Concept einer Partei im Concil, welche durch die klügere Mäßigung der Mehrheit, von welcher der eigentliche Canon herrührt, überstimmt wurde. Aber eben diese heftige Partei scheint dem Kaiser vorzugsweise in den Ohren gelegen und ihn zu der kläglichen Haltung, die er in der ganzen Sache bewies, bestimmt zu haben. — Übrigens ist das Bemühen, den Geleitsbrief, weil er nicht ein „in der strengsten Form ausgestellter salvus conductus" gewesen wäre, als einen bloßen „Reisepaß" darzustellen, auch nicht stichhaltig. Ausdrücklich heißt es in demselben, daß man ihn durch alle Orte „frei und ohne Hinderniß durchziehen, stehen, wandeln, still liegen und frei wieder heimziehen lassen, auch ihm und den Seinen, wo es die Noth erfordern würde, zu freiem, sichern Geleit verhelfen und sie damit versorgen solle: Alles zu Ehren und Achtung Unserer Majestät." — Allerdings konnte kein Geleitsbrief gegen die Verurtheilung des geistlichen Gerichts schützen; das wußte auch Hus (obwohl er bei seiner Berufung auf das Concil die Hoffnung gehegt haben mochte, daß dasselbe gelinde urtheilen, wenigstens nicht zum Äußersten schreiten werde); aber der peinliche Spruch und die Vollziehung desselben gehörte nicht vor die weltliche Obrigkeit von Constanz, sondern vor seine weltliche Obrigkeit in Böhmen; und jedenfalls hätte der Geleitsbrief gegen eine Gefangennehmung vor dem Zeitpunct des förmlichen Verhörs schützen sollen. Eine neue Beschwerde der böhmischen Begleiter Husens über dessen Verhaftung hatte sogar die Folge, daß Hus aus seiner anfänglich gelindern Haft in ein ungesundes Gemach des Dominicanerklosters versetzt wurde, wo er bald in eine gefährliche Krankheit verfiel.

Vergebens bat er um einen Anwalt: man verweigerte ihm denselben, als einem Ketzer: „So sei denn, antwortete Hus, der Herr Jesus Christus mein Anwalt, der auch Euch bald richten wird!"

Indessen nahmen die Verhandlungen mit dem Papst Johann die Aufmerksamkeit des Concils lange in Anspruch, und Husens Feinde hatten Zeit, „ihr Opfer einstweilen im Stillen zu schmücken." Nachdem sodann der aller möglichen Lasterthaten überführte Papst sein Urtheil empfangen hatte und in leichter Haft der Zeit entgegensah, in der er wieder der Freiheit und einem üppigen Leben zurückgegeben wurde, sollte der fromme böhmische Lehrer für seine Fehlgriffe überwallender sittlicher Empörung über den argen Mißbrauch der Kirchengewalt den Kelch der Leiden bis auf die Neige leeren.

Schon am folgenden Tag nach der Flucht des Papstes aus Kostnitz wurde Hus vom Concil dem Kostnitzer Bischoff übergeben und durch diesen auf das feste Schloß Gottlieben (Gottleben) gebracht. Einige Wochen darauf kam auch Hieronymus in Constanz an — sey es durch sein Gewissen oder durch Vorwürfe Anderer getrieben, — seinen Freund in dieser Noth nicht im Stiche zu lassen. Als er aber die Gefahr erkannte, in der Hus schwebte, verließ er die Stadt wieder und erklärte von Überlingen aus, sich vor dem Concil verantworten zu wollen, wenn man ihn vor etwaiger Verurtheilung nicht verhaften würde. Weil aber das Concil eine zweideutige Antwort gab, so machte er sich auf den Rückweg, verrieth sich jedoch zu Hirschau durch heftige Reden gegen das Concil und wurde in Ketten nach Kostnitz gebracht. Dieser Umstand, verbunden mit der Nachricht von weitern, mit gewaltsamen Unruhen verbundenen Fortschritten der Kelchvertheilung in Böhmen, wirkten nachtheilig auf Husens Lage, und fast wäre er ungehört verdammt worden, wenn nicht doch der Kaiser auf einem offenen Verhöre bestanden wäre.

Am 5. Juni wurde Hus vor die (im Refectorium des Franziscanerklosters zu Kostnitz) versammelte Congregation geführt. Als ihm zuerst seine Bücher zur Anerkenntniß vorgelegt wurden, erklärte er, im Fall sie Irrthum enthalten sollten, sich zum Widerruf bereit. Nach geschehener Vorlesung der 47 Klagepuncte, welche zum Theil fälschlich ihm zugeschriebene, zum Theil verkehrt oder ungenau aufgefaßte Lehren desselben enthielten, erhob sich unter den Prälaten ein solcher betäubender Sturm, daß Hus nicht zum Wort kommen konnte, und als man ihn endlich anfangen ließ, überschrie man ihn gleich wieder so sehr, daß er schwieg. Dieses Schweigen wurde für Zugeständniß genommen, und fast wäre er jetzt schon verurtheilt worden, wenn nicht einige Gemäßigte die Verschiebung der Entscheidung bewirkt hätten. In den zwei folgenden Versammlungen, welche in Gegenwart des Kaisers mit etwas mehr äußerer Ordnung gehalten wurden, vertheidigte sich Hus mit Ruhe und Bescheidenheit. Er machte mehrere Anklagen und Zeugschaften durch eben so scharfsinnige, als rechtgläubige Erklärungen zu nichte, die andern schwächte er wenigstens so, daß man ihm von einer andern Seite beizukommen suchte und ihm vorwarf, daß er mit seinen Lehren auch die Rechte der Throne gefährde. Übrigens wollte man keinen Anklagepunct zurücknehmen und muthete ihm eine unbedingte Abschwörung aller in der Anklage ihm

zur Last gelegten Irrthümer, also auch der ihm mit Unrecht vorgeworfenen, zu. Dazu aber, sagte er, könne er sich nicht verstehen, weil er damit „das Volk Gottes" ärgern würde, das ehemals in seinen Predigten das Gegentheil von ihm gehört habe; doch bezeuge er vor Gott, daß er bereit sey, seine Meinung zu ändern, sobald das Concilium ihn mit Gründen der heiligen Schrift darüber würde belehrt haben.

Darauf nun ließ sich das Concilium nicht ein. Freilich standen sich hier zwei Prinzipe einander gegenüber, zwischen denen es keine Vermittlung gab, und vom Standpuncte der damaligen Kirche und ihrer Praxis ließ sich, noch dazu bei der Stimmung vieler seiner vom Prager Universitätsstreit her gereizten Gegner, keine Gnade, geschweige denn ein anderer Spruch erwarten. Und so wurde Hus in der letzten, zu seiner Verdammung anberaumten Sitzung am 6. Juli 1415 nach nochmaliger Verlesung vieler ihm zur Last gelegten Klagepuncte, denen er vergebens seinen Protest entgegensetzte, der Priesterwürde entkleidet, darauf dem weltlichen Arm übergeben und zum Feuertod verurtheilt, den er auf einer Rheininsel unter brünstigem Gebet und mit dem standhaftesten Glaubensmuth erlitt.

Zwischen der vorletzten und letzten Sitzung lagen fast vier Wochen, während welcher man im Gefühl der Gefährlichkeit eines Todesurtheils alles Mögliche versuchte, ihn zum Widerruf zu bewegen. Selbst sein Hauptankläger Palecz besuchte ihn im Kerker und stellte ihm vor, daß die Schande des Widerrufs nicht so groß sey. Aber Hus entgegnete, daß eine Verurtheilung als Ketzer und der Feuertod doch wohl eine größere Schande sey, und doch wähle er sie: wie er ihm denn zumuthen könne, etwas wider sein Gewissen zu thun? Daß darauf Palecz selbst weinte, beweist, wie viel gerade diesem daran lag, durch Husens Widerruf die Schmach künftigen Vorwurfs von sich und dem Concilium abzuwälzen. Auch der Kaiser sandte aus dem gleichen Grunde eine förmliche Deputation in das Gefängniß, ohne jedoch etwas auszurichten. — „Es geschehe, schrieb Hus an seine böhmische Gemeinde, des Herrn Wille, der an mir erfüllt werde um seiner Ehre und meiner Sünden willen." — Und so erfolgte, was nicht mehr zu wenden war. Am 6. Juli (seinem Geburtstage) wurde Hus vor das ganze, in der Domkirche zu seiner Verurtheilung versammelte Concil gestellt und nach gehaltener Predigt über Röm. 6, 6. die Reihe der ketzerischen Artikel (darunter z. B. auch vorkam, er habe eine Viereinigkeit gelehrt, seine Berufung auf Christus sey eine Gotteslästerung ꝛc.) vorgelesen. Alle seine Erläuterungen und Berichtigungen wurden mit dem Gebot des Schweigens zurückgewiesen, selbst als er sie im Namen des allmächtigen Gottes bat, ihn ruhig anzuhören. Als er unter Anderm sagte, daß er frei und ungezwungen zu diesem Concil gegangen sey, einzig im Vertrauen auf das ihm gegebene Wort des hier anwesenden Kaisers, richtete er dabei seine Augen starr auf denselben, so daß Siegmund erröthete. — Nach verkündigtem Urtheil, daß er als unverbesserlicher Ketzer seines Priesteramtes zu entsetzen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben sey, betete Hus laut für seine Feinde, daß ihnen Gott vergeben möchte. Das rührte aber die Prälaten und Doctoren so wenig, daß manche vielmehr laut lachten. Darauf gebot man ihm, die bereitliegenden Priestergewande anzuziehen, und als er dieß gethan und dem Gebote des Widerrufs unter Thränen seine Weigerung entgegengesetzt hatte, wurde ihm von sieben Bischöffen jedes Stück der Priesterkleidung unter Spott und Hohn vom Leibe gerissen, wobei er sich selbst zur Stärkung seines Glaubens das Beispiel Jesu vorhielt. Als

man ihm den Kelch mit den Worten aus der Hand riß: „Verdammter Judas, wir nehmen diesen Kelch von dir, worin das Blut Christi dargebracht wird!" sagte er: „Ich aber hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß er den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, sondern daß ich mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reiche davon trinken werde" Als bei den Worten der Verurtheilung, daß man ihn der weltlichen Macht übergebe, Einige hinzufügten: „und seine Seele dem Teufel!" entgegnete Hus: „Und ich empfehle meinen Geist in Deine Hände, du mein Heiland Jesus Christus!" — Zuletzt ward ihm eine spitze, mit Teufeln bemalte Papiermütze mit der Umschrift: „Häresiarcha" (Erzketzer) mit den Worten aufgesetzt: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln!" — wobei er äußerte, daß sein Heiland eine Dornenkrone für ihn getragen und zu noch schmachvollerem Tode gegangen sey. — Endlich nahm der Kaiser das Wort und befahl dem Pfalzgrafen, „ihm zu thun wie einem Ketzer!" Somit ward er dem Vogt von Kostnitz übergeben, daß er ihn verbrennen lasse. — Bei dem Hinauszug zum Richtplatze betete Hus viel; als er am Holzstoß angekommen war, fiel er auf die Kniee und betete so inbrünstig, daß das Volk sich laut wunderte, daß ein Ketzer das so könne. Eine Rede an das Volk zu halten, ward ihm untersagt. Als er schon mit sechs feuchten Stricken und einer Kette an den Pfahl gebunden war und Jemand rief, es zieme sich nicht, daß ein so arger Ketzer mit dem Angesicht gen Morgen schaue, ward er wieder losgebunden und gen Abend gerichtet. Schon war er bis an den Hals mit Stroh umlegt, da bot ihm der Pfalzgraf noch einmal Rettung an, wenn er abschwören wolle; allein Hus rief laut: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß alle meine Lehren und Schriften nur die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in's Reich Gottes zu führen: jetzt will ich die Wahrheit, die ich geprebigt, mit dem Tode besiegeln!" — Darauf gab der Pfalzgraf das Zeichen zum Anzünden, und als die Flammen emporloderten, hörte man ihn zweimal laut rufen: „Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich mein!" Ein plötzlicher Windstoß trieb ihm hierauf die Gluth so ins Gesicht, daß er das drittemal diese Worte nicht vollenden konnte. Doch bemerkte man durch die Flamme hindurch, „wie sich noch seine Lippen bewegten, bis er verschied." — So starb Johannes Hus, schon damals von vielen Mitgliedern des Conciliums als ein Zeuge jenes Lichtes erkannt, welches, unter der Asche fortglühend, 100 Jahre später zur Flamme angewachsen, die ganze Kirche durchglühen und läutern sollte.

Als er verbrannt war, wurde seine Asche gesammelt und in den Rhein geworfen, damit seine Anhänger nichts von ihm als Heiligthum verehren könnten. — Die Erzählung, daß Hus bei seiner Hinrichtung mit Anspielung auf seinen Namen Hus, welcher im Böhmischen „Gans" bedeutet, gesagt: „Heute verbrennt ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet braten können!" und damit auf Luther geweissagt habe, — ist zwar spätern Ursprungs, jedoch entstanden aus der Anwendung vieler Äußerungen Husens über den einstigen Durchbruch des evangelischen Lichtes.

Das gleiche Schicksal traf fast ein Jahr später den Hieronymus. Derselbe hatte nach einem viermonatlichen Aufenthalt in einem stinkenden Kerker, durch Krankheit und Elend gebeugt, bei einem ohnedieß durch Leidenschaftlichkeit getrübten Glauben, sich zum Widerruf verstanden. Da er aber doch nicht frei wurde, kam ihm die Reue, und als er allmählich wieder im Glauben wuchs, nahm er seinen Widerruf in öffentlicher Versammlung feierlich zurück und litt gleichfalls mit großer Fassung den Feuertod.

Das verhängnißvolle Urtheil, welches diese „Versammlung der Väter" über Hus unter starker, laut und vielfach geäußerter Meinungsverschiedenheit durchgesetzt, schien fortan wie ein innerer Bann auf ihr zu lasten, da sie nicht im Stande war, auch nur einige der billigsten Reformationsvor-

schläge durchzusetzen. Denn als nun das Concil an die Frage kam, ob die Abstellung der Mißbräuche des Papstthums oder die Wahl des neuen Papstes zuerst vorgenommen werden sollte, da zeigte sich's, daß das Concil seiner Aufgabe nicht gewachsen war.

„Dieselbe Partei, deren Stichwort die Reform gewesen war, schob sie noch beständig auf, bis dieses oder jenes gethan seyn würde. Das Concil genügte sich durchaus mehr in dem schmeichelhaften Beruf des höchsten Tribunals auf Erden, als in dem schweren eines Gesetzgebers. — Es fehlte zwar Wenigen derselben am guten Willen, aber fast Allen am Muth, den Kampf gegen die vielfach verzweigten Interessen zu beginnen, wie denn in der That, wurde die Reform einmal mit Ernst begonnen, nicht gut abzusehen war, wo sie endigen sollte. Als man mit den Päpsten fertig war und über die Ketzer Fluch und Scheiterhaufen verhängt hatte, trat, wie jedesmal nach dem Siege, die innere Spaltung, scharf hervor, diesmal die nationelle." (Voigt.)

Es drangen zwar die Deutschen mit den Engländern vor Allem auf die vorausgehende Vornahme der Kirchenbesserung, weil zu besorgen war, der neue Papst werde sich nicht so leicht zur Beschränkung seiner Gewalt verstehen; allein da es sich dabei auch um Einschränkung der Lebensweise sowohl, als der Einkünfte und Vorrechte der Geistlichkeit überhaupt handelte, so drangen die italienischen Bischöffe, zur Abwendung dieser Gefahr, auf vorausgehende Vornahme der Papstwahl und wußten (ohngeachtet die Deutschen, insbesondere Markgraf Friedrich von Brandenburg, auf's lebhafteste widersprachen) bald auch die Franzosen — und weitergehend, durch die Drohung mit ihrer Abreise, auch die Engländer auf ihre Seite zu ziehen. Und da zuletzt auch selbst viele deutsche Bischöffe, geschreckt durch die Drohung der übrigen, daß, wer nicht mit einstimme, für einen Feind des Friedens gehalten werden müsse, nicht Stand hielten, so sah sich Siegmund nach langem Widerstreben genöthigt, nachzugeben. Doch wurde zuvor beschlossen, der neue Papst dürfe vor vollendeter Reformation weder Kostnitz verlassen, noch die Kirchenversammlung aufheben; letztere müsse alle 10 Jahre (das erstemal schon nach 5 Jahren) gehalten werden, um durch sorgfältige Revisionen das Reformwerk zu vervollkommnen.

Und so ward am 11. November 1417 der neue Papst aus der römischen Adelsfamilie Colonna gewählt, der, dem Heiligen des Tages zu Ehren, den Namen Martin V annahm und am 21. December mit einem außerordentlichen Gepränge in derselben Kirche gekrönt wurde, in welcher Hus war verurtheilt worden.

Bezeichnend dabei war, daß Siegmund, das Oberhaupt der „andächtigen, geduldigen und frommen deutschen Nation" (wie sie sich in einer frühern Denkschrift gegen die Papstwahl selbst genannt hatte) beim Krönungszuge zu Fuß das Pferd des Papstes am Zügel leitete und in der andern Hand einen dicken Stock hatte, womit er das andrängende Volk von Zeit zu Zeit in Respect hielt.

Martin, ein Mann von viel Festigkeit und Klugheit, war gewandt genug, in Kleinigkeiten nachzugeben, dagegen alles, was die Rechte und das Wesen der Hierarchie hätte schwächen können, festzuhalten. Dieß ge-

lang ihm besonders dadurch, daß er jeder einzelnen Nation in besondern Concordaten (Übereinkommnissen) gewisse Zugeständnisse machte (z. B. den Deutschen die Freiheit der Bischoffswahlen, den Franzosen die frühern gallicanischen Freiheiten einräumte), — Zugeständnisse, die aber nunmehr nicht als Pflichten, sondern als Vergünstigungen erschienen.

Somit war der Reformzweck der ganzen, mit so viel Aufwand an Zeit, Kraft und Geld abgehaltenen Versammlung vereitelt, und froh, in einer um Kostnitz herum ausbrechenden Seuche einen Vorwand zu haben, löste der Papst am 18. April 1418 das Concilium auf und verließ nach reichlichen Ablaßertheilungen und Segensspendungen mit großem Gepränge (wobei der Kaiser wieder des Papstes Zelter führte, die drei ersten Reichsfürsten die Zipfel der Scharlachdecke hielten und vier Grafen den Thronhimmel trugen) die Stadt Kostnitz, die, als auch der Kaiser abzog, wieder in ihre alte Stille zurücksank. Die Kirche selbst aber, welche daselbst wieder ihre äußere Einheit, aber nicht ihre Reinheit gefunden, sollte in der Gebundenheit, in der die Träger ihrer Gewalt sie hielten, noch länger verharren, damit das Verlangen nach ihrer Reinigung und Befreiung desto allgemeiner und zugleich tiefer und ernster werde.

3. Kapitel. Der Husitenkrieg und das Basler Concilium.

1. Die Utraquisten in Böhmen. Die Calixtiner; die Taboriten unter Ziska. Ausbruch der Gewaltthätigkeiten. Tod Wenzel's. Mißgriffe Siegmund's. Niederlage der Kreuzheere. Fürst Koribut. Ziska Herr in Böhmen. Fanatismus der Taboriten. Ziska's Tod. Die husitischen Parteien; die beiden Prokope. Vergebliche Anstrengungen des Kaisers und Papstes.

Unterdessen hatte die Lohe von Husens Scheiterhaufen ihren blutrothen Widerschein nach Böhmen geworfen. Der Schmerz über die Hinrichtung des geliebten Freundes und Lehrers, der Abscheu vor seinen Richtern und der alte Haß der Slaven gegen die Ausländer, insbesondere aber gegen die Deutschen und ihr „wortbrüchiges" Oberhaupt erregte die husitisch-gesinnten Böhmen auf's höchste. Bereits als die böhmischen Landherren auf ihre heftige Erklärung an das Concil eine wegwerfende Antwort erhalten hatten, waren sie auf einem Landtage übereingekommen, daß sie auf ihren Gütern das Wort Gottes frei predigen lassen, keinen Bannbrief annehmen, noch das Interdict eines inländischen Bischoffs zulassen wollten. König Wenzel selbst gab diesem auf sechs Jahre geschlossenen Bündnisse seine Zustimmung. Die von Jakob von Mies angefangene und von Hus gebilligte Wiedereinführung des Kelchs im Abendmahl hatte allgemeinen Beifall gefunden und obgleich Hus in seinen Briefen von allem gewaltthätigen Treiben und Drängen abgerathen hatte, so erlaubte sich doch das Volk, das, gern am Äußern hängend, in dem Kelch

den Hauptausdruck seiner gegenpäpstlichen Gesinnung gefunden hatte, wider die den Kelch verweigernden Priester mancherlei Gewaltsamkeiten. Die Nachricht von Husens Hinrichtung gab daher das Zeichen zu blutigen Verfolgungen widerstrebender Kleriker, besonders aber der Bettelmönche, so wie zur Plünderung von Klöstern. Zwar suchte Siegmund durch ein königliches Ausschreiben Husens Tod als eine „traurige Nothwendigkeit" darzustellen, die er vergebens hätte abzuwenden gesucht, und ermahnte zur Ruhe; allein die Stimme dessen, der durch seinen „Wortbruch" diese Nothwendigkeit herbeigeführt, fand kein Gehör und die Bewegung wuchs.

Bald schieden sich in der allgemeinen Gährung zwei Parteien, eine gemäßigte und eine heftige. Ein großer Theil der letztern sammelte sich im südlichen Böhmen und gründete auf einem steilen Berge im Bechiner Kreise eine feste Stadt, die sie Tabor nannten. In Prag selbst vereinigte sich 1417 der hussitische Theil des Adels und der Bürgerschaft zur Durchführung der Kelchaustheilung. Bald fanden sich entschiedene Führer, wie Nicolaus von Husinecz, der den Tod seines Freundes Hus zu rächen brannte, und der kluge und tapfere, aber trotzig wilde Johann von Troczuow (Trautenau), genannt **Ziska** d. i. der Einäugige, weil er ein Auge verloren hatte, und gaben der seit Martin's Ketzerbulle (1418) nur noch furchtbarer drohenden Bewegung Einheit und Nachdruck.

König Wenzel selbst, der anfangs den Husiten geneigt war, erschrak jetzt vor den wachsenden Unruhen und ließ, in der Meinung, durch Strenge etwas auszurichten, viele Ruhestörer gefangen setzen. Ein großes religiöses Fest der Utraquisten (so hieß man die Vertheidiger des Abendmahls unter beider Gestalt, sub utraque forma), welches Nicolaus von Husinecz den 23. Juli 1419 zu Prag in der Stephanskirche, die sie sich mit Gewalt zu diesem Zwecke öffneten, veranstaltete, steigerte ihren Fanatismus so, daß sie nach geendigtem Gottesdienste in feierlichem Zug, ihren Priester mit dem Kelche voran, nach dem Neustädter Rathhaus zogen und die Losgebung einiger Gefangenen ihrer Partei forderten. Da sie einen Abweis erhielten und zugleich vom Rathhause herab ein Stein geworfen wurde, der einen ihrer Priester traf, tobte die Menge, und Ziska an der Spitze der Wüthendsten stürmte in's Rathhaus und warf den Bürgermeister nebst zwölf Räthen aus den Fenstern hinab in die emporgehaltenen Schwerter und Spieße der Untenstehenden. Darauf wurden einige Klöster verwüstet und die Mönche mit Noth durch die Gemäßigten vom Tode gerettet. Auf die Kunde von diesen Ausschweifungen wurde König Wenzel von solchem Zorn ergriffen, daß ihn der Schlag traf, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb,

Da Wenzel kinderlos war, so fiel sein Erbe (Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz) an Siegmund; allein Mißtrauen und Haß stan-

den in Böhmen seiner Anerkennung im Wege. Nichts desto weniger hätte er durch schleunige und versöhnliche Maaßregeln mit Hülfe der Gemäßigten den Aufstand noch bezwingen können; allein seine Rücksicht auf Papst und Concil, so wie die in Ungarn sich erneuernde Türkensorge hielten ihn ab, und so gewannen die Hussiten Zeit, ihren Aufstand auszudehnen und sich zunächst der Festung Pilsen zu bemächtigen. Als sodann Siegmund nach seiner Rückkehr aus Ungarn die nach Brünn beschiedenen Stände mit Vorwürfen überhäufte und die Absetzung aller husitischen Beamten befahl, beschloß Ziska's Anhang, Siegmunden nie anzuerkennen, schlug einen Angriff auf Pilsen ab, befestigte Tabor noch stärker und wüthete mit Mord und Brand gegen Klöster und Klosterleute, so wie gegen katholische Gutsherren und ihre Untergebenen. Diese rächten sich nicht minder grausam und einmal stürzten die Bergleute in Kuttenberg 1500 Husiten in einen alten Schacht.

Anstatt nun gerade gegen Prag, das noch ruhig war, zu ziehen und es durch billige Bedingungen zu gewinnen, wandte sich Siegmund nach Breslau und ließ dort, auf den Rath des päpstlichen Nuntius, einen Prager Kaufmann, Namens Krasa, weil er Husens Verurtheilung ungerecht und das Concil unkatholisch genannt hatte, zur Stadt hinausschleifen und verbrennen, während der Papst einen Kreuzzug gegen die Böhmen predigen ließ.

Als hierauf der Kaiser in Böhmen einrückte, setzten sich die Prager in Vertheidigungsstand, boten aber dem Kaiser ihre Unterwerfung an, wenn man ihnen den Kelch lassen wolle. Da er aber auf Auslieferung der Waffen bestand, riefen sie den Ziska zu Hülfe. Dieser steigerte, während der Kaiser das übrige Reichsheer erwartete, den Muth der Prager zu solchem Fanatismus, daß Siegmund mit 100,000 Mann nicht im Stande war, Prag zu gewinnen, sondern nach vierwöchentlicher Belagerung sich zurückziehen mußte. Kaum hatte er sich entfernt, als sich in Prag die Parteien über die erneuerten Unterhandlungen mit dem Kaiser wieder unter einander entzweiten und Ziska mit den Taboriten von Prag abzog, um seine Vernichtungswuth gegen Alle im Lande zu richten, die nicht seiner Meinung waren.

Bei der Belagerung von Prag wandten die Deutschen bereits in großer Menge das Feuergeschoß und grobe Geschütz an (XVII. 4, 5), womit die Husiten anfangs noch wenig versehen waren. Dagegen waren diese von ihrem rastlosthätigen Führer in einer auf die Landesbeschaffenheit und Volksnatur berechneten Weise zum Krieg eingeübt worden. Die meisten waren mit eisenbeschlagenen Keulen, Dreschflegeln, Spießen und Feuerhaken bewaffnet. Beim Angriff auf die feindliche Reiterei riß der Böhme den Reiter vom Pferd und zerschmetterte ihn dann mit der Keule oder dem Dreschflegel, den er so zu schwingen wußte, daß einmal einer binnen einer Minute 28 Menschen erschlug. Ihre Lager waren mit Gräben und künstlich errichteten Wagenburgen umgeben; ihre festen Plätze, vor allen Tabor (die „Hoffnung Gottes" genannt) boten den stärksten Rückhalt. Vor Schlachten und Übungen erhöhten Gebete und Lobgesänge die Begeisterung, und die Vergleichung ihrer Kämpfe mit den

alttestamentlichen Kriegen des Herrn, sammt den daraus entlehnten und auf ihre Zustände angewandten Bildern und Benennungen vermehrten den Fanatismus der unwissenden Menge, welche die Gegner als „Kanaaniter" und „Philister", sich aber als das „Volk Gottes" und als die „Werkzeuge des Herrn" betrachtete, durch welche er bei der Nähe des jüngsten Gerichts alle Fürstenthümer des Erdkreises zertrümmern und das „neue Jerusalem" aufrichten werde. — **Ziska** selbst, der die strengste Mannszucht hielt und unbedingten Gehorsam forderte, war von mittlerer Statur, gedrungenem Körperbau mit fast kahlem Haupt, großer bebogener Nase, großem Mund, dabei von scharfem Verstand, unbeugsamem Willen, aufopfernder Hingebung an die Seinen, aber unmenschlicher Grausamkeit gegen Feinde, insbesondere gegen Priester und Mönche, an denen Blutrache zu nehmen er sich berufen hielt. Wiewohl es auch die Deutschen nicht an Grausamkeit fehlen ließen, vergalt er doch doppelt und ließ z. B. als die Deutschen während der Belagerung einige hussitische Priester verbrannten, 16 gefangene Deutsche in ausgepichten Fässern auf der Prager Stadtmauer vor den Augen der Belagerer verbrennen.

Während dieser Belagerung stellte sich auch der Unterschied zwischen den Gemäßigten (die man Kalixtiner oder Kelchner nannte) und den von Ziska geführten Taboriten besonders deutlich heraus. Als die Prager bei der erneuerten Unterhandlung mit dem Kaiser zu ihrer früheren Bedingung noch verlangten, daß man ihren Priestern die freie Predigt im Reiche gestatten solle, daß dieselben wegen Todsünden vor das weltliche Gericht gestellt werden und daß sie keine Güter besitzen sollten, — begehrten die Taboriten weitergehend Vernichtung aller Bücher, mit Ausnahme der Bibel, Verbannung aller Künste und Wissenschaften, als dem Heidenthum angehörig, Abschaffung aller Kirchen und Altäre, Aufhebung des Königthums, allgemeine Einführung der Volksherrschaft und — in einer ihrer Fractionen, den sogenannten Adamiten — völlige Gütergemeinschaft (also Communismus). Da die Prager in solche Rasereien nicht eingehen wollten, zog Ziska von Prag ab und fuhr nicht nur fort, gegen die Katholiken zu wüthen, sondern griff auch alle Übrigen an, die es nicht mit ihm halten wollten. Zwar verlor er vor der Feste Raby auch das zweite Auge, so daß er ganz blind war: deßungeachtet behielt er den Oberbefehl, ordnete mit gleicher Sicherheit Schlachten und Belagerungen an und hatte allenthalben Furcht und Schrecken zu seinen Vorläufern.

Dennoch trieben Angriffe von Außen die Parteien jedesmal wieder zur Einigung. Als daher der Kaiser mit einem neuen Heere 1421 in Böhmen einbrach, ward Ziska abermals nach Prag gerufen, von wo aus er den Kaiser wieder vertrieb und ihm bald darauf (6. Januar 1422) bei Deutschbrod eine solche Niederlage beibrachte, daß Siegmund mit genauer Noth entkam. Während Ziska hierauf in Mähren eindrang, wählten die Kalixtiner unter dem Einfluß des monarchisch-gesinnten Adels zu Prag den litthauischen Fürsten Koribut zu ihrem König, um dadurch der bereits in Prag eingerissenen Pöbelherrschaft ein Ende zu machen. Darüber entrüstet, zog Ziska, um mit seinen fanati-

schen Bauern die Volksherrschaft aufrecht zu erhalten, gegen die Prager aus, schlug sie 1424 in drei Treffen und wollte schon ihre Stadt stürmen, als sie sich, um vereint den wieder anrückenden Kaiser bekämpfen zu können, zu einem Sühnevertrag verstanden und den Ziska zum drittenmale bei sich aufnahmen.

Allein sein ihm gestecktes Ziel war gekommen; doch nicht durch Menschen-, sondern durch Gottes Hand sollte den Mann die Strafe für seine Auflehnung gegen alle Gottesordnung treffen. Als er nämlich wieder auszog, um mit seinen Taboriten den in Mähren eingedrungenen Herzog Albrecht von Österreich, den Schwiegersohn des Kaisers, zu bekämpfen, ward er unter den Mauern von Przibislav von der Pest dahin gerafft (12. October 1424).

Sogleich erstürmten die Taboriten diese Gränzstadt und zündeten sie sammt dem Schlosse, wie sie sagten, zu Ziska's Leichenfeier an. Sein Leichnam wurde im Münster zu Czaslau beigesetzt; sein Bildniß aber über dem Hauptthore zu Tabor angebracht. Die Sage, man habe seine Haut über eine Trommel gespannt, damit sie zu weitern Siegen wirble, schreckte lange die Gegner. Noch heute wird der Platz, wo das Zelt stand, in welchem er starb, öde gelassen und nicht umgeackert, gleich als „daure das scheue Entsetzen noch fort, das er im Leben verbreitet hatte."

Nach Ziska's Tod zerfielen die Husiten in vier Parteien: die einen, welche den Namen Taboriten fortführten, stellten sich nach Ziska's letztem Willen unter den Befehl des ehemaligen Mönchs Procopius (Holly), genannt der Größere; neben ihnen bestanden die Horebiten, so genannt von einem Berg, den sie Horeb nannten; die wildesten Fanatiker blieben ohne Anführer, weil sie keinen für würdig hielten, Ziska's Nachfolger zu seyn, daher sie sich Orphaniten d. i. Verwaisete nannten, doch stellten sie sich meist unter die Führung Procopius', des Kleinen; endlich die Kalixtiner zu Prag standen noch eine Zeit lang unter Koribut, gaben ihm aber, als er sich zu Unterhandlungen mit dem Papste geneigt zeigte, den Abschied. Obgleich sie nach Außen einig waren, so daß weder der Kaiser noch die Fürsten etwas ausrichten konnten, und Procopius 1426 ein sächsisches Heer bei Aussig und ein Reichsheer 1427 bei Mies schlug: so fühlten sie doch den Mangel innerer Einigung. Diese suchte daher Procopius durch ein „Religionsgespräch" zu erzielen. Da ihm jedoch der Versuch mißlang, so konnte er die Parteien nur dadurch zusammenhalten, daß er den Krieg über Böhmen hinaus in die österreichischen, schlesischen, sächsischen und bayrischen Länder spielte. Dadurch aber nahm der Krieg einen noch wilderen und gefährlicheren Character an, indem die Husiten jeden ihrer Züge mit Mord und Brand, Plünderung und Schatzung bezeichneten und z. B. im Jahr 1430 meist in Sachsen über 100 Städte und 1400 Dörfer verwüsteten, so daß die Fürsten von Brandenburg und Bayern ihre Länder vor ihnen nur durch Tribut zu schützen wußten. Denn das deutsche Reich und ins-

besondere dessen Kriegsverfassung, war in einem so schlechten Zustande, daß an ein rasches und eingreifendes Zusammenwirken nicht zu denken war.

Zwar brachten Martin V durch seinen Cardinallegaten Julian Cäsarino und Kaiser Siegmund (nach seiner Rückkehr aus Ungarn, wo er gegen die Türken beschäftigt war) auf den Reichstagen zu Nürnberg und Regensburg durch das Verbot aller Privatfehden und durch die Auflage der ersten allgemeinen Reichssteuer des sogenannten „gemeinen Pfennigs", zu welchem alle christliche Völker beigezogen wurden, noch einmal ein allgemeines Kreuzheer von etwa 100,000 Mann auf, das unter der Führung des Kurfürsten Friedrich's I von Brandenburg gestellt wurde; aber kaum hatte es den Böhmerwald zurückgelegt, als es in der Nähe vom Riesenberg schon bei der bloßen Kunde von dem Anzug der in Bayern eingefallenen Hussiten in ein solches Entsetzen gerieth, daß es sich in unaufhaltsame Flucht auflöste (14. August 1431) und erst bei Regensburg Halt machte.

Jetzt erst gab man den Gedanken, die Ketzerei mit Waffengewalt zu unterdrücken, auf und entschloß sich zu gütlichen Unterhandlungen, welche das unterdeß zusammengetretene Concilium in Basel unternahm.

2. Das Concilium in Basel. Versuch zu gütlichen Unterhandlungen mit den Hussiten. Die Compactaten. Die Orphaniten und Taboriten im Kampf mit den Calixtinern. Tod der beiden Prokope. Die böhmischen Brüder. Der Iglauer Vertrag. Siegmund König von Böhmen. Sein Tod. Veränderungen im Reich.

Schon im Jahr 1423 hatte Martin V seinem Versprechen gemäß, das er bei seiner Wahl hatte eingehen müssen, ein Concilium nach Pavia berufen, es aber bald darauf nach Siena verlegt und dort unter dem Vorwand zu geringer Theilnahme aufgelöst. Gedrängt jedoch von den allgemeinen Klagen über die Gebrechen der Geistlichkeit schrieb er nach sieben Jahren das Concilium nach Basel aus und ernannte den Legaten Cäsarino zu seinem Stellvertreter auf demselben. Indeß starb Martin V noch vor Eröffnung desselben und sein Nachfolger Eugen IV konnte ungeachtet seines Widerwillens gegen den gewählten Ort von der Bestimmung seines Vorgängers nicht abgehen. Da ihm aber das Basler Concil gleich nach seiner Eröffnung (23. Jun. 1431) eine zu freie Haltung nahm, so wollte er es auflösen und später nach Bologna ausschreiben, unter dem Vorwande, daß zu Verhandlungen mit den Griechen, die wegen ihrer Bedrängniß durch die Türken wieder eine Vereinigung mit der katholischen Kirche anstrebten (s. K. 11, 1.), eine italienische Stadt geeigneter sey.

Weil hierauf das Concil erklärte, daß es über dem Papste stehe und nur durch sich selbst aufgelöst werden könne, so lockte der Papst den Kaiser durch das Versprechen, ihm die längst gewünschte römische Kaiser-

würde zu ertheilen, nach **Italien**, in der That aber, um ihn dort leichter für seine Ansicht zu gewinnen, und zwar dadurch, daß er ihm nun die **Krönung** nur unter dieser Bedingung zugestehen wollte. Allein **Siegmund**, dem die Beilegung des Husitenkriegs am meisten am Herzen lag, und der die hiefür nöthigen Zugeständnisse blos von diesem Concilium erwarten konnte, blieb standhaft, und **Eugen** mußte nicht nur die Krönung vollziehen (1433), sondern auch seine Auflösungsbulle zurücknehmen und dulden, daß man sich mit den husitischen Ketzern in Unterhandlungen einließ.

Unterdessen waren diese schon in Gang gekommen; nichts desto weniger hatten die **Husiten**, um ihren Forderungen beim Concil größern Nachdruck zu geben, ihre Verheerungszüge nach Mähren, Ungarn, Schlesien, Meißen, Sachsen und Brandenburg erneuert und selbst bis an die Ostsee den Schrecken ihres Namens verbreitet. Auf wiederholte Einladung erschien endlich aus der Mitte der Kalixtiner und dem gemäßigtern Theile der Taboriten eine **Gesandtschaft**, an deren Spitze **Procopius der Größere** und der erste Prager Geistliche **Johann von Rokiczana** stand, und hielt im Geleite von 300 bis an die Zähne bewaffneten husitischen Reitern unter ungeheuerm Volkszulauf ihren Einzug in Basel.

In die Versammlung der „Väter" geführt und von dem vorsitzenden Legaten mit feierlicher Anrede begrüßt, legten sie durch ihren Sprecher Rokiczana die schon oben berührten Prager Artikel vor, auf deren Bewilligung sie bestunden. Obgleich nun durch ihr ganzes Verhalten in Basel manches Vorurtheil gegen sie gehoben wurde, so traten doch während der 50tägigen Disputation, in die man sich mit ihnen einließ, die Gegensätze zu stark hervor, als daß eine Einigung hätte erzielt werden können, also daß die Gesandten, des vergeblichen Disputirens müde, die Verhandlungen abbrachen und wieder nach Böhmen zurückkehrten.

Übrigens waren die Husiten mit großer Rücksicht behandelt worden. Sie hatten natürlich **freies Geleit** empfangen, durften **unterwegs** und **in Basel freien Gottesdienst üben**, dessen Ernst großen Eindruck auf das Volk machte; Niemand durfte sie auch nur mit einem Worte verletzen. Das Concil selbst hörte geduldig ihre oft derben Reden an. Als ihnen z. B. bemerkt wurde, daß die h. Mutter Kirche sie herzlich liebe, schlug **Procop** laut lachend an sein Schwert. Als man ihm vorwarf, er habe die Mönche eine Erfindung des Teufels genannt, entgegnete er: „Wäre dem nicht so, so hätten ja wohl schon Moses und die Propheten, Christus und die Apostel die Bettelmönche eingesetzt!" Bei der ganzen Disputation zeigten sie sich im Citiren biblischer Stellen äußerst bewandert und wenn auch die päpstlichen Redner **Johann von Ragusa**, **Wilhelm Carlier**, **Heinrich Kalteisen** und **Johann von Polemar** ihnen an dialectischer Gewandtheit überlegen waren, so bewiesen doch außer **Rokiczana** auch der Taboritenprediger **Nicolas**, der Orphanitenprediger **Ulrich** u. a. großen Scharfsinn.

Zur Verhütung neuer Feindseligkeiten sandte das **Concil** nun **selbst eine Gesandtschaft nach Prag**. Diese brachte daselbst den Rokiczana durch die Aussicht auf das Prager Erzbisthum und die übrigen Kalixtiner durch die Vorstellung von der Gefährlichkeit der taboritischen Grundsätze zum Nachgeben in ihren strengen Forderungen, und richtete mit ihnen im

Namen des Concils die sogenannten Prager oder Basler Compactaten (v. 30. Nov. 1433) auf.

Diesen gemäß wurde ihnen zugestanden: 1. daß der Kelch zur Zeit an Laien gereicht werde, die jedoch dabei belehrt werden müßten: daß schon im Brod allein der ganze Leib Christi enthalten sey; 2. daß Todsünden und Verbrechen an Klerikern bestraft werden dürften, jedoch nur durch die zuständige Gerichtsbarkeit; 3. daß das Kirchengut nicht dem Klerus gehöre, daß ihm jedoch der Nießbrauch und die Verwaltung zustehe, eine weltliche Verwendung des Kirchenguts aber jedenfalls als Kirchenraub zu betrachten sey; 4. daß das Wort Gottes zwar in der Landessprache, aber nur unter Autorität des Papstes und der geistlichen Vorgesetzten gelehrt werden solle.

Diesen Vertrag sahen die Taboriten und Orphaniten als die Brücke zur Rückkehr in die katholische Kirche an und zerfielen darüber mit den Kalixtinern so, daß sie die Waffen gegen dieselben ergriffen und ein furchtbarer Bürgerkrieg in ganz Böhmen entbrannte. Die von den Katholiken unterstützten Kalixtiner aber, geführt von Mainhard von Neuhaus, siegten in der Schlacht bei Böhmischbrod (zwischen Prag und Colin), in der auch die beiden Procope fielen (30. März 1434); der Rest leistete noch Widerstand, wurde aber 1435 bei Lomnitz geschlagen, und mit der Zerstörung Tabor's endlich war, was an der Sache der Taboriten vom Argen war, vernichtet. Aus den Bessern aber, die sich in die Stille der Verborgenheit zurückzogen, bildete sich 1457 die böhmisch-mährische Brüdergemeinde, welche, durch diese Züchtigungen gesichtet und gereift, am evangelischen Wahrheitsgrunde festhielt und unter blutigen Verfolgungen ihren Glauben bewährte.

Jetzt traten die böhmischen Stände zusammen, gelobten auf dem Grund der Compactaten Rückkehr in den Schooß der allgemeinen Kirche und erhielten vom Concil die Lösung vom Bann. Und da ihnen auch Siegmund im Iglauer Vertrag 1436 die Bestätigung ihres Vorbehalts und allgemeine Amnestie gewährte, erkannten sie seine Königsrechte an und huldigten ihm nach seinem feierlichen Einzug in Prag (23. Aug.) mit allgemeiner Freude. Zwar versuchte er es allmählich, seiner eingegangenen Verpflichtung zuwider, durch Herstellung von Klöstern und Wiedereinführung abgeschaffter Kirchengebräuche, den vollen Katholicismus zurückzuführen, sah sich aber deßhalb mit einem Aufstand bedroht und lenkte schleunigst wieder ein. Indeß starb er bald darauf in einem Alter von 70 Jahren den 9. Dez. 1437.

Unter Siegmund's Regierung hatten sich auch einige andere Veränderungen im Reiche zugetragen. Aus einem ähnlichen Grunde, der das Haus Hohenzollern in den Besitz von Brandenburg und der Kurwürde brachte, wurden Savoyen und Cleve von Siegmund zu Herzogthümern erhoben. — Während des Husitenkriegs war der ascanische Mannsstamm in Sachsen-Wittenberg mit Albrecht III 1422 erloschen, und es hätte nun dem bestehenden Erbrecht zufolge, Land und Kur an die sachsen-lauenburgische Linie fallen sollen. Allein Siegmund zog das Land als erledigtes Reichslehen ein und gab es sammt der Kur dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen aus dem Hause Wettin, weil — er demselben ver-

pflichtet und seiner Dienste im Hussitenkriege bedürftig war! — Noch kurz vor seinem Tode hatte er die Entdeckung gemacht, daß seine (zweite) Gemahlin, eine geborne Gräfin von Cilly, damit umgieng, nach seinem Tode mit Hülfe des calixtinischen Adels sich Ungarns und Böhmens zu bemächtigen und dieses Erbe sammt ihrer Hand dem polnischen Prinzen Casimir zuzuwenden. Daher ließ er sie nach Znaym in Haft bringen und erklärte den Gemahl seiner einzigen Tochter Elisabeth (aus erster Ehe), den Herzog Albrecht V von Österreich, zu seinem Nachfolger in Böhmen und Ungarn. Die Ungarn erkannten zwar denselben an, jedoch nur unter der Bedingung, daß er die deutsche Krone nicht annehme; die böhmischen Calixtiner dagegen, welche Albrecht's Ketzerhaß fürchteten, riefen den polnischen Casimir herbei. Allein Albrecht besiegte ihn und setzte sich in den Besitz von Böhmen; doch behaupteten die Calixtiner ihre Unabhängigkeit. — Somit kam die gesammte Hausmacht der Luxemburger in den Besitz ihrer ehemaligen Gegner, der von ihnen stets bekämpften Habsburger.

3. Die Kirchenreformen des Basler Conciliums. Banndrohungen Eugen's IV. Berufung des Concils nach Italien. Kurze Regierung Kaiser Albrecht's II. Wahl Friedrich's der III. Der Gegenpapst Felix V und Papst Nicolaus V. Die Wiener Concordate. Auflösung des Basler Concil's. Äneas Sylvius als Pius II. Die Bulle Execrabilis.

Nach Beseitigung der böhmischen Frage gieng das Basler Concilium ungesäumt an die Kirchenreform, auf welcher besonders die Deutschen bestanden, welche durch die Abänderung der Constanzer Abstimmungsweise (indem nun die Anträge durch vier ohne Rücksicht auf die Nationen gewählte Ausschüsse berathen und dann in der allgemeinen Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden wurden) einen großen Einfluß auf den Gang des Concils bekamen. Demnach bestätigte dasselbe zunächst die Constanzer Reformgrundsätze und hob in Folge derselben eine Menge kirchlicher Mißbräuche auf, verbot insbesondere die Käuflichkeit der Ämter, entzog dem römischen Stuhle die Annaten (Jahrgelder von erledigten Prälaturen) nebst andern Steuereinkünften und wies ihn einzig auf das Patrimonium Petri an; sprach den Bisthümern die Freiheit der Wahlen zu, stellte zur bessern Handhabung der Kirchenzucht die Provincialsynoden her, beschränkte die päpstliche Gerichtsbarkeit und gab dem Cardinalcollegium eine strengere Einrichtung.

Erschreckt durch diese das bisherige Kirchenrecht umstürzenden Forderungen, die er als Anmaßungen bezeichnete, gebot Eugen IV die Verlegung des Concils nach Ferrara (wobei die Unterhandlungen mit den Griechen wegen ihrer Union mit der lateinischen Kirche den Vorwand liehen), und als das Basler Concil nicht gehorchte, bedrohte es der Papst mit dem Bann und eröffnete 1438 seine italische Versammlung, die er nachher nach Florenz und von da nach Rom verlegte.

Da somit der Kirchenfrieden von Neuem bedroht war, glaubten die deutschen Kurfürsten mit der Königswahl nicht länger zögern zu dürfen und erwählten am 18. März 1438 Albrecht II, Siegmund's Schwiegersohn und Erben, Herzog von Österreich, der, wiewohl nicht ohne Be-

denken, die Krone annahm, nachdem das Basler Concil, welchem an dem Beistand der Deutschen Alles gelegen war, die Ungarn zur Rücknahme ihrer ihm desfalls kurzvorher auferlegten Bedingung bewogen hatte. Von ihm an blieb die deutsche Krone ohne Unterbrechung bei dem habsburgischen Hause. Das Kurfürstencollegium nahm nun zwar auf dem Fürstentag zu Mainz 1439 mit Beistimmung Albrechts durch die Mainzer Acceptationsurkunde die Basler Beschlüsse in Betreff der Kirchenzucht und Steuerbeschränkung an, erklärte sich aber in Betreff des persönlichen Conflicts mit dem Papste neutral.

Albrecht II selbst war ein sehr kräftiger, strenggerechter, wohlgesinnter, auch den Künsten und Wissenschaften zugeneigter Mann, auf den die Hoffnung der Deutschen gerichtet war. Sein Wahlspruch war: „Geschwind gewinnt." Auch benutzte er sogleich die auf dem Basler Concil eingetretene Spaltung und nahm die daselbst beschlossenen Reformen urkundlich an. Bald jedoch wurde er durch einen ausgebrochenen Türkenkrieg nach Ungarn gerufen und überließ die deutschen Angelegenheiten seinem treuen Kanzler Konrad Schlick, dem sie zum großen Theil schon unter Siegmund waren anvertraut gewesen, und der auch jetzt mit Klugheit und Umsicht sowohl die Kirchensache auf jenem Kurfürstentage zu Mainz, als auch den Reichstag zu Nürnberg leitete, auf welchem Albrecht durch ihn ein Landfriedensgesetz und andere zeitgemäße Entwürfe vorlegen ließ, die aber an der Eigensucht und Kurzsichtigkeit der Stände scheiterten.

Um allen willkührlichen Befehdungen ein Ende zu machen und die Kraft Deutschlands für gemeinsame Zwecke zusammenzuhalten, schlug er vor, Deutschland mit Ausnahme von Österreich und Böhmen in sechs völker- oder landsmannschaftliche Kreise zu theilen, und über jeden einen Kreishauptmann zu setzen, der alle zur Aufrechthaltung des Landfriedens gegebenen Gesetze handhaben sollte. Die Fürsten und der Adel aber widerstrebten aus Neid gegen die Macht der Städte, und diese wollten von ihren bisherigen, mühsam errungenen Freiheiten nicht so viel opfern, als man ihnen zumuthete. Andere die Verbesserung des Münzwesens, die Aufstellung eines eigenen Gerichts für die Städte und die Einschränkung des römischen Rechts betreffende Pläne kamen gleichfalls nicht zur Ausführung.

So unterblieb auf noch lange die Entscheidung über so wichtige Lebensfragen: denn Albrecht wurde auf dem Rückweg aus Ungarn von der Ruhr, der auch ein Theil seines Heeres unterlegen war, ergriffen und starb zu Langendorf (zwischen Gran und Wien) den 27. Oct. 1430 in einem Alter von 42 Jahren, nachdem er nur anderthalb Jahre über Deutschland regiert hatte, das durch seinen Tod in eine traurige Lage versetzt wurde.

Die Kurfürsten wählten zwar unverweilt seinen Vetter aus der jüngern habsburgischen Linie, den Herzog Friedrich V von Österreich, der mit seinem Bruder Albrecht VI gemeinschaftlich Steyermark, Krain und Kärnthen besaß, und da nach vier Monaten dem verstorbenen Könige noch ein Sohn geboren wurde, der den Namen Ladislaus (Posthumus) erhielt, so führte Friedrich für ihn die Vormundschaft, wurde aber in die-

ser Eigenschaft nur in demjenigen Theile Österreichs anerkannt, der dem Ladislaus anheimfiel.

Die Böhmen wollten Anfangs einen fremden König wählen, standen aber davon ab, als Friedrich ihnen eine Statthalterschaft gewährte, welche für die Katholiken Mainhard von Neuhaus und für die Hussiten Heinrich Ptarsko, und nach dessen Tode der Utraquist Georg Podiebrad führte. — Die Ungarn hatten noch vor der Geburt des Ladislaus Posthumus die Krone ihres Reichs dem Könige Wladislav III von Polen angetragen, der sie jedoch auf päpstliche Vermittlung dem Ladislaus überließ, bis zu dessen Mündigkeit er die vormundschaftliche Regentschaft behielt. (S. K. 10, 2.)

Aber **Friedrich**, als römischer König der Dritte genannt, damals 25 Jahre alt, war nicht der Mann, der in einer nach allen Seiten hin so tief aufgeregten, unruhig bewegten Zeit das Reichssteuer mit Kraft und Sicherheit hätte führen können. Ohne hervorstechende Geistesgaben, doch mit wissenschaftlichen Liebhabereien beschäftigt, nüchternen, abgeschlossenen, nicht leicht zu bestimmenden Wesens, doch gutmüthig, ehrenfest und friedliebend, zum eigentlichen Regierungsgeschäft aber unthatkräftig und saumselig, dabei aber doch auf die Vortheile seines Hauses und seiner Gerechtsame wohl bedacht und in dieser Beziehung merkwürdig zäh und beharrlich, — hat derselbe während seiner drei und fünfzigjährigen Regierung keine der großen, die Zeit bewegenden Lebensfragen zur Lösung gebracht, vielmehr Deutschland theils durch Unthätigkeit in seiner Entwicklung gehemmt, theils, wo er handelnd eingriff, in eine verkehrte Richtung gebracht.

So unterließ er zunächst in der Kirchensache diejenigen Schritte zu thun, welche für Deutschland wenigstens die innere Reinigung besser hätten vorbereiten können, zu der es doch irgend einmal kommen mußte.

Das Basler Concilium, geleitet vom Cardinal d'Allemand, war nämlich unterdessen in seinen am alten Bau der Hierarchie rücksichtslos rüttelnden Bestrebungen soweit gegangen, daß es die Banndrohung des Papstes Eugen mit dessen förmlicher Absetzung beantwortet und durch einen Ausschuß der vier Nationen den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen gewählt hatte, der aus der Einsamkeit des beschaulichen Lebens, in die er sich zurückgezogen hatte, mit Widerstreben hervortrat und unter dem Namen Felix V die bedenkliche Würde annahm. Da somit wieder ein päpstliches Schisma drohte und ohnedieß ein Theil der Väter schon vorher zu Eugen übergegangen war, ein Theil nunmehr, dieses kühne Verfahren mißbilligend, sich aus dem Concil zurückzog: so blieben die deutschen Kurfürsten zu Mainz 1441 zwar bei ihrer frühern „Acceptation" der Basler Beschlüsse in Betreff der Abstellung der wesentlichsten Mißbräuche, wiederholten aber auch ihre Neutralitätserklärung in Betreff des Papstthumstreites. Dadurch ermuthigt, setzte nun Eugen die Erzbischöffe von Trier und Köln ab, und als die sämmtlichen Kurfürsten (auf Betrieb des Nürnberger Syndicus Georg

Heimburg) 1446 zu Frankfurt einen Verein zur Aufrechthaltung der deutschen Kirchenfreiheit schloßen und dem Papst erklärten, ihn nur gegen Gewährung derselben anerkennen zu wollen, so wußte die feine Klugheit und große Gewandtheit des kaiserlichen Geheimschreibers Äneas Sylvius, der sowohl den Kaiser als den Papst in der Hand hatte, die Gefahr für das Papstthum dadurch abzuwenden, daß er durch Wiedereinsetzung jener geistlichen Kurfürsten und durch Bestechung des Mainzer Generalvicars Lysura (der den obgenannten Verein zu Stande gebracht hatte), sowie durch Einräumung einzelner Forderungen die Deutschen einstweilen beruhigte und zur Anerkennung Eugen's vermochte. Nach dem Tode Eugen's aber und nach der Stuhlbesteigung Nicolaus' V bewog er den König Friedrich zur Annahme des Wiener Concordats (1448), durch welches ein großer Theil der Basler Beschlüsse und selbst die den Deutschen bereits eingeräumten Freiheiten beschränkt und somit im Grunde die Kirchenreform beseitigt wurde. Alsdann gewann er die deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten einzeln, durch Gewährung kleinerer Zugeständnisse, für diesen Wiener Vertrag. Auch ließ sich Friedrich durch die Aussicht auf die Kaiserkrönung leicht bewegen, das Concil durch die Aufkündigung des freien Geleits und durch das Verbot an die Stadt Basel, es länger zu beherbergen, zur Auflösung zu nöthigen. Dennoch versuchte das Concil sich noch in Lausanne zu halten, und erst, als Felix (auf die Vermittlung Frankreichs) seine Würde niederlegte, unterhandelte es mit dem Papst Nicolaus und löste sich, auf erhaltene Amnestie und gegen die Verheißung einer bald neu zu berufenden allgemeinen Kirchenversammlung, nach 17jähriger vergeblicher Arbeit den 19. April 1449 auf.

Äneas Sylvius Piccolomini, geb. 1405 aus einem vornehmen, aber unbegüterten Geschlecht im Toscanischen, hatte bis zu seinem 22. Jahre Landbeschäftigung getrieben und sich dann mit Unterstützung seiner Verwandten zu Siena der Rechtsgelehrsamkeit, der Dicht- und Redekunst mit so ausgezeichnetem Erfolg gewidmet, daß er, als er im Gefolge eines Cardinals nach Basel kam, dort als einer der eifrigsten Vertheidiger der Kirchenfreiheit und Kirchenbesserung auftrat. So lange er noch Laie war, hegte er eine ziemlich frivole Gesinnung und sein Wandel kann nicht rein genannt werden. Seit seinem Eintritt in den geistlichen Stand nahm er eine moralischere Haltung an. Mehrere Jahre lang war er der Geheimschreiber und Canzleivorsteher des Concils und wurde, nachdem er sich dazwischen auf Reisen und Gesandtschaften reiche Menschenkenntniß erworben, zuletzt sogar der Geheimschreiber des vom Concil ernannten Papstes Felix. Als aber das Concil immer mehr im Ansehen sank, trat er 1442 in die Dienste des Königs Friedrich über und erschien eine Zeit lang als Anhänger der neutralen Partei. Bei einer Reise nach Rom aber nahm er die Partei des Papstes Eugen, der ihm eine Aussicht auf die Cardinalswürde zeigte, und vertheidigte fortan die absolute Papstmacht mit dem ganzen Aufwand seines durch Gelehrsamkeit, Feinheit des Geistes und der Bildung Klugheit, Gewandtheit und Thätigkeit ausgezeichneten Talents. Er hatte unter Eugen wie unter dessen Nachfolgern Nicolaus V und Calixt III die ganze Kirchenleitung in Händen, nicht ohne den ehrgeizigen Blick fortwährend nach der Höhe zu richten, die er nachmals wirklich erstieg.

Die den deutschen Kurfürsten anfangs (1447) eingeräumten Zugeständnisse betrafen die Besetzung der Pfründen in gewissen näher bestimmten Fällen, die Aufhebung der Annaten und anderer Gefälle und die Beschränkung der päpstlichen Gerichtsbarkeit. — Im Wiener Concordat dagegen (das nach seiner einzelnen Annahme durch die Fürsten als „Aschaffenburger Concordat" in die Reichsgesetze kam) wurden dem Papste die Annaten und andere Gefälle, die Bestätigung der gesetzlich vollzogenen Wahlen und die wenigstens abwechselnde Besetzung der kleinen Pfründen wieder eingeräumt und somit die Hauptbeschwerden der deutschen Nation gleichsam zurückgenommen, folglich die letztere in ihren Hoffnungen stark getäuscht.

Diesen Sieg der römischen Curie vollendete Äneas Sylvius, als er 1458 unter dem Namen **Pius** II den Stuhl Petri bestieg, dadurch, daß er in der Bulle Execrabilis 1460 den von seinen drei Vorgängern zugegebenen Grundsatz der Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Concilium als einen Irrthum verdammte und dem Papste das alte Recht der Berufung und Auflösung der Concilien vindicirte, was die Folge hatte, daß den verschiedenen Nationen die durch das Kostnitzer und Basler Concilium eingeräumten Kirchenfreiheiten allmählich wieder genommen und den alten Gebrechen und Mißbräuchen im Kirchenwesen und den daraus hervorgehenden Wirren im Staat und in der Kirche wieder alle Thüren und Thore geöffnet wurden.

Aber konnte es anders kommen? Obgleich das ganze in Kostnitz und Basel herausgetretene Streben nach einer Kirchenerneurung an Haupt und Gliedern seine volle Berechtigung hatte, und obgleich dieselbe allerdings aus der Kirche selbst heraus vorgenommen werden mußte, so giengen diese doch bei diesem Verfahren nicht vom innersten Mittelpuncte aus, nicht vom Kern der Lehre, dem lebendigen bußfertigen Glauben, aus dem allein die wahre Heiligung hervorgeht und die heilige Kirche sich baut, sondern man blieb nur am Äußern hangen; man wollte bloß von Außen hinein die Kirche erneuern und erzielte daher auch keine Frucht. Daher zogen sich viele der besten dabei betheiligten Geister, welche diese Fruchtlosigkeit (wenn auch nicht dem tiefsten Grunde nach) erkannten, zurück und schloßen sich wieder fester an das äußere Haupt der Kirche, den Papst, an, in dessen unbedingter Selbstherrlichkeit sie die einzige Bedingung der Erhaltung der Kirche sahen. Indessen blieb die tiefgegründete Sehnsucht nach Befreiung der Kirche von ihren Mängeln in Vielen rege und während sich die Kirchenlenker der alten Sicherheit überließen, zog sich der Kampf für und gegen die Freiheit der Kirche in die Hörsäle der Schulen zurück, um späterhin mit desto größerer Kraft und auf innerlichere Güter gerichtet wieder in das practische Leben einzutreten.

Die Zahl der deutschen Universitäten, als der geistigen Waffenplätze für diesen Kampf, war im Laufe des 15. Jahrhunderts bedeutend angewachsen. Es waren folgende: Wien gestiftet 1336, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1419, Trier 1450, Greifswalde 1456, Freiburg im

Breisgau und Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477. Sie waren es, welche das bis dahin nur der Geistlichkeit zugestandene Vorrecht der Wissenschaftlichkeit zu einem „bürgerlichen Gemeingut" machten und die von den Päpsten, Concilien, Königen und Fürsten unentschieden gelassenen Lebensfragen für eine spätere Lösung vorbereiteten.

4. Kapitel. Wirren im deutschen Reich unter Friedrichs III schwacher Regierung.

1. Friedrich's Zerwürfniß mit der Schweiz. Entfremdung der Schweiz vom Reich. Eroberungsgelüste der Eidgenossen. Die toggenburger Fehde. Der Dauphin und die Schweizer bei St. Jacob an der Birs. Erstes Bündniß der Schweiz mit Frankreich. Die thurgauer Fehde. Beginn des Reißlaufens.

Wie wenig Friedrich's III Autorität vermochte und galt, zeigte sich auch bei dem unter den Schweizern ausgebrochenen Bürgerkriege: denn sein Versuch, die Eidgenossen zu demüthigen, schlug zu seiner eigenen Demüthigung aus. Seinem dabei bezeugten unklugen und schmachvollen Benehmen ist es auch beizumessen, daß die Schweiz aus gesteigertem Haß gegen Österreich anfieng, sich nun auch dem deutschen Reiche zu entfremden, wodurch sie freilich in eben dem Maaße, als sie dieß im Übermuth des seit der toggenburger und thurgauer Fehde wachsenden Selbstgefühls that, sich auch mehr und mehr von dem natürlichen Grund ihres Volkslebens ablöste, um sich einem arglistigen Freund in die Arme zu werfen und späterhin auf den schlüpfrigen und zweifelhaften Boden einer eigenen Nationalität zu stellen.

Die Eidgenossenschaft der Schweizer hatte sich nach dem Frieden, den sie mit Österreich 1394 auf 20 Jahre geschlossen hatte (XVII, 4, 3), weiter ausgedehnt und durch Kauf und Pfandeinlösungen eine große Zahl von kleinen Herrschaften an sich gebracht. Ein Krieg der Waldstädte mit Mailand und darnach mit Savoyen (1402—1411) führte zum Gewinn der Gotthardsstraße und des Livinenthals. Ein Krieg der Appenzeller (im Bunde mit Schwyz) gegen den Abt von St. Gallen, worin sie den Bundesgenossen desselben, den Herzog Friedrich von Österreich, unter der heldenmüthigen Anführung des Grafen Rudolf von Werdenberg in der Schlacht am Stoß 1405 besiegten, war Veranlassung, daß Appenzell nach einem Waffenstillstand mit dem Österreicher 1411 förmlich in den Eidgenossenbund trat. — Bereits ist oben K. 2, 2. berichtet worden, daß Kaiser Siegmund im Anfang des Kostnitzer Concils, um Habsburg zu demüthigen, bei der Vollstreckung der Reichsacht an dem Herzog Friedrich von Österreich, die Güter, die derselbe in der Schweiz hatte, den Eidgenossen überließ, und daß diese die Städte und Burgen ihres Erbfeindes mit Begierde an sich rissen. Seitdem hatte sich der Eidgenossen eine Sucht nach Erweiterung ihres Gebiets auf Kosten Anderer bemächtigt. Dieser Eroberungstrieb wurde bald die Ursache innerer Zwietracht, die sich im toggenburger Erbschaftsstreite zum Bürgerkrieg (1436—1450) steigerte. Nach dem Tode des letzten Grafen Toggenburg nämlich machte einerseits Zürich unter seinem ehrgeizigen Bürgermeister Rudolf Stüssi, andererseits Schwyz unter seinem klugen Landammann Itel Reding mit Glarus Anspruch an das Erbe, über welches daher beide Theile miteinander in Krieg geriethen, der mit einem für Zürich nachtheiligen Frieden (1440) schloß. Gekränkt in seinem Stolze

vergaß sich nun Zürich so weit, daß es gegen seine Eidgenossen bei dem Kaiser Friedrich III um Hülfe ansuchte. Dieser, begierig, die Eidgenossenschaft zu demüthigen, schloß mit Zürich 1442 ein Bündniß und erklärte, daß er die Rechte und Freiheiten der Schweiz nicht eher bestätigen werde, als bis man seinem Hause den Aargau zurückgeben würde. Darüber entbrannte ein mit leidenschaftlicher Erbitterung geführter Krieg. Die Eidgenossenschaft unterstützte die Schwyzer und Glarner und schlug, da Friedrich's Hülfe ausblieb, die Züricher bei St. Jacob an der Sil, wo Rudolf Stüssi bei Vertheidigung der Brücke den Heldentod fand.

Unterdessen hatte sich Friedrich, der die verheißene Reichshülfe nicht aufbringen konnte, in seiner schmählichen Unmacht an den König Karl VII von Frankreich gewendet und ihn um 5000 Söldner gebeten. Froh, dadurch der vielen, in Frankreich als Landplage sich herumtreibenden Armagnac's (K. 5, 3.) loszuwerden, und zugleich eine so gute Gelegenheit zur Einmischung in die Schweizerangelegenheiten zu bekommen, sandte der französische König Karl den Dauphin Ludwig anstatt mit 5000, mit 40,000 Söldnern gegen Basel vor. Die Schweizer konnten sich ihm dort mit nur 1500 Mann entgegenstellen, welche jedoch den zur Hälfte über die Birs herübergedrungenen Feind über diesen Fluß zurückdrängten. Aber durch diesen Erfolg keck gemacht, stürmte die kleine Schaar über den Fluß nach und wurde, noch ehe sie sich ordnen konnte, von der schweren feindlichen Reiterei zersprengt und nach einem zehnstündigen harten Kampfe bei St. Jacob an der Birs vernichtet. Sie hatten jedoch mit solcher Lebensaufopferung gekämpft, daß der Dauphin 8000 seiner tapfersten Streiter verlor und, voll Bewunderung vor ihrer Tapferkeit und zugleich aus Furcht vor den von Zürich her nahenden Eidgenossen, einen Frieden einging, auf den einige Jahre darauf ein ewiges Bündniß mit Frankreich folgte (1453), von dem an der schädliche Einfluß begann, den fortan Frankreichs „Thaler und Sitten" auf die Schweiz übten. (In diesem Bundesvertrage versprachen die Schweizer, Niemanden gegen Frankreich Hülfe leisten oder Durchzug gestatten zu wollen. Darin lag im Grunde schon eine factische Losreißung der Schweiz vom deutschen Reich.) Unmittelbar nach jenem Treffen und Frieden an der Birs wandten sich die Franzosen nach Elsaß, das sie schon damals gerne dem deutschen Reich entrissen hätten. Nur der entschlossene Widerstand der Städte, besonders Straßburgs, und die Drohung der deutschen Stände mit einem Reichskrieg bewog die Franzosen, das Elsaß nach einer gräulichen Verheerung wieder zu verlassen. (1445).

Der Krieg in der Schweiz aber dauerte noch Jahre lang fort und endete damit, daß einerseits der Kaiser der Eidgenossenschaft alle ihre Eroberungen überlassen (1449) und drei Jahre darauf noch die Herrschaft Kyburg abtreten mußte, andererseits Zürich sich 1450 mit der Eidgenossenschaft auf gleiche Theilung des Toggenburger Erbes verglich.

Acht Jahre darauf regte sich in den Eidgenossen der Eroberungstrieb auf's Neue und richtete sich, auf den Rath Bern's, zuletzt auf nichts geringeres, als den Schwarzwald zu einem eidgenössischen Gau zu machen. Um nämlich das ihnen verhaßte habsburgische (österreichische) Fürstenhaus vollends über die Rheingränze zu drängen, begannen die Eidgenossen die thurgauer Fehde (1460), eroberten den Thurgau und zwangen so den hart bedrängten Herzog Siegmund, allen Ansprüchen auf den letzten Erbtheil seiner Väter in Hochalemannien (Oberschwaben) zu entsagen. Einige Jahre darauf brachen sie in den Sundgau ein, brandschatzten 32 Schlösser des österreichischen Adels, verheerten viele Orte im Schwarzwald und waren eben im Begriff, den Gebirgsschlüssel Waldshut zu erobern, als Pfalzbayern mit dem Markgrafen von Hochberg u. a. ihnen diesen dem deutschen Reiche so gefährlichen Plan vereitelten und sie zum Waldshuter Frieden nöthigten (1486). Doch mußte ihnen Herzog Siegmund eine Entschädigungssumme zugestehen, und weil er sie

nicht in der festgesetzten Frist aufbringen konnte, mußte er das Geld von dem reichen Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, entlehnen und ihm dafür den Schwarzwald, die Städte Waldshut, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden u. a. ferner die österreichischen Herrschaften im Elsaß, im Sund- und Breisgau als Pfand, jedoch unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung, überlassen. (K. 6, 3.)

Da in allen diesen Kriegen die Tapferkeit der Schweizer sich glänzend bewährt und ihnen den Ruf der Unbesiegbarkeit verschafft hatte, so strebten seitdem viele auswärtige Fürsten, selbst Städte, Schweizer in ihre Heere anzuwerben, von denen sie den Kern bildeten. Die Armuth in ihren Bergen, so wie die Lust zu Krieg und Beute trieb Viele zu dem Söldnerdienst oder dem sogenannten Reißlaufen, das viel dazu beitrug, der kleinen Schweiz bald eine für die europäische Politik nicht unwichtige Bedeutung zu geben, wenn auch nicht eben zum Glück der Schweizer.

2. Friedrich's III Bedrängnisse in Ungarn und Böhmen. Johannes Hunyades; Matthias Corvinus, König in Ungarn. Georg Podiebrad in Böhmen. Friedrich's Gleichgültigkeit bei der Eroberung Constantinopels durch die Türken. Faustrechtlicher Zustand in Deutschland: der sächsische Bruderkrieg; der letzte fränkisch-schwäbische Städtekrieg; der Pfälzerkrieg, die Mainzer Bisthumsfehde und der bayrisch-brandenburgische Krieg.

Um dieselbe Zeit sah der Kaiser in Ungarn und in Böhmen sein Ansehen und seine Rechte mißachtet und sich in seinem eigenen Stammlande Österreich mit Schaden und Verlust bedroht. Als nach dem Tode Wladislav's, Königs von Polen und Regenten von Ungarn (1444), die Ungarn des Kaisers Mündel Ladislaus Posthumus als ihren eigentlichen König nun im Lande zu haben wünschten, der Kaiser aber denselben vor Vollendung seiner Erziehung nicht hergeben wollte, übertrugen sie die Reichsverweserschaft dem als Feldherrn und Staatsmann gleich ausgezeichneten Woiwoden von Siebenbürgen Johannes Corvinus von Hunyad. Dieser fiel 1445 in Österreich ein, erzwang sich durch die Belagerung von Wienerisch-Neustadt die Anerkennung seiner Würde und zog mit reicher Beute ab. — Hunyad schützte Ungarn auf's kräftigste gegen die Türken (K. 11, 1.) und selbst als der 12jährige Ladislaus den ungar'schen Thron bestieg, blieb er fortwährend der Hort Ungarns. Als Hunyad aber starb, überließ sich der junge König elenden Günstlingen, die zur Befestigung ihres Einflusses Hunyad's ältern Sohn enthaupten ließen und den jüngern, Matthias Corvinus, gefangen hielten. Indeß starb Ladislaus in seinem 18. Jahre (1457) und da mit ihm die ältere Linie des österreichischen Hauses erlosch, ließ Kaiser Friedrich, obgleich rechtmäßiger Erbe desselben in Österreich, sich doch von seinem eigenen Bruder Albrecht das Land ob der Enns und von seinem Vetter Siegmund (von Tyrol) einen Theil von Kärnthen abzwingen und es sich gefallen, den Besitz von Wien mit beiden zu theilen. — Eben jener Tod des jungen Ladislaus hätte den Kaiser berechtigt, auch

Erbansprüche an die ungar'sche Krone zu erheben; allein er ließ es ruhig geschehen, daß die Ungarn sich den 15jährigen Sohn Johann Hunyad's, den Matthias Corvinus, die Böhmen aber sich den schon oben genannten hussitischen Statthalter Georg Podiebrad zum König gaben, und mußte sich sogar bequemen, beide anzuerkennen.

Podiebrad hatte den jungen **Matthias Corvinus** aus seiner Haft befreit und den vielversprechenden Jüngling, der mit einer edlen Gestalt und mit einer großen Kraft und Gewandtheit einen außerordentlichen Muth, durchdringenden Verstand und unternehmenden Geistverband, mit seiner eigenen Tochter verlobt, was mit beitrug, daß die Ungarn den Matthias zur Krone beriefen, die er im Streit der Parteien männlich zu behaupten wußte. Der Kaiser gab seine Einwilligung zwar unter der Bedingung, daß, im Fall Matthias kinderlos sterben sollte, die Krone an sein Haus zurückfallen sollte; indeß wurde späterhin diese Bedingung nicht gehalten.

Ein so schwacher Vorsteher des Kriegs und Friedens in Europa, wozu doch einst der römisch-deutsche Kaiser berufen worden, Friedrich aber am wenigsten geeignet war, vermochte es allerdings nicht, den längst drohenden Einsturz der Vormauer abzuhalten, welche die Christenheit an dem griechischen Reiche hätte haben sollen. War doch auch längst allenthalben und in allen Ständen an die Stelle der Begeisterung zu gemeinsamen Unternehmungen der Geist niedriger Selbstsucht und kurzsichtiger Engherzigkeit getreten, die, weil es noch nicht im eigenen Hause brennt, dem Brande des Nachbarhauses gleichgültig zusieht. Zwar forderte Friedrich bei seiner Krönung in Rom 1452 den Papst Nicolaus V auf, einen Kreuzzug gegen die täglich in Europa weiter vordringenden Türken predigen zu lassen; aber Niemand im ganzen Abendlande folgte dem Ruf, sondern sah mit Stumpfheit zu, wie Constantinopel, auf das zuletzt allein noch der Name des byzantinischen Reiches beschränkt war, vom Türkensultan Muhammed II nach verzweifelter Gegenwehr erobert und so dem griechischen Kaiserthume 1453 ein Ende gemacht wurde (K. 11, 2). Selbst als die Türken weiter vordrangen und bereits Deutschland und Italien bedrohten, schrieb der Kaiser zwar Reichstage auf Reichstage aus, kam aber selbst zu keinem derselben, so daß ihn die Kurfürsten sogar mit Absetzung bedrohten; — ja nicht einmal bei dem von Pius II in dieser ernsten Angelegenheit nach Mantua ausgeschriebenen Congreß aller europäischen Fürsten fand er sich ein, und da auch keiner der andern Fürsten erschien, so unterblieb jede Vorkehr zur Abwendung einer so großen Gefahr, was späterhin schwer gebüßt werden mußte. Allerdings hatten selbst die Besseren für ihre eigene Sicherheit genug zu sorgen, da kein Schirm und Hort da war, der die Eigensucht in die Schranken gewiesen und Landfriedensstörungen gestraft hätte. Zeugnisse des faustrechtlichen Zustandes, der mit diesem Kaiser in Deutschland wieder aufkam und die deutsche Macht und Kraft nach Außen lähmte, waren insbesondere der sächsische Bruderkrieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Herzog Wilhelm, der

erneuerte Städtekrieg zwischen den Fürsten und dem Adel Oberdeutschlands und den fränkischen und schwäbischen Städten; der Pfälzerkrieg, die Mainzer Bisthumsfehde und der bayrisch-brandenburgische Krieg, — in welchen drei Kriegen der Kurfürst Friedrich von der Pfalz dem Kaiser auf das keckste trotzte.

Der **sächsische Bruderkrieg**, der zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm, Söhnen Friedrich's des Streitbaren, ausbrach, verheerte fünf Jahre hindurch (1446—1451) Thüringen und Meißen. An diesen Krieg knüpft sich die Geschichte des sächsischen Prinzenraubs, der von dem damaligen Rechtszustand in Deutschland einen Begriff giebt. In diesem Kriege nämlich war der Ritter Kunz von Kaufungen, der im Solde des Kurfürsten von Sachsen tapfer focht, in die Gefangenschaft des Herzogs Wilhelm gerathen und hatte sich mit einer schweren Geldsumme lösen müssen. Da ihm auch seine Güter verwüstet worden waren, so überließ ihm der Kurfürst andere Güter, um sie bis zum Eintritt des Friedens zu benützen. Als nach dem Frieden der Kurfürst diese Güter wieder zurückforderte, verlangte Kunz den Ersatz des Lösegeldes. Dazu aber hielt sich der Kurfürst nicht verpflichtet, weil Kunz ihm nicht als Lehnsmann, sondern bloß als Söldner gedient hatte; doch wollte er sich dem Ausspruche von Schiedsrichtern unterwerfen. Erbost darüber ersann Kunz einen Frevel, wodurch er ihn zur Entschädigung zu zwingen gedachte. Er benützte eine Reise des Kurfürsten und ritt in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 mit zwei andern Rittern, v. Schönfels und v. Mosen, und einer Anzahl Reisigen vor das kurfürstliche Schloß zu Altenburg. Alles lag im Schlaf und ein Theil des Schloßgesindes war einem Nachtgelage außer dem Schlosse nachgegangen. Ein von ihm bestochener Schloßdiener hatte heimlich aus dem Fenster des Schlafgemachs der beiden Prinzen Ernst und Albert eine Strickleiter herabgelassen, auf der nun Kunz mit seinen Gefährten hinaufstieg und die Prinzen, die noch Knaben waren, entführte. Durch das Getöse geweckt, eilte die Kurfürstin an's Fenster, erkannte was vorgieng und suchte den Ritter Kunz durch die flehentlichsten Versprechungen von seiner Unthat abzuhalten. Ohne sich daran zu kehren, eilte der Räuber davon, Kunz mit dem jüngern Prinzen Albert auf geradem Wege —, die übrigen mit dem ältern Prinzen Ernst auf einem Umwege der böhmischen Gränze zu. Während im ganzen Lande die Sturmglocken zum Aufsuchen der Räuber ertönten, war Kunz nur noch eine Meile von der Gränze und hätte sie wirklich erreicht, wenn nicht der Prinz, von Hitze und Durst gequält, nach Erquickung verlangt hätte. Daher stieg Kunz in einem Walde mit ihm ab und ließ ihn Beeren suchen, während er einige Reisige auf Kundschaft vorausschickte. Da zeigte sich ein Köhler mit seinen Leuten, und sogleich gab ihm der Prinz zu verstehen, was da vorgehe. Alsbald schlugen der Köhler und seine Leute mit ihren Schürstangen die Knechte des Ritters danieder, nahmen den Kunz, der mit seinen Sporen an Gebüschen und Baumwurzeln hängen blieb und zur Erde fiel, gefangen und brachten ihn mit dem Prinzen nach Altenburg. Auch den Prinzen Ernst lieferten die beiden andern Ritter, die sich unterdeß mit ihm in einer Höhle verborgen gehalten hatten, gegen Zusicherung der Straflosigkeit aus und erhielten Gnade; Kunz aber wurde zu Freiberg enthauptet. Der getreue Köhler (er hieß Schmidt) empfieng reichliche Belohnung. — Nach des Kurfürsten Tode (1464) theilten sich Ernst und Albert in das väterliche Erbe und wurden die Stifter der beiden noch blühenden Linien des sächsischen Hauses (der ernestinischen und albertinischen), indem Ernst mit der Kurwürde den Kurkreis und Thüringen, Albert die meißnischen Lande erhielt.

Der (letzte) **fränkisch-schwäbische Städtekrieg** entstund aus den Fehden, welche in Franken der durch seine kühne Tapferkeit berühmte Markgraf Albrecht Achilles

von Brandenburg-Anspach (zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrichs I von Brandenburg) mit der Stadt Nürnberg, — in Schwaben der Graf Ulrich von Württemberg mit der Stadt Eßlingen — und am Rhein der Erzbischoff von Mainz mit den Städten Hall und Rothenburg theils wegen Gränzstreitigkeiten, theils aus Herrsch- und Eroberungssucht führten. So von den Fürsten bedroht, schloßen 31 fränkische und schwäbische Städte unter dem Vortritt von Nürnberg, Ulm und Augsburg ein Schutz- und Trutzbündniß auf drei Jahre. Ihnen gegenüber verbanden sich 17 Fürsten, 15 Bischöffe und fast der ganze oberdeutsche Adel, der sich in seinen herabgekommenen Umständen an den reichern Städtern erholen wollte. So kam es 1450 zum Krieg. Da aber die Städte unter sich nicht einig waren und vielfach über die Kosten haderten, so zogen sie in den verschiedenen Gefechten meist den Kürzern und konnten besonders gegen die Tapferkeit des Markgrafen Albrecht Achilles nicht aufkommen. Erst als derselbe von den Nürnbergern am Billenreuther See geschlagen wurde, neigten sich beide Theile zu einem Vergleich, der 1450 im Frieden zu Bamberg zu Stande kam. Obgleich der Krieg nur ein Jahr lang gedauert hatte, so waren doch einige hundert Dörfer und Flecken ausgeplündert und eingeäschert worden.

Der **Pfälzerkrieg**, die Mainzer **Bisthumsfehde** und der **bayrisch-brandenburgische Krieg** verheerten so ziemlich zu gleicher Zeit den Süden und Südwesten Deutschlands. Bei allen dreien waren der pfälzische Kurfürst Friedrich der Siegreiche und der Herzog Friedrich von Bayern-Landshut betheiligt. Der erstere besonders war ein stets schlagfertiger Streiter. Er regierte mit seinem ältern Bruder Ludwig IV gemeinschaftlich die Pfalz. Nach des letztern Tode 1440 erhielt Friedrich die Alleinregierung und 1449 die Vormundschaft für seines Bruders hinterlassenen Sohn Philipp, und 1452 übertrugen ihm die Stände die Kurwürde unter der Bedingung, daß er seinen Mündel an Sohnesstatt annehme und ihm die Nachfolge bewahre. Er hielt auch Wort, obgleich er in seiner nachherigen Ehe mit Clara von Tettingen selbst Söhne bekam (die nachmaligen Grafen von Löwenstein-Werthheim). Seine Kriegslust verwickelte ihn mit vielen seiner Nachbarn in Fehden, aus denen er stets siegreich hervorgieng. Um Kaiser und Reich sich nicht kümmernd, hatte er auch wegen Übernahme der Kurwürde die Bestätigung des Kaisers nicht eingeholt. Als er daher mit Ludwig von Bayern-Landshut, der 1458 die freie Reichsstadt Donauwörth überfallen und sich dadurch die Reichsacht zugezogen hatte, in Verbindung trat, so bot der Kaiser gegen beide das Reichsheer auf, das Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg anführte, der stets die Rechte des Kaisers und Reichs vertheidigte. Allein der Pfälzer Fritz siegte 1460 bei Pfeddersheim und Herzog Ludwig von Bayern 1462 bei Giengen. Während nun der Markgraf in Bayern einfiel und durch die Verheerung der Donaugegend den Bayernherzog zum Waffenstillstand brachte, hatte unterdeß der Kurfürst von der Pfalz in Verbindung mit dem Kurfürsten Diether von Mainz dahin gearbeitet, den Kaiser abzusetzen und an seiner Stelle den König Georg Podiebrad von Böhmen wählen zu lassen. Allein der Plan zerschlug sich, weil der Kurfürst Friedrich II von Brandenburg dagegen war und weil Diether vom Papste Pius II, dem er unter Berufung auf ein Concil die Annaten nicht entrichten wollte, 1461 seines Erzbisthums entsetzt und an seine Stelle der Graf Adolf von Nassau ernannt wurde. Da Diether nicht wich, suchte Adolf von Nassau, unterstützt von dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Württemberg, sich der Stadt Mainz zu bemächtigen. Allein Diether fand Hülfe bei dem Pfälzer Fritz, der die Verbündeten 1462 bei Seckenheim schlug und den Markgrafen von Baden sammt dem Grafen von Württemberg gefangen nahm. Dennoch eroberte Adolf durch Überrumpelung die Stadt Mainz (14. Oct. 1462), dessen Bürgerschaft nun ihre Widersetzlichkeit mit dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit büßen mußte. Nun erst entsagte Diether der erzbischöfflichen Würde und begnügte sich mit

einer Abfindung; und da auch dem Pfälzer und dem Bayer einige Vortheile zugestanden wurden, so kehrte die Ruhe zurück. Dem Kaiser aber blieb der böse Fritz, wie den Kurfürsten seine Gegner nannten, fortwährend unhold, und noch 1471 baute er an seinem Schlosse zu Heidelberg einen Thurm, den er, um des Kaisers zu spotten, Trutzkaiser nannte. Er starb 1478.

3. Friedrich's Bedrängniß in Österreich. Krieg mit Georg Podiebrad in Böhmen. Podiebrad im Kampf mit Pius II (dem Restaurator des Papstrechts), mit Paul II und mit Matthias Corvinus. Sein Untergang. Friedrich im Kampf mit Ungarn. Corvinus in Wien und Flucht Friedrichs in's Reich.

Den gefährlichsten innern Feind hatte übrigens Kaiser Friedrich an seinem eigenen Bruder, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, der ihn, wie oben bemerkt wurde, um einen Theil seines Erbes gebracht, dabei stets es mit des Kaisers Gegnern gehalten und auch Versuche gemacht hatte, in Österreich selbst eine Auflehnung gegen seinen Bruder zu bewirken, gegen den man dort wegen Erhöhung der Zölle, Verschlechterung der Münzen und schwacher Nachsicht gegen den Söldnerunfug schwere Klagen führte. Endlich gelang es den Anhängern Albrechts in Wien durch Absetzung des kaiserlich gesinnten Stadtraths und Erwählung eines kecken und beredten Demagogen, des Holzhändlers Ulrich Holzer, einen Aufstand zu bewirken. In diesem hielt Friedrich eine förmliche, von seinem Bruder persönlich unterstützte Belagerung mit großer Standhaftigkeit aus, bis auf seinen Hülferuf an's Reich wenigstens der Böhmenkönig Podiebrad herbeikam und seine Freiheit und einen Frieden vermittelte, den Friedrich jedoch durch Abtretung des niederösterreichischen Landes erkaufen mußte.

Albrecht erhielt in diesem Vertrag Österreich unter der Enns sammt Wien gegen eine Abgabe von 4000 Goldgulden auf acht Jahre. Zu spät sahen die Wiener ein, welch' einen Despoten sie sich aufgeladen hatten. Vielen der Reichsten, die er im Verdacht einer Verschwörung hatte, zog er die Güter ein und ließ jeden, der sich darüber beklagte, zu Tode martern. Selbst jenen Holzer empörte diese Tyrannei: er suchte sich der Person Albrechts zu bemächtigen und ihn dem Kaiser auszuliefern, wurde aber gefänglich eingezogen und unter dem Jauchzen desselben Pöbels, der früher seinen Anhang gebildet hatte, — geviertheilt. Dreizehn andere mit ihm verbundene Bürger wurden enthauptet. Albrecht, stets gehässig gegen seinen Bruder, brach bald den Frieden von Neuem, so daß ihn Friedrich auf dem Reichstag von Regensburg in die Acht erklären ließ, und der Bruderkrieg von Neuem begonnen hätte, wenn nicht zum Glück Albrecht den 4. Dez. 1463 gestorben wäre.

Daß Georg Podiebrad, früherhin des Kaisers Feind, demselben in dem Zwiste mit Albrecht so bereite Hülfe brachte, hatte seinen Grund in dem Bestreben, sich in seinen eigenen Kämpfen gegen die Schlesier und gegen den Papst einen Rückhalt am Kaiser zu schaffen. Die Schlesier hatten nämlich von Anfang an gegen Podiebrad als husitischen König eine Abneigung, welche blieb, obgleich selbst Pius II denselben in seiner Eigenschaft als König anerkannt hatte, weil er sich, um seiner katholischen Unterthanen willen, dem Katholicismus zu nähern schien. Die Breslauer

ließen es sogar zum Krieg mit den Böhmen kommen und legten nur ungern auf Vermittlung des päpstlichen Legaten die Waffen nieder. Weil aber Podiebrad sich den Türkenkrieg nicht angelegen seyn ließ und auch die Hoffnungen, welche Pius von seiner völligen Rückkehr zur römischen Kirche gefaßt hatte, nicht erfüllte, so hob Pius die Compactaten für Böhmen auf, setzte den husitischen Bischoff Rokiczana ab, verbot den Gebrauch des Kelchs und unterstützte die Breslauer in ihrem Widerstand gegen Podiebrad. Darum suchte dieser sich durch jenen Hülfszug nach Wien den Kaiser zum Freund zu machen und verband sich zugleich mit Ungarn und Polen. Doch schien ihn der Tod des Papstes Pius II von seiner Sorge zu befreien.

Papst **Pius** II (Äneas Sylvius K. 3, 3.), der Restaurator des Papstrechts, der letzte unter den mittelalterlichen Päpsten, welcher mit angestrengter Kraft das „Vicariat Christi" als zur Erhaltung der Gesammtkirche, wie der Provinzialkirchen unbedingt nothwendig darzustellen suchte, — und zuletzt noch in seiner Bulla retractationis (vom 26. April 1463 an die Universität Cöln) alles widerrief, was er je „Unpäpstliches und Unchristliches" geschrieben, — erlag dem Kummer über die Schmach und Gefahr, in welche die Christenheit durch die Gleichgültigkeit der Fürsten über die Türkennoth gebracht wurde. Denn da alle seine, mit der größten und aufopferndsten Anstrengung gemachten Versuche, die europäischen Fürsten zur Abwendung derselben zu bringen, fehlgeschlagen waren und durchaus keine Begeisterung erfolgen wollte, entschloß sich der in diesem Bestreben achtungswerthe Greis, obgleich ihn Gicht und Fieber plagte, persönlich nach Griechenland zu segeln, um die Fürsten zu beschämen und zur Nachfolge zu reizen. Aber eben, als er in Ancona ankam, um die venetianische Flotte zu besteigen, erkrankte er schwerer; doch ließ er sich noch an's Ufer tragen, um die Schiffe mit eigenen Augen zu sehen und starb den 15. August 1464.

Podiebrad gewann durch den Tod dieses Papstes nichts: denn dessen Nachfolger Paul II nahm den Kampf mit noch größerer Schärfe wider ihn auf. Er entband die Böhmen der Treupflicht gegen ihn, wußte Podiebrad's eignen Schwiegersohn, den König Matthias Corvinus von Ungarn, durch die Aussicht auf die böhmische Krone gegen denselben zu stimmen, und ließ sogar das Kreuz wider ihn predigen, so daß, da sich deßhalb die Katholiken in Böhmen sogleich gegen Podiebrad erhoben, dieses Land auf's Neue der Schauplatz gräulicher Verwüstungen wurde. Podiebrad vertheidigte sich auf das entschlossenste, schlug zwei Kreuzheere und hielt sich auch gegen Matthias Corvinus, selbst noch als dieser Mähren und Schlesien eroberte und sich mit Zustimmung des Kaisers zum König von Böhmen ausrufen ließ. Doch zuletzt erlag Podiebrad dem Kummer (1471), wobei er allerdings zurückdenken konnte, daß er die Krone, die ein Anderer ihm zu entreißen im Begriffe war, einst selbst auf ungesetzlichem Wege sich verschafft hatte. Aber auch Matthias erhielt die böhmische Krone nicht, sondern mußte sie nach einem angestrengten Kampfe, dem König Wladislav von Polen überlassen, den Podiebrad vor seinem Tode mit Übergehung seiner eigenen Kinder den Böhmen vorgeschlagen hatte.

Der Umstand, daß Friedrich dem Polenkönige die böhmische Krone bestätigte, brachte ihn mit dem Matthias Corvinus, dem er sie vorher versprochen hatte, in schwere Verwicklungen. Dieser berühmte König von Ungarn — dessen außergewöhnlicher Geist schon daran zu erkennen ist, daß er als der erfahrenste Feldherr seiner Zeit eine für seinen Stand nicht unbedeutende klassische Bildung besaß und das Lateinische, Deutsche und Slavische (letzteres in den wichtigsten Mundarten) gleich fertig sprach, hatte nun bereits seit 20 Jahren seine Macht im Innern gegen alle Aufstände, die er jedesmal mit Schnelligkeit und Klugheit unterdrückte, behauptet und das Land gegen alle äußern Feinde geschützt.

Dieß war ihm besonders dadurch gelungen, daß er eine geübte und zahlreiche Streitmacht schuf, die stets bereit war, auf seinen Wink jedem Feind zu begegnen. Den Kern derselben bildete die schwarze Legion, welche aus 6000 Husaren (so genannt, weil jeder Grundbesitzer auf je eine Hus d. i. auf je 20 Hufen Landes einen Reiter stellen mußte) bestand, die, von des Königs kühnem Muth erfüllt, den Tod verachtend weder Pardon gaben, noch Pardon nahmen, und darum allenthalben, wo sie erschienen, Schrecken verbreiteten. Sein stehendes Fußvolk bestand meist aus fremden Söldnern. — Aber neben dem Kriegshandwerk ließ er sich auch die Förderung der Wissenschaft angelegen seyn, indem er zu Ofen die Universität erneuerte und eine Bibliothek stiftete, die er fortwährend dadurch vermehrte, daß er Handschriften aus den Resten der durch die Türken zerstörten griechischen Bibliotheken kaufte, theils griechische und römische Klassiker abschreiben ließ, zu welchem Ende stets 300 Abschreiber für ihn arbeiteten.

Allein nichts desto weniger war er ein eigensüchtiger und übermüthiger Gewaltherrscher, dessen Politik mehr auf Erwerb im Westen gerichtet war und der auch deswegen sich des Kampfes gegen die Türken nicht anders, als in bloß abwehrender Weise annahm. Daß er keine Pietätsrücksichten kannte, wenn es seinen Vortheil galt, zeigte sein oberührtes Verhältniß zu seinem Schwiegervater Podiebrad; daß er sonst auch aus Eigennutz keine Rechtsschranken scheute, zeigte sich, wie schon früher, so besonders jetzt, gegen den Kaiser. Denn aus Rache, daß derselbe Böhmen dem Polenkönige zusprach, fiel er in Österreich ein und zwang den schwachen Kaiser durch Eroberung von 70 festen Städten und Schlössern, ihn in dem vom Papste vermittelten Frieden dennoch mit Böhmen zu belehnen und überdieß noch 100,000 Gulden zu zahlen. Und als bald darauf der Kaiser einen entflohenen Gegner des Matthias, den Erzbischoff von Gran, bei sich aufnahm und ihn zum Erzbischoff von Salzburg machte, fiel Matthias wieder in Österreich ein, verheerte das Land und eroberte auch Wien, (1485) so daß Friedrich „in's Reich“ flüchten und dort lange, von Reichsstadt zu Reichsstadt ziehend, sich mit den Seinen erhalten lassen mußte.

Bevor wir zeigen, in welcher Weise sich auf einer andern Seite für den Kaiser eine Aussicht bot, seinen Wunsch nach Ländererwerb zu befriedigen und in welchen Zusammenstoß eben bei dieser Gelegenheit der Westen von Deutschland mit der raschaufsteigenden und noch rascher wieder verfallenden burgundischen Macht kam, wird es zum leichtern Verständniß der

am Ausgang des Mittelalters in die Leitung Maximilians, des Sohnes Kaiser Friedrichs, übergehenden Verhältnisse Deutschlands dienlich seyn, wenn wir zuvor einen Blick auf die seit dem Anfang des in Rede stehenden 15. Jahrhunderts verlaufene Geschichte Frankreichs werfen, da sich der Eintritt der neuern Zeit ohnedieß durch eine vielfachere Verflechtung des Staatenverkehrs ankündigt, und Frankreich insbesondere von dieser Zeit an — einen immer zunehmenden Einfluß auf Deutschland zu gewinnen strebte.

5. Kapitel. Frankreich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts: tiefste Ohnmacht der Nationalkraft und Wiederbelebung derselben.

1. Fortwährende Zerrüttung Frankreich's unter Karl VI. Parteiungen und Sittenlosigkeit am Hof. Ermordung Ludwig's von Orleans durch Johann von Burgund. Bürgerkrieg zwischen den Armagnac's und den Burgundischgesinnten. Erneuerung des englisch-französischen Kriegs. Niederlage bei Azincourt. Philipp der Gute. Vertrag von Troyes. Heinrich V von England im Besitz von Nord-Frankreich. Heinrich's V und Karl's VI Tod.

Am Ende des 14. Jahrhunderts sahen wir Frankreich unter der unfähigen Regierung des wahnsinnigen Karl's VI dem Ehrgeiz und der Habsucht der Großen, so wie dem Übermuth des Adels preisgegeben. Wie gewissenlos der falsche und schwelgerische Herzog Ludwig von Orleans in Verbindung mit der nicht minder schändlichen Königin Isabeau das Land bedrückte und den unglücklichen König sammt dem Dauphin vernachlässigte, ist bereits erwähnt worden (XVII. 5, 4.). Als diese gegen die Letztern verübte schmähliche Behandlung ruchbar wurde, trat Johann der Unerschrockene von Burgund (Philipp's des Kühnen Sohn) an der Spitze der Gegner auf und verlangte eine durchgreifende Änderung der Reichsverwesung. Fast wäre schon jetzt der Bürgerkrieg ausgebrochen, doch kam es noch zu einer Sühne unter der Bedingung einer gemeinschaftlichen Reichsverwesung.

Indeß ließ Herzog Johann, selbst ein heftiger und gewaltherrischer Character, den Herzog Ludwig des Nachts auf der Straße von Paris überfallen und ermorden (1407), und erschien, als die orleanistische Partei gegen ihn rüstete, plötzlich vor Paris, hielt mit 1000 Geharnischten einen feierlichen Einzug und stellte den versammelten Großen die geschehene Ermordung des Herzogs als ein Werk der Pflicht vor, ja er hatte sogar die Frechheit, durch einen feilen Franziscanertheologen Jean Petit die Rechtmäßigkeit des Meuchelmords predigen und sich diese Unthat zum Verdienst anrechnen zu lassen! Darauf ließ er sich durch den König mit der Leitung der Reichsgeschäfte und mit der Aufsicht über den 14jährigen Dauphin Ludwig betrauen (1410).

Dadurch auf's Äußerste getrieben, verbanden sich die orleanistischen Großen (darunter der Sohn des Gemordeten, Karl von Orleans, und sein unternehmender Schwiegervater, der Graf von Armagnac, weßhalb man die Orleanisten auch Armagnac's nannte) und schloßen sogar mit England ein Bündniß. Hierüber nun entstand ein schrecklicher mit Raub, Mord und Brand bezeichneter Bürgerkrieg. Zwar erfolgte bald eine Sühne, die aber nicht lange dauerte. Herzog Johann mußte weichen, wurde vom König als Reichsfeind erklärt und gerieth in so großes Bedrängniß, daß er durch seine kluge Schwester, die Gräfin von Hennegau, die Hand zum Frieden von Arras bieten mußte (1414). Nicht genug, ihm den Zutritt am Hof untersagt und ihn von den Reichsgeschäften ausgeschlossen zu haben, fuhren die Armagnac's fort, die Anhänger des Burgunders mit Feuer und Schwert zu verfolgen, bewogen den leichtsinnigen, sittenlosen Dauphin, seine tugendhafte Gemahlin, die Tochter Johann's zu verstoßen, drückten das Volk durch harte Steuern und ließen ihre Söldnerhaufen allenthalben mit Übermuth schalten. Und da nun auch die burgundische Partei Frevel mit Frevel vergalt, so war das Faustrecht in vollem Gang, und Leben und Eigenthum nirgends sicher.

Diese innere Zerrüttung Frankreichs benützte der geistig begabte thatkräftige König Heinrich V von England (K. 7, 1.), um nach Ablauf des 28jährigen Waffenstillstands dem alten Erbkampfe mit Frankreich, wo möglich mit Einem Schlag, ein Ende zu machen. In gebieterischer Haltung forderte er, daß ihm der geisteskranke König seine Tochter Katharina mit zwei Millionen Kronen Aussteuer geben und dazu alle seit dem Frieden von Bretigny 1360 (s. XVI. 5, 2.), den Engländern bewilligten Länder abtreten solle. Durch diese Forderung aus seiner bisherigen Sorglosigkeit aufgeschreckt, unterhandelte der französische Hof um gelindere Bedingungen. Heinrich aber beharrte fest darauf, und während in Frankreich die sittliche Schlaffheit, das gegenseitige Mißtrauen der nur zum Schein sich in Eile versöhnenden Parteien und die Hoffarth des Adels, der sich schämte, mit Bürgerlichen in Waffengemeinschaft zu treten, es überall nur zu halben Maßregeln kommen ließ, landete König Heinrich, von dem Eifer seines Parlaments unterstützt, auf 1500 Schiffen mit 6000 Rittern und 20,000 Bogenschützen bei Havre in der Normandie (14. April 1415) und eroberte sogleich die Festung Harfleur an der Seinemündung.

Dadurch zum einigen und schnellkräftigen Handeln gezwungen, sammelte sich die französische Ritterschaft um die Oriflamm und vertrat dem durch jene Belagerung und durch Krankheiten geschwächten und darum nach der Küste zu ausweichenden englischen Heere den Weg nach Calais. Da das französische Heer demselben wenigstens fünffach überlegen war, so erbot sich Heinrich zur Zurückgabe Harfleurs, nahm jedoch, als die Franzosen nicht darauf eingiengen, die Schlacht an und brachte ihnen bei Azin-

court eine so vollkommene Niederlage bei, daß der Glanz der Tage von Crecy und von Poitiers erneuert schien. Zufrieden mit dem Ruhm des Siegs und dem Gewinn der Normandie kehrte Heinrich nach England zurück, um seiner Zeit mit erneuerter Kraft wieder zu kommen.

Die Schlacht bei Azincourt, einem Dorfe in der Grafschaft St. Pol an der Somme, gieng vorzüglich durch den Hochmuth des französischen Adels verloren, der das Fußvolk verachtete, worein die Engländer gerade ihre Hauptstärke setzten. Das englische Vordertreffen bildeten 10,000 Fußknechte, vom Herzog von York befehligt; die Reiterei, vom König geführt, bildete die zweite Linie. Die Franzosen, meist Reiter mit geringem Fußvolk, waren in drei Reihen aufgestellt und vom Connetable Albret befehligt. Nachdem Heinrich die Seinen durch eine Rede befeuert hatte, rückten die Bogenschützen rasch mit betäubendem Schlachtruf vor und schoßen mit solcher Wirksamkeit auf die Reitervorhut, daß diese in Unordnung wich, worauf sogleich die englischen Bogenschützen zu den Schwertern, Äxten und Keulen griffen und die Verwirrung vollendeten, so daß, da zugleich die englische Reiterei vorbrach, ein entsetzliches Blutbad erfolgte. Vergebens suchte der Herzog von Alençon mit der zweiten Linie die drohende Niederlage abzuwenden: er fiel mit dem Kerne der Seinen, während von den Übrigen ein Theil die Flucht ergriff, ein Theil um der Ehre willen bis zum Tod stritt, oder tausendweise in Gefangenschaft gerieth. — Da geschah's, daß ein zersprengter Haufe Franzosen an das englische Lager gerieth und zu plündern anfieng. In der Meinung, der Feind habe einen Hinterhalt gelegt, ließ der König fast alle Gefangenen, darunter die Blüthe des Adels, niederstoßen, und befleckte dadurch den Glanz dieses Tages. Unter den 8000 Gefangenen befanden sich der Connetable Albret, die Herzoge von Alençon, Bar, Brabant und viele andere französische Große, während die Engländer ihre Gebliebenen nur nach Hunderten zählten, unter denen jedoch der Herzog von York und mehrere Grafen waren.

Nach dem Abzuge der Engländer brach in Frankreich der Bürgerkrieg nur noch heftiger wieder aus. Der herrschgierige Graf Armagnac, nunmehr zum Connetable ernannt, bemächtigte sich der Regierung und suchte sich durch Gewaltmittel in derselben zu behaupten. Um ganz freie Hand zu bekommen, ließ er die Schätze der Königin in Beschlag nehmen und sie, angeblich wegen ihres sittenlosen Lebens, nach Tours verbannen. Auch soll er dem Dauphin Ludwig, der sich ihm nicht fügte, wie auch dessen Bruder und Nachfolger Johann den Tod bereitet haben, um sich an dem jüngsten der vier Söhne des Königs, dem nunmehrigen Dauphin Karl ein gefügigeres Werkzeug zu schaffen. Diese Schritte, verbunden mit der Verfolgung vieler Burgundischgesinnten durch Kerker und Hinrichtung, stachelten den Herzog von Burgund zur Rache auf. Er schloß ein geheimes Bündniß mit England, kündigte sich dann den „guten Städten“ und gedrückten Landbewohnern als Befreier an und rückte mit einem Heer auf Paris los. Durch einen Seitenzug überfiel er Tours und führte die befreite Königin nach Troyes, wo sie sich zur Regentin erklärte. Indeß die Engländer die ganze Normandie einnahmen, belagerte der Herzog von Burgund Paris und bemächtigte sich in einem nächtlichen, durch Verrath unterstützten Angriff der Stadt, die nun wochenlang der Schauplatz der blutigsten Gräuel wurde, welche

der rasende Pöbel an allen Armagnac's verübte, ohne daß der burgundische Adel, der ruhig zusah, den Freveln Einhalt that.

Gleich in der Nacht der Einnahme stürzte mit den eindringenden Soldaten der Pöbel mit langverhaltenem Grimm in die Wohnungen der armagnac-orleans'schen Häupter und schleppte sie aus den Betten in die Kerker. Der Connetable Armagnac, der sich einige Tage versteckt hielt, wurde gleichfalls gefangen und mit ihm viele andere weltliche und geistliche Große. Alle Gefängnisse waren mit Gefangenen überfüllt. Mit Anstrengung rettete der Prevôt Tanneguy Duchâtel den Dauphin in die Bastille. Als er aber einen Versuch machte, sich von der Bastille aus wieder der Stadt zu bemächtigen, stürmten unter dem Getöne der Sturmglocken an 40,000 Menschen die Gefängnisse, rissen die Gefangenen heraus und mordeten einen nach dem andern ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, ohne daß der burgundische Befehlshaber Einhalt zu thun wußte. Auch Graf Armagnac wurde auf diese Weise nach schmählicher Mißhandlung ermordet. Von den Gefängnissen aus durchzogen die Mörder die ganze Stadt und mordeten in den Häusern und Straßen, in den Kirchen und Kapellen, wen nur irgend die Rache oder sonstige Feindschaft als einen „Armagnac" bezeichnete, wenn er auch keiner war. Selbst die Leichname wurden scheußlich verstümmelt und beschimpft. So fielen nur in den ersten drei Tagen an 3500 unter dem Mordstahl, der in den folgenden Wochen noch Unzählige traf.

Selbst nach vier Wochen, als der Herzog von Burgund mit der Königin Isabeau seinen feierlichen Einzug hielt, hörte das Morden und Plündern nicht eher auf, als bis der Herzog 6000 dieser Unmenschen unter einem Vorwande aus der Stadt entfernte und einige der ärgsten Rothen (die Burgunder trugen rothe Kreuze als Parteizeichen) köpfen und ersäufen ließ, worauf die wohlgesinnte Bürgerschaft sich ermannte und zur Wiederherstellung der Ruhe die Hand bot. Doch jetzt sprach auch ein höheres Tribunal sein Verdammungsurtheil: eine schreckliche Pest brach aus und raffte in Paris und der Umgegend an 50,000 Menschen dahin.

Unterdessen hatten die Engländer diese Zerrüttung thätig benützt und die Eroberung der Normandie durch die Einnahme von Rouen (1419) vollendet. Da schienen endlich auch die beiden sich zerfleischenden Parteien in Güte sich vertragen zu wollen, und eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin (der mit Duchâtel glücklich aus Paris sich gerettet hatte) und dem Herzog von Burgund sollte die Sühne befestigen. Als sie bei der Brücke zu Montereau (zwei Meilen von Melun), jeder von 10 Reitern begleitet, innerhalb der gesteckten Schranken die Versöhnung beschworen hatten und der Herzog von Burgund eben noch vor dem Dauphin kniete, stießen Duchâtel und noch Einige von des Dauphin's Begleitung den Herzog Johann nieder, um ihm den vor 12 Jahren an dem Herzog Ludwig von Orleans verübten Mord zu vergelten. — Daß der Dauphin um ihren finstern Plan gewußt, ist unwahrscheinlich; gewiß aber ist, daß er den Mord nicht strafte, in welchem viele Zeitgenossen ein Strafgericht Gottes erkannten. Darum sollte aber auch für diesen Frevel die Strafe nicht ausbleiben und ganz Frankreich den Bann zu fühlen bekommen, den das Volk und seine Häupter auf sich geladen hatten.

Vor Begierde brennend, den Tod seines Vaters zu rächen, schloß Johann's Sohn, der junge Herzog von Burgund, Philipp der Gute, mit König Heinrich V von England und mit der Königin Isabeau (die für ihren Gemahl handelte) den Vertrag von Troyes (21. Mai 1420), welcher Frankreich seine Selbständigkeit kostete. Heinrich sollte König Karl's Tochter Katharine zur Gemahlin erhalten und bis zum Tode ihres Vaters die Regentschaft von Frankreich führen, nach dessen Tod aber für ewige Zeiten die Kronen Frankreichs und Englands auf seinem Haupte vereinigen. Hierauf hielt Heinrich seinen glänzenden Einzug in Paris, empfieng die Huldigung der Stände, die den Vertrag von Troyes beschwören mußten, und ließ durch das Parlament den Dauphin als Mitschuldigen am Morde, nach ausgesprochener Acht, aller seiner Erbansprüche an die Krone verlustig erklären. Alsdann unterwarf er sich im fortgesetzten Krieg gegen denselben fast ganz Nordfrankreich bis an die Loire (mit Ausnahme von Anjou und Maine) und war eben im Begriff, den Tod seines Bruders, der in einem unglücklichen Treffen bei Baugé in Anjou gefallen war, durch neue Siege zu rächen, als ihn selbst noch in der besten Kraft seiner Jahre zu Vincennes der Tod ereilte (1422). Er starb, erst 34 Jahre alt, mit großer Ergebung, nachdem er die Umstehenden getröstet und laut versichert hatte, daß er den Krieg nicht aus Ehrgeiz, sondern auf den Rath der weisesten Männer unternommen habe. — Zwei Monate darauf starb endlich auch der alte geisteskranke Karl VI und hinterließ das Reich im Zustand des größten, durch Kriegszerstörung und Sittenverwilderung hervorgebrachten Elends.

2. Karl VII. Bedford englischer Regent in Frankreich. Siege der Engländer. Die Belagerung von Orleans. Mißhelligkeit zwischen Burgund und England (Jacobäa). Auftritt der Jeanne d'Arc für König und Vaterland. Entsatz von Orleans. Krönung in Rheims. Gefangennehmung und Hinrichtung des Mädchens von Orleans.

Die freiere Hand, die Karl VII durch den Tod seines Vaters und mehr noch durch den Tod seines gefürchtetsten Gegners erhielt, half ihm bei seinem unentschlossenen, weichlichen Wesen anfangs wenig. Denn hatte er auch das Gefühl der Besseren für Nationalehre und Vaterlandsliebe und den Haß des Volks gegen das unerträgliche Fremdjoch zu Bundesgenossen, und umgaben ihn auch noch manche ritterliche Helden, wie der Herzog von Orleans (ein natürlicher Sohn des Ermordeten, daher „der Bastard von Orleans", nachher Graf Dunois genannt), die Marschälle Lafayette, de la Hire u. a.: so war doch auf Seite der englisch-burgundischen Gegner die auf so viele Siege trotzende Überlegenheit des Oberbefehls und der Waffenkunst, worin Feldherrn wie Warwick, Salisbury, Suffolk, Talbot hervorleuchteten. Die Männer ließen den Mangel eines selbständig oder wenigstens symbolisch hervortretenden Mittelpunkts, den allerdings das neunmonatliche Kind auf dem englischen Throne nicht bilden konnte, um so weniger vermissen, da der Herzog von

Bedford, Bruder des verstorbenen englischen Königs, in Frankreich die Reichsverweserschaft mit fester Hand führte.

Sieben Jahre hindurch behauptete derselbe mit den ihm reichlich zu Gebot stehenden Mitteln den Ruhm der englischen Waffen, durch welche die Vertheidigung des französischen Volksthums auf immer engere Gränzen eingeschlossen wurde, bis König Karl VII zuletzt nur noch die Landschaft Berry mit der Stadt Bourges besaß, so daß ihn die Engländer zum Spott nur den kleinen Fürsten von Bourges nannten. Noch zwar hielt sich die feste Stadt Orleans am rechten Ufer der Loire durch die tapfere Vertheidigung seines Herzogs, des Grafen von Dunois; aber auch dieses feste Bollwerk war bereits dem Falle nahe, obgleich der Herzog Philipp der Kühne von Burgund, der bisherige Bundesgenosse Englands, wegen eingetretener Mißhelligkeiten seine Truppen von der Belagerung dieser Stadt zurückzog und fortan ein kaltsinniger Theilnehmer blieb.

Der Hauptgrund dieses Kaltsinns von Seiten des burgundischen Herzogs lag in folgendem Umstand. Sein Vetter, der Herzog von Brabant, hatte die schöne und geistvolle Jacobäa (Jaqueline, Jakobine), Erbin von Holland, Seeland, Hennegau, und Westfriesland zur Gemahlin; da sie aber wider ihren Willen mit ihm vermählt worden war und ihn nicht leiden konnte, so entfloh sie heimlich nach England und vermählte sich dort mit dem englischen Regentschaftsverweser, dem Herzog von Glocester, Bruder des Herzogs von Bedford. Dadurch sah sich Philipp der Kühne in seiner Hoffnung, einst ihre Erbschaft mit seinem Hause zu vereinigen, getäuscht. Daher zog er sich von da an mehr und mehr von dem Bündniß mit England zurück, und diese Verstimmung Philipp's blieb auch, als der Herzog von Glocester die ihm abgeneigte Jacobäa verstieß und auf ihre Erbschaft verzichtete. Dieses beweist Philipp's Verhalten vor Orleans, indem er seine Truppen zurückzog, weil ihm der Herzog von Bedford diese Stadt, deren Herr (der Graf Dunois) unterdeß bei einem Ausfall in britische Gefangenschaft gerathen war, nicht als einen neutralen Platz überlassen wollte. Jacobäa, diese durch ihre Jugend zu nachtheiligen Verehelichungen Verleitete, kämpfte eilf Jahre lang wie eine gereizte junge Löwin für ihr Recht; wiederholt warf sie in blutigen Schlachten und Städte-Erstürmungen die gefürchtetsten Fürsten ihrer Zeit zurück, und wenn sie die Fahne ergriff und in die Schlacht eilte, stürzten alle Ritter ihr begeistert nach. Ihre romantischen Abenteuer und ihr Unglück haben sie zur Lieblingsheldin niederländischer und französischer Balladen gemacht. (Über die frühern Verhältnisse in Holland und über den Ursprung der dortigen Parteikämpfe. (s. unten K. 6, 4.) In der Folge, als der Herzog von Brabant und sein Bruder starben, brachte der ränke- und ländersüchtige Philipp die Jacobäa dahin, daß sie ihn 1428 zum Erben ihrer reichen Güter einsetzte, bis auf Hennegau, das er ihr aber 1433 auch noch abnöthigte. — Von dem Wachsthum und Glanz des burgundischen Hauses s. K. 6, 1.)

So gelegen diese Spannung Englands mit Burgund dem König Karl kam, und so sichtlich nun auch das französische Volksbewußtseyn, durch die höhnisch-stolze Behandlung der Engländer längst gekränkt, allmählich erwachte und sich dem milden, leutseligen Karl mit den eifrigsten Wünschen zuwandte, während der Anblick des allgemeinen Verderbens in Vielen ein lebendiges Gefühl der Schuld erregte, das von treuen Dienern der Religion lebhaft genährt wurde: so sah doch der treueste Vaterlands-

freund, der redlichste Königsanhänger und der frömmste Beter keinen Ausweg zur Hülfe. Auch gieng der König schon mit dem Gedanken um, in's Ausland zu flüchten und nur die Standhaftigkeit seiner Gemahlin Marie von Anjou war es (wie Delort bewies), die ihn von diesem Entschlusse zurückbrachte.

Da, in dieser verzweiflungsvollen Lage, aus der nur ein Wunder retten zu können schien, ereignete sich's, daß am Hofe Karl's zu Chinon in Touraine ein einfaches Landmädchen, mit Namen **Johanna von Arc**, erschien, welche, auf himmlische Berufung sich stützend, den König um eine Schaar Kriegsleute bat, mit denen sie ihm verhieß, Orleans zu entsetzen und ihn nach Reims zur Krönung zu führen.

Jeanne d'Arc, Tochter des Landmanns Jakob d'Arc und der Isabella Gautier aus dem Dorfe Dom Remy, an der Gränze von Lothringen und Champagne (an der Maas), damals 27 Jahre alt und von schönem Äußern, hatte in ihrer Jugend auf dem Felde und im Haus gearbeitet, dann eine Zeit lang auswärts in einer Wirthschaft gedient und bei Verstand und Geschicklichkeit einen frommen Sinn und sittenreinen Wandel bewiesen. Das Elend des Landes und Volkes, wie es allenthalben vor Augen lag, nahm sie sich tief zu Herzen und verwebte die Sehnsucht nach Erlösung von diesem Elend mit den frommen Gefühlen ihres, in den Formen und Anschauungen der christkatholischen Kirche sich bewegenden Herzens so lebendig, daß sie schon von ihrem 12. Jahre an bis in ihr 17. oder 18. Jahr Visionen hatte, in denen sie Gestalten der Engel und Heiligen (namentlich des Erzengels Michael und der Heiligen (Maria und Margaretha) zu sehen und Stimmen zu hören überzeugt war, die zuletzt, ihrer Aussage nach, bei Tag wie bei Nacht, im Hause, wie im Felde, im Namen Gottes und des Heilandes sie aufforderten, das Vaterland in der angegebenen Weise binnen Jahresfrist zu befreien. Zuerst entdeckte sie, da sie die Einwürfe ihrer Ältern befürchtete, ihrem Oheim Durand Lapart diese ihre Erscheinungen sammt dem Wunsch, vor den König geführt zu werden. Jener gieng mit ihr nach der 4 Stunden von Dom Remy gelegenen Stadt Vaucouleur und dort anfangs allein zu dem Platzcommandanten Baudricourt, der ihm aber rieth, das Mädchen von ihrer Narrheit mit Ohrfeigen zu heilen. Auch als sie selbst ihn bat, sie nach Bourges zum Könige zu bringen, erhielt sie keinen bessern Bescheid. Nun blieb sie, dienend, so lange im Orte, bis Andere auf ihre Aussagen aufmerksam und an ihre Sendung gläubig wurden. Da ließ sie der kranke Herzog von Bar kommen und wollte von ihr geheilt werden. Statt dessen gab sie ihm aber gute Lehren und bat ihn, ihr Zutritt zum König zu verschaffen. Von ihrer felsenfesten Überzeugung überwunden, bot nun selbst Baudricourt die Hand zur Erfüllung ihres Wunsches, und die Stadt rüstete sie mit einem Pferd und Waffen aus. So, in männlicher Kleidung, die sie nicht wieder ablegte, reiste sie, von zwei Rittern begleitet, eilf Tage lang durch Gegenden voll feindlicher Schwärme und Städte hindurch und langte gegen Ende Februars 1429 in Chinon an. — Obgleich die Umgebung des Königs ihren Aussagen bald Glauben schenkte, so wagte man es doch erst am dritten Tage, sie dem Könige vorzustellen, den sie, obgleich er sich geflissentlich hinter die Hofritter verbarg, um sie zu prüfen, dennoch aus allen herauskannte. Auch soll sie ihm bei einer Privatunterredung ein nur ihm bekanntes Geheimniß offenbart haben. Hierauf legte der König ihre Aussagen einem Rathe von Rechts- und Gottesgelehrten vor, welche viele verfängliche Fragen an sie thaten, die sie aber alle mit Herzenseinfalt und Verstandesklarheit beantwortete. Als Einer fragte, in welcher Sprache denn ihre himmlischen Erscheinungen geredet hätten, antworteten sie: „In einer bessern, als Ihr da sprecht!“ Auf die Äußerung eines Andern, Gott verbiete, solchen Aussagen, wie

die ihren, zu glauben, wenn sie nicht mit Zeichen und Wundern begleitet wären, entgegnete sie: „Ich bin nicht gekommen, hier Zeichen zu thun; führt mich aber nach Orleans, dort will ich Euch zeigen, warum ich gesandt bin!“ — Die Frage, warum sie denn Bewaffnete fordere, um den Feind zu vertreiben, dazu bedürfe ja Gott keine Kriegsleute, — fertigte sie mit der treffenden Antwort ab: „Die Kriegsleute werden kämpfen und Gott wird den Sieg geben!“

Im Vertrauen auf die von ihr abgelegten Beweise einer höhern Begeisterung rüstete man zu Blois eine Hülfsschaar von 7000 Mann aus, an deren Spitze sie aufbrach, um Zufuhr in die hart bedrängte Stadt Orleans hineinzuschaffen. Sie hatte sich eine eigene Fahne machen lassen, auf welcher der Heiland, den Erdball haltend, mit Lilien und zwei knieenden Engeln abgebildet war und worauf der Name „Jesus, Maria“ stand; auch trug sie ein, auf ihre Andeutung in der Katharinenkirche zu Fier-Bois aus alten Waffenstücken hervorgeholtes Schwert: denn Fahne und Schwert, behauptete sie, seien ihr von ihren Erscheinungen bezeichnet worden; das letztere aber brauchte sie mehr zur Abwehr feindlichen Andrangs, als zum Angreifen, indem es ihre Hauptsorge war, die Kriegsleute in strenger Sittenzucht zu halten, sie zum Kampf zu befeuern und die Angriffe zu leiten. So erreichte man Orleans und brachte unter Mitwirkung der Belagerten, deren Muth schon vorher durch die Kunde von dieser Wunderjungfrau neu belebt worden war, die Zufuhr glücklich in die Stadt, in die sie auf ihrem grauen Streitroß in voller Rüstung unter dem Zujauchzen des Volkes einritt. Sie konnte nur mit Mühe abgehalten werden, gleich am andern Morgen einen Ausfall zu machen: als jedoch Graf Dunois mit neuen Verstärkungen ankam, begann am 4. Mai der Sturm auf die englischen Umschanzungen und Belagerungsthürme, wobei sie stets mit der Fahne vorausgieng und durch ihre Erscheinung Muth unter den Ihrigen und Entmuthigung unter den Feinden hervorbrachte.

Den heftigsten und blutigsten Kampf kostete die Eroberung der Brückenfeste, welche den Zugang über die Loire in die Stadt verhindern sollte. Am 7. Mai Morgens zog das Mädchen von Orleans (so nannten die Engländer sie) mit den Tapfersten auf Fahrzeugen über die Loire, um den Thurm im Rücken anzugreifen, während die Bürger die vom Feind abgebrochene Brücke herzustellen suchten, um den Thurm von vorn anzugreifen. Hierbei wurde Johanna durch einen Pfeil am Hals verwundet und mußte bei Seite gehen, um sich verbinden zu lassen. Eben, als die Franzosen, vom Kampf ermüdet, an den Rückzug dachten, erschien sie wieder und fachte den sinkenden Muth an. Der Thurm (das Fort) wurde genommen und siegreich kehrte Johanna in die Stadt zurück.

Am andern Tag (8. Mai) hoben die Engländer, ergrimmt über die Zauberkünste des Mädchens, das sie im Bunde mit den Höllenmächten darstellten, die siebenmonatliche, mühevolle Belagerung auf und zogen nach Verbrennung der noch übrigen Schanzwerke ab. Der Jubel der Belagerten über ihre Rettung und die Verehrung gegen Johanna, als einer von Gott wunderbar begabten Jungfrau, war so groß, daß Viele ihre Kleider, ja die Füße ihres Pferdes küßten, was sie jedoch selbst als abgöttisches

Treiben mit Unwillen abwies. Hierauf eilte sie nach Burg Loches zum König und bestund auf einem raschen Vordringen gegen den Feind. Bald sammelte sich ein beträchtliches Heer unter Johanna's Fahne, erstürmte drei feste Plätze (wobei Graf Suffolk gefangen wurde) und besiegte die Engländer bei Patai so gänzlich, daß selbst der gefürchtete Talbot mit noch zwei andern Feldherrn in französische Gefangenschaft gerieth, Herzog von Bedford aber hinter den Mauern von Paris Schutz suchen mußte.

Unter dem Eindruck des Schreckens, den die Jungfrau allenthalben unter den Feinden verbreitete, drang sie nun darauf, den König nach Rheims zur Krönung zu führen, als dem zweiten Werk, das sie noch in Erfüllung zu bringen hätte. Vergebens stellten die Feldherren die Gefahr des Zuges durch ein ganz vom Feind besetztes Gebiet vor; sie wies auf den ihr von Gott gegebenen Auftrag hin und Niemand konnte widerstehen. Wirklich brachte ihre bloße Erscheinung Auxerre, Troyes, Chalons zur Unterwerfung und am 16. Juli 1429 öffnete die alte Krönungsstadt Rheims, nach Abzug der burgundischen Besatzung, die Thore, durch welche der König mit Johanna und dem Heere einzog.

Gleich am andern Tag erfolgte die feierliche Krönung Karl's, wobei Johanna mit der Fahne in der Hand neben dem Könige stand. Nach der Feierlichkeit kniete sie vor dem König nieder und begehrte mit Thränen in den Augen wieder heim zu den Ihren kehren zu dürfen, da ihre Sendung vollendet sei. Allein der König bestand darauf, daß sie noch bleiben und das Heer zu fernern Siegen begleiten solle. Gegen ihren Willen gehorchte sie, handelte aber von diesem Augenblick an nicht mehr mit der bisherigen selbständigen Sicherheit, sondern folgte nur den Beschlüssen der Feldherren. Doch wirkte ihre Gegenwart noch befeuernd, sittigend und tröstend auf das Heer und auf alle, die in ihre Nähe kamen. Bald gewann der König eine Stadt nach der andern (darunter Laon, Soissons u. a.), bis er vor Paris stand, wo der Herzog von Bedford seine Hauptmacht gesammelt hatte. Nach der Einnahme des Vorwerks St. Denys, leitete Johanna den Sturm auf die Stadt, kam aber in solches Gedränge, daß sie leicht verwundet wurde. Dennoch wäre der Sturm noch gelungen, wenn der König in St. Denys nicht versäumt hätte, Hülfe zu senden.

Betrübt über das Mißlingen, bat sie noch einmal um ihre Entlassung in die Heimath. Allein der König gab sie nicht, hob die Belagerung von Paris auf und zog, anstatt den Feind ohne Rast zu verfolgen und vollends aus dem Lande zu treiben, nach Chinon zurück, um den Winter in den weichlichen Genüssen des Hoflebens hinzubringen. Johanna, die der König durch Erhebung ihrer Familie in den Adelstand belohnen zu müssen glaubte, begleitete noch einige Heeresabtheilungen und eroberte durch ihre Kühnheit die Stadt Pierre-le-Moutier. Als sie sich aber im Beginn des Frühlings in die zu Karl übergetretene Stadt Compiegne

warf und diese gegen den Herzog Philipp von Burgund vertheidigte, fiel sie bei einem Ausfall in die Hände der Burgunder (1430), die sie für 10,000 Livres an die Engländer auslieferten. Diese, froh, sich für ihre vielen Niederlagen an dem von ihnen gefürchteten und gehaßten Mädchen rächen zu können, ließen ihr durch die ihnen unterwürfige feile französische Inquisition sogleich den Prozeß machen, in Folge dessen sie nach einer höchst ungerechten und unwürdigen Behandlung als eine „Zauberin und Ketzerin" zum Tode verdammt und zu Rouen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Noch ehe sie der Inquisition übergeben wurde, sprang sie in der Vorahnung ihres Geschicks aus dem Kerkerthurm in Bauvoir; nach der Heilung von diesem Sturz wurde sie im Schloßgefängniß zu Rouen, an Händen und Füßen gefesselt, Monate lang bei Wasser und Brot dem Hohn der Wächter preisgegeben. Bei den Verhören, wobei die Protokolle auf das empörendste verfälscht wurden, suchten die von dem ränkesüchtigen, unvaterländischgesinnten französischen Bischoff von Bauvais geleiteten Inquisitionsrichter sie durch die verfänglichsten Fragen in Widersprüche zu verwickeln und als man sie durch alle mögliche Schreckmittel zur Einwilligung in die Abschwörung ihrer angeblichen Schuld der Zauberei und Teufelskünste gebracht hatte (wobei besonders betont wurde, daß sie Männerkleidung getragen), erhielt sie aus Gnaden die Strafe lebenslänglicher Klosterhaft bei Wasser und Brot. Dennoch wurde sie in den alten Kerker zurückgeführt und den Mißhandlungen und Zudringlichkeiten gemeiner Kerkerschergen ausgesetzt. Aus diesem Grunde fand sie für gut, die männliche Kleidung wieder anzuziehen, die sie hatte geloben müssen, nicht mehr anzulegen. Darauf schien es abgesehen: denn nun wurde sie als rückfällige Ketzerin verurtheilt und der weltlichen Obrigkeit zur Vollziehung der Strafe übergeben. Als der Bischoff von Bauvais ihr einige heuchlerische Trostworte sagte, entgegnete sie mit Würde: „Hättet ihr mich der geistlichen Haft und, wie es die Schicklichkeit erforderte, geistlichen Wächtern übergeben, so wäre es nicht so gekommen; darum lade ich Euch vor den Richterstuhl Gottes!"— Auf der Richtstätte, dem Markte zu Rouen, empfahl sie sich knieend Gott und den Heiligen, betheuerte laut ihre Unschuld und die Wahrhaftigkeit der von ihr behaupteten Gesichte und Stimmen, bat Freunde und Feinde um Vergebung für etwaige Beleidigungen und sprach ein so rührendes Gebet, daß das ganze Volk und selbst der englische Cardinal weinte. Dann betrat sie mit dem Kreuz in der Hand festen Tritts den Scheiterhaufen und gab in den Flammen mit dem oft wiederholten Ausruf: „Jesus!" den Geist auf. — Die Richter aber, unter ihnen mehrere berühmte Rechts- und Gottesgelehrte der Universität Paris, haben sich durch dieses Verfahren, so wie damals den Abscheu des Volks, so auch die Verachtung der Nachwelt zugezogen. Übrigens starb der Bischoff von Bauvais nicht lange darauf am Schlag und Midy, der Verfasser der Klageartikel, am Aussatz. (Vgl. Kortüm a. a. O II. S. 452.)

Man mag sich übrigens die Art, wie sich in der Jungfrau von Orleans Begeisterung mit natürlicher Einfalt, kriegerischer Muth mit weiblicher Sittsamkeit vereinigte, denken, wie man will, immer bleibt eine solche Persönlichkeit etwas Außergewöhnliches, und an Betrug zu denken, erlauben die vorliegenden historischen Zeugnisse nicht. Merkwürdig ist, daß die Franzosen sowohl zur Zeit ihrer Gefangenschaft, als auch nach ihrem Tod sich gegen sie und ihr Andenken so gleichgültig bewiesen und sie selbst weder in Poesie, noch in Prosa feierten. Ließen sie doch selbst ihre Mutter im tiefsten Elend sterben. Erst als 1456 der Proceß der Jungfrau wieder untersucht und das Urtheil als falsch und ungerecht niedergeschlagen wurde, fieng die Stadt Orleans an, ein jährliches Fest im Mai zum Andenken an ihre Rettung

zu feiern. In neuster Zeit fühlte des Julius-Königs Ludwig Philipp's Tochter Marie von Orleans sich zu einem Standbild dieser nationalen Heldin begeistert, das jetzt im Museum zu Versailles steht. — Die neuste deutsche historische Darstellung des Lebens der Jungfrau von Orleans aus den Quellen ist von Guido Görres.

3. Rückgang der englischen Macht in Frankreich. Der Congreß von Arras. Vergleich Karl's VII mit Burgund. Karl in Paris. Waffenstillstand. Zug der französischen Söldner nach der Schweiz und dem Elsaß. Erneuerung des englischen Kriegs. Beschränkung der Engländer auf Calais. Nachwehen des Kriegs: Sittenverwilderung. Verbesserung des Gerichts- und Kriegswesens. Der Dauphin. Die Praguerie.

Obgleich nun bei den Engländern und Burgundern „der lähmende Glaube an die übernatürlichen Kräfte des Mädchens von Orleans" verschwand", so hatten sie doch kein Glück mehr. Als vollends mit dem Tod der Gemahlin des Herzogs von Bedford, einer Schwester Philipp's von Burgund, bei Letzterem das letzte Band zerrissen war, das ihn noch an England geknüpft hatte, so wurde sein Beistand noch lauer, und da ihm klar geworden war, daß eine Vereinigung Frankreichs mit England seinem Streben nach Ausdehnung des burgundischen Machtgebiets nur im Wege stehen würde, so brachte der Herzog bei der Erschöpfung aller Theile mit Unterstützung des Papstes leicht den allgemeinen Friedenscongreß von Arras (1435) zu Stande, den die Blüthe der französisch-niederländisch-englischen Ritterschaft, insbesondere der Glanz des burgundischen Hofwesens, verherrlichte. Weil aber bei den Unterhandlungen die Engländer ihre Forderungen zu hoch spannten und sich nicht mit Guyenne und der Normandie begnügen wollten, so schloßen Frankreich und Burgund einen Sondervertrag, nach welchem Philipp die Grafschaften Macon und Auxerre mit einigen andern Gebietstheilen in erblichen Besitz, die sechs Städte an der Somme aber als Pfand für 40,000 Goldkronen sammt der Zusage erhielt, daß die etwa noch lebenden Mörder seines Vaters bestraft werden sollten.

Während in Frankreich sich Jedermann über diesen Austrag freute, war in England, wo man sich längst gewöhnt hatte, Frankreich als Eigenthum anzusehen, allgemeine Entrüstung über das treulose Burgund. Allein da Bedford etliche Tage vor dem Arras'er Frieden gestorben war und die ihm nachfolgenden Feldherren seinen Geist nicht besaßen, so erlitten sie bei der Fortsetzung des Kriegs Mißgeschick auf Mißgeschick: auch Paris gieng durch einen Aufstand endlich zur Nationalsache über.

Hätte König Karl, der besonders seit der Versöhnung mit Burgund nur seinen weichlichen Palastvergnügungen lebte und sich nur durch die patriotische Anregung seiner geistreichen, die Macht ihrer Reize allerdings zum Wohl des Landes benützenden Maitresse Agnes Sorel vorwärts treiben ließ, mehr Thatkraft bewiesen, so hätten die Engländer früher weichen müssen. Erst als Philipp den Engländern förmlich den

Krieg erklärte und bei den Letztern Krankheiten und Geldmangel sich einstellte, schloßen sie mit Frankreich 1444 einen Waffenstillstand, welchen König Karl dazu benutzte, sich seiner für Land und Volk so verderblichen Armagnac's oder Soldknechte durch jenen schon (K. 4. 1.) erwähnten Zug nach der Schweiz zu entledigen und durch einen Einfall in das Elsaß zum erstenmal Frankreichs sogenannte Ansprüche an das linke Rheinufer zu erheben.

Als sodann die Engländer den Waffenstillstand brachen, konnte Frankreich mit besser organisirten Streitkräften unter der Führung Dünois' (den die Engländer wieder frei gegeben hatten) und anderer tapferer Feldherren den Engländern Guyenne und die Normandie entreißen und durch den Sieg bei Castillon (1453), wobei der greise tapfere Talbot fiel, ihre letzte Anstrengung zu nichte machen. Nur Calais und die Inseln Guernsey und Jersey blieben noch in ihrer Gewalt. Der Krieg selbst aber hörte ohne Friedensschluß auf, da England sich selbst durch einen furchtbaren Bürgerkrieg alle Macht nach Außen benahm (K. 7, 1.)

Die Nachtheile dieses französisch-englischen Krieges wurden in Frankreich noch lange in der Verwilderung der Sitten und in der Zerstörung des Wohlstandes nachempfunden. Die Sittenverwilderung war so hoch gestiegen, daß Verrath und Meineid, Mord und Todtschlag, Vertrags- und Ehebruch, unnatürliche Wollust und Grausamkeit, Bosheit und Ruchlosigkeit aller Art an der Tagesordnung war. Dabei giengen die obern Stände den untern in Lasterbeispielen ungescheut voran, wie denn z. B. ein Graf Armagnac es ungestraft wagte, seine eigene Schwester zu heirathen, und ein französischer Marschall nach und nach heimlich an 28 Kinder und Weiber tödtete, um mit deren Blute abergläubische Bannsprüche und Zauberamulette zu schreiben, bis ihn, spät genug, die Strafe des Gesetzes traf. — Doch eben dieses gränzenlose Elend machte die bessern Gemüther aller Stände willig, zur ernstesten Abstellung derselben die Hand zu bieten, und die Krone versäumte nicht, daraus zugleich für sich Gewinn zu ziehen. Denn einerseits erfolgte nun die heilsame Demüthigung des selbstsüchtigen, landfriedensbrecherischen, fast aller Treue und Gerechtigkeit entwöhnten Adels, die er durch eine gründliche Verbesserung des Gerichtswesens mittels einer neuen Organisation des Pariser Parlaments und der Errichtung noch zweier Gerichtshöfe (zu Toulouse und zu Bordeaux) erlitt, — anderseits die um so freudigere Unterordnung unter die neuen Gesetze von Seiten des Bürgers und Landmanns, der in der langen, Leben und Eigenthum gefährdenden Anarchie die Wohlthat der Gesetze hatte schätzen lernen. Aus diesem Grunde gelang es ihm auch eine bleibende Steuer, die sogenannte Taille, einzuführen. Und so wurde es dem Königthum möglich, wieder zu erstarken und das französische Volk in der Entwicklung zu einer einheitlichen Großmacht zu fördern.

Zu dieser Kräftigung des Königthums trug auch die neue Einrichtung des Kriegswesens ein Wesentliches bei: denn Karl VII legte den Grund zum ersten stehenden Heere. Und merkwürdig ist, daß selbst die Stände, die er 1439 zu Orleans versammelte, ohne die Folgen zu ahnen, zu dieser das Königthum nur noch mehr stärkenden Maaßregel freudig die Hand boten. Denn um den schrecklichen Verheerungen, welche die unregelmäßigen Söldnerbanden im ganzen Lande anrichteten, ein Ende zu machen, nahmen die Stände den königlichen Vorschlag einer auf eine regelmäßige Kriegsmacht zu verwendenden Steuer sammt allen, das Heerwesen in die

Hände des Königs legenden Grundsätzen bereitwillig an. Die Ausführung folgte aber etwas später. Während der Zeit des letzten englischen Waffenstillstandes nämlich wurden die sogenannten Compagnies d'ordonnance oder die Gensd'armes errichtet und auf 10,000 Reiter bestimmt, welche in die bedeutendsten Städte verlegt und der strengsten Disciplin unterworfen wurden, so daß bald Ruhe und Sicherheit in's Land zurückkehrten. Da die Städte deßhalb gern den Unterhalt zahlten, so war der Adel dadurch nicht verletzt, und da seine ärmeren Glieder Offiziersstellen bekamen, so schlummerte noch die Eifersucht desselben auf diese neue Waffengattung.

Einige Jahre darauf wurde auch die Einrichtung eines regelmäßigen stehenden Fußvolks ins Leben gerufen, indem jede Gemeinde eine Anzahl Freischützen (francs-archers) zum Dienst des Krieges ausrüstete, die gewöhnlich in der Gemeinde wohnten, aber auf des Königs Befehl jeden Augenblick bereit seyn mußten, sich zur königlichen Fahne zu stellen. Dadurch wurde zugleich der kriegerische Geist des Volkes noch mehr belebt. Weil nun aber der Adel allmählich anfieng, auf diese, seine Bedeutung schmälernde Maaßregel mißtrauisch nnd eifersüchtig zu werden, so gewährte der König auch ihm eine neue militärische Organisation, bei deren Einrichtung das Muster von der stehenden Reiterei genommen wurde.

In die Regierungszeit Karl's VII fiel auch die für die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs wichtige Aufstellung der zweiten pragmatischen Sanction. Schon 1424 hatte der dem Könige treugebliebene Theil des Parlaments sich für die Aufrechthaltung der gallicanischen Freiheiten, die man im Kostnitzer Concil errungen hatte (K. 2, 2 a. E.), erklärt. Als sodann das Basler Concil in seiner Reaction des aristokratisch-hierarchischen Geistes gegen die monarchische Stellung des Papstthums noch weiter gieng, so veranlaßte Karl 1438 eine Versammlung der hohen französischen Geistlichkeit zu Bourges, auf welcher zwar nicht alle Basler Beschlüsse, aber doch ein großer Theil angenommen wurde, welche der König in der Form einer Ordonnanz bestätigte. Zwar wurde diese pragmatische Sanction nie vollständig und gleichmäßig durchgeführt, galt aber doch im Allgemeinen beim französischen Klerus stets für einen „Grundpfeiler seiner Rechte."

Das letzte Viertheil seiner Regierung wurde dem Könige durch das Mißverhältniß zu seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, der bei vielem Scharfsinn einen falschen, ränkevollen Character hatte, schwer getrübt. Derselbe hatte sich schon in seinem 17. Jahre von den übrigen Prinzen königlichen Geblüts, welche sich durch die Bestimmungen der königlichen Ordonnanz von Orleans in ihren willkührlichen Gelüsten beschränkt sahen, durch die Aussicht, noch bei Lebzeiten seines Vaters dessen Thron besteigen zu können, zu einer Verschwörung gegen den König gewinnen lassen, die man Praquerie nannte, und zu der sich auch ein Theil des Adels mißbrauchen ließ. Sie wurde aber entdeckt und mit Waffengewalt schnell unterdrückt. Obgleich nun der Dauphin mit den Verschwornen Verzeihung erhalten hatte, so stiftete er doch 1447 eine neue Verschwörung, um seinen Vater vom Thron zu stoßen. Doch auch diese wurde entdeckt. Er entfloh in die Dauphiné und suchte sich dort mit den Waffen zu halten, wurde aber genöthigt, nach Burgund zu entfliehen, wo er am Hofe Philipp's von Burgund als reich bedienter Gast bis zum Tode seines Vaters weilte. — Im Kummer über diesen treulosen Sohn und in vielfacher Besorgniß, von ihm vergiftet zu werden,

starb endlich der durch Glück und Unglück geprüfte, aber doch durch beides nie zum vollen Mann gereifte König nach 39jähriger Regieruug im 58. Lebensjahre.

Den großen Einfluß, den die ihn sanft und klug leitende Agnes Sorel auf die Characterkräftigung dieses Fürsten, wie auf die Wohlfahrt des Landes gehabt haben soll, betrachtet Arnd als eine Art National-Legende, die nicht von Zeitgenossen, sondern aus späterer Zeit herrührt und die besonders ihren Grund hat in der nicht eben sehr sittlichen Gewohnheit der Franzosen, den unerlaubten Verbindungen ihrer Fürsten mit ausgezeichneten Frauen eine große öffentliche Bedeutung zu geben.

6. Kapitel. Rasches Aufsteigen der burgundischen Macht bis zu ihrem Verfall und Übergang des niederländischen Burgunds an die habsburgische Dynastie. Frankreich unter Ludwig XI.

1. Die jüngere burgundische Dynastie. Länderumfang. Glanz und Reichthum des burgundischen Hofes unter Philipp dem Guten. Ludwig XI mit burgundischer Hülfe auf dem französischen Thron. Sein Streben nach unumschränkter Krongewalt. Karl der Kühne von Burgund an der Spitze der Opposition und Sieg über Ludwig. Tod Philipp's des Guten.

Kaum hatte der Dauphin am burgundischen Hofe die Nachricht von seines Vaters Tod erhalten, als er, vom Geleite des Herzogs Philipp gedeckt, nach Frankreich zurückkehrte und, ohne Paris zu berühren, gleich nach Rheims eilte, um seinem Bruder, dem Herzog von Berry, den das Volk lieber zum König gehabt hätte, in der Krönung zuvor zu kommen (1461). Darauf suchte er sein Ziel — die Unbeschränktheit der Krongewalt — durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel zu verfolgen; selbst Heuchelei und List, Wortbruch und Verrath verschmähte er nicht, um seine Gegner zum Weichen zu bringen oder sie zu verderben. Jenes Ziel konnte nur durch Demüthigung und Schwächung der Lehnsgroßen erreicht werden, was allerdings bei der großen Macht, welche vorzüglich Burgund erreicht hatte, eine um so schwierigere Aufgabe war, da der burgundische Hof mit seiner die Phantasie füllenden Pracht als Sammelpunct der noch vorhandenen Reste des mittelalterlichen Geistes auf die größeren Kronvasallen eine bedeutende Anziehungskraft übte und ihnen für ihre dem Königthum widerstrebende Sonderstellung einen starken Anhalt bot.

Burgund war nämlich während des langen englisch-französischen Kriegs durch Erbschaft und Kauf, Vertrag und Waffengewalt zu einem sowohl Frankreich, als Deutschland bedrohenden mächtigen „Gränz- und Zwischenstaat“ herangewachsen, der außer dem alten Herzogthum und der Grafschaft Burgund (der Bourgogne und Franche-Comté) fast ganz Belgien und die Niederlande enthielt und das Lehnsband mit Frankreich fast ganz gelöst hatte.

Die alten Herzoge von Burgund hatten außer ihrem südlichen Stammlande viele Nebenprovinzen in Frankreich nicht nur, sondern auch in Deutschland erworben und waren in Beziehung auf die letztern von Frankreich unabhängig. Nach dem Erlöschen der burgundischen Herzoge älterer Dynastie (1361) wurde der Sohn des Königs Johann von Frankreich, Philipp der Kühne, 1363 mit Burgund belehnt und mit ihm begann die jüngere Dynastie Burgunds (XVI. 5, 2). Unter ihm vermehrte sich das burgundische Gebiet außerordentlich. Durch Heirath erhielt er 1369 Flandern, Artois, die Franchecomté, Retel, Antwerpen und Mecheln; durch Erbschaft 1428 Luxemburg, Brabant und Limburg; durch Vertrag Namur; durch Jacobäa's Verzichtleistung Holland, Seeland Westfriesland und Hennegau, (K 5, 2). — Von seinen Nachfolgern Johann dem Unerschrockenen und Philipp dem Guten war im 5. Kap. die Rede.

Herzog Philipp der Gute, ausgezeichnet durch natürliche Herzensgüte und besonnene Umsicht, wußte mit der festen Wahrung seiner fürstlichen Rechte eine große Schonung der bürgerlichen Freiheiten und der unterschiedlichen Leistungskräfte seiner Unterthanen zu verbinden; und so wie besonders die nördlich-burgundischen Städte und Landschaften seines Reichs, vorzüglich Brabant und Flandern, geschützt durch ständische Vertretung und mit Abgaben nicht überladen, durch Handel und Verkehr, Ackerbau und Gewerbfleiß, Künste und Wissenschaften zu einer hohen Blüthe des Reichthums und Wohlstandes sich erhoben, so behauptete auch der burgundische Hof in jener Zeit durch Pflege der Kunst und Wissenschaft, durch glänzende Pracht und Freigebigkeit, durch gesellschaftliche Bildung und feine Courtoisie unter allen Höfen dieser spätern Periode des Mittelalters den ersten Rang, wie er denn auch durch die hohe Ausbildung des Kriegswesens seinem Willen und Wort einen bedeutenten Nachdruck zu geben vermochte.

Die am burgundischen Hof herrschende Etikette wurde seit jenem Friedenscongresse zu Arras, bei welchem der Herzog und sein Gefolge den ganzen Glanz des burgundischen Ritterwesens entfaltet hatte, tonangebendes Muster für alle übrigen Höfe. Übrigens verhielt sich dieses spätere Ritterthum zu dem, welches in den Kreuzzügen entstanden war, wie Schein zum Wesen, weil aus ihm die Begeisterung, die bei jenem aus der Religion gekommen war, und die Treue, die früherhin dem Lehnswesen eine höhere Bedeutung gegeben hatte, längst gewichen, und seine auf fromme Einfalt und aufopfernde Treue gegründete Lebenspoesie „an dem, durch erweitertes kaufmännisches, an Genüssen reiches, sinnliches Leben gebildeten Weltverstand gescheitert" war. An die Stelle jener wirklichen Tugenden waren ihre bloß in Fictionen und Ceremonieen sich bewegenden wesenlosen Nachbilder getreten und hatten sich zu einem „phantastischen System des Scheins" gestaltet, das man eben jene Etikette nennt, die „für das Ritterthum ganz das war, was die opera operata (die Werkheiligkeit) in der Kirche." (S. Leo's Univ. II. p. 409). — Allerdings schützte diese Etikette einen Theil des Herrenstandes, als feine äußerliche Zucht, vor dem völligen Versinken in niedrige Sinnlichkeit, konnte aber dennoch Viele nicht hindern, geheimen Lastern zu fröhnen. Ein Gleiches gilt von der durch Prachtturniere und Glanzfeste geförderten ritterlichen Tapferkeit; auch sie war meist erkünstelt und ohne höhere Begeisterung, wie jenes allegorische Glanzfest beweist, das Philipp der Gute auf die Nachricht von der Eroberung von Konstantinopel zu Lille veranstaltete, um seine Ritterschaft, die noch dazu damals zu der ausgezeichnetsten gehörte, zu einem Kreuzzug gegen die Türken zu begeistern: alle Gäste schwuren, dem Banner des Kreuzes zu folgen; aber die Kunst-

flamme war eben so schnell erloschen, als sie entstanden war! Philipp suchte dann wenigstens durch reiche Geldspenden die Sache des Christenthums gegen die Türken zu unterstützen.

Der erste Schritt, den Ludwig XI zur Erreichung seines Zieles that, war, daß er von dem Herzoge von Burgund die ihm seit dem Frieden von Arras verpfändeten (sechs) Sommestädte einlöste, durch deren Weggabe die Nordostgränze seines Reichs geschwächt worden war. Da sich gegen die Gerechtigkeit der Forderung nichts sagen ließ, so gab der durch Alter und Gutmüthigkeit zum Frieden geneigte Philipp nach. Sein Sohn aber, der Erbprinz Karl der Kühne (damals noch Graf von Charolais genannt), darüber unzufrieden, verließ des Vaters Hof und schloß sich an den Herzog Franz II von Bretagne an, der in noch höherem Grade gegen den König aufgebracht war, weil ihm dieser die Ausübung mehrerer Hoheitsrechte — namentlich des Rechts, den Titel „Von Gottes Gnaden" zu führen, goldene Münzen zu schlagen, außerordentliche Steuern zu erheben, — untersagt hatte. Da nun an den beiden letztern Forderungen, die zu weit giengen, auch die übrigen Kronvasallen erkannten, was ihnen bevorstand, so gelang es dem Herzog von Bretagne und dem Herzog Karl bald, sich mit dem Herzog von Berry (des Königs Bruder), den Herzögen von Alençon, von Bourbon, von Orleans, den Grafen von Armagnac, von Angoulême und andern Herren in einen geheimen Bund zu vereinigen, den sie Ligue du bien public (Bund für das Gemeinwohl) nannten, welche Benennung ihre Gegner spottweise in Ligue du mal public verwandelten.

Der König, von der Gefahr genau unterrichtet, versicherte sich seinerseits durch übergroße Freundlichkeit und hohe Versprechungen des Beistands der Städte, und als er gerüstet war, überfiel er zuerst den Herzog von Bourbon und brachte ihn schnell zur Unterwerfung. Unterdeß aber waren Herzog Franz im Norden und Herzog Karl im Osten eingefallen; letzterer griff bereits die Vorstädte von Paris an, und als Ludwig seiner Hauptstadt zu Hülfe kommen wollte, verlegte ihm Karl mit den Burgundern den Weg. Das nun erfolgte Treffen bei Montl'hery blieb jedoch unentschieden: der König konnte daher Paris erreichen, wo er den Fall dieser Stadt dadurch verhinderte, daß er die Stadt Lüttich (die mit Utrecht und Cambray noch nicht lange her burgundisch geworden war) zu einem Aufstand reizte und dadurch den Herzog von Burgund zur Rückkehr nöthigte, worauf er mit den Übrigen besondere Unterhandlungen eröffnete und ihnen bedeutende Zugeständnisse machte, die er im Frieden zu St. Maur (Conflans) 1465 bestätigte.

Obgleich ihn diese Zugeständnisse wieder weit von seinem Ziele zurückzuwerfen schienen, so gab er es doch nicht auf. Denn er gedachte nichts von dem zu halten, was er versprochen, dagegen alles aufzubieten, seine Gegner durch Trennung zu schwächen. Mit den kleinsten Vasallen wurde er durch rasche Überfälle und strenge Bestrafungen bald fertig; die mitt=

lern wußte er durch falsche Versprechungen zu gewinnen; bei den größern wartete er Zeit und Umstände ab und benützte zunächst einen zwischen dem Herzog von Bretagne und dem Herzog von Berry entstandenen Zwist, um dem Letztern die ihm im Frieden zugestandene Normandie wieder zu entreißen. Nur dem mächtigen und stolzen Burgunder konnte seine schlangenkluge Staatskunst nicht beikommen, besonders seit der Tod Philipps des Guten (1467) denselben in den unbeschränkten Besitz der burgundischen Macht gesetzt hatte.

2. Karl der Kühne in seinem Verhältniß zu Frankreich. Aufstände der Lütticher auf Anstiften Ludwig's. Der Vertrag von Peronne. Bestrafung Lüttich's. Ludwig im Kampf mit Burgund und Bretagne. Demüthigung der südlichen Kronvasallen. Vergleich mit England und Waffenstillstand mit Burgund.

Karl der Kühne (eilf Jahre jünger als König Ludwig XI) war nicht blos durch den Umfang seines fruchtbaren und gewerbreichen Gebiets, durch einen reichgefüllten Schatz und durch wohlgerüstete Heere ein gefährlicher Feind, er war es eben so sehr durch seinen Character und durch seine Persönlichkeit. Von Natur heftig und hochfahrend, stolz und ehrgeizig besaß er eine so entzündliche Einbildungskraft, daß die einseitige Betrachtung der Helden des Alterthums, deren Geschichte er sich täglich vorlesen ließ und in deren Leben und Thaten ihn das Wahlverwandte anzog, seinen Ruhmdurst in dem Grade steigerte, daß er auf nichts Geringeres ausgieng, als alle Länder von der Nordsee bis zu den Alpen, ja bis zum Mittelmeer in ein großes Königreich zu vereinigen und dann das östliche Europa von den Türken zu befreien. Auf dieses phantastische Ziel waren alle seine Unternehmungen gerichtet. Persönlich in der Waffenkunst Meister und in Schlachten bis zur Verwegenheit tapfer, wendete er alle Sorgfalt auf das Kriegswesen, dem er durch ein stehendes Heer von 20,000 Mann und 300 Stück groben Geschützes eine feste Grundlage gab. Obgleich in seinen Genüssen persönlich mäßig, liebte er doch, sich mit fürstlicher Pracht zu umgeben und als der reichste und glänzendste Fürst seiner Zeit zu erscheinen. Übrigens war er gegen seine nächste Umgebung hart und tyrannisch, im Benehmen mit Andern übermüthig und oft ungerecht, in seiner Politik unbesonnen und übereilt, unstät und treulos.

Die von Ludwig aufgewiegelten Lütticher, welche schon vorher zweimal aufständische Versuche gemacht hatten, mußten Karls strafenden Arm schwer fühlen. Er schlug ihr 30,000 Mann starkes Heer bei Brusthem (1467), ließ ihre Thürme und Wälle niederreißen, legte ihnen eine ungeheure Brandschatzung auf und entzog ihnen alle städtischen Freiheiten.

Unterdeß gedachte der Herzog von Berry die ihm von dem König entrissene Normandie zurückzuerobern und fiel mit dem Herzog von Bretagne in dieselbe ein. Allein Ludwig war gerüstet und zwang sie zu

einem Waffenstillstand, wobei er dem Herzog von Berry für die Normandie eine Entschädigung zu geben versprach. Er hielt aber nachher, auf ein Gutachten seiner Stände gestützt, nicht Wort, sondern fiel nach abgelaufenem Waffenstillstand von zwei Seiten in die Bretagne ein und zwang, ehe noch Karl der Kühne zu Hülfe kommen konnte, den Herzog, seiner Verbindung mit dem Herzoge von Burgund und dem Herzoge von Berry zu entsagen. Bereits aber hatte Karl der Kühne gerüstet und war im Begriff, in das königliche Gebiet einzufallen. Obgleich nun Ludwig seine Truppen schon längs der burgundischen Gränze stehen hatte, so wollte er es doch auf keinen offenen Kampf mit diesem gefürchteten Gegner ankommen lassen, sondern lieber wieder den Weg der Intrigue einschlagen. Aber diesmal fieng er sich selbst im Netze seiner feinen Staatskunst. Er stiftete heimlich die Lütticher durch Geldsendungen zu einem neuen Aufstand an, bot zugleich dem Herzog von Burgund eine große Abfindungssumme, und als dieser sie ausschlug, ließ er ihn um eine persönliche Unterredung ersuchen, in der Hoffnung, ihn durch seine Redegewandtheit zur Eingehung eines vortheilhaften Friedens bewegen zu können.

Diese Unterredung fand zu Peronne Statt (1468). Kaum waren beide Fürsten nach höflichster Begrüßung mit einander in die Stadt eingezogen, wo der Herzog seinem königlichen Gaste das Schloß einräumte, als die Nachricht vom Wiederausbruch des Lütticher Aufstandes einlief, so daß nun Karl, rasend vor Wuth, den treulosen König gefangen hielt und ihn sogar tödten oder entthronen wollte. Mit Mühe wurde er von seinen Räthen durch die Vorstellung, daß er durch diesen Geleitsbruch seinem Hause ewige Schande machen würde, von diesem Vorhaben abgebracht. Dagegen forderte er für des Königs Freilassung die königliche Bestätigung seiner vollkommenen Souverainetät in allen bis dahin von Frankreich abhängigen burgundischen Lehenstheilen, so wie die Abtretung der Grafschaften Champagne und Brie an den Herzog von Berry als Entschädigung für die Normandie. Der König, in seiner Todesangst, bewilligte Alles. Doch mußte er zu seiner weitern Demüthigung zuvor noch mit Karl vor Lüttich ziehen, um der Züchtigung dieser Stadt beizuwohnen. Sie wurde eingenommen und bis auf die Kirchen und Klöster niedergebrannt, die Einwohnerschaft aber mit Ausnahme desjenigen Theils, der sich in die Kirchen geflüchtet hatte, ohne Gnade niedergemacht. Jetzt erst wurde der König entlassen und durfte in Paris für Spott nicht sorgen. Darüber ärgerte er sich so, daß er alle Äußerungen über Peronne und Lüttich verbot und selbst alle Elstern und Papagaye wegnehmen ließ, denen man das Schimpfwort „Peronne“ eingelernt hatte.

Vor Allem suchte er sich nun von den ihm aufgezwungenen Verbindlichkeiten loszumachen. Den Herzog von Berry brachte er in einer persönlichen Unterredung leicht dahin, sich für Champagne und Brie, welche so nahe an Burgund lagen, die weit bedeutendere Grafschaft Guyenne

gefallen zu lassen, und damit erreichte er wenigstens dieß, daß der Herzog in dieser Entfernung nicht so leicht mehr gemeinsame Sache mit Burgund machen konnte. Alsdann nahm er, dem Vertrag zu Peronne zuwider, einige burgundische Gränzlandschaften für angeblich versäumte Huldigung in Beschlag, und als der Herzog von Burgund im Zorn darüber den königlichen Staatsboten in's Gefängniß warf, ließ der König durch eine Notabelnversammlung zu Tours 1470 den Vertrag von Peronne für nichtig erklären und den Herzog vor das Parlament fordern.

Als Karl in seiner Heftigkeit auch den Gerichtsboten auf einige Tage verhaften ließ, besetzten des Königs Truppen Amiens, St. Quentin und einige andere Städte; ein anderes Heer verwüstete die Bourgogne. Da zog Karl aus, bemühte sich aber vergebens, den König zu einer Schlacht zu bringen. Es kam daher bald zu einem Waffenstillstand, den Karl dazu benützte, daß er den Herzog von Berry (in Guyenne) wieder an sich zog, indem er ihm seine Tochter Marie als Gattin zusagte. Plötzlich aber starb der Herzog von Berry und ein dumpfes Gerücht lief um, der König habe ihn vergiften lassen, um diese Verbindung zu hindern. Auch erließ Karl in der größten Aufregung eine Proclamation, worin er den König öffentlich des Brudermords anklagte.

Der Verdacht, daß der König den Tod seines Bruders verschuldet habe, beruht auf folgenden Thatsachen: der Benedictiner, welcher den Herzog von Berry mittels einer Pfirsich vergiftet hatte, wurde zwar gleich gefänglich eingezogen, aber erst anderthalb Jahre nach jener burgundischen Anklage ernannte der König eine Commission zur Untersuchung des Mords; aber ehe die Untersuchung beendet war, wurde der Benedictiner im Kerker plötzlich todt gefunden; desgleichen verschwand ein Mitschuldiger desselben auf eine räthselhafte Weise. Die Acten der Untersuchung wurden nie veröffentlicht. Guyenne aber hatte der König gleich nach dem Tode des Herzogs eingezogen.

Ohne den Ablauf des Waffenstillstandes abzuwarten, drang nun Karl der Kühne verheerend in die Normandie ein, während der Herzog von Bretagne gleichfalls losschlug und Willens war, sich mit Karl's Heer zu vereinigen. Dies gelang aber nicht, da er selbst einen Einfall der königlichen Truppen in der Bretagne abzuwehren hatte. Daher konnte sich auch Karl in der verheerten Normandie nicht länger halten, sondern mußte sich zur Rückkehr und zur Annahme eines Waffenstillstandes entschließen.

Während dieses Kampfes im Norden, demüthigte der König seine widerstrebenden Vasallen im Süden. Den Herzog von Alençon ließ er überfallen und nach Paris bringen, wo er ihn gefangen hielt, bis er nach zwei Jahren elendiglich starb. Den Grafen von Armagnac, der sich tapfer in einer festen Stadt vertheidigte, bewog er durch das Anerbieten der Verzeihung und durch die eidliche Zusicherung eines sichern Geleits, den königlichen Truppen die Thore zu öffnen. Nichts desto weniger wurde der Graf bei der Übergabe niedergestoßen und seine Gemahlin gezwungen, einen Trank, der bloß das Kind unter ihrem Herzen tödten sollte, zu verschlucken, der aber in seiner Wir-

kung nach zwei Tagen die Gräfin selbst tödtete. — Um sich zu verstärken, schloß Ludwig einen Vertrag mit der Schweiz, die ihm für eine ansehnliche Soldsumme 6000 Schweizer zum Beistand gegen Karl den Kühnen versprach. Zugleich gelang es ihm, den Herzog Renatus (René) von Lothringen zum Bundesgenossen zu bekommen. (K. 6, 3.)

Nunmehr schloß Karl der Kühne 1474 mit dem König Eduard IV von England ein Bündniß, das die Entthronung Ludwigs XI und die Vertheilung Frankreichs unter beide Bundesgenossen zum Zweck hatte. Auch der Herzog von Bretagne und einige andere französische Große waren schon gewonnen. Da aber König Eduard seine Rüstung im gedachten Jahre nicht mehr zu Stande brachte, und daher Karl seine schon gemachte Rüstung unterdeß zur Ausführung seiner längst gehegten Entwürfe gegen Deutschland benützen zu können glaubte, diese aber ihn hier in größere Verwicklungen brachten, als er sich gedacht hatte: so scheiterte jener erstere Plan. Denn als im folgenden Jahre König Eduard mit einem wohlgerüsteten Heere in Calais landete und von Seiten seiner Bundesgenossen keine Unterstützung, den König Ludwig dagegen in trefflichem Vertheidigungsstande fand: so ließ er sich durch Ludwigs Künste zu dem Vergleich von Pecquigny 1475 bewegen, worin Ludwig ihm für 75,000 Goldthaler und für eine jährliche Summe von 5000 Goldthalern den Abzug der Engländer und das Versprechen friedlicher Nachbarschaft abkaufte. Daher schloß nun auch Karl, um für seine neubegonnenen Vergrößerungspläne freie Hand zu bekommen, noch in demselben Jahre (1475) mit König Ludwig einen neunjährigen Waffenstillstand, den dieser um so lieber eingieng, weil er durch diese Beruhigung seines unruhigsten Vasallen Zeit bekam, das Königthum auf dem unterdeß gewonnenen Boden zu befestigen und diesen zugleich durch anderweitige Erwerbungen zu erweitern.

3. Karl der Kühne in seinem Verhältniß zu Deutschland. Erwerbung von Geldern. Karl's Zusammenkunft mit Friedrich III. Vergebliche Unterhandlungen wegen eines burgundischen Königreichs. Karl gegen den Kaiser im Cölner Capitelstreit. Belagerung von Neuß. Bund der Schweizer mit den Lothringern. Karl in Nancy. Schweizerkrieg. Karl's Niederlage bei Granson und Murten. Niederlage und Fall bei Nancy.

Unterdessen hatte Karl der Kühne auch gegen die deutsche Seite hin seinen Plan zu verfolgen angefangen. Einige Jahre vor jenem neunjährigen Waffenstillstand mit König Ludwig von Frankreich hatte er vom deutschen Reichsgebiet das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen an sich gerissen und bei dem Kaiser Friedrich III nicht nur um die Belehnung damit, sondern auch um die Erhebung Burgunds zu einem Königreich nachgesucht, in der geheimen Absicht, alsdann auch die Rechte des ehemaligen arelatensischen Reiches hervorzuholen und sie auf Savoyen, die Schweiz, die Dauphiné und die Provençe geltend

zu machen. Desgleichen wünschte er vom Kaiser das Reichsvicariat über das ganze am linken Rheinufer gelegene Gebiet. Für solche Vergünstigung machte er dem Kaiser für dessen Sohn Maximilian Hoffnung auf die Hand seiner Tochter und einstigen Erbin Marie von Burgund.

Der Kaiser zeigte sich auch wirklich zu einer Zusammenkunft mit dem Herzog bereit. Sie fand 1473 zu Trier Statt und schien Letzterem einen guten Ausgang zu versprechen, da ihm die Belehnung mit Zütphen und Geldern ohne Schwierigkeit ertheilt wurde. Nun glaubte sich Karl auch in Betreff der Königswürde am Ziel seiner Wünsche. Allein die stolze Pracht, mit der Karl der Kühne Eindruck auf den Kaiser zu machen suchte, die Unbestimmtheit seiner Gegenzusage und die durch geheime Warnungen des französischen Königs genährte Besorgniß, daß die Vermehrung der burgundischen Macht dem deutschen Reiche zum großen Schaden gereichen könnte, bewogen den Kaiser, sich am Abend vor der von Karl erwarteten Krönung, zu welcher der Herzog schon Krone, Scepter und Thron in der Kirche bereit hielt, aus Trier zu entfernen mit dem Vorgeben, den zwischen dem Erzbischoff Ruprecht von Köln und seinem Domkapitel ausgebrochenen Streit schlichten zu müssen.

Im höchsten Unmuth wandte sich nun der Herzog nach dem Elsaß und ließ seinen Grimm an den ihm vom Erzherzog Siegmund von Österreich verpfändeten vorderösterreichischen Herrschaften (K. 4, 1 a. E.) aus, indem er den über dieselben gesetzten burgundischen Vogt Peter von Hagenbach in seiner Verwaltungswillkühr bestärkte, anstatt den schweren Klagen abzuhelfen, die gegen denselben laut geworden waren. Zugleich zeigte er auch den Schweizern seine verachtende Gesinnung, indem er eine Berner Gesandtschaft ohne Antwort ließ.

Hierauf wandte er sich nach Köln, um in dem vorhin erwähnten Streit des Erzbischoffs, der vom Papst abgesetzt worden war, gegen den vom Domkapitel gewählten Administrator, dem jener nicht weichen wollte, Partei gegen den Kaiser zu nehmen, der den Administrator unterstützte. Während der Herzog dort mit 60,000 Mann 1474 die Stadt Neuß belagerte, die mit Köln und Bonn dem Erzbischoff den Gehorsam gekündigt hatte, bildete sich gegen ihn, auf Betrieb des Königs von Frankreich, eine Vereinigung zwischen dem Herzog René (Renatus) von Lothringen, welchen Karl's Umgriffe längst besorgt gemacht hatten, den Schweizern, welche aus der Mißhandlung der Elsässer auf baldige Angriffe Karl's gegen ihre Freiheit schlossen, dem Erzherzog Siegmund, der seine Vorderlande lösen wollte, und dem Kaiser, der dem Übermuth des Burgunders Schranken zu setzen gedachte.

Als Hagenbach im Elsaß davon Kunde bekam, warf er sich nach Breisach, wurde aber dort seiner Tyrannei wegen gefangen und von einem aus Österreichern und Schweizern bestehenden Gerichte zum Tode verurtheilt und enthauptet. Dieses Gewaltverfahren steigerte den Zorn

des Herzogs auf's höchste. Schon waren aus mehreren Städten die burgundischen Besatzungen vertrieben, als Karl der noch vor Neuß lag, ein Heer entsandte und den Sundgau schrecklich verheeren ließ. Da schloßen die Schweizer mit Frankreich einen Bund (die ewige Richtung) und rückten mit den Österreichern über den Jura in Burgund ein, wo sie ein bedeutendes burgundisches Heer schlugen.

Jetzt suchte der Herzog sich so schnell wie möglich aus der Kölner Verwicklung loszumachen. Ohnedieß hatte seit zehn Monaten der Heldenmuth der Neußer Bürgerschaft alle seine Waffenkunst zu Schanden gemacht, und da nun auch ein großes Reichsheer unter Albrecht Achilles von Brandenburg zum Entsatz der Stadt eintraf, so knüpfte der Herzog unter päpstlicher Vermittlung mit dem Kaiser in Betreff der Vermählung Maximilians mit Maria eine geheime Unterhandlung an, deren nächste Folge die war, daß Karl in einem Vertrage den Erzbischoff seinem Schicksal überließ und in seine Staaten zurückkehrte, wo er mit dem König Ludwig den oben (Kap. 6, 2.) erwähnten neunjährigen Waffenstillstand abschloß, um gegen seine übrigen Feinde freie Hand zu bekommen.

So im Rücken gedeckt, wandte sich Karl der Kühne zunächst gegen Lothringen, dessen Herzog René, vom König Ludwig treulos verlassen, keinen bedeutenden Widerstand leisten konnte, so daß nach der Eroberung von Nancy (eigentlich Nanzig) ganz Lothringen dem Burgunder huldigte. Der Gewinn dieses, die Niederlande und das südliche Burgund trennenden Zwischenlandes hatte den Herzog Karl dem Ziele seines Lieblingsgedankens schon um Vieles näher gebracht, so daß er Nancy zur Hauptstadt seines großen, in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich zu errichtenden Zwischenreiches zu erheben gedachte. Indeß sollte zunächst noch Elsaß genommen und die Schweiz gedemüthigt werden.

Versehen mit dem auserlesensten Heer und Geschütz und umgeben von einem glänzenden Hofstaat, brach er von Besançon auf in der stolzen Hoffnung, mit den Schweizer-Bauern bald fertig zu werden. Die Gränzplätze fielen leicht in seine Hand, weil sie schwach oder gar nicht besetzt waren. Auch die nur 450 Mann starke Burgbesatzung des Städtchens Granson am Neuenburger See hatte sich eben auf das Wort eines burgundischen Befehlshabers gegen freien Abzug ergeben; deßungeachtet ließ der Herzog sie theils hängen, theils im See ersäufen: denn, sagte er, was in seinem Namen versprochen worden, habe ja nicht er versprochen. Die Strafe für diese Frevelthat blieb nicht aus. Das eidgenössische, von Elsäßern verstärkte Heer war bereits im Anzug und, obwohl um die Hälfte schwächer, als das 40,000 Mann starke burgundische, brachte es doch am 3. März 1476 in der Schlacht bei Granson dem Herzog die schmählichste Niederlage bei, die ihm nicht nur seine großen Schätze, sondern auch den bisher behaupteten Ruhm der Unüberwindlichkeit kostete.

Das Schweizerheer mit den Zuzügen aus Straßburg, Colmar, Basel und Schlettstadt mag ohngefähr 18,000 Mann betragen haben. Als sie aus den Bergen hervorrückten, schrie der Herzog: „Wir wollen diese deutschen Hunde alle ausrotten!" Vor der Schlacht fielen die Eidgenossen ihrer Gewohnheit nach auf die Kniee und beteten. Der Burgunder aber spottete darüber mit den Worten: „Seht, sie flehen um Gnade! aber es soll mir keiner davon kommen!" Nachdem die Schlacht schon mehrere Stunden gedauert hatte, kamen erst die letzten Abtheilungen der Schweizer auf dem Schlachtfeld an. Auf die Frage des Herzogs an einen seiner Hauptleute: „ob dies wilde Volk auch Eidgenossen wären?" hieß es, das seyen erst die rechten Schweizer aus den Gebirgen, dieselben, welche die Österreicher vernichtet hätten. Und als die Schweizerhörner (der „Uri-Stier" und die „Kuh" von Unterwalden) ihre grausigen Töne hören ließen, sagte der Herzog: „Wie wird's uns gehen, da uns die ersten schon so ermüdet haben?" Da befahl der Herzog seiner Reiterei ein wenig zurückzugehen, um zu kräftigerm Ansturm Raum zu gewinnen. Als das Fußvolk die Reiterei sich wenden sah, glaubte es, diese flöhen, und floh. Alsbald löste sich das ganze burgundische Heer durch die Schwertstreiche, Axthiebe, und Keulenstöße der Schweizer in wilde Flucht auf. Vergebens suchte der Herzog, mit dem Schwert die Fliehenden zurückzutreiben: er wurde selbst mit fortgerissen. „Monseigneur, nous voilà bien hannibalisé!" sagte sein Hofnarr mit spöttischer Anspielung auf des Herzogs frühere Gewohnheit, sich den Hannibal zum Muster zu nehmen. — Unermeßliche Schätze wurden die Beute der Sieger; das Geld wurde in Hüten vertheilt, die kostbaren Sammt- und Seiden-, Gold- und Silberstoffe wurden von den einfachen Schweizern wie gewöhnliches Tuch, Silberteller für Zinnteller gehalten und weggegeben, die schönsten Diamanten für einen Spottpreis — der größte und werthvollste der damals gekannten für einen Kronenthaler — verkauft, Waffen aber und Kriegszeug aller Art, darunter 420 Stücke gröbern Geschützes, nächst dem Geld am höchsten geachtet.

Voll Scham und Wuth kehrte der Herzog an die Gränze zurück, erschien aber bald darauf wieder mit einem in Eile erpreßten Heere und zog über Lausanne nach Murten, um nach der Einnahme dieses Ortes Bern vom Erdboden zu vertilgen. Allein der tapfere Commandant von Murten, Adrian von Bubenberg, hielt ihn so lange auf, bis die Eidgenossen sich zusammengezogen hatten und unter Hans von Hallwyl, einem Berner, und Hans Waldmann, einem Zürcher, dem Herzoge die noch weit mörderischere Niederlage bei Murten beibrachten. Karl entkam mit 3000 Reitern; aber 15,000 Burgunder deckten die Wahlstatt, und das Beinhaus von Murten, worin man ihre Gebeine sammelte, zeugte lange von der Tapferkeit der Schweizer. (Erst 1798 vernichtete der Neid französischer Revolutionsmänner dieses Denkmal.)

Verstört und einem Wahnsinnigen gleich zog sich nun der Herzog in das südliche Burgund zurück, um ein neues Heer aufzubringen; aber seine Stände, die er vergebens an die Standhaftigkeit der Römer nach der Schlacht bei Cannä erinnerte, verweigerten aus Erschöpfung ihren weitern Beistand, und selbst die Niederländer, bei denen gleichfalls die Furcht vor seiner Macht gewichen war, verstanden sich zu nichts. Vergebens boten ihm der Papst, der Kaiser und der französische König ihre Vermittlung an; Karl schlug sie aus, weil die Schweizer auf der Wiederherstellung des Herzogs von Lothringen bestanden. Als daher Herzog René,

von französischem Geld unterstützt, in aller Eile sein Land wieder erobert und nur Nancy noch schwankte, machte sich Karl mit dem gesammelten Rest seines Heeres auf, die Hauptstadt seines geträumten Reiches zu entsetzen, fand sie aber bei seiner Ankunft schon in den Händen seines Gegners. Halsstarrig, wie er war, begann er sogleich die Belagerung, ohne sich durch den Eintritt der kalten Jahreszeit abhalten zu lassen. Als sodann Herzog René mit 20,000 Lothringern, Schweizern und Elsäßern anrückte, führte er sein von Hunger und Krankheit geschwächtes Söldnerheer gegen sie und holte sich am 5. Januar 1477 seine (dritte) Niederlage bei Nancy, und mit ihr seinen Tod, der den Zerfall der burgundischen Macht zur Folge hatte.

Zwei Tage vor der Schlacht war einer seiner Anführer, auf den er das meiste Vertrauen gesetzt hatte, der Graf Campobasso, ein Neapolitaner, mit 800 Mann zum Herzog René übergegangen. Da aber die Schweizer erklärten, mit einem Verräther an der Seite nicht fechten zu wollen, legte sich derselbe im Rücken Karl's an der Brücke über die Meurthe und Mosel, über welche Karl's Heer den Rückzug nehmen mußte, in den Hinterhalt. Als nun das geschwächte Heer von den frischen Truppen der Feinde in die Flucht getrieben wurde, und Karl, von nur Wenigen umgeben, sich über einen zugefrornen Sumpf retten wollte, brach das Eis unter ihm, und indem er sich wieder emporarbeiten wollte, wurde er — ob von der Hand jenes Verräthers oder vom Feinde, ist ungewiß — elendiglich erschlagen. Sein fast unkenntlicher Leichnam ward erst nach zwei Tagen gefunden und von dem biedern Herzog René, der bei seinem Anblick Thränen vergoß, zu Nancy ehrenvoll beigesetzt.

4. Maria von Burgund bedrängt von französischer Politik. Vermählung Maria's mit Maximilian. Sieg Maximilian's über die Franzosen bei Guinegate. Aufstände in Geldern und Holland (die Kabbeljau's und Hoek's). Maria's Tod. Ihre Kinder Philipp und Margaretha in den Händen der flandrischen Stände. Friede der Flandrer zu Arras mit Frankreich. Maximilian (nun römischer König) im Kampf mit den niederländischen Ständen. Seine Gefangenschaft und Freigebung. Reichskrieg. Maximilian Regent der Niederlande.

Froh, seines lästigen Gegners auf diese Weise entledigt zu seyn, setzte sich Ludwig XI in den Besitz des eigentlichen Herzogthums Burgund oder der Bourgogne, als eines französischen Lehens, und nicht genug, daß er auch die Grafschaft Burgund oder die Franche-Comté, wiewohl sie ein deutsches Lehen war, beanspruchte und sie sammt den Städten an der Somme sogleich besetzte: er suchte auch die niederländischen Provinzen dadurch an sich zu bringen, daß er für seinen siebenjährigen Sohn Karl um die 20jährige burgundische Erbin Maria werben ließ. Allein Maria setzte ihre entschiedene Abneigung entgegen, berief die Stände der sogenannten Vierlande (Flandern, Brabant, Hennegau und Holland) und bat sie um ihre Hülfe, die sie ihr jedoch nur gegen Entäußerung ihrer wichtigsten Hoheitsrechte und gegen das Versprechen, nichts ohne ihren Beirath thun zu wollen, zu gewähren versprachen. Dennoch gelang es der treulosen Politik des Königs, die Fürstin mit ihren Ständen zu entzweien und in Flandern einzudringen.

Um des Königs Vordringen zu hindern, sandte sie ihren Kanzler Hugonet und noch zwei Räthe an den König mit dem schriftlichen Ersuchen, nur durch diese Männer mit ihr zu unterhandeln. Der König, welcher gerade vor Arras lag, forderte vor Allem, daß man ihm, als Mariens Lehnsherrn, auch die Vormundschaft über sie übertragen solle. Die Gesandten verweigerten dieß; zwei davon aber, Hugonet und Imbercourt, willigten in die Einräumung von Arras. Als nun auch die niederländischen Stände Gesandte an den König um Einstellung der Feindseligkeiten schickten, zeigte ihnen der König arglistischer Weise das Schreiben Maria's mit dem Bemerken, daß er mit ihnen nicht unterhandeln könne, da ja Maria alle Staatsangelegenheiten nur durch jene Vertrauten betrieben wissen wolle. Entrüstet kehrten die Gesandten zurück und besonders brachten die flanderischen Gesandten die ohnedieß vom König schon aufgestifteten Genter über Maria's Wortbruch in solche Wuth, daß sie jene obengenannten zwei Räthe Maria's unter Foltern zum Tode verurtheilten und — aller Bitten und Thränen Maria's ungeachtet — enthaupteten.

Daher gedachte Maria durch die Wahl eines Gatten am besten aus diesen Bedrängnissen zu kommen und ließ insgeheim die von ihrem Vater deßhalb früher gepflogenen Unterhandlungen mit dem Kaiser wieder aufnehmen, dessen Sohn Erzherzog Maximilian damals noch jung und schön und wegen seines edlen Wesens und ritterlichen Muthes der Gegenstand allgemeinen Lobes war.

Maximilian, den eine Adlernase, lebhaft blaue Augen, hoher Körperwuchs und königlicher Anstand auszeichnete, war seinen Characteranlagen nach das gerade Gegentheil von seinem Vater: geistig und leiblich leicht beweglich, bis zur Überkühnheit muthig, abenteuerlustig, in allen Waffen bis zur höchsten Fertigkeit geübt, bis zur Verschwendung freigebig, in fast allen europäischen Sprachen bewandert und für Kunst und Wissenschaft begeistert. Seine Kühnheit gieng so weit, daß er zu Löwen in den Käfig gieng und sonst Gefahren gern aufsuchte. Einst verstieg er sich auf der Gebirgsjagd in Tyrol bei'm Verfolgen einer Gemse auf der steilen Martinswand bei Insbruck so hoch, daß er auf dem äußersten Felsen wie in den Lüften schwebte und den Fuß zum Rückweg nicht mehr setzen konnte. In dieser Lage brachte er bis zum dritten Tag zu und Jedermann hielt ihn für verloren, bis er — nach einer Tradition durch einen Leibschützen — nach Andern durch einen Bergmann — in der Sage durch einen Engel — glücklich herabgebracht wurde.

Als darauf die niederländischen Stände zu Löwen versammelt waren, trat ein Gesandter des Kaisers mit der Brautwerbung für den ritterlichen Maximilian auf und da auf Maria's Erklärung, daß sie nur diesem Prinzen und keinem andern ihre Hand geben wolle, die Stände ihre Einwilligung ertheilten, so erfolgte die Vermählung des schönen jungen Fürstenpaares, die zu Gent am 20. August 1477 mit großer Pracht gefeiert wurde. — Ludwig, darüber erbost, ließ nun um so weniger vom Krieg ab, da ihm die nunmehrige Verbindung des burgundischen Erbes mit dem österreichischen Hause gefährlich schien, wie sie denn auch für die Folgezeit die Ursache einer, nicht selten selbst die Ruhe Europa's gefährdenden Eifersucht zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche wurde.

Dem Könige half jedoch für die nächste Zeit seine treulose Politik wenig: denn Maximilian's thätige Rüstungen, dessen Bündniß mit den

Schweizern, welche ihm Hochburgund zurückgaben, und des Kaisers Drohungen mit einem Reichskrieg nöthigten den König zu einem Waffenstillstand. Zwar brach er diesen bald wieder; aber der glänzende Sieg Maximilian's bei Guinegate (1479) machte alle Künste Ludwig's zu nichte und befestigte den Erzherzog in den Herzen der Niederländer, wenn auch öftere Unruhen im Innern besonders in Holland, ihm die Regierung erschwerten, wo die Kabbeljau's und Haek's d. i. die Partei des Adels und der Reichen und die Partei des Volks mit einander in blutigen Kämpfen lagen.

Mit diesem Parteienkampf in Holland hatte es folgende Bewandtniß: Kaiser Ludwig der Bayer hatte seine zweite Gemahlin Margaretha, die Tochter des Grafen Wilhelm IV von Holland, der keine Söhne hatte, nach dem Tode ihres Vaters 1346 mit dessen Besitzungen (Holland, Seeland, Friesland und Hennegau) belehnt und diese Provinzen nachher auf seine mit ihr erzeugten Söhne vererbt. Unter diesen Söhnen hatte Wilhelm im Jahr 1353 die Regierung dieses Erbes bekommen und als Graf Wilhelm V seine Residenz im Haag aufgeschlagen. Dafür sollte derselbe seiner Mutter, der Kaiserin Wittwe einen jährlichen Wittwengehalt von 10,000 Ducaten geben. Weil er aber diese Pflicht unterließ, so entstanden in seinem Lande zwei Parteien: die **Kabbeljau's** (auch Kabelgenser, von Cabeljeau, Stockfisch), wie man seine Anhänger nannte, weil sich unter ihnen viele reiche Großstädter und Geldherren befanden; und die **Häks** (auch Häkenser, von Häck oder Angelhaken, mit denen man jene großen Fische fieng), wie man die Anhänger seiner Mutter oder die Volkspartei nannte. Beide Parteien führten mit einander einen landverderblichen Krieg, während welches Wilhelm wahnsinnig wurde und es 19 Jahre hindurch bis an seinen Tod blieb. Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein jüngerer Bruder Albrecht I von Niederbayern-Straubing in der Regierung von Holland. Dieser hatte lange Zeit hindurch eine glückliche Regierung; als aber seine Günstlingin (Adelheid von Poelgeest) nur Kabeljau's in die Ämter und Lehen brachte und deßhalb zuletzt von den Häks erschlagen wurde, entbrannte der Krieg aufs Neue, in welchem nun sein auf ihn erzürnter Sohn, der Erbprinz Wilhelm, alles ausrottete, was kabeljauisch war. Der Krieg endete erst mit Albrecht's Tode; doch auch jener sein ältester Sohn und Nachfolger, Wilhelm VI, konnte die Parteien nicht vereinigen und hinterließ 1417 nur eine 16jährige Tochter, jene schon oben K. 5, 2 a. A. erwähnte Jacobäa als Erbin seiner Länder. Wie dieselben dann aus den Händen dieser unglücklichen Fürstin 1433 in den Besitz des burgundischen Hauses gekommen sind, ist dort auch bereits angegeben worden. — Als dann in der Folge die Niederlande durch Maria's Vermählung mit Maximilian der Kampf mit Frankreich ausbrach, regten sich auch in Holland die nie ganz erloschenen Parteikämpfe wieder mehr, in welchen Maximilian sich der Rechte des Volkes annahm.

Ungeachtet dieser innern Unruhen würde sich Maximilian wider seinen listigen Gegner in dem ungeschmälerten Besitz seiner neuen Herrschaft behauptet haben, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, seine junge Gemahlin schon nach fünf Jahren durch einen Unglücksfall zu verlieren. Denn nun nahmen die flandrischen Stände in eigensüchtiger Weise nicht nur die Vormundschaft über Marien's beide Kinder, den vierjährigen Philipp und die zweijährige Margaretha, sondern auch die Regentschaft für den erstern an sich und schloßen mit dem französischen Könige den Frieden zu Arras (1482), in welchem dessen An-

sprüche dadurch beschwichtigt wurden, daß Margaretha mit dem Dauphin verlobt und ihr die Freigrafschaft Burgund und Artois als Mitgift bestimmt wurde.

Maria's Tod erfolgte durch einen Unfall auf einer Falkenjagd bei Brügge: als sie in leidenschaftlicher Verfolgung eines Reihers mit dem Pferde über einen Graben setzte, stürzte sie und erhielt am Oberschenkel eine schwere Verletzung, die, weil sie dieselbe verschwieg, lebensgefährlich wurde. Auf dem Sterbebette ermahnte sie die niederländischen Edeln zur Treue gegen ihren Gemahl, und als dieser über ihren bevorstehenden Verlust außer sich war, bat sie ihn, sich zu entfernen, um sich und ihr das Unvermeidliche zu erleichtern; er wollte sich aber selbst von ihrer Leiche kaum trennen. Nach ihrem Tode wurde Max in den nördlichen Provinzen von den Kabbeljau's als Vormund des Prinzen Philipp und als Regent anerkannt; aber Flandern und darin besonders Gent, ließ sich von Ludwig's Spionen zu obigen Gewaltschritten verleiten. — Nach dem Frieden von Arras wurde die Prinzessin Margaretha als Verlobte des Dauphin's sogleich nach Paris geschickt, um dort erzogen zu werden. Sie sollte gleichsam als Geisel für die Ruhe vor den Deutschen dienen, und für den Fall, daß Philipp stürbe, als Erbin desselben ihrem Gemahle die Anwartschaft auf ganz Burgund zubringen.

Allmählich jedoch erhielt Maximilian nach Bewältigung seiner meisten Gegner im Innern, besonders nach König Ludwig's Tode (s. K. 6, 5.), so viel Anhang, daß er mit einem Heere in das von den Franzosen aufgewiegelte Flandern einrücken konnte und durch die Verwüstung des Genter Gebiets, so wie durch die Eroberung von Sluis die aufrührerischen Städte Brügge und Gent zwang, seine Regentschaft anzuerkennen (1485).

Nach glücklicher Beilegung dieser Wirren gieng Max nach Aachen zu einer Zusammenkunft mit seinem Vater, dem Kaiser, der noch nicht lange von Matthias Corvinus aus Wien vertrieben worden war (K. 4, 3 a. E.) und im Reiche Hülfe suchend zugleich den Wunsch hatte, seinen Sohn zum römischen König wählen zu lassen. Dem thätigen und umsichtigen Kanzler des Kaisers, Grafen Hugo von Werdenberg, gelang es, die Kurfürsten zu dieser Wahl zu bestimmen, da sie von dem kräftigeren, nun in der ernsten Schule des Lebens gereiften Sohne mehr für die Aufrechthaltung des Reiches erwarteten, als vom Vater. So kam es, daß Maximilian in seinem 26. Jahre, ungeachtet der Intriguen des französischen und des ungar'schen Königs, 1486 zu Frankfurt zum römisch-deutschen König gewählt, zu Aachen gekrönt und nach alter Sitte auf den Königsstuhl zu Rense gesetzt wurde. Gleich darauf reis'te er wieder nach den Niederlanden ab, wo er allenthalben mit glänzenden Festen geehrt wurde.

Allein Frankreich hatte unterdeß aus jenem Vergleich Maximilian's mit den Flandern Veranlassung zur Wiederaufnahme des Kriegs genommen und fiel unter Crevecoeur in Hennegau ein. Weil nun Max zur Führung des Kriegs neue Steuern ausschrieb und seine Söldner sich für Soldrückstände durch Plünderungen entschädigten, so er-

hoben sich Gent und Brügge wieder im Aufstand. Die Brügger hielten sogar den Fürsten gefangen, so daß er viertehalb Monate lang in Todesgefahr schwebte.

Die Bürger bewachten den Gefangenen Tag und Nacht, anfangs in seinem Palaste, nachher in einer Zelle des Zunftmeisters, und wollten ihn zu unwürdigen Entsagungen zwingen, die er aber standhaft von sich wies. Erbittert tödteten sie seine wenigen Soldaten und folterten seine Räthe und Diener; ja sie ließen deren sogar 5, nachher noch 10 enthaupten. Jedermann bangte für des Königs Leben. Da erschien einst sein treuer lustiger Rath Kunz von der Rosen als Mönch verkleidet in seinem Gefängniß und drang in seinen Herrn, in dieser Mönchskleidung zu entfliehen, während er an seiner Statt zurückbleiben wollte. Allein der edle Fürst konnte sich nicht entschließen, sein Leben mit dem Verderben dieses treuen Dieners zu retten. Dieser entfernte sich mit Thränen in den Augen.

Erst als Papst Innocenz VIII die aufrührerischen Städte in den Bann that und die übrigen niederländischen Stände sich für Maximilian verwendeten, vollends aber als der alte Kaiser selbst sich mit eiligst entbotenem Reichsheere aufmachte, ließen ihn die Brügger frei, jedoch nur unter der Bedingung, daß er seine Truppen aus den Niederlanden ziehe, alle nicht bewilligten Abgaben abschaffe, seiner Regentschaft in Flandern entsage und keinen Krieg gegen sie unternehme. Max willigte ein, in der Besorgniß, sie möchten, bei der Annäherung des kaiserlichen Heeres zu einem verzweifelten Schritt gegen ihn gebracht werden, wie denn schon ein venetianischer Kaufmann auf seine Tödtung drang. Max hielt in so ferne Wort, als er sich von der Strafexecution, die der Kaiser über die Empörer verhängte, gänzlich fern hielt.

Das indessen angerückte Reichsheer, welches Albrecht der Beherzte von Sachsen befehligte, führte nun Maximilian's Sache mit solchem Nachdruck, daß die Stadträthe von Gent, Brügge und Ypern knieend Abbitte leisteten, 300,000 Goldgulden Strafe zahlten und die Regentschaft Maximilian's anerkannten. Nachdem auch noch Holland und Friesland gedemüthigt worden waren, sah sich Maximilian 1489 im ruhigen Besitz der sämmtlichen niederländischen Provinzen; denn die Furcht vor einem Krieg mit Deutschland bewog auch Frankreich zum Frieden.

5. Ludwig XI am Ziel unumschränkter Gewalt. Sein Tod. Karl VIII. Sein Rücktritt von der Verlobung mit Margaretha von Burgund und Vermählung mit Maximilian's Braut Anna von Bretagne. Bündniß Maximilian's mit England. Der Friede zu Senlis. Die Bourgogne bei Frankreich. Philipp Herr im übrigen Burgund.

Auf Frankreich zurückgehend, ist noch ein Rückblick auf die letzten Lebenstage Ludwig's XI, so wie auf den Anfang der Regierung seines Nachfolgers zu werfen, mit dem es Maximilian wenige Jahre nach dem ebenbezeichneten Frieden wieder zu thun bekam.

Ludwig hatte noch während des niederländischen Kriegs fortgefahren, durch Demüthigung seiner Lehnsaristokratie die Krongewalt zu erweitern. Nachdem er 1477 auch den Herzog von Bretagne zur Lehnspflicht zurückgeführt, den Herzog von Nemours durch ausgesuchte Grausamkeit um seine Besitzungen und sein Leben gebracht und durch schlaue Künste den Grafen von Maine (den letzten männlichen Sprößling der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou) bewogen hatte, ihn zum Erben der (südlichen) Provençe einzusetzen, auch dieses schöne Land nach dessen Tode mit Frankreich vereinigt und dazu Maine und Anjou als erledigtes Lehen eingezogen hatte, sah er sich am Ziel seiner Bestrebungen, — aber um welchen Preis? um den Frieden seines Lebens und die Ruhe seiner Seele. Denn als er an seiner schwindenden Lebenskraft sein Ende nahen sah, bemächtigte sich Gewissensangst und Todesfurcht in dem Grade seiner, daß er, der keinen Vasallen mehr zu fürchten hatte, nun in jedem seiner Beamten einen Widersacher und Verräther argwöhnte, der auf seinen Tod laure: daher er sie nur selten vor sich kommen und viele derselben auf das Grausamste zu Tode quälen ließ. Zuletzt zog er sich auf das stark befestigte und bewachte Schloß Plessis les Tours zurück und lebte dort unter werkheiligen Religionsübungen, abergläubischen Lebensverlängerungsversuchen und unter beständigem Wechsel der Bedienung, bis ihn der „König der Schrecken" nach lange folternden Drohungen endlich im Ernst überfiel und vor jenen Richter stellte, deß Gesetz er, wie kaum ein anderer Despot des Mittelalters, in gewissenlosester Selbstsucht mit Füßen getreten hatte (30. August 1483).

Hat Ludwig XI allerdings in Frankreich die Monarchie befestigt, die Macht des Reiches vermehrt, die Gränzen erweitert, das Land beruhigt, den Schatz gefüllt, das Heerwesen geregelt, die Rechtspflege (durch die Unabsetzbarkeit der Richter) verbessert, und so das Ansehen dieses Staates im Ausland bedeutend erhöht: so hat er doch anderseits die Kraft des Adels vernichtet, jede Bürgerfreiheit unterdrückt und durch Beseitigung aller ständischen Mitwirkung, so wie durch das ausgebildetste Spionir- und Geheimpolizei-System die Grundlage zu dem absoluten Königthum der spätern Herrscher gelegt, und kann somit als der Begründer der verderblichsten Regierungskunst und Keimleger der Umwälzungen angesehen werden, welche Frankreich nach drei Jahrhunderten erfahren sollte.

Allerdings war er kein Tiberius und Domitian, und manche Fürsten seiner Zeit waren eben so grausam und gewissenlos, wie, er, und wälzten sich dabei in niedrigen Lüsten, welche Ludwig's schneidendscharfer Verstand und rastlose, Alles und Jedes selbstleitende Thätigkeit verachtete. Aber eben diese seine geistige Überlegenheit über alle Menschen, mit denen er es zu thun hatte, ließ seine in der Herrschsucht wurzelnden Laster des Hasses, der Grausamkeit und Treulosigkeit in nur noch schreckbarerem Lichte erscheinen, weil sie niemals aus unbewachten Wallungen und Regungen des Gefühls hervorgiengen und doch so oft und so plötzlich hervortraten. War er auch, „wie der geistreichste, so auch der beharrlichste Fürst seines Stammes und Landes und den Einflüssen Anderer

weder im Guten, noch im Bösen ausgesetzt", so ist das in sofern nur ein zweideutiger Ruhm, da seine Geisteskraft, wie seine Beharrlichkeit und Selbstständigkeit nicht die Liebe zu Land und Volk, sondern nur die Liebe zu sich selbst in schnöder, alles Recht und alle Moral mit Füßen tretender Verfolgung dynastischer Interessen zum Grund und Antrieb hatte.

Ludwig XI war ohne Testament gestorben, hatte aber kurz vor seinem Tode den 14jährigen Dauphin Karl, den er seit seiner Geburt nicht gesehen hatte, weil er ihn als einen Schwächling nicht achtete, vor sich kommen lassen und ihn nach einigen Ermahnungen der Leitung seiner ältern Tochter Anna, der Gemahlin des Prinzen von Beaujeu, empfohlen. Bis in sein 14. Jahr, als dem Zeitpunct seiner Mündigkeit, ohne Bildung aufgewachsen (weil sein Vater gemeint hatte, er brauche vom Latein nur die fünf Worte zu verstehen: qui nescit dissimulare, nescit regnare d. h. wer sich nicht zu verstellen weiß, versteht nicht zu regieren), dabei körperlich schwach und gebrechlich, war Karl VIII ganz den Eingebungen, seiner Schwester hingegeben, welche, ohne auf den Herzog von Bourbon als Connetable und auf den Herzog von Orleans als Staatsrathspräsidenten Rücksicht zu nehmen, von einigen klugen Rathgebern und dem tapfern Feldherrn La Tremouille unterstützt, die Regentschaft führte, ohne Regentin zu heißen.

Dennoch würden die Ansprüche, mit welchen die verwandten königlichen Prinzen, die größern Vasallen und der aragonesische sowohl, als burgundische Gränznachbar nach Ludwig's Tode hervortraten, der Regentin unüberwindliche Noth bereitet haben, wenn ihr nicht die Gunst des Volks zur Seite gestanden wäre, das sie durch Abstellung vieler Regierungsmißbräuche und durch Linderung des Steuerdrucks gewann. So konnte sie zunächst der Vereinigung des Herzogs Franz II von Bretagne mit dem Herzog von Orleans die Spitze bieten und sie durch die Schlacht bei St. Aubin, welche Tremouille gewann, unschädlich machen: denn der Herzog von Orleans wurde gefangen, und der Herzog von Bretagne mußte versprechen, seine beiden Töchter nicht ohne Einwilligung des Königs zu vermählen. Anna's Regentschaft dauerte fast bis zu dem Zeitpunct, da Karl VIII durch seine Vermählung mit der Erbin von Bretagne dieses letzte große Reichslehen mit der Krone Frankreich vereinigte.

Als nämlich der Herzog von Bretagne starb und seine schöne Erbtochter Anna unter den vielen Bewerbern um ihre Hand dem deutschen Könige Maximilian den Vorzug gab und ihm durch Procuration angetraut wurde, that König Karl auf den Grund des obenerwähnten Vertrags Einspruch, weil die Verbindung der Bretagne mit Burgund und Deutschland dem französischen Reiche die größte Gefahr drohte. Um leichter zum Ziel zu kommen, trug er ihr selbst seine Hand an, obgleich er bereits (wie oben erwähnt worden) in seiner Kindheit mit Maximilian's und Maria's Tochter Margaretha verlobt war und diese schon den

Titel „Königin von Frankreich" führte. Da der bretagnische Hof den Antrag ablehnte, ließ Karl ein französisches Heer in die Bretagne einrücken und Rennes belagern.

Von ihren Ständen sowohl, als auch von ihren durch den König bestochenen Räthen beredet, gab nun die kaum der Kindheit entwachsene Fürstin nach und willigte in die neue Verbindung, und damit diese als ungezwungen erscheinen möchte, zog Karl sein Heer aus der Bretagne zurück. Bald darauf reiste Anna ab, nicht aber, wie man glaubte, zu ihrem Gemahl nach Deutschland, sondern nach Langeai in Touraine, wo sie mit Karl VIII vermählt wurde (1491). Durch diese Vermählung wurden demnach zwei, allerdings nur dem Namen nach bestehende, aber in politischer Hinsicht wichtige Bande gelöst, indem „der designirte Eidam dem künftigen Schwiegervater seine eigene Frau entriß."

Im höchsten Unwillen über diese Doppelbeleidigung schloß Maximilian ein Bündniß mit Heinrich VII von England, der auch wirklich in Calais landete; aber da die deutschen Stände zur Beihülfe nicht zu bewegen waren, und daher England gegen Geldentschädigung wieder zurücktrat, so mußte Maximilian froh seyn, im Frieden zu Senlis 1493 mit der Zurücksendung Margarethens auch deren Mitgift (die Franche-Comté, Artois und Charolais) für seinen Sohn Philipp zurückzuerhalten, während die Bourgogne bei Frankreich blieb.

Noch während der Friedensunterhandlungen mit Frankreich hatte Maximilian wieder einen Aufstand der Brügger und Genter, eine Empörung des jungen Herzogs von Geldern, einen fortwährenden räuberischen Widerstand flüchtiger Flandrer (unter Philipp von Cleve in Sluis), und einen Aufstand holländischer und friesländischer Bürger und Bauern — in dem sogenannten Brod- und Käsekrieg — zu bekämpfen. Dieser letztere Krieg hatte seinen Namen von der Abbildung eines schwarzen Brodes und grünen Käses, welche die Aufständischen in ihrer Fahne führten. Die Noth war wegen der vorangegangenen Kriegsverheerungen, häufigen Brandschatzungen, Söldnereinlagerungen ꝛc. allerdings so groß, daß die Armen Viehfutter essen mußten. Die Horden der Aufständischen durchzogen plündernd und wüstend das Land und zwangen durch Einschüchterung Tausende zu ihren Fahnen. So wälzten sie sich 1492 auf Harlem, erstürmten es, ermordeten die Rathsherren, plünderten die Reichen und machten diese Stadt zu ihrem Regierungssitz. Als aber Herzog Albrecht mit der Reichshülfe kam, ergaben sie sich. Die Hauptrübelsführer wurden mit dem Tode bestraft, die schuldigen Städte verloren ihre Privilegien und mußten Schadenersatz leisten. Erst später bekamen sie ihre Privilegien wieder.

7. Kapitel. England im 15. Jahrhundert auf der Höhe seiner mittelalterlichen Blüthe und in seinem tiefsten politischen und bürgerlichen Verfall.

1. Heinrich IV. Heinrich V der Stern des englischen König- und Ritterthums. Seine Siege in Frankreich. Sein Tod. Bedford in Frankreich. Glocester in England Regent für Heinrich VI. Margaretha von Anjou. Glocester's Tod. Richard von York Haupt der Opposition. York Protector und Usurpator. Krieg der rothen und weißen Rose. York's Tod. Sein Sohn Eduard IV. Heinrich's VI Flucht. Parteiwuth. Heinrich gefangen. Warwik's Abfall und Niederlage. Heinrichs Tod.

Mit Heinrich IV (1399 bis 1413) war das lancaster'sche Haus oder die „rothe Rose" in den Besitz des englischen Thrones gekommen, dem es drei Könige gleiches Namens gab. Die frevelhaft erworbene Krone (XVII. 6, 3 a. E.) wußte Heinrich IV theils durch Nachgiebigkeit gegen das Unterhaus, das unter Richard II durch öftere Ausübung seiner Parlamentsrechte zu Ansehen gekommen war, theils durch Strenge in Unterdrückung verschiedener Empörungen zu behaupten. Die gefährlichste Empörung leitete Heinrich Percy, Graf von Northumberland, mit dem Beinamen Hotspur (Heißsporn), der den König in Erwerbung der Krone am thätigsten unterstützt hatte und sich dafür nicht nach Erwartung belohnt sah. Indeß machte die blutige Schlacht bei Shrewsbury 1403, wobei Hotspur fiel, der Bewegung bald ein Ende. — Um sich besonders der Geistlichkeit gefällig zu erweisen, nahm König Heinrich sie gegen die das ganze hierarchische Kirchensystem bedrohenden Wyclefiten (Lollharden XVII. 6, 3) kräftig in Schutz und ließ diese Leute als Ketzer mit Scheiterhaufen und Schwert verfolgen.

Sein Sohn und Nachfolger Heinrich V (1413—1422) hatte daher gleich im Beginn seiner Regierung eine Empörung der Wyclefiten zu bekämpfen, die von ihm wegen ihrer republicanischen Grundsätze keine Nachsicht hoffen konnten. Die Empörung wurde jedoch schnell unterdrückt und ihr Leiter John Oldcastle (auch Lord Cobham genannt) mit dem Feuertod bestraft. — Dieser Heinrich, ein Fürst voll hoher Geistesgaben und feueriger Thatkraft, tapfer und kühn, streng gegen Große und herablassend gegen Niedrige, vom Volke geliebt und vom Heere gleichsam angebetet, hatte sich zwar in seiner Jugend großen Ausgelassenheiten und Thorheiten hingegeben, aber sie von dem Augenblick der Thronbesteigung an ernstlich eingestellt, so daß er nachher jener Stern des englischen König- und Ritterthums wurde, dessen glänzenden Lauf wir schon während des oben beschriebenen französisch-englischen Krieges von seinem Aufgang bis zu seinem Niedergang beobachtet haben. (K. 5, 1.)

Sein allzufrüher Tod setzte England dem Unglück einer langen vormundschaftlichen Regierung aus, da sein Sohn erst 9 Monate alt war.

Die Regentschaft in dem eroberten Theile von Frankreich sammt der Fortsetzung des französischen Kriegs gegen Karl VII übernahm sein älterer Bruder, der Herzog von Bedford; die Regierung in England leitete sein zweiter Bruder, der Herzog von Glocester, unter dem Namen eines Protectors. Daß mit dem Übertritt des Herzogs Philipps von Burgund, vollends mit dem Tode des Herzogs von Bedford (1435) das Glück Englands in Frankreich rückwärts gieng, ist bereits erzählt worden (K. 5, 3).

In England sah sich der Herzog von Glocester durch den herrschsüchtigen Cardinal von Winchester gehemmt, der wider Glocester's Willen den gutmüthig-schwachen König zu einer Heirath mit Margaretha von Anjou, der Tochter des Herzogs René (Titularkönigs von Neapel) vermochte, einer zwar willenskräftigen und unternehmenden, aber allem weiblichen Gefühle entfremdeten Fürstin. Von ihr und ihrem Günstling, dem Herzog von Suffolk, geleitet, ließ der König den Herzog von Glocester, der sich bis dahin noch durch die Gunst des Volkes gehalten hatte, wegen angeblichen Hochverraths verhaften, und nach zwei Tagen fand man ihn todt im Gefängniß, also daß nun die lancaster'sche Partei ohne Führer war (1447), da auch der Cardinal Winchester, in seiner Hoffnung auf Einfluß betrogen, sich schon früher hatte zurückziehen müssen und dann an einer langen Krankheit starb.

Der übermüthige Suffolk fiel gleichfalls in seine eigene Schlinge: denn als Frankreich für England verloren gegangen war (1444), lud der Haß der Großen und des Volkes die Schuld dieses Verlustes auf ihn. Er wurde des Hochverraths angeklagt, aber vom Könige zu seiner Rettung auf fünf Jahre nach Frankreich verbannt. Schon war er auf dem Meere, als seine Feinde ihn einholten und auf dem Schiffe tödteten (1450). Seine Stelle am Hofe nahm hierauf der Herzog von Somerset ein.

Des Volkes Hoffnung war nun auf den Statthalter von Irland, den tapfern Herzog Richard von York, als den muthmaßlichen Thronerben, gerichtet, wurde aber 1453 durch den Prinzen Eduard von Wales vereitelt, den Margaretha im siebenten Jahr ihrer Ehe gebar. Nachdem York, der an der Spitze der Oppositionspartei im Parlament stand, den Somerset durch eine Anklage wegen des Verlustes der Normandie und Guyenne gestürzt hatte, ließ er sich wegen eingetretener Gemüthskrankheit des Königs vom Parlamente 1454 zum Protector des Königreichs erklären. Indeß genas der König, übernahm die Regierung wieder und rief auch den Somerset zurück. Da griff York zu den Waffen und mit der Schlacht bei St. Albans 1455, worin Somerset fiel und der König gefangen wurde, begann der langwierige, alle sittlichen Grundlagen des Staats zerstörende Krieg der rothen und der weißen Rose oder des Hauses Lancaster und des Hauses York, ein Bürgerkrieg, der noch unter drei Königen — Eduard IV, Eduard V und Richard III — mit unerhör-

ter Wuth und Grausamkeit fortgeführt wurde und England dreißig Jahre hindurch einem unsäglichen Elend und Verderben preißgab.

Bei seiner ersten Gefangenschaft hatte der König die Schritte York's genehmigen müssen. Als hierauf der König von Neuem in Schwachsinn verfiel, erhielt York abermals die Protectorwürde, mußte sie aber auf Margarethens Betrieb 1456 wieder niederlegen. Hierauf verhielt sich nun York zwar anscheinend ruhig; dagegen griff sein thätigster Anhänger, der Graf Warwick, zu den Waffen und besiegte die königliche Partei bei Bloreheath; doch stärkte sie sich wieder und York mußte sogar nach Irland fliehen. Indeß trat die yorkische Partei bald wieder auf, bekam 1460 London in ihre Gewalt, schlug den König bei Nordhamton, nahm ihn gefangen, und nöthigte ihn, alle Handlungen der Empörer zu genehmigen.

Jetzt trat York mit der Behauptung des, allerdings gegründeten Näherrechts auf die Krone hervor und so gewannen die Parteien einen entschiedeneren Ausdruck, indem die yorkische sich auf das Recht der Abstammung, die lancaster'sche auf die einmal dem bisherigen Königshause geleistete Treue berief. Der Vorschlag des Parlaments, den jetzigen König noch zu belassen und den York zu seinem Nachfolger zu erklären, hätte dem ganzen Streit ein versöhnliches Ende gemacht, — aber Margaretha wollte nicht auf die Rechte ihres Sohnes Eduard verzichten. Sie sammelte von der lancaster'schen Partei unterstützt, ein Heer und noch im Dezember 1460 kam es zur Schlacht bei Wakefield, in welcher York einer vierfachen Übermacht erlag. Er selbst fiel und sein Haupt wurde auf Margarethens Befehl mit einer goldpapiernen Krone über der Stadt York aufgesteckt; auch wurden alle Gefangenen von Bedeutung hingerichtet.

Obgleich nun York's schöner und tapferer Sohn Eduard, dadurch zur Rache angestachelt, kurz darauf bei Mortimerscroß siegte, so schien doch die yorkische Partei durch den Verlust der Schlacht bei St. Albans unterliegen zu müssen. Allein Eduard erklärte nun, daß der König seinem frühern Wort selbst untreu geworden sey und von Andern keine Treue fordern könne, ließ sich als Eduard IV zum König ausrufen und schlug 1461 das gegnerische (lancaster'sche) Heer bei Towton dermaßen, daß 28,000 Mann davon den Wahlplatz deckten und Heinrich VI nach Schottland entfloh. Die Parteiwuth war so groß, daß nach dieser, wie nach jeder andern Schlacht jedesmal die vornehmsten Gefangenen hingerichtet wurden. Hierauf zog Eduard in London unter dem Jubel des Volkes ein, empfieng die Krönung und ließ durch das stets gefügige Parlament die Regierungen Heinrichs IV, V und VI für unrechtmäßig erklären und auf dieses Urtheil hin die bedeutendsten Anhänger des lancaster'schen Hauses hinrichten, um sich auf dem Thron zu erhalten. Die mannweibliche Margaretha machte zwar noch einige Versuche, mit französischen Truppen die Rechte ihres Sohnes zu vertheidigen, ward aber geschlagen, und floh nach Frankreich, nachdem sie mit genauer Noth zwei Raubanfällen und einem Schiffbruch entgangen war.

Indeß fiel Heinrich VI, von Schottland aus, in England ein und vereinigte sich mit seiner von Somerset geführten Partei, wurde jedoch in der Schlacht bei Hexham geschlagen: Somerset ward gefangen und enthauptet; der König entfloh, wurde jedoch in seinem Versteck von einem Mönche verrathen und in den Tower zur engsten Haft gebracht, so daß nun Eduard IV unbestritten regierte. — Seine Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit aber brachten ihn noch in schwere Verwicklungen. Während sein Verwandter Warwick (aus dem Hause Salisbury) für ihn um die Hand der Schwägerin Ludwigs XI warb, vermählte Eduard sich heimlich (1464) mit Lady Elisabeth Gray, geb. Woodeville, aus der Familie Bedford, ließ sie dann im folgenden Jahre krönen und setzte durch die Begünstigung der Woodeville's die bis dahin von ihm bevorzugte Familie Salisbury zurück, und als sein Bruder, der Herzog von Clarence, ohne

seine Einwilligung eine Salisbury (die Tochter Warwick's) heirathete, entstand zwischen den fürstlichen Brüdern sowohl, als zwischen jenen beiden Familien eine so tödtliche Feindschaft, daß es zum Krieg kam, in welchem der König in seines Bruders Gewalt fiel und allgemeine Amnestie ertheilen mußte.

Dennoch kam es zu neuen Empörungen; Clarence und Warwick wurden jedoch geschlagen und mußten nach Frankreich fliehen, kamen aber bald darnach mit neuen Verstärkungen zurück, schlugen den König Eduard IV bei Nottingham und zwangen ihn, nach Burgund zu Karl dem Kühnen, dem Gemahl seiner Schwester, zu fliehen (1470). Darauf führten sie den König Heinrich VI aus dem Tower wieder auf den Thron zurück, und Warwick ließ sich vom Parlamente die Regentschaft übertragen.

Ein halbes Jahr darauf kehrte Eduard IV nach England zurück und verzichtete eidlich auf alle Kronrechte. Kaum hatte er aber wieder seinen Anhang gesammelt, als er sich London's bemächtigte und bei Barent den Warwick besiegte. Warwick („der Königsmacher") selbst fiel im Treffen und alle Gefangenen wurden ohne Ausnahme hingeschlachtet. — An dem nämlichen Tage landete Margaretha mit ihrem Sohne in England. Als sie die Niederlage ihrer Partei erfuhr, wollte sie wieder nach Frankreich zurückkehren, wurde aber durch die sich um sie sammelnden Lancastrier bestimmt, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Allein Eduard IV siegte bei Tewkesbury 1471 abermals und bekam Margaretha und ihren Sohn in seine Gewalt. Als ihm der Prinz vorgeführt wurde und auf die Frage, warum er bewaffnet den englischen Boden wieder betreten habe, antwortete: „Um meines Vaters Reich wieder zu erobern"! schlug ihn der König Eduard mit dem Eisenhandschuh in's Gesicht, und Clarence und sein Bruder Glocester erdolchten den 18jährigen Jüngling vor den Augen des Königs! Margaretha aber wurde in den Tower gebracht, und König Heinrich VI, der ebenfalls in diesem Staatsgefängnisse saß, fiel wenige Tage darauf, wie man glaubt, unter dem Dolch des wilden Richard von Glocester 1471. Margaretha wurde erst 1475 gegen 50,000 Kronen an Frankreich ausgeliefert, wo sie 1482 starb. Von den Lancaster's retteten sich nur der alte Kaspar von Pembroke und sein Neffe, der Graf von Richmond, nach der Bretagne; die übrigen Glieder wurden alle von dem König Eduard ausgerottet.

2. Fortsetzung der Rosenkriege. Eduard's IV Tod. Eduard V. Glocester Protector, dann König als Richard III. Mißglückte Empörung Buckingham's. Heinrich von Richmond. Fall Richard's. Heinrich VII Tudor. Versöhnung der beiden Rosen. Befestigung der Königsmacht.

Die Frevel, welche das Haus York an dem Hause Lancaster geübt, blieben nicht unvergolten: das Haus York mußte an sich selbst die göttliche Bestrafung vollziehen.

Um die warwick'sche Erbschaft ganz an sich zu bringen, ließ Clarence die jüngere Schwester seiner Gemahlin beseitigen. Nach einiger Zeit entdeckte man sie als Küchenmagd: sogleich nahm sie der wilde Richard von Glocester zur Gattin und forderte von seinem Bruder Clarence die Hälfte der Erbschaft. Da ihm aber dieser nur den Pflichttheil überließ, so entstand zwischen beiden Brüdern eine Todfeindschaft, an der bald auch der dritte Bruder, der König, Theil nahm. Eine Beleidigung nämlich, die sich der wenig gefügige Clarence gegen die Königin erlaubte, führte zu einer Vereinigung derselben mit Glocester und beide begannen ihre Rache damit, daß sie zweien Anhängern des Herzogs von Clarence, dem Mathematiker Stacey und dem Lord Burdet wegen angeblicher Zauberey den Prozeß machen ließen. Als Clarence sich leidenschaftlich darüber äußerte, weckten seine Gegner den alten Groll

des Königs gegen ihn und brachten es dahin, daß Clarence vom Parlament zum Tode verurtheilt wurde. Der königliche Bruder soll ihm als Gnade die Wahl der Todesart überlassen und Clarence mit Trotz gewünscht haben, in einem Faß mit Malvasier, den er gerne trank, ersäuft zu werden! Jedenfalls starb er eines gewaltsamen Todes im Tower. — Eduard IV selbst starb 1483 an einem Krankheitsanfall, den ihm der Zorn über Ludwig XI von Frankreich zuzog, der ein Wort in Betreff der Verlobung des Dauphins mit Eduards Tochter nicht hielt. Seinen 13jährigen Sohn und Nachfolger Eduard V konnten die Wydeville's nicht auf dem Thron erhalten. Unterstützt von der Eifersucht anderer Großen brachte der scheußliche Glocester den jungen König durch List in seine Gewalt und ließ sich zum Protector ernennen. Auch den jüngsten Sohn Eduards, den die Königin gebar, als sie sich in die Westmünsterabtey flüchtete, ließ er sich ausliefern. Somit war es klar, daß der Thron sein Ziel war. Alle die ihm den Weg dahin zu versperren schienen (die Lords Hasting und Stanley) wurden unter irgend einem Vorwand verurtheilt und hingerichtet. Zuletzt ließ er durch einen feilen Geistlichen von der Kanzel herab die Ehe Eduards IV für ungültig und dessen Kinder für nicht successionsfähig erklären. Glocester hoffte auf diese Rede sogleich von dem Volke in der Kirche zum König ausgerufen zu werden; aber Alles blieb stumm und war empört über dieses Lügengewebe. Der gleiche Auftritt wiederholte sich auf dem Stadthaus; das Volk blieb stumm und erst auf die dreimal wiederholte Frage, ob sie den Herzog zum König haben wollten, riefen ein paar Stimmen im Hintergrund: Gott erhalte den König! Dies wurde für eine Zustimmung genommen und gleich durch den Herzog von Buckingham eine Addresse an den Herzog mit der Bitte überbracht, daß er sich die Krone gefallen lassen möge. Zum Schein weigerte sich der Heuchler ein wenig, dann griff er zu und bestieg als Richard III 1483 den mit Blut und Lüge gewonnenen Thron.

Diesen unangefochten zu behaupten, standen nur noch Eduards beide Söhne im Wege. Der edle Befehlshaber des Towers, Sir Brakenbury, wollte sich zu dieser Frevelthat nicht hergeben: da schickte der König seinen Stallmeister John Tyrrel an ihn mit dem Befehl, demselben auf 24 Stunden die Schlüssel zum Tower einzuhändigen. In der Nacht ließ sodann Tyrrel durch zwei Knechte die beiden Prinzen mit Betten ersticken und erhielt dafür — die Verwaltung des Herzogthums Cornwallis. Dagegen sah sich Buckingham, des Königs bisherige Stütze, mit Mißtrauen behandelt: er faßte daher den Plan, den verhaßten König zu stürzen und zu dem Ende zwischen der Schwester Eduard's V (Tochter Eduards IV) Elisabeth mit dem letzten Sprößling aus dem Hause Lancaster, dem Heinrich von Richmond, Grafen von Tudor, — demselben, der, wie oben erwähnt, vor Eduard IV nach der Bretagne geflohen und durch seine Mutter ein Urenkel des Herzogs Johann von Lancaster war — eine Vermählung zu Stande zu bringen. Auf erhaltene Zusage begann Buckingham den verabredeten Aufstand; da aber Heinrich nicht erschien, wurde der Aufstand schnell unterdrückt; Buckingham selbst fiel in die Hände des Königs und wurde hingerichtet.

Erst 1485 landete Heinrich von Richmond, vom Könige von Frankreich unterstützt, an der Küste von Wales mit einer kleinen Heeresmacht und sah sich bald von seiner Partei verstärkt. König Richard, längst darauf gefaßt, rückte ihm mit einem weit überlegenen Heere entgegen. Nichts desto weniger gieng in der Entscheidungsschlacht bei Bosworth ein Theil des königlichen Heeres zu Heinrich über. Als Richard dies bemerkte, drang er mit Wuth persönlich auf seinen Gegner ein, wurde aber vom Pferde gestoßen und im Getümmel des Kampfes zertreten, worauf der Sieger von seinem Heere noch auf der Wahlstatt zum König ausgerufen und mit der Krone, die Richard auf dem Helme trug, geschmückt wurde (1485). Die Anerkennung des Parlaments, sowie die Bestätigung des Papstes folgte

nach. So endete die mit Heinrich II begonnene Dynastie der Plantagenet. — Noch lebte zwar ein Sohn des Herzogs von Clarence, der Graf Eduard von Warwick: er wurde aber lange Zeit hindurch im Tower festgehalten, und als er einen Fluchtversuch wagte, zum Tode verurtheilt und enthauptet (1499).

Mit der Thronbesteigung **Heinrich's** VII oder der Erhebung des Hauses Tudor auf den englischen Thron (1485), so wie durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter Eduard's IV, also mit der Versöhnung der rothen und weißen Rose, endete der gräuliche Bürgerkrieg, der das Volk bis zur Entsittlichung verwilderte, den Wohlstand des Landes zerrüttete, die Bildung hemmte, die Krone entwürdigte und den Adel verminderte, das Haus der Gemeinen um alles Ansehen, die Geistlichkeit um ihren Einfluß brachte. Viele dieser Nachtheile glichen sich freilich im Laufe der Zeit wieder aus; die Schwächung der Aristokratie aber diente dazu, daß das Königthum an Macht und der Bürgerstand eine freiere Stellung gewann. So war auch in diesem Lande das Fundament des mittelalterlichen Staatenbaus gewichen und der modernen Regierungsweise und Staatenbildung die Bahn gebrochen. Denn indem nun Heinrich VII jede Empörung mit Entschlossenheit und Strenge unterdrückte, die Macht des Adels durch die Erlaubniß der Stammgüterveräußerung wesentlich schwächte und den Staatsschatz nicht sowohl durch Steuererhöhungen, die er allerdings nie ohne Bewilligung der Stände vornahm, als vielmehr durch gehässige Gütereinziehungen und Geldbußen füllte, hinterließ er nach einer 24jährigen Regierung 1509 seinem Nachfolger alle Hauptbedingungen zur Ausbildung eines unbeschränkten Königthums.

Die oberwähnten Empörungen hatten ihren Grund darin, daß, weil Heinrich VII sein Thronrecht nicht auf seine Ehe mit Elisabeth von York, sondern auf seine lancastersche Abstammung stützte, die Yorkische Partei Thronprätendenten gegen ihn aufstellte. Der erste war ein gewisser Lampert Simnel, eines Bäckers Sohn, den man für einen Sohn des oberwähnten Herzogs Clarence, Namens Warwick, ausgab und zu einem Aufstand ausrüstete (1487). Der Betrug wurde aber entdeckt und jener Mensch dadurch bestraft, daß er in der königlichen — Küche Dienste thun mußte. — Späterhin (1499) stellten sie den Sohn eines jüdischen Convertiten, Namens Warbeck, den sie für den ermordeten Richard ausgaben, als Prätendenten auf. Dieser fand auch bei der Wittwe Karls des Kühnen von Burgund Unterstützung, landete mit einem Anhang in Cornwallis, wurde aber gefangen und hingerichtet.

8. Kapitel. Die pyrenäische Halbinsel im 15. Jahrhundert. Letzter Kampf gegen die Mauren in Spanien.

1. Castilien's Schwäche unter seinen drei letzten Königen. Isabella. — Aragonien: Ferdinand I der Gerechte. Alfons V der Weise, auch König in Neapel. Johann II. Aufstand der Catalanen. Navarra selbständig. Ferdinand's II Vermählung mit Isabella von Castilien.

Auf Spanien übergehend richten wir zunächst wieder unser Augenmerk auf Castilien und Aragonien.

In **Castilien** war nach Johann's I Tode die Krone an seinen eilfjährigen Sohn Heinrich oder Henriquez III gekommen. Sobald er selbst die Zügel der Regierung ergreifen konnte, war es seine Hauptsorge, die während seiner Minderjährigkeit stark hervorgetretenen Anmaßungen der Großen zu beschränken und dann die hergestellte Ruhe zu einer Unternehmung auf Granada zu benützen, um der maurischen Herrschaft in Spanien vollends ein Ende zu machen. Mitten unte den Zurüstungen dazu starb der kühne junge Fürst in einem Alter von 27 Jahren (1406), viel zu früh für die erst schwach befestigte Kronmacht. Er hinterließ einen erst zweijährigen Sohn Johann II, für welchen Heinrich's edler Bruder Ferdinand (Fernando) die vormundschaftliche Regierung bis zum Jahr 1410 führte, in welchem Johann in das regierungsfähige Alter eintrat.

Da aber Johann, der nun allein unter der Führung seiner Mutter stand, nur Lust zu Jagd und Turnier, Musik und Dichtkunst, aber keinen Ernst zur Erlernung der Staatskunst zeigte, so überließ er das Regierungsgeschäft seinem Jugendfreunde Alvaro de Luna, der zwar eine Zeit lang mit Kraft und Klugheit den Thron gegen die Anmaßungen der Großen, besonders der drei jüngern Söhne des verstorbenen Königs Johann's von Aragonien, welche Vasallen Castiliens waren, schirmte, aber ungeachtet der Stütze, die er in der Gunst des Königs, wie im Volke hatte, doch am Ende seinen Neidern erlag, indem der schwache König es zuließ, daß Alvaro verhaftet und nach Einziehung seines großen Vermögens zu Valladolid hingerichtet wurde (1453). Dafür war nun der König ein Spielball seiner Großen, und zu spät bereute er es, sich seiner besten Stütze selbst beraubt zu haben. Er starb ein Jahr darauf mit dem Wunsche, lieber eines Ritters Sohn oder ein Mönch gewesen zu sein.

Auch die Regierung seines noch kraftlosern Sohnes Heinrich's IV (1454—1465) gab sich ganz seinem Günstling Pacheco, Marquis von Villena, hin, der in seinem Übermuth so weit gieng, daß er in Verbindung mit mehreren Großen und selbst mit dem Könige Johann II von Aragonien den König Heinrich schimpflich absetzte und dessen Bruder Alfons XII zum König machte. Da aber dieser nach drei Jahren starb, wurde Heinrich wieder eingesetzt, jedoch unter der Bedingung, daß er mit Übergehung seiner Tochter Johanna die Thronfolge seiner Schwester Isabella gewährleistete. Mit Heinrichs Tod 1474 gieng daher das castilische Reich an Isabella über, die sich 1469 mit dem Infanten Ferdinand von Aragonien vermählt hatte.

In **Aragonien** nämlich war nach dem Aussterben des barcelonesischen Mannsstamms (XVII 7, 2.) Martin's Schwestersohn Ferdinand I, Infant von Castilien, von einem Ausschuß der Stände Aragoniens, Valencia's und Cataloniens zum König gewählt worden; auch Sicilien und Sardinien erkannten den neuen König an, der sich mit Kraft auf dem

Thron gegen einen Empörungsversuch des Grafen von Urgel zu behaupten wußte. Es ist dieß derselbe König, der dadurch, daß er dem schismatischen Papst Benedict XIII auf die Vorstellungen des Kaisers Siegmund seinen Schutz entzog, zu dem vom Kostnitzer Concilium betriebenen Kirchenfrieden beitrug (K. 2, 1).

Sein Sohn Alfons V, der Weise (1416—1458), machte zwar einen vergeblichen Versuch, den Genuesern Corsica zu entreißen; dagegen erwarb er 1442 als Adoptivsohn der Königin Johanna II von Neapel die Krone dieses italischen Reiches, mit dem er sich alsdann fast mehr, als mit Aragonien beschäftigte (K. 12, 4). Auch gehört er mit unter die ersten Beförderer des wiedererwachenden Studiums der Literatur der Alten in Italien. Ihm folgte in der Regierung Neapels sein natürlicher Sohn Ferdinand, — in der Regierung Aragoniens, Sardiniens und Siciliens sein ritterlicher und geachteter Bruder Johann II, dem seine erste Gemahlin das Königreich Navarra zugebracht hatte. Dieser hatte zwei Söhne, einen aus dieser ersten Ehe, Namens Karl, und einen aus zweiter Ehe, Namens Ferdinand. Um diesem jüngern Sohne auch Navarra zuzuwenden, entzog er dem älteren dieses sein mütterliches Erbe. Dabei stieß er jedoch auf den Widerstand der catalonischen Stände, die sich des Prinzen mit den Waffen annahmen so daß Johann von seinem Plan abstand. Als nach drei Jahren Prinz Karl starb, gaben die Catalonier den Tod desselben seiner Stiefmutter Schuld und erhoben von Neuem einen Aufstand, den Johann's Kraft und Ferdinand's Klugheit erst nach neun Jahren zu dämpfen vermochten (1471). Mit Johann's Tode 1479 fiel Navarra, dem Friedensvertrage gemäß, an den Grafen von Foix, den Gemahl der Tochter des verstorbenen Prinzen Karl, und wurde dadurch wieder ein selbständiges Reich.

In Aragonien erhielt Ferdinand II der Katholische die Nachfolge. Es ist dieses derselbe, der seit 1469 mit der obenerwähnten Isabella von Castilien vermählt war und durch diese Vermählung den Grund zur Vereinigung beider Reiche legte, von welcher an — das spanische Volk den Beginn seines glänzenden Aufschwungs rechnet.

Isabella hatte anfangs nach dem Wunsch ihres Bruders Heinrich den König Alfons V von Portugal zum Gatten bekommen sollen; sie gab aber auf Vermittlung des Erzbischoffs von Toledo dem Infanten Ferdinand von Aragonien den Vorzug. Ferdinand verpflichtete sich eidlich, die Rechte der Castilier zu achten, in Castilien nichts ohne Isabellens Vorwissen und Einwilligung vorzunehmen und nur Castilier in den castilischen Rath zu berufen. Obgleich diese Unterhandlung heimlich betrieben worden war, so bekam doch ihres Bruders Günstling Pacheco (der nachherige Marquis von Villena) davon Kunde und wollte sich Isabellens bemächtigen. Sie erreichte aber unter dem Schutze des Erzbischoffs glücklich Valladolid, wo ihre feierliche Vermählung den 28. October 1469 vor sich gieng. Da ihrer festen Haltung und Ferdinands staatsmännischer Klugheit nicht beizukommen war, so entschloß sich König Heinrich zu einer Aussöhnung, die zu Segovia Statt haben sollte. Bei dieser Gelegenheit gedachte Pa-

checo die beiden Vermählten in seine Gewalt zu bekommen: der Anschlag mißlang aber, die Aussöhnung unterblieb und der Bürgerkrieg begann von Neuem. Zwar übertrug Heinrich vor seinem Tode seiner Tochter Johanna die Nachfolge; allein Ferdinand und Isabella wurden von dem größten Theile des Volks zu Segovia als König und Königin von Castilien anerkannt. Hierauf verlobte sich Johanna auf Betrieb ihrer Partei mit dem König Alfons V von Portugal und bewog ihn zu einem Einfall in Castilien; da er aber die Schlacht bei Toro (1476) verlor, entsagte er der Verbindung mit Johanna und damit auch dem castilischen Throne.

2. Vereinigung der Reiche Castilien und Aragonien. Ferdinand's und Isabella's Streben nach Unumschränktheit. Die heilige Hermandad. Errichtung der Inquisition. Eroberung von Granada. Vertreibung der Juden; Zwangsbekehrung der Mauren. Spanische Bildung und Literatur im 14. und 15. Jahrhundert.

Wenn auch beide Königreiche unter der gemeinsamen Regierung Ferdinands und Isabellens noch getrennt gehalten und ein jedes nach seinen eigenen Rechten verwaltet wurde, so wurde doch dadurch die künftige Einheit der spanischen Monarchie begründet. Beide Herrscher, obgleich im Character ziemlich verschieden — Isabella schön und klug, dabei mild und edelgesinnt, Ferdinand kräftig und kaltverständig, ja listig und schlau — verfolgten dennoch das gleiche Ziel, nämlich die Unumschränktheit des Königthums und zwar mit den gleichen Mitteln, durch Beschränkung des Adels und der Geistlichkeit, wobei ihnen die Zeitverhältnisse zu Hülfe kamen. So bewilligte Papst Sixtus IV der spanischen Krone das Recht, die Bisthümer zu besetzen, wodurch die spanische Geistlichkeit in große Abhängigkeit von der weltlichen Regierung gerieth. Um insbesondere die Macht des Adels zu brechen, wurden mehrere Wege eingeschlagen. Zunächst wurde ihm die richterliche Gewalt genommen und in die Hände von Rechtsgelehrten gelegt; dann wurde das alte castilische Institut der heiligen Hermandad (einer bürgerlichen Miliz zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit in Städten und auf Landstraßen) erneuert und auch auf Aragonien ausgedehnt, so daß dadurch zugleich der raubsüchtige Theil des Burgadels im Zaum gehalten wurde. Und da der Adel eine Hauptstütze in den drei Ritterorden hatte, welche durch Landbesitz, Reichthum und Heeresmacht (fast wie ein Staat im Staate) den Königen stets gefährlich gewesen waren, so ließ sich Ferdinand zum Ordensadministrator wählen und verschaffte sich in der Folge vom Papste die Bewilligung, das Großmeisterthum jedes Ordens mit der Krone zu verbinden, die fortan über die sämmtlichen Kräfte des Ordens verfügte und nur solche Mitglieder zuließ, die ihr zu Willen waren.

Ein Hauptmittel aber, die Allgewalt des Königthums zu fördern, war die Inquisition, an deren Einführung und langer Aufrechthaltung

in Spanien finsterer Aberglaube, grausame Politik und schändliche Habsucht gleichen Antheil hatten, indem sie von den spanischen Königen durch eine neue Organisation nicht nur zur gewaltsamen Bekehrung der Juden und Muhammedaner, sondern auch zur Eröffnung einer neuen Finanzquelle, so wie zu einem Schreck- und Vernichtungsmittel politischer Gegner benützt und dadurch Jahrhunderte lang die furchtbarste Geißel Spaniens wurde.

Allerdings war in Spanien wegen der großen Menge Juden und Mauren nicht leicht zu regieren. Dazu waren namentlich die Juden wegen ihrer großen Reichthümer ein starker Gegenstand des Volkshasses, der oft in blutige Aufstände gegen die Juden ausbrach. Um diesen Verfolgungen zu entgehen, traten viele Juden äußerlich zum Christenthum über, hiengen aber meist innerlich noch ihrem alten Glauben an oder fielen förmlich wieder in denselben zurück. Wurden nun solche Judenchristen des Rückfalls oder heimlichen Judenthums überführt, so wurde ihr Vermögen vom Staat eingezogen. Dasselbe galt von den Morisco's oder den zum Christenthum übergetretenen Mauren, wie auch von den zu einer Secte übergetretenen Christen. Politik sowohl, als Finanzspeculation verfiel daher auf Wiederbelebung des Inquisitions- oder Ketzergerichts, das schon früher in Castilien eingeführt worden, aber allmählich wieder in Abgang gekommen war. Isabella wollte anfangs nicht einwilligen; da man es ihr aber als religiöse Gewissenssache darstellte, gab sie nach. Ohne sich an die laute Mißbilligung des Volkes, die sich hie und da in Aufständen kund gab, zu kehren, setzte Ferdinand den Beschluß durch und erkaufte mit dem Jammer von Tausenden, die als Opfer dieses Ketzergerichts fielen, den vom Papst ihm für seinen Glaubenseifer verliehenen Titel „der Katholische". Die Behauptung Llorente's, der Papst Sixtus IV habe die Einführung dieses Gerichts gerne bewilligt, weil er darin eine Stütze der Kirchenherrschaft in Spanien gesehen habe, wird von Päpstlichgesinnten bestritten. Allerdings mochte sich Sixtus die furchtbare Ausdehnung nicht vorgestellt haben, welche nach und nach die spanischen Könige diesem Gerichte gaben. Jede freie Äußerung in Religion oder Politik, ja schon der leiseste Verdacht, oder die falsche Aussage eines Feindes konnte in die schrecklichen Kerker der Inquisition bringen. Keinem wurde sein Ankläger genannt; wollte Einer, schuldig oder unschuldig, läugnen, so wurde er den furchtbarsten Folterqualen ausgesetzt. Gestand er vor Schmerz, auch wenn er sich des Vergehens nicht bewußt war, so wurde er, je nach dem Grade desselben, entweder zum Feuertode verurtheilt, oder lebenslänglich eingekerkert, oder seiner Güter verlustig erklärt oder sonst mit einer Bußstrafe belegt. — Die Verbrennungen, Auto's da fé (actus fidei, Glaubenshandlungen) genannt, wurden öffentlich mit großem Pomp, gewöhnlich bei Festgelegenheiten in Gegenwart des Hofes mit einer größern Anzahl Verurtheilter zugleich vorgenommen. Weit entfernt also, daß die spanische Inquisition ein Eingriff der geistlichen Macht in die Staatsgewalt gewesen wäre, war sie vielmehr ein königlicher, nur mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof. Die Inquisitionsrichter waren königliche Beamte und standen unter der Leitung eines Großinquisitors aus dem Orden der Dominicaner. Der erste Großinquisitor von Spanien war Thomas von Torquemada, unter dessen blutdürstiger Amtsführung in den Jahren 1481 bis 1498 allein schon 8800 Gefangene lebendig —, 6500 Entflohene im Bilde verbrannt und 90,000 Andere mit andern Strafen belegt wurden. (Llorente rechnet, daß die Gesammtzahl der bis zur Auflösung der Inquisition in Spanien lebendig Verbrannten 31,912, der im Bilde Verbrannten 17,659, der übrigen Verurtheilten 291,450 betrug.) Da kein Spanier, selbst nicht die Granden und Erzbischöffe, sich dieser furchtbaren Macht entziehen konnten, so ist leicht zu ermessen, welch' ein wirksames Werkzug

dieses „geheiligte Tribunal der Ungerechtigkeit" in den Händen der Könige war, die dadurch sich jedes Widersachers auf die leichteste Weise entledigen konnten. Vergebens suchten selbst mehrere Päpste, den spanischen Inquisitionsgräueln Einhalt zu thun: sie mußten froh sein, wenn sie nur zeitweise Milderung erlangten.

Ohngefähr um dieselbe Zeit, da die königliche Macht im Innern sich durch die Einführung der Inquisition zu stärken begann, beschloßen Ferdinand und Isabella, dem noch übrigen Reiche der Mauren in Granáda, das sich bisher nur wegen der Zerrüttung Castiliens durch Tributzahlung erhalten hatte, durch einen ernstlichen Angriff ein Ende zu machen und so mit dem daraus erwachsenden Ruhm der Rechtgläubigkeit den Erwerb eines trefflich angebauten, über 13 Städte und viele feste Burgen sich erstreckenden Landgebiets zu verbinden. Der Krieg gegen Granada dauerte nichts desto weniger zehn Jahre lang, obgleich dazwischen die Mauren selber unter einander im Hader lebten. Mit dem Fall der überaus prächtigen und reichen Hauptstadt (den 2. Juni 1492) endete die maurische Herrschaft in Spanien, nachdem sie fast 800 Jahre lang gedauert hatte. Der letzte maurische Fürst Ali Abdalleh floh mit einem Theile seiner Unterthanen nach Afrika.

Die Hauptstadt **Granáda** (am Fuße der Sierra Nevada und an den Ufern des Xenil und Duro) soll zur Zeit der Mauren 400,000 Einwohner gehabt haben. Mit ihren schönen Plätzen, gewundenen Straßen, prächtigen Häusern von maurischer Bauart mit Springbrunnen in den Höfen, besonders aber mit den Prachtruinen der Alhambra, d. i. des auf dem Hügel Alhambra erbauten Palastes maurischer Könige, gewährt sie noch jetzt, ungeachtet ihrer Herabgekommenheit, ein merkwürdiges Bild historischer Erinnerungen. Der genannte Palast ist mit 18 Fuß dicken Mauern und rothen viereckigen Thürmen umgeben und hat im Innern zwei mit weißem Marmor gepflasterte, mit Säulengängen umgebene und in der Mitte mit schönen Wasserbecken versehene Höfe. Die verschiedenen Säle enthalten prächtige, noch wohlerhaltene Verzierungen auf buntem Grunde, und mehrere davon haben sogar ebenfalls Springbrunnen, die durch ihren Anblick, wie durch ihre Kühlung das Gemüth des Mauren erquickten.

Anfangs wurde den zurückgebliebenen Mauren Religionsfreiheit zugesagt; seit 1499 aber ließ man ihnen nur die Wahl zwischen Taufe oder Auswanderung, — eine Maaßregel, durch welche Granada, die vorher blühendste Provinz Spaniens, der Verödung preißgegeben wurde. Denn ein großer Theil wanderte aus, die Übrigen fügten sich gezwungen und waren in beständiger Furcht, Religions halber eine Beute der Inquisition zu werden. — Dieselbe Alternative war schon 1492 den Juden in ganz Spanien gestellt worden: sie mußten sich binnen einem Monat taufen lassen oder auswandern; im letztern Fall durften sie zwar ihre Güter verkaufen, aber da ihnen Gold und Silber und Edelsteine mitzunehmen verboten war, so war jene Vergünstigung trügerisch. Die Bleibenden nahmen als Zwangschristen das Christenthum nur zum Schein an.

Die Anzahl der nach Portugal, Frankreich, Italien und Afrika ausgewanderten Judenfamilien wird auf 170,000 angegeben, was wohl zu hoch angeschlagen ist. Nach Portugal allein wanderten 80,000 aus. Späterhin mußten die Juden in Portugal

ihre Kinder unter 14 Jahren hergeben, damit sie im Christenthum erzogen würden. In der Verzweiflung gaben daher viele Juden lieber sich und ihren Kindern den Tod.

Unmöglich konnte die Zwangsbekehrung der Mauren und der Juden der Kirche oder dem Staate wahrhaften Nutzen bringen; wenigstens hat das spanische Land nie wieder die materielle Blüthe erlangt, in der es unter den Arabern gestanden war, noch hat das spanische Christenthum sich dadurch geläutert: es war schon zu verderbt; der unlautere und todbringende Geist desselben wird sich uns ganz besonders in der Geschichte der Entdeckung Amerika's enthüllen, die noch unter Ferdinands und Isabella's Regierung und mit ihrer Unterstützung Statt fand und die unter den Vorboten der Neuzeit weiter unten (XIX. 1.) zur nähern Betrachtung kommen wird. Eben so werden die übrigen Begebenheiten, welche sich noch unter dem Einfluß dieses königlichen Ehepaars und seines großen Kanzlers, des als Kirchenfürsten, Staatsmanns und Feldherrn gleich ausgezeichneten Ximenes, ereigneten, wegen ihrer Verflechtung mit den Staatsverhältnissen Frankreich's, Burgunds und Italiens weiter unten an ihrem Ort (K. 13, 3—5.) zur Sprache kommen. — Genug, daß wir einstweilen gesehen haben, wie Ferdinand II in Spanien, gleich Ludwig XI in Frankreich und Heinrich VIII in England, durch Abtragung der Grundpfeiler, welche die mittelalterliche Welt getragen haben, insbesondere durch politische und finanzielle Trugkünste, dem Aufkommen der modernen westeuropäischen Despotie vorgearbeitet hat.

Was die **spanische Bildung** und **Literatur** im 14. und 15. Jahrhundert betrifft, so fand dieselbe zunächst ihre Förderung in der allmählich zur Herrschaft gelangenden Anwendung der Landessprache, in welche Geschichtschreiber und Dichter die Erzeugnisse ihres Geistes einkleideten. So schrieb König Peter IV von Aragonien seine eigene Regierungsgeschichte; der Großkanzler von Castilien Peter von Ayala gab eine Darstellung der castilischen Geschichte von 1350 bis 1406 in zwar noch unkünstlicher Form, aber voll guter Beobachtungen. Mit mehr Kunst verfuhr Fernando Perez de Guzmann († um 1450), der das Leben Johanns II von Castilien beschrieb. Eine wesentliche Förderung erfuhren die Wissenschaften durch die Errichtung von Universitäten, unter welchen Salamanca die berühmteste war. — In der **Dichtkunst** war Spanien in dieser Periode sehr thätig. In Aragonien blühte gegen Ende des 14. Jahrhunderts die limousinische Poesie besonders am Hofe Johanns I, der, nach dem Muster der Academie der Blumenspiele zu Toulouse, im Jahr 1390 zu Barcelona eine „Academie der fröhlichen Wissenschaft" (XVI. 9, 5.) errichtete, die sich noch unter Heinrich III erhielt und später unter Ferdinand I wieder hergestellt wurde. — In Castilien gelangte die romantische Poesie durch König Johann II und seinen gesangliebenden Hof, ebenfalls mittels Errichtung einer Academie der genannten Art, zu ihrer höchsten Ausbildung. Die berühmtesten castilischen Dichter des 15. Jahrhunderts waren der Marquis von Santillana und Johann von Mena. Die ersten Anfänge des spanischen Drama finden sich in den geistlichen Schauspielen; auch zeigen sich bereits schwache Anfänge des Lustspiels. — Die arabische Literatur in Spanien (XV. 7, 6.) kam im 15. Jahrhundert in Abnahme.

3. Portugal. Unechte burgundische Dynastie. Johann I: Eroberung Ceuta's. Heinrich der Seefahrer. Eduard I. Der standhafte Prinz. Alfons V: Eroberung von Tanger.

Noch haben wir auf der pyrenäischen Halbinsel einen Blick auf **Portugal** zu werfen, dessen Geschichte wir in der vorigen Periode bis zum Erlöschen des echten burgundischen Königsstamms mit dem schwächlichen Ferdinand (XVII. 7, 3.) verfolgt haben. Mit der Erhebung seines unechten Bruders, Johann's I (1385—1433), auf den portugiesischen Thron beginnt die unechte burgundische Königsreihe. Johann behauptete sich nicht nur gegen die mit französischer und englischer Hülfe verstärkte Macht Castiliens, sondern er entriß auch den Mauren in Afrika das feste Ceuta. Die eifrige Pflege, die er den Wissenschaften angedeihen ließ, hatte auch auf die nautischen Kenntnisse seines Volks großen Einfluß. Denn unter ihm begannen durch seinen dritten Sohn Heinrich den Seefahrer die portugiesischen Länder-Entdeckungen, die wir unter den Vorboten der neuern Welt in den, die folgende Periode einleitenden Abschnitten besonders aufführen und in Verbindung mit den Unternehmungen derer, die in seine Fußtapfen traten, näher betrachten werden. Hier sey nur erwähnt, daß die aus jenen Entdeckungen auf das Mutterland zurückfließenden Reichthümer einen wesentlichen Einfluß auf die Hebung der Städte und auf den Unternehmungsgeist der Portugiesen hatten, die sich dadurch zu einer nicht geahnten welthistorischen Bedeutung erhoben.

Nachdem Johann I durch ein Gesetzbuch die innere Ordnung seines Reiches gefördert hatte, übernahm sein älterer Sohn Eduard I die Regierung (1433—1438) und setzte durch seine Brüder Ferdinand und Heinrich den Kampf gegen die Mauren in Afrika fort. Indem sie ihnen aber Tanger entreißen wollten, wurden sie eingeschlossen und erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zu räumen, freien Abzug; doch mußte Ferdinand als Geißel in ihren Händen — und, da die Cortes die Herausgabe Ceuta's nicht genehmigten, lebenslänglich in maurischer Gefangenschaft bleiben, weßhalb er den Beinamen „der standhafte Prinz" erhielt. Eduard selbst starb an der Pest, die seine ganze Regierung hindurch gewährt hatte.

Erst dem Sohne Eduard's, Alfons V dem Afrikaner (1439 bis 1481), gelang es, Tanger zu erobern und den Waffenruhm Portugal's wieder herzustellen (1471). Sein unglücklicher Krieg mit Castilien ist oben (K. 8, 1.) berührt worden. Sein Nachfolger Johann II (1481—1495), ein einsichtsvoller und kräftiger Fürst, hatte im Innern mit den Empörungen seiner Großen, die unter seinen Vorgängern durch nothgedrungene Schonung übermüthig geworden waren, viel zu kämpfen: doch dämpfte er diese Unruhen gleich im Entstehen, indem er den Herzog von Braganza hinrichten ließ und einen Herzog von Viseo, der

ihm nach dem Leben stellte, durch einen eigenhändigen Stoß der Nothwehr zuvorkam. Dadurch, daß er dem Adel die angemaßten Krongüter und die von demselben geübte Gerichtsbarkeit entzog, verschaffte er, gleich andern Herrschern seiner Zeit, der Krone die Alleingewalt. Den Bürger und Landbauer aber schützte er und übte unparteiische Rechtspflege; selbst die aus Spanien vertriebenen Juden nahm er bereitwillig auf. Auch er beförderte die Entdeckungen neuer Länder, die unter seiner Regierung besonders guten Erfolg hatten, indem das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt und viele portugiesische Niederlassungen in Indien gegründet wurden. (S. XIX.)

9. Kapitel. Die skandinavischen Reiche im 15. Jahrhundert unter den Unionskönigen.

1. Erich der Pommer, erster Unionskönig. Unglücklicher Krieg mit Holstein und der Hansa. Aufstand der Dalekarlier. Erich's Absetzung. Christoph III (von Bayern). Abfall der Schweden unter Knutson. Christian von Oldenburg, auch Herzog in Schleswig und Holstein. Aufstand in Schweden. Steen Sture Reichsverweser.

Die von der Königin Margaretha 1397 zu Stande gebrachte calmarische Union (XVII. 7, 4.) hatte zwar für die drei Reiche die gemeinschaftliche Wahl eines Königs angeordnet und jedem Reiche seine besondere Verfassung gewährleistet; aber das Vereinigungsband hielt nur so lange, als die geistkräftige Stifterin dasselbe in der Hand hielt. Denn einerseits ließ es die vorangegangene lange, zum Theil durch die Verschiedenheit der Landesnatur begründete nationale Trennung, welche durch gegenseitige Eifersucht zur feindseligen Entfremdung geworden war, andererseits die beständige störende Gegenwirkung der Hansa, welche sich durch jene Union in ihren Handelsvortheilen bedroht sah, zu keiner wahren Vereinigung kommen. Indeß würden sich vielleicht im Laufe der Zeit jene Gegensätze bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen haben, wenn Margarethens Nachfolger ihren Geist und ihre Kraft besessen hätten.

Allein schon Erich der Pommer (in Dänemark XIII, in Schweden VII), welcher 1412 in seinem 17. Jahre die Unionsregierung überkam, war einer so zusammengesetzten Aufgabe nicht gewachsen. Sein unkluger Versuch, dem Grafen von Holstein das demselben von Margaretha, wiewohl ungern, zu Lehen gegebene Schleswig zu entreißen, verwickelte ihn auch in einen Krieg mit der Hansa (1426), der für ihn unglücklich ablief: er mußte dem Herzog Adolf von Holstein Schleswig, wenn auch als nicht erblich, überlassen und den Hansestädten ihre Privilegien bestätigen. Die durch den Krieg nöthige Erhöhung der Abgaben erregte in Schweden Klagen, und die Einsetzung dänischer Beamten, die der Unzufriedenheit steuern sollten, brachte einen

Aufstand der Dalekarlier unter Engelbrecht Engelbrechtsson 1453 zum Ausbruch. Sein Versprechen, die Abgaben zu mindern und einheimische Beamte anzustellen, führte auf kurze Zeit die Ruhe zurück; da er aber nicht Wort hielt, erhoben sich die Schweden unter dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Karl Knutson von Neuem. Auch die Dänen erbitterte er gegen sich, da er ihnen einen pommer'schen Verwandten zum Nachfolger aufdringen wollte, und als er sich vollends, um seinen Lüsten zu fröhnen, aller Regierungsgeschäfte entschlug, setzten sie ihn ab, gaben dem Herzog Adolf den erblichen Besitz von Schleswig zurück und wählten 1439 Erich's Schwestersohn, den Herzog Christoph von Bayern zu ihrem König. Norwegen stimmte bei, und selbst die Schweden, obwohl sie deßhalb nicht befragt worden waren, erkannten 1440 den neuen Unionskönig an. Erich sank so tief, daß er zuletzt Seeräuberei trieb und arm und verachtet starb.

Um diese Zeit (1441) erhoben sich die Bürger und Bauern in Jütland gegen den erblich gewordenen Adel, weil derselbe sie aller Rechte beraubt und durch den Reichsrath alle Gewalt an sich gerissen hatte. Mehrere Jahre hindurch siegten sie über die gegen sie ausgesandten Heere; zuletzt aber unterlagen sie dem Adel, der sie nun vollends zur Leibeigenschaft herabdrückte.

Christoph III suchte die Union möglichst aufrecht zu erhalten, insbesondere die Macht der Hansa dadurch zu schwächen, daß er die Zölle erhöhte und den Holländern und Engländern gleiche Handelsfreiheiten einräumte. Sein Versuch aber, in Verbindung mit einigen norddeutschen Fürsten 1445 Lübeck (während eines Turniers) zu überrumpeln, gelang ihm so wenig, als seine Bemühungen, die Neigung der Schweden zu gewinnen, unter denen ihm Knutson entgegenarbeitete.

Nach seinem Tode 1448 wählten die Dänen Christian I, Grafen von Oldenburg, nachdem sich derselbe zuvor in der Wahlcapitulation bedeutende Beschränkungen hatte gefallen lassen müssen. In Schweden dagegen ließ sich Knutson zum König machen. Da er sich aber den Adel durch Strenge, die Geistlichkeit durch Eingriffe in ihre Besitzthümer zu Feinden machte, ward er in einem durch den Erzbischoff von Upsala (aus dem mächtigen Hause der Oxenstierna) begünstigten Aufruhr 1457 vertrieben. Hierauf wurde Christian auch in Schweden und Norwegen als König anerkannt.

Als in Holstein mit dem Herzog Adolf die männliche Linie ausstarb, brachte es Christian dahin, daß die Erben ihre Ansprüche aufgaben und die schleswig-holsteinischen Stände ihn zu ihrem Grafen und Herzog erwählten, wogegen Christian in einer feierlich ausgestellten Urkunde 1460 das königliche Wort gab, daß Schleswig und Holstein für ewig ungetheilt beisammen bleiben, niemals Dänemark einverleibt und zusammen von einem Herrn aus dem Hause Oldenburg regiert werden sollten.

Die Schweden bei der Union zu erhalten, war wegen der Übermacht des Adels und der Geistlichkeit nicht möglich: sie erhoben sich auch gegen Christian, und ein Theil rief den Knutson wieder auf den

Thron, den derselbe jedoch erst nach langen innern Wirren 1467 wieder gewann. Doch starb er schon im folgenden Jahre, ernannte aber seinen Schwiegersohn Steen Sture I zum Reichsverweser. Dieser behauptete sich besonders nach seinem Siege am Brunkeberg (bei Stockholm) 1471 durch Kraft und Klugheit wohl an 30 Jahre lang in der Reichsverweserschaft, indem er sich vorzüglich auf den Bürger- und Bauernstand stützte, den Adel und die Geistlichkeit „durch gegenseitige Eifersucht" im Zaum hielt und in einem Vertrage mit Christian den Fortbestand der Union anerkannte.

2. Johann in Dänemark und Norwegen. Theilung Holstein's und Schleswig's. Niederlage gegen die Dithmarschen. Neuer Aufstand der Schweden.

Christian's Sohn und Nachfolger, der in Dänemark und Norwegen anerkannte Johann (1481—1513), mußte ihn gleichfalls gewähren lassen, wiewohl er lange alles aufbot, ihn zu stürzen. Erst 1497 gelang es ihm, sich die Krönung in Schweden zu erzwingen. Doch schon nach drei Jahren mußte er Schweden wieder sich selbst überlassen, und zwar in Folge eines Unfalls, den er gegen ein kleines Volk in Holstein erlitt.

Christian hatte nämlich im Jahr 1490 sich mit seinem Bruder Friedrich in Schleswig und Holstein getheilt (wovon die Linien Gottorp und Segeberg herrühren.) Da in Holstein die tapfern Dithmarschen (XVI. 9, 2.), welche das Land zwischen der Elbe- und Eidermündung bewohnten, stets ihre alte Freiheit gegen die Grafen von Holstein zu behaupten gewußt hatten, so wollte es König Johann versuchen, das vom Kaiser Friedrich III der dänischen Krone in undeutscher Weise verliehene lehnsherrliche Recht geltend zu machen, erlitt aber mit seinem aus Dänen, Holsteinern und der sogenannten schwarzen Garde (einer Söldnerschaar, die schon in den Niederlanden gegen Karl den Kühnen gedient hatte) von jenen Heldenbauern im Jahr 1500 eine so völlige Niederlage, daß selbst die dänische Reichsfahne (der Danebrog) verloren gieng und Johann sich nur durch die schnellste Flucht rettete, ohne sich weiter an ihre Freiheit wagen zu können, in der sich die Dithmarschen noch über ein halb Jahrhundert behaupteten.

Das dänische Heer, 30,000 Mann stark, hatte, des Sieges gewiß, schon die Wagen mit sich geführt, um die Beute dieser wohlhabenden Bauern darauf zu laden. Die Dithmarschen waren so wenig eines Überfalls gewärtig, daß in Meldorf, welches die Dänen zuerst überfielen, eine Hochzeit gefeiert wurde und nichts zur Vertheidigung bei der Hand war. Deßungeachtet spies'ten die rohen Soldaten einige Kinder und trieben alle Gräuel. Da hier Standquartier gemacht wurde, luden die holsteinischen Adeligen ihre Frauen ein, im Putz zu kommen und das Fest der Eroberung des längsterstrebten Ländchens mitzufeiern. — In der Eile warf indeß Wolf Isenbrand mit 300 Dithmarschen eine Schanze auf, und als die übermüthigen Feinde mit den Worten: „Wahr' di, Buer, de Garde, de kummt!" (Nimm dich in Acht, Bauer, die Garde kommt!) angriff, hielt die kleine Schaar nicht nur den Ansturm tapfer aus, sondern machte auch unter dem Vorgang eines jungen muthigen Mädchens, Namens Telse,

die ein Tuch an einem Stecken statt der Fahne trug, mit dem Ruf: „Wahr' di, Garde, de Buer, de kummt!" einen kühnen Ausfall und würgte furchtbar unter den Feinden, welche auf dem morastigen Boden nicht sichern Fuß fassen konnten. Bereits war das große Heer nach verzweifelter Gegenwehr im Weichen, als die Bauern einen Damm durchstachen und das Meer hereinließen, das ihren Sieg vollendete. — Die Chroniken erzählen, mit allerdings etwas vollem Munde, daß, während die Dithmarschen nur 60 Mann verloren, an 20,000 Dänen theils erschlagen wurden, theils im Wasser ertranken, theils in den Morästen und Gräben erstickten. Unter den Todten machten die Sieger den Unterschied, daß sie die Gemeinen begruben, die Ritter und Adeligen aber unbegraben liegen ließen, und sich nicht dazu verstanden, sie gegen noch so hohes Lösegeld an ihre Familien auszuliefern. Denn in einem ihrer früheren Kämpfe mit dem Adel hatte dieser auch 2000 Bauern unbegraben liegen lassen. Die erbeutete dänische Reichsfahne, hiengen sie der Telse zu Ehren in deren Geburtsort Oldenwörden auf.

Diese Niederlage hatte für die Dänen zugleich jene unangenehme Folge, daß sich die Schweden von Neuem erhoben und Steen Sture abermals die Reichsverweserschaft erhielt, die nach seinem Tode (1504) Swante Sture und dessen Sohn Steen Sture II zu behaupten wußten.

Während also am Ende jenes Jahrhunderts in Dänemark die Aristokratie die Herrschaft hatte und unter ihr die Leibeigenschaft sich ausbildete, schritt Schweden in ständischer Entwicklung vorwärts, und auch Norwegen, obgleich es dänische Provinz geworden war, erhielt sich im Genusse seiner alten Freiheiten. Alle drei Reiche empfanden aber fortwährend, im Handelsverkehr wie in der Politik, noch den vorherrschenden Einfluß der deutschen Hansa.

10. Kapitel. Preußen, Polen und Rußland im 15. Jahrhundert. Zurückdrängung des germanischen Elements durch slavische Übermacht.

1. Der Ordensstaat Preußen. Verderbniß des Ordensgeistes. Niederlage der Ordensmacht durch die Polen und Litthauer bei Tannenberg. Glückliche Vertheidigung Marienburgs durch Heinrich Reuß von Planen. Streben der Ordensstände nach Mitregierung. Der Landesrath. Der preußische Bund. Einmischung Polens. Friede von Thorn. Verlust Westpreußens; das übrige Preußen polnisches Lehen.

Wir haben das preußische Ordensland im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts seinem Gipfel der Cultur und des Wohlstandes zueilen sehen. Diese Blüthe währte, ungeachtet schwerer Kämpfe mit den Polen und Litthauern, welchen letztern der Orden 1398 Samogitien abrang, noch bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinein. Schien doch der Orden bestimmt, das ganze große Küstenland von der Oder bis zum finnischen Meerbusen mit deutscher Bildung zu befruchten und auf immer für deutsche Herrschaft zu gewinnen. Allein Zeitenänderung und eigne Schuld hinderten ihn an der völligen Lösung dieser Aufgabe. Mit dem Anfang

des 15. Jahrhunderts begann die Ordensmacht eben so rasch zu sinken, als sie gewachsen war. Ohnedieß hatte der Orden von jeher nicht ganz durch seine eigne Kraft sein Ziel verfolgen können, sondern dazu stets auch äußerer Hülfe bedurft. Während nun die Feindschaft der slavischen Nachbarn, die sich durch das Vordringen des Ordens von ihren stammverwandten Sitzen am Meere ausgeschlossen sahen, immer unversöhnlicher und ihre Angriffe immer gewaltiger wurden, hörten mit dem schwindenden Geiste des Ritterthums nicht nur die Kreuzfahrten auf, durch welche der Orden bisher seine Kräfte ergänzt hatte, sondern es minderte sich auch der Zudrang zur Aufnahme in den Orden bedeutend, und Viele, die eintraten, thaten es aus selbstischen Absichten. Dazu kam, daß ohnedieß schon länger her der sittliche Geist des Ordens im Sinken war: Stolz und Üppigkeit, Habsucht und Ungerechtigkeit nahmen unter den Rittern um so mehr überhand, je weniger die friedfertige, weil schwächliche Regierung Konrad's von Jungingen (1394—1407) dem wachsenden Übel einen Damm entgegenzusetzen vermochte.

In der That schloß mit dem Tode dieses Hochmeisters die Periode des Glücks. Der Übermuth seines ihm in der Regierung folgenden Bruders Ulrich brachte den Orden an den Rand des Verderbens. Er kündigte dem König Jagello von Polen und dem Großfürsten Witold von Litthauen den Krieg an und zog mit 83,000 Mann gegen sie aus, stieß aber auf eine solche Übermacht dieser von Haß und Eifersucht erfüllten Feinde, daß er am 15. Juli 1410 die blutige Schlacht bei Tannenberg, die er schon gewonnen zu haben glaubte, durch unbesonnene Verfolgung verlor, indem mit ihm 600 Ritter und 40,000 Gemeine fielen, während der Rest gefangen und zersprengt wurde. — Nur die heldenmüthige Vertheidigung Marienburgs durch Heinrich Reuß von Plauen und die aus Liefland, Deutschland und Ungarn nahende Hülfe retteten den Ordensstaat, der sich im Frieden von Thorn 1411 mit Aufopferung von Samogitien und Sudauen seinen fernern Bestand vom König Jagello erkaufte. Doch die Blüthe des Ordens kehrte nicht mehr zurück.

Nach der Schlacht von Tannenberg, welche durch das zu weite Verfolgen der anfangs fliehenden Litthauer verloren gieng, schien der Orden vernichtet. Hätte sich Jagello's Heer nicht zu lange mit der Plünderung der Gefallenen und mit der Einnahme einzelner Städte und Burgen, die sich fast ohne Widerstand ergaben, aufgehalten, und wäre er gleich auf den Hauptordenssitz losgegangen, so wäre der Orden nie wieder aufgekommen. So aber hatte der Commenthur Heinrich Reuß, dem die Hut von Pomerellen anvertraut war, zehn Tage Zeit, sich nach Marienburg zu werfen und diese Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen; und als Jagello sie belagerte, leitete Heinrich Reuß die Vertheidigung mit solcher Tapferkeit und Einsicht, daß die Polen durch die häufigen Ausfälle eben so große Verluste erlitten, als durch die dazu tretenden Seuchen, welche sich durch die Sommerhitze und die schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel unter denselben erzeugten. Als daher nach zwei Monaten aus Liefland, Pommern und der Neumark Entsatz heranrückte und zugleich der König Siegmund

die Ungarn in Polen einfallen ließ, um dem Orden Luft zu machen, so gab Jagello die Belagerung auf und zog mißmuthig in sein Land zurück, und es währte nicht lange, so hatte der Orden alle verlornen Plätze wieder zurückerobert, worauf Heinrich Reuß aus Dankbarkeit zum Hochmeister erwählt wurde.

Da der größte Theil des vorher so blühenden Landes durch Brand und Plünderung verödet, der Landbau und das Gewerbe gehemmt, der Staatshaushalt zerrüttet und noch dazu an Polen eine Vertragssumme, an Ungarn eine Hülfsentschädigung und an so viele fremde Kriegsführer Sold zu zahlen war: so war der Hochmeister genöthigt, den Adel und die Geistlichkeit mit Leistungen anzustrengen und dem Lande eine Schatzung aufzulegen. Diese Maaßregeln riefen eine große Mißstimmung gegen ihn hervor, die sich bei den Ordensrittern, unter denen er zugleich die tief gesunkene Zucht durch entschiedene Strenge wieder herzustellen versuchte, bis zum Haß gegen ihn steigerte. Man beschuldigte ihn der Willkühr, warf ihm Nachsicht und Duldsamkeit gegen die Husiten vor und nahm von dem Eindringen husitischer Grundsätze in den Orden den Grund her, ihn seiner Würde zu entsetzen (1413). Ja man gieng zuletzt so weit, daß man ihm wegen angeblichen Einverständnisses mit den Polen in lebenslänglicher einsamer Haft hielt, in der er nach 15 Jahren starb.

Fortan herrschte Zwietracht und Parteiung im Innern des Ordens, zumal religiöse Spaltung dazu kam, und als vollends die Kämpfe mit den Polen wieder begannen und ausbrechende Seuchen die Bevölkerung noch mehr lichteten, war an keine Heilung der vielen Wunden des Landes zu denken. Bei der Unkraft der Regierung gieng die Unzufriedenheit der Ordensstände allmählich in das Verlangen nach einem Antheil an der Regierung über, und der Hochmeister Paul von Rußdorf sah sich genöthigt, einen Landesrath (aus 6 Ordensgebietigern, 6 Landesrittern, 6 Geistlichen und 6 Bürgern) sich an die Seite zu setzen (1430). Da aber die Glieder dieses Landesraths vom Hochmeister gewählt wurden, so sah das Volk darin keine sichere Gewähr gegen Druck; die Klagen, besonders der Städte, denen namentlich das mächtige Danzig vorangieng, mehrten sich und führten nach 10 Jahren bei einer Kapitelberathung zu Danzig eine so heftige Spaltung herbei, daß der Hochmeister, um sein Leben zu retten, fliehen mußte.

Nun traten die Landesritter und Bürgermeister der Städte eigenmächtig zur Durchführung ihrer Freiheitsansprüche zu Marienwerder in den sogenannten preußischen Bund 1440 zusammen, den der Hochmeister nachher bestätigen mußte. Sein Nachfolger Konrad von Erlichshausen verstand es, durch eine kluge Verbindung von Nachgiebigkeit und Festigkeit den Geist der Unruhe einigermaßen zu beschwichtigen. Als aber sein Nachfolger Ludwig von Erlichshausen, ein Verwandter von ihm, mit unkluger Leidenschaftlichkeit an der Zerstörung jenes Bundes arbeitete und vom Kaiser Friedrich III den Befehl zur Auflösung

desselben erwirkte, rief der durch die Glieder der Eidechsengesellschaft verstärkte Bund durch Hans von Baysen 1454 den Schutz König Casimir's IV von Polen an und führte dadurch einen dreizehnjährigen landverheerenden Krieg herbei, der im zweiten Frieden von Thorn 1466 nicht nur mit dem Verluste des westlichen Landestheils, sondern auch mit dem Verluste der Selbständigkeit des übrigen Ordenslandes endete. Denn Pomerellen, Culm, Marienburg, Elbing und Ermland, also Westpreußen, wurde gänzlich mit Polen vereinigt und allmählich seiner ständischen Freiheiten beraubt, wiewohl sie ihm anfangs gewährleistet worden waren. Das übrige Preußen wurde polnisches Lehen und erhielt Königsberg zum Ordenssitz. Die Herrlichkeit des Hochmeisterhauses zu Marienburg schwand dahin und das einst durch deutschen Fleiß und deutsche Sitte blühende Culturland bot Jahrhunderte lang das Bild des traurigsten Verfalles, aus dem es erst wieder unter einem deutschen Herrschergeschlechte zu einem neuen Leben auferstehen sollte.

Marienburg, die festeste unter den hundert Landesburgen des Ordens, hatte lange ein böhmischer Hauptmann inne, der sie dem König Casimir für 436,000 Gulden abtrat, worauf sogleich 800 Polen den Prachtbau besetzten, in welchem seit 148 Jahren 17 Hoch- und Deutschmeister ihren Sitz gehabt hatten. Nachher wurde er der Sitz polnischer Woywoden und nur zuweilen hielten die polnischen Könige ihr Hoflager darin. Die Hochburg selbst, ein großes vierstöckiges Gebäude, bildet ein offenes Viereck. An dem Westende desselben steht die große, prachtvolle Hochmeisterwohnung; die drei andern Seiten sind von andern Gebäuden umschlossen, welche den Conventsaal, die Wohnungen des Comthurs und anderer Ritter, die Krankengemächer und Vorrathsgewölbe enthalten. Das Ganze ist im Spitzbogenstyl gebaut und gewährt durch seine schlanken, hochstrebenden Pfeiler und leichten Bögen eines der schönsten Muster altdeutscher Baukunst. Als das Land 1772 an die preußische Krone kam, wurden die großen Gemächer eine Zeit lang als Getreidespeicher benützt, bis Friedrich II für die Erhaltung des zerfallenden Baus Sorge trug, der dann 1821 durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm wieder eine seiner großen Erinnerung würdige Herstellung erfuhr.

2. Polen im 15. Jahrhundert. Wladislav III. Vorrechte der Großen. Wladislav auch König in Ungarn. Sein Zug gegen die Türken und Fall bei Varna. Casimir IV der Besieger Preußens. Weitere Ausbildung der Verfassung Polens.

In Polen selbst waren seit Jagello folgende Veränderungen vor sich gegangen. Um seinem Sohne Wladislav III die Nachfolge zu sichern, hatte er dem Adel unter Anderm versprechen müssen, die geistlichen und weltlichen Würden unverändert zu lassen und sie nur mit Einheimischen zu besetzen. Diese neuen Vorrechte konnten die Großen um so leichter behaupten, da die Minderjährigkeit des jungen Königs, der bei seines Vaters Tode (1434) erst zehn Jahre alt war, eine ständische Vormundschaft nöthig machte. — Daß Wladislav III nach Kaiser Albrecht's II Tode auch zum König von Ungarn erwählt wurde, ist be-

reits (oben K. 3, 3.) erwähnt worden und sein Antheil am Türkenkrieg, so wie sein Fall in der Schlacht bei Varna 1444 wird unten (K. 11, 1.) näher berichtet werden.

Als sein Bruder, der bisherige Großfürst von Litthauen, nach dreijähriger Zögerung endlich die in Polen auf ihn gefallene Wahl annahm und 1477 als Casimir IV gekrönt wurde, konnte er sich lange nicht dazu verstehen, die das königliche Ansehen so sehr schwächenden Vorrechte des Adels zu beschwören, mußte aber doch zuletzt nachgeben. Die aristokratische Verfassung Polens vollendete sodann der Reichstag zu Petrikow 1468, auf welchem die Vertretung des Adels durch Landboten (nuncii), welche auf vorbereitenden Landtagen in den einzelnen Palatinaten gewählt wurden, so wie das von den beiden Ständen beanspruchte Steuerbewilligungsrecht zum Gesetz erhoben wurde. Der dritte Stand konnte nicht aufkommen; nur bisweilen wurden städtische Abgeordnete bei den Reichstagen zugelassen, jedoch ohne Stimmrecht. — Nach dem Tode Casimir's IV, des Besiegers des deutschen Ordens und Eroberers von Westpreußen, wurde 1492 sein Sohn Johann I Albrecht gewählt und Litthauen wieder von Polen getrennt, bis es nach dem Tode desselben 1501 abermals damit vereinigt wurde.

3. Rußland im 15. Jahrhundert. Wachsthum des Großfürstenthums Moskau. Wiederherstellung des Gesammtreichs durch Iwan III. Unterwerfung Nowgorod's. Vernichtung der goldnen Horde. Iwan Selbstherrscher aller Reußen. Cultivirung des Landes. Wesen der russischen Autokratie. Folgen der langen mongolischen Herrschaft.

Die Gefahr, in welche Rußland durch den Weltverwüster Timur (XVII. 8, 4.) versetzt wurde, war mit dem Tode desselben (1405) glücklich vorübergegangen; ja derselbe hatte vielmehr durch die Zertrümmerung des Chanats von Kaptschack die Befreiung Rußlands von einem eben so gefährlichen Erbfeinde erst ermöglicht, indem der Zerfall dieses Mongolenstaats in die Chanate Krim, Kasan und Astrachan jene Macht der „goldnen Horde" für immer schwächte. Allmählich wuchs die Macht des Großfürstenthums Moskwa (Moskau) wieder dadurch, daß viele unabhängig gewordene russische Theilfürstenthümer theils durch Erbschaft, theils durch Gewalt wieder mit ihm vereinigt wurden. So wurde unter dem Großfürsten Wasili II (dem Finstern) das östliche oder moskowitische Rußland (das westliche war das litthauische) mehr und mehr zu einem Ganzen unter der Fahne Moskau's vereinigt. Zwar war in der herrschenden Familie über das Recht der Thronfolge ein zwanzigjähriger Krieg entstanden, aber Wasili II behauptete sich, und so wie sein Vater bereits die Fürstenthümer Susdal, Gorodez, Murom und Rostow an sich gebracht hatte, so nahm er dem Fürsten Rjäsan die Provinz Jelez, verband Wladimir, Nishegorod, Smolensk, Jaro-

slaw, Tschernigow und andere Fürstenthümer und Landstriche mit Moskau und hielt streng darauf, daß die von ihm abhängigen Theilfürsten ohne sein Wissen mit Niemand in Fehde geriethen oder Bündnisse schloßen, insbesondre nicht mit der goldnen Horde, noch mit Litthauen.

Die Gewalt des Großfürsten von Moskau war in seinem eigenen Erbtheil unbeschränkt: da war er Richter, Regent und Gesetzgeber; vom Fürstenthum Nowgorod erhielt er nur einen bestimmten Tribut unter dem Namen von Geschenken, Geldstrafen, Zöllen und der schwarzen Steuer und durfte sich nicht in ihre innere Verwaltung mischen; noch beschränkter war sein Einfluß auf die Erbtheile seiner Brüder, die in denselben die gleichen Rechte genoßen, wie er in dem seinigen, bloß das Recht über Krieg und Frieden mußten sie ihm überlassen. Beschränkter noch war sein Einfluß auf den Fürsten von Rjäsan, und den Fürsten von Twer erkannte er als seines Gleichen an.

Als nach Wasili's II Tode sein Sohn **Iwan III der Große** im J. 1462 den Thron bestieg, gelang es seiner Willenskraft und Klugheit, das seit dem 11. Jahrhundert zertrümmerte Gesammtreich nicht nur völlig herzustellen, sondern es auch durch neue Eroberungen zu erweitern und durch verbesserte Einrichtungen zu befestigen.

In der ersten Zeit seiner 43jährigen Regierung machte er sich das Chanat Kasan zinsbar (1469) und begann seit 1477 weitere glückliche Kämpfe gegen die Mongolen. — Schon längst hatte sich Nowgorod, jene mächtige Handelsniederlage der Hansa in Asien, von der es hieß, daß sie fünfmal reicher gewesen als Venedig und Heere von 30,000 Reitern aufgestellt habe, sich zu einer Selbstständigkeit erhoben, gegen welche frühere Großfürsten nie etwas hatten ausrichten können, so daß sich das russische Sprüchwort gebildet hatte: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod?!" Ihm aber glückte es, die Nowgoroder durch einen blutigen Sieg 1471 zur Anerkennung seiner Oberhoheit —, und als sie einen Abfall versuchten, 1478 zur völligen Unterwerfung zu bringen. Um ihre Macht zu brechen, nahm er ihnen nicht nur ihre fast deutsche freistädtische Verfassung, und vertrieb alle Hanseaten daraus, sondern verpflanzte auch mehr als tausend der vornehmsten Familien nach Moskau und in andere Städte und setzte dafür Slaven in deren verlassenes Besitzthum. Seitdem blieb es Politik der russischen Herrscher, allem Fremdnationalen bei sich wenigstens eine slavisch-russische Fassung zu geben.

Im Jahr 1480 gelang es ihm endlich, die goldne Horde von Kaptschack durch Zerstörung ihrer Hauptstadt Serai zu vernichten und Rußland für immer von seinem verderblichsten Feinde zu befreien, so daß sich Iwan, als er 1489 auch noch das Fürstenthum Twer an sich brachte, mit Recht „Selbstherrscher aller Reußen" nennen konnte. Mit der Eroberung eines Theiles von Litthauen bezeichnete er sodann seinen Nachfolgern die Bahn zur Erweiterung seines Reiches nach dem Nordwesten hin. Denn er betrachtete die den Litthauern gehorchenden west-

russischen Provinzen als ein altes, seinem Hause entrissenes Besitzthum. Auch war in diesen Landen des ehemaligen westlichen Rußlands der Gedanke an die Verwandtschaft mit dem östlichen nie ganz verschwunden, und sie fiengen wieder an, den durch Geist und Ruhm ausgezeichneten Iwan als den wahren natürlichen Herrscher von ganz Rußland zu betrachten.

Unter den Provinzen, die er durch jenen blutigen Krieg mit dem Großfürsten Alexander von Litthauen führte, befanden sich die Städte Tschernigow, Rybsk, Starodub, Nowgorod-Sjewerski u. a.

Zugleich faßte Iwan den Gedanken, sein Rußland in den Verband der christlichen Staaten Europa's zu bringen. Dazu veranlaßte ihn folgender Umstand. Es hatte sich nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken der Bruder des letzten griechischen Kaisers, Thomas Paläologus, mit seiner Familie nach Rom geflüchtet, wo er 1465 starb und außer zwei Söhnen eine durch Verstand und Schönheit ausgezeichnete Tochter Sophie hinterließ, welche die Aufmerksamkeit vieler europäischen Fürsten auf sich zog. Papst Paul bot ihre Hand dem Großfürsten Iwan an, in der Hoffnung, daß dann diese Fürstin, welche in den Grundsätzen des florentinischen Concils erzogen worden war, ihren Gemahl überreden werde, den römischen Papst als das Oberhaupt der russischen Kirche anzuerkennen und Griechenland von den Türken zu befreien. Iwan vermählte sich mit ihr (1472), erfüllte aber jene Erwartungen des Papstes nicht, sondern betrachtete sich vielmehr in Folge dieser Vermählung als den religiösen und politischen Repräsentanten des griechischen Kaiserthums, so daß er auch nach dieser Seite hin seinen Nachfolgern ein Ziel aufstellte, dessen beharrliche Verfolgung von keinem derselben aus dem Auge gelassen wurde. Seit dieser Vermählung Iwan's mit einer Sprößlingin aus dem berühmten Hause der Paläologen richtete sich die Aufmerksamkeit der europäischen Höfe auf Moskovien, als auf ein Reich, dessen Beherrscher vielleicht im Stande sei, es mit den Türken aufzunehmen. Daher erschienen mehr und mehr Gesandte in Moskau und schloßen Freundschafts- und Handelsverträge. Zwar konnte Iwan sich wegen seiner Stellung zu Litthauen und zu den östlichen Feinden an dem Schicksal der westchristlichen Welt nicht betheiligen; doch verstand er es, aus den Bündnissen mit den europäischen Mächten wesentliche Vortheile zu ziehen. So ließ er zur Cultivirung des Bodens und Civilisirung seines Volkes deutsche und andere ausländische Colonisten kommen; namentlich berief er aus Venedig, Mailand und Florenz geschickte Baumeister, Gießer, Münzmeister, Silberarbeiter und Bergleute und errichtete mit ihrer Hülfe prächtige Gebäude, ließ Kanonen und Glocken gießen, Münzen schlagen, nach edlen Metallen forschen und Städte befestigen. Der griechischen Fürstin folgten nach Moskau viele Griechen, welche kostbare Handschriften mit sich brachten und ihre Kenntnisse den Russen mittheilten. Sophia selbst wirkte durch ihren Verstand und Character viel mit zur Ausführung von Iwan's

großen Plänen. An einem Hofe erzogen, der sich von jeher durch seinen Prunk und Glanz hervorgethan, gab sie Veranlassung zur Umwandlung der alten Einfachheit des moskowitischen Hofes in eine Pracht, die der byzantinischen nichts nachgab. Es wurden auch viele bis dahin in Moskau unbekannte Hofämter errichtet und Ceremonien eingeführt. Iwan selbst fieng im Verkehr mit Fremden an, sich Czar von Weiß- und Groß-Rußland zu nennen und nahm das byzantinische Wappen des zweiköpfigen Adlers an, das er mit dem moskowitischen Wappen (dem Bilde des heil. Georg) vereinigte. Alles dieß machte einen starken Eindruck auf die Gemüther seiner Unterthanen, und selbst die Nachkommen des h. Wladimir küßten, gleich andern Hofleuten, ehrfurchtsvoll die Hand des Herrschers.

Zur Befestigung seines Reichs im Innern gab er vor Allem das Grundgesetz der Einheit und Untheilbarkeit Rußlands, um dadurch den unseligen Theilungen, welche eine so lange Zeit der tiefsten Landesschmach herbeigeführt hatten, für alle Zukunft vorzubeugen. Zur Verbesserung der Rechtspflege ließ er 1498 aus ältern, zerstreut vorhandenen Verordnungen ein Criminalgesetzbuch zusammenstellen; zur Vermehrung der Staatseinkünfte gab er der Steuer- und Abgaben-Erhebung eine bessere Einrichtung; zur Deckung seines Herrschersitzes ließ er den Kreml, eine mitten in der Stadt Moskau befindliche Festung, bauen, die sich nach und nach selbst zu einer kleinen Stadt (mit Residenzschloß und andern Palästen, dem Zeughaus und zwei Klöstern) erweiterte.

So hob sich unter Iwan's III, des Großen Herrschaft die Macht und Bedeutung des moskowitischen Reiches in zunehmendem Maaße. Sein Volk aber auf eine höhere Stufe der Gesittung zu erheben, konnte ihm noch nicht gelingen, weil die mehr als 200jährige verderbliche Mongolenherrschaft die besseren Seiten des russischen Characters unterdrückt und niedergehalten hatte. Die Fürsten hatten, um sich den Unterdrückern gegenüber zu halten, zu den Künsten der Schmeichelei und List greifen müssen und hatten dabei von den Mongolen die Despotenweise, mit der diese über ihre Untergebenen schalteten, abgeborgt, mit der sie sich allmählich alle Stände unterwarfen und deren früher genossene Freiheiten aufhoben.

Vor der mongolischen Herrschaft gab es z. B. in Wladimir, Kiew, Rostow u. a. Städten öftere Volksversammlungen; seit der mongolischen Oberherrschaft verstummten diese Versammlungen allenthalben (mit Ausnahme von Nowgorod und Pskow). Alle ließen sich unbedingt diese und andere Freiheiten nehmen, weil sie in dem Großfürsten allein den sahen, der sie nur mit unbeschränkter Macht von dem mongolischen Joche der Knechtung befreien könnte.

Der Adel, dem das angebaute Land außer den Städten gehörte, drückte die an die Scholle gebundenen Landleute durch harte Frohndienste. Aus dem Adel wurden die fürstlichen Räthe und höhern Beamten, welche Bojaren hießen, desgleichen die Woiwoden oder Kriegsführer, die Namiestniks oder Statthalter der Provinzen und sonstige Stellvertreter des Fürsten, desgleichen die Tiume oder Richter genommen.

Die Bürger in den Städten verloren ihre früheren Freiheiten und wurden als Eigenthum der Fürsten angesehen: sie hatten unbewegliches Eigenthum. — Nur die Geistlichkeit, die selbst von den Mongolen mit einer gewissen Ehrfurcht behandelt wurde, stand bei Hohen und Niedern in Ansehen und wenn sie auch sich wenig über die allgemeine Bildung erhob und darum ihr sittigender Einfluß auf das Volk nicht tief gieng, so mißbrauchte sie doch weder ihre Gewalt, noch ihren Reichthum (der daher kam, daß sie von den Mongolen mit Schatzung verschont war) zu ehrgeizigen Zwecken; vielmehr unterstützte sie die Großfürsten, wo sie das Volk vertraten, mit Aufopferung, obwohl sie, der Kirchenverfassung gemäß, dazu nicht verpflichtet gewesen wäre.

Zur niedern Klasse gehörten die sogenannten schwarzen Leute und diejenigen Bauern, die kein Landeigenthum, keine eigenen Häuser besassen, aber persönlich frei waren. — Die letzte Unterthanenklasse waren die Knechte (Cholop) oder Leibeigene: sie bestunden theils aus Gefangenen, theils aus Schuldnern, welche nicht zahlen konnten und ihre Freiheit den Gläubigern verschrieben hatten.

Gewiß ist, daß die unumschränkte Gewalt, welche die moskowitischen Herrscher nicht nur über Leben, Vermögen und Freiheit, sondern auch durch die ihnen unterthänige Kirche über die Gewissen der Beherrschten übten, ihren tiefsten Grund in der, den Mongolen nachgeahmten Herrscherweise hat, und daß nicht Nowgorod, nicht Kiew, nicht Wladimir, diese alten achtbaren Sitze des slavisch-germanischen Russenthums, sondern Moskau, die „nachgeborne Tochter mongolischer Dienstbarkeit" die Mutter dieser Autokratie gewesen ist, die im Laufe der Zeit sich ganz folgerichtig bis zu einem Umfang ausgebildet hat, in welchem der unbeschränkte Wille eines Einzigen als höchstes Gesetz die Stelle des gesetzlichen Rechts vertritt. In der Autokratie des Moskowiters giengen nicht nur die frühern Fürstenversammlungen, die Bojarenwürden, die Selbstwahlen städtischer Obrigkeiten, die verbrieften und beschwornen Rechte bürgerlicher Freiheit, sondern zuletzt auch die kümmerlichen Reste kirchlicher Unabhängigkeit sammt der Unantastbarkeit des Kirchenguts und des Metropoliten unter.

So wie der mongolische Einfluß das russische Volk wenigstens mittelbar um seine frühern Freiheiten brachte, so gieng von den Mongolen ein unmittelbarer verderblicher Einfluß auf die Steuererhebung und auf die (criminelle) Rechtspflege aus. An die Stelle des frühern einfachen und naturgemäßen Staatshaushalts führten sie in Rußland einen völlig veränderten ein. Anfangs sammelten sie selbst den Tribut, den sie durch Bewaffnete einforderten, die außerdem noch alles nahmen, was zu nehmen war, oder sie verpachteten die russischen Fürstenthümer an Leute von anderer Nationalität, die dann ebenfalls mit Bewaffneten den Zehnten erhoben. Im 14. Jahrhundert übernahmen die Fürsten von Moskau selbst die Erhebung und Einlieferung des Tributs oder der Hordenabgabe, wobei sie oft gleichfalls mit Härte verfuhren, zumal auch noch besondere Geschenke für die Chane und deren Frauen und Hofbeamte aufzubringen und damit die Geschenke Anderer zu überbieten waren, wenn der Fürst sein Recht auf die Landesregierung nicht verlieren wollte. Daher wurden die verschiedenartigsten Steuern z. B. in Form von Zöllen auf alle Erzeugnisse der Landwirthschaft und Industrie, auf alle möglichen Gegenstände des Kaufs und Verkaufs eingeführt. Solches Verfahren lähmte den Gewerbfleiß, benahm die Lust an reger Thätigkeit und brachte das Volk zur Verarmung, die dann erst noch durch mongolische Verheerungen vermehrt wurde. Um sich sein unglückliches Loos zu erleichtern, nahm der Arme seine Zu-

flucht zu schlimmen Mitteln: er erniedrigte sich vor den Steuerpächtern, betrog sie und verlor dadurch an Ehrgefühl. Eben so führten die Mongolen ein neues Rechtsverfahren in Rußland ein, indem sie bei der Einforderung des Tributs die Zahlungsunfähigen in die Gefangenschaft fortschleppten, oder sie mit der Knute peitschten, ihnen die Tortur auflegten und Todesstrafen über sie verhängten, um durch Furcht ihren Zweck zu erreichen. „Knechtschaft der Schuldner, Knute und Tortur, blieben lange Zeit bei den Russen die traurigen Denkmäler der Mongolenherrschaft.“ (Ustrialow.)

Dennoch gieng die bessere Natur in diesem kräftigen Volke nicht unter, und der russische Geschichtschreiber Karamsin, der mit lebhaften Strichen die Unglücksperiode der Knechtschaft seines Volkes schildert, beruhigt am Ende seiner Betrachtung sich und seine Nation mit folgender tröstlichen Wahrheit: „Wenn zwei Jahrhunderte der Knechtschaft nicht jedes Sittlichkeitsgefühl, nicht jede Liebe zur Tugend und zum Vaterlande bei unsern Vorfahren zerstörten, so sei dem Glauben dafür gedankt, der sie auf der Stufe von Menschen und Bürgern erhielt und die Herzen nicht verstocken, die Gewissen nicht verstummen ließ.“

Iwan's III letzte Sorgen beschäftigten sich mit der Feststellung der Thronfolge. Da sein verheiratheter Sohn aus erster Ehe Iwan der Jüngere 1498 gestorben war, aber einen Sohn Namens Dimitri hinterlassen hatte, so war der greise Iwan lange unschlüssig, ob er diesen seinen Enkel oder ob er seinen eigenen Sohn aus zweiter Ehe, Namens Wasili zum Nachfolger bestimmen solle. Daher giengen einige Anhänger Wasili's darauf aus, den Dimitri durch Gift aus dem Wege zu räumen. Das Complot wurde aber entdeckt: der Großfürst strafte die Verbrecher, stellte den Wasili und seine Mutter Sophia, auf welche beide ein Verdacht der Mitschuld fiel, unter Aufsicht und ließ den Dimitri als seinen Nachfolger krönen. Ein Jahr darauf versöhnte sich Iwan mit Sophia und Wasili, strafte ihre Verläumder und machte den letzteren zum Großfürsten von Nowgorod und Pskow; Dimitri aber nannte sich Großfürst von Wladimir und Moskau.

Drei Jahre nachher (1502) faßte der alte Iwan aus unbekannten Gründen gegen Dimitri einen so heftigen Zorn, daß er ihn ab- und gefangen setzte und den Wasili zum Herrn von ganz Rußland erklärte.

Iwan III selbst starb 1505 und hinterließ seinen Nachfolgern die große Aufgabe, das Reich gegen Osten zu sichern, die Fremdherrschaft aus dem westlichen Rußland zu verdrängen, ganz Rußland von Asien loszutrennen und es an Europa und seine Bildung anzuschließen.

11. Kapitel. Wiederherstellung der türkischen Macht und letzte Schicksale des byzantinischen oder griechischen Reichs; Umgestaltung desselben durch die Osmanen.

1. Bruderkriege der Söhne Bajazeth's I. Mehemed I Alleinherr. Kaiser Manuel. Unterwerfung der Wallachei: Murad II. Kaiser Johann VI zinspflichtig. Erneuerter kirchlicher Unionsversuch. Hunyad's Siege über die Türken. Waffenstillstand und Bruch desselben. Schlacht bei Varna und Fall Wladislav's. Skanderbeg der große Türkenbekämpfer. Constantin IX Paläologus. Murad's Tod.

So wie mit Timur's Tode das tartarisch-mongolische Reich durch den Zwiespalt seiner Nachkommen zerfiel, so schien auch dem Osmanenreiche nach Bajessid's (Bajazeth's) I Tode (XVII. 8, 4.) durch den zehnjährigen Kampf seiner vier um die Herrschaft sich streitenden Söhne ein gleicher Verfall beschieden; und wenn die Griechen in Verbindung mit den abendländischen Mächten die Gunst jenes Moments benützt hätten, so hätte man die Türken wenigstens aus Europa hinaus — und nach Asien hinüberwerfen können. Allein weder war Kaiser Manuel II, der nach seiner Rückkehr von Frankreich und England, wo er vergebens Hülfe gesucht hatte (XVII. 8, 3.), den Thron von Constantinopel wieder einnahm, der rechte Hort für das gesunkene Reich, noch fand sich das Abendland bei seinen zerrüttenden Bürgerkriegen und seiner sittlich-religiösen Schlaffheit im Stande, dem Kreuz im Orient zu Hülfe zu kommen.

Während des Bruderkriegs der Söhne Bajessid's hielt sich Manuel gegen den ihn belagernden Musa nur dadurch, daß er mit Mehemed, dem jüngsten und besten jener Brüder, ein Bündniß schloß. Als hierauf dieser Mehemed I, (den man auch Muhammed zu nennen pflegte: denn den Namen Muhammed oder Mahommed geben die Türken nur ihrem Religionsstifter; bei andern Personen gebrauchen sie die Namensform Mehemed) aus dem Bruderkampf als Alleinherr (1413) hervorgieng, blieb er zwar mit Manuel in einem freundlichen Vernehmen, setzte aber nichts desto weniger die türkischen Eroberungen im griechischen Reiche fort, unterwarf sich die Walachei und streifte schon bis an die Gränzen Deutschlands.

Sein Sohn **Murad** (auch Amurath) II, ein übrigens in seiner Weise edelmüthiger und friedfertiger, dabei kriegstapferer Osmane (1421 bis 1451), machte, weil seinem Gegner Mustapha vom Kaiser Manuel Begünstigung widerfuhr, einen Angriff auf Constantinopel, wurde aber zurückgeschlagen. Indeß zwang er den Sohn und Nachfolger Manuels, Johann VI, zum Tribut und eroberte Salonichi (1430). Vergebens gieng Kaiser Johann nach Italien, um (wie sein gleichnamiger Vorgänger Johann V) einen neuen Versuch zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu machen und dadurch den Papst und durch diesen die abendländischen Fürsten zu gewinnen. Allein die erkünstelte Vereinigung hatte wieder keinen Bestand und zog dem griechischen Hofe nur den Haß und die Verwünschung des Volks zu.

Es war zur Zeit des Basler Concils, als der griechische Kaiser Johann VI dem Papst Eugen IV seine bevorstehende Ankunft zu dem gedachten Zweck ankündigte. Eben diese Aussicht einer Vereinigung beider Kirchen gab dem Papste den Vorwand, das Concil nach Ferrara zu verlegen (1438 s. K. 3, 3), von wo aus er dann die in Basel zurückbleibende Versammlung für eine schismatische erklärte. Als Kaiser Johann, von den griechischen Patriarchen und vielen Bischöffen begleitet, in Ferrara seinen prunkhaften Einzug hielt, sahen sich die stolzen Griechen schon dadurch in ihrer Erwartung getäuscht, daß nicht das ganze Concil, sondern nur ein kleiner Theil desselben um den Papst versammelt war. Ungeachtet bis zur letzten, 25sten Sitzung über die gemeinsame Formel, durch welche der nicht zu hebende Glaubensunterschied verhüllt werden sollte, auf das spitzfindigste gestritten wurde, so wäre doch keine Vereinigung zu Stande gekommen, wenn nicht der Kaiser theils durch Überredung, theils durch Drohung seine Bischöffe, die ohnedieß der kargen Bewirthung, die sie vom Papste erfuhren, überdrüssig waren, zur Unterschrift gebracht hätte, worauf am 6. Juli 1439 die Vereinigung beider Kirchen verkündet wurde. Allein kaum waren die Griechen wieder nach Constantinopel zurückgekehrt, als der Fanatismus des griechischen Volks die Vereinigung nicht anerkannte und ein Theil jener Bischöffe ihrer Theilnahme daran reumüthig entsagten. — So haben denn alle Unionsvermittlungen, laut dem Zeugniß der ganzen Geschichte, zu nichts geführt; vielmehr haben gerade sie durch das Bemühen, die einmal innerlich vorhandenen Unterschiede durch allgemeine synkretistische Phrasen zu verwischen, — allerdings in Verbindung mit noch andern Versündigungen auf beiden Seiten, — die Spaltung zwischen der morgen- und abendländischen Kirche nur noch mehr gesteigert und mittelbar zum Fall Constantinopel's beigetragen.

Indeß fand Murad bei seinem Vordringen gegen Serbien und Ungarn, von wo aus die Karamanen, ein Türkenstamm in Asien, gegen ihn aufgestiftet worden waren, in dem Woywoden von Siebenbürgen, dem tapfern **Johannes Hunyadi** (K. 4, 3.) einen, ihm völlig gewachsenen Gegner. Nachdem Murad schon im Jahr 1438 einmal durch das eiserne Thor in Siebenbürgen eingebrochen und nach 45tägiger Verheerung des Landes 45,000 Einwohner als Sclaven fortgeschleppt hatte, drang nun 1442 sein Stallmeister Mesid-Beg über die Wallachei wieder in Siebenbürgen ein, wurde aber von Hunyad bei Hermannstadt so geschlagen, daß 20,000 Türken die Wahlstatt bedeckten. Ihn zu rächen, zog nun Schehabeddin-Pascha (der sich rühmte, die Ungarn würden fliehen, wenn sie nur seinen Turban sähen,) mit 80.000 Mann gegen Hunyad aus, wurde aber ebenfalls von ihm bei Vasag bis zur Vernichtung geschlagen, worauf Hunyad 1443 im sogenannten langen Feldzug binnen 5 Monaten den Türken 5 Städte nahm und 5 Niederlagen beibrachte.

Es war dieß der vom Papst Eugen IV durch den Cardinal Julian Cesarini (Cäsarino) betriebene Kreuzzug, an welchem Ungarn, Polen, Walachen, Serbier und einzelne Deutsche Theil nahmen, und worin Johannes Hunyad alle früheren Türkenbekrieger an Thaten überstrahlte. Er drang mit seinen Reitern verheerend über Krusjovaz bis Nissa, wo er den ersten Sieg erfocht, und von da nach Erstürmung der Trajans-Pforte (eines berühmten Engpasses) über den Hämus in die Bulgarei ein und gewann am Berge Kunobiza die letzte Hauptschlacht, in welcher auch der junge König Wladislav III von Polen und Ungarn mitfocht. Die Rückkehr nach Ofen glich einem Triumphzug.

Durch diese Unfälle bewogen, schloß Murad, der unterdeß in Persien die Karamanen bestraft hatte, der beständigen Kriege müde, mit den Ungarn, welche vergebens auf weitern Zuzug aus dem übrigen Europa warteten, auf zehn Jahre den Waffenstillstand von Szegedin 1443, in welchem er Serbien zurückgab, für die Walachei die ungarische Oberhoheit anerkannte und 70,000 Ducaten Lösegeld für seinen gefangenen Schwager entrichtete.

Hierauf legte Murad, betrübt über den Tod seines Sohnes Aleddin, zu Gunsten seines 14jährigen Sohnes Mehemed, die Regierung nieder und zog sich zu seiner Erholung nach Magnesia in Kleinasien zurück. Auf die Nachricht von dieser Regierungsveränderung, so wie auf die Berichte des päpstlichen Admirals der verbündeten Flotte im Hellespont, den Rückgang des Sultans nach Europa verhindern zu wollen, beredete der Cardinal Julian Cesarini den vorgenannten König Wladislav III, die günstige Gelegenheit zu benützen und den mit den Ungläubigen eingegangenen Waffenstillstand zu brechen, da ihn ohnedieß der Papst nicht für gültig ansehen könne. Da auch Hunyad durch die Aussicht auf ein bulgarisches Königthum gewonnen wurde, so hielt man sich des Sieges schon so gewiß, daß man mit nur 10,000 Mann aus Ungarn aufbrach und damit in Kurzem die Türken aus Europa zu vertreiben hoffte. Aber dem schnöden Bruch des kaum 10 Tage zuvor auf das Evangelium beschwornen Friedens folgte schon nach vier Monaten die vollste Bestrafung. Als man, um die Hämuspässe zu vermeiden, auf dem Wege am schwarzen Meere nach Varna gekommen war, erschien Murad, dem der Verrath genuesischer Kauffahrer den Übergang nach Europa erleichtert hatte, mit einer vierfachen Macht und brachte den Christen in der blutigen Schlacht bei Varna 1444 die entschiedenste Niederlage bei, so daß nicht nur König Wladislav selbst sein Leben verlor, sondern auch der Anstifter des Friedensbruchs, der Cardinal Julian, auf der Flucht beim Übersetzen über die Donau von einem walachischen Fährmann aus Habsucht erschlagen wurde.

Gleich beim Einrücken in die Bulgarei hatte der Fürst der Walachei vor diesem unsinnigen Unternehmen gewarnt, da ja des Sultans Jagdgefolge oft so groß sei, als dieses ungarische Heer; es half aber nichts, er mußte selbst mit 5000 Mann zu dem Heere stoßen. Unter Sengen und Brennen erreichte man Varna an der nördlichen Seite einer Meeresbucht, wo sich die Christen lagerten und die Schreckensnachricht von Murad's Anzug erhielten. Er war gleich auf die Nachricht von dem Friedensbruche mit 40,000 Mann aus Asien aufgebrochen und hatte sich — nicht über den Hellespont, den die christliche Flotte bewachte, sondern — über den Bosporus von gewinnsüchtigen genuesischen Kauffahrern, die für jeden Mann einen Dukaten forderten, übersetzen lassen. — Im christlichen Lager riethen Einige zum Rückzug, Andere, wie der Cardinal, zur Vertheidigung des Lagers, Hunyad aber, dem der König aus jugendlichem Muthe zufiel, zum Schlachtangriff. Auf Seite der Christen stand Wladislav, von seiner Leibgarde umgeben, im Mittelpunct: Hunyad aber war die Seele des Ganzen; auf Seite der Türken hielt Murad mit den Janitscharen die Mitte und

ließ, zur Aufreizung der Seinen, die von den Christen beschworne und nun gebrochene Vertragsurkunde, auf eine Lanze gesteckt, durch die Reihen tragen. Hunyad begann den Angriff mit solchem Ungestüm, daß die Walachen schon bis an des Sultan's Gezelt vordrangen und Murad im Begriff war, zu fliehen. Da fiel ihm Karadscha, der Beglerbeg von Asien, in den Zügel und beschwor ihn zu bleiben. Er hielt Stand, obgleich Karadscha unmittelbar von einem Ungarn niedergesäbelt wurde. Unterdeß war der König, ungeachtet der Bitten Hunyad's, seine Stellung nicht zu verlassen, von den Seinen angereizt, auf die Janitschaaren eingestürmt, stürzte aber mit seinem von einem Beile verwundeten Pferde und fiel einem alten Janitscharen in die Hände, der ihm den Kopf abhieb und diesen auf einer Lanze umhertrug — als ein erschreckendes „Seitenstück" zu jener auf eine Lanze gesteckten Urkunde, deren Bruch, dem vor der Schlacht gehaltenen Gebet Murad's gemäß, auf solche Weise gerächet war. Als Hunyad des Königs Ende gewahrte, ergriff er die Flucht. Was im Lager zurückblieb, darunter ein paar Bischöffe, wurde von den Türken niedergemacht. Des Königs Kopf, in Honig gelegt, sandte Murad als Beilage seiner Siegesmeldung an den Statthalter von Brusa.

Hierauf überließ Murad den Feldherrn seines Sohnes die Fortsetzung des Kriegs und zog sich wieder in die „Tulpengärten" Magnesia's zurück, dessen Freuden er jedoch bald wieder verlassen mußte, um in Adrianopel einen Janitscharenaufstand zu unterdrücken. Da er einsah, daß sein junger Sohn noch zu schwach war, das Reich zu beherrschen, bestieg er zum drittenmal den Thron, um das Eroberungsschwert noch bis an sein Ende zu schwingen. Zunächst wendete er sich gegen die Brüder und Verwandten des Kaisers Johann, Constantin, Thomas und Theodor, welche die sogenannten Despotate im Peloponnes und in einem Theile von Attica und Böotien inne hatten, brach durch den verschanzten Isthmus, eroberte Korinth und Patras und machte sich den ganzen Peloponnes zinsbar.

Alsdann zog er nach Albanien (Epirus), um dort den gewaltigen Türkenbekämpfer **Skanderbeg**, Hunyad's „großen Zeitgenossen und Nebenbuhler im Schlachtenruhm", der schon seit 1423 den Türken zu schaffen machte, in eigner Person anzugreifen; allein die Kunde vom Anzuge Hunyad's, der an der Spitze eines wohlgerüsteten, 24,000 Mann starken Ungarnheeres sich seinen bei Varna entfallenen Lorbeer wieder um die Schläfe winden wollte, bewog ihn, den albanischen Krieg zu unterbrechen und den Ungarn entgegenzuziehen. Murad besiegte den Hunyad in der dreitägigen mörderischen Schlacht bei Kassowa (17.—19. October 1448) und vernichtete dadurch die letzte Hoffnung, welche die Griechen auf die abendländische Hülfe gesetzt hatten.

Dieser Schlag wäre vielleicht vermieden worden, wenn Hunyad die ihm von Skanderbeg zugesagte Hülfe abgewartet hätte. Dieser berühmte Türkengegner hieß eigentlich **Georg Castriota** und war der jüngste Sohn Johann's, des Herrn von Emathia. Er war, als Murad's siegende Heere zum erstenmal in Epirus eindrangen, mit seinen drei Brüdern als Pfand für die Treue seines Vaters in den Dienst des Serail's abgegeben, dort im Islam erzogen und zur Kriegskunst herangebildet worden. Seine außerordentlichen Talente erwarben ihm die Gunst des Sultans und seine bewunderungswürdige Tapferkeit bei den Soldaten den Beinamen Iskanderbeg oder Skanderbeg d. i. Fürst Alexander, weil er gleich dem macedonischen Welter-

oberer ebenfalls schon in seinem 18. Jahre den größten Unternehmungsgeist zeigte. In seinem 29. Jahre (1443) entwich er mit 300 Getreuen nach der für die Türken unglücklichen Schlacht bei Nissa, verschaffte sich durch List die Festung Croja (bei Durazzo oder Dyrrhachium) und machte die türkische Besatzung nieder, was zugleich das Zeichen zur Niedermetzlung aller Türken in der Umgegend gab. Hierauf berieth er mit seinen Verwandten die Mittel der Landesbefreiung, gewann durch kluge Schonung einer sich ergebenden Besatzung alle übrigen Plätze des Landes und war binnen 30 Tagen Herr von ganz Epirus. Hierauf ließ er sich von vielen Fürsten und Herren der Umgegend huldigen und widerstand fortan mit seinen zum Krieg wie gebornen Albanesen den unaufhörlichen Angriffen der Türken an 24 Jahre lang. Er blieb bis an seinen Tod 1466 unbezwungen. Dann aber fiel ein Theil von Epirus in Murad's Hände, ein Theil hielt sich noch unter eigenen Fürsten bis 1478.

Noch machte sich Murad, gleich als wollte er aus Mitleid die Existenz der griechischen Hauptstadt noch fristen, das Vergnügen, in dem griechischen Thronstreite, der sich nach dem Tode des kinderlosen Kaisers Johanns VII unter dessen Brüdern erhob, für den älteren derselben (obgleich nicht im Purpur gebornen), gnädig zu entscheiden. Und so bestieg Constantin XI Paläologus den Thron seiner Väter, ohne über etwas mehr als über die bloße Hauptstadt — und dieß nur in abhängiger Weise — zu gebieten zu haben. — Nachdem Murad auch noch die Vermählung seines Sohnes Mehemed gefeiert hatte, starb er unvermuthet im 49. Lebensjahr bei einem Mahle zu Adrianopel, wo er die erste Prachtmoschee seit Gründung des Reiches erbaut hatte.

2. Mehemed's wilde Eroberungssucht. Befestigung der Dardanellen. Belagerung und Eroberung Constantinopel's. Widerstand Belgrad's. Mehemed's weitere Eroberungen in Europa und Asien. Weitere Ausbildung der osmanischen Verfassung.

Kaum hatte sein Sohn **Mehemed** II (1451) die Regierung zum drittenmal übernommen, so ließ er, während seine Stiefmutter ihm ihre Trauer über den Tod seines Vaters bezeugte, deren Sohn, seinen „im Purpur gebornen" Bruder im Bade ersticken, um sich, dem Sohne einer Sclavin, den Thron zu sichern, auf dem er als ein Ungeheuer von unersättlicher Herrschgier, unmenschlicher Grausamkeit und schändlicher Wollust dreißig Jahre lang der Schrecken der Christen wurde, weil sie für das ihnen dort anvertraute Erbtheil dem „Herrn des Weinbergs" so lange her die Früchte vorenthalten hatten.

Um sich in Ruhe zur Ausführung seiner weitaussehenden Eroberungsplane vorbereiten zu können, erneuerte er zuerst mit allen größern und kleinern Mächten, mit denen das osmanische Reich in Beziehung stand, die Zins- und Friedensverträge und schloß auch mit den Ungarn einen dreijährigen Waffenstillstand. Hierauf bestimmte ihn eine unkluge Drohung der Griechen, seinen Siegeslauf mit der bei ihm längst beschlossenen Eroberung von Constantinopel zu beginnen, wo er seinen Herrschersitz aufzuschlagen gedachte.

Nachdem er auf der europäischen Küste des dort nur 725 Schritte breiten Bosporus, und zwar an dessen Mündung, eine starke Veste zur

Erleichterung des Heerübergangs aus Asien hatte bauen lassen, ließ er im September 1452 zu Wasser und zu Land mit 250,000 Mann die von aller Hülfe verlassene Stadt umlagern, zu deren Vertheidigung Constantin XI nur 8000 Streiter aufbringen konnte, da die Reichen unter den Griechen ihre Schätze lieber vergruben, als sie zur Rettung ihren Vaterlands hergaben. Von seinen Brüdern im Peloponnes konnte er keine Hülfe erhalten, da Mehemed sie durch Verwüstung ihres Landes von jeder Verbindung mit Constantinopel abschnitt. Am 6. April 1453 erschien er selbst vor dieser Stadt und nun begann die Bestürmung: Kugeln von 12 Centner Gewicht erschütterten die Mauern in ihren Grundvesten und ungeheuere Belagerungsthürme drohten auf ihren Fallbrücken jeden Augenblick den Feind in die Stadt zu senden, obwohl das „griechische Feuer" den größten jener Thürme vernichtete. Zwar wurde auch eine 150 Segel starke Abtheilung der schwerfälligen, aus 420 Schiffen bestehenden Flotte der Türken von nur fünf griechischen und genuesischen Schiffen in der Propontis schmählich geschlagen; allein dafür gelang es ihnen, 70 Schiffe auf einer mit Fett bestrichenen Bretterbahn über das Festland hinweg in Einer Nacht in den Hafen der Stadt zu bringen und so die Verbindung derselben mit dem Meere abzuschneiden. Darauf folgte der letzte allgemeine Sturm auf die bestürzte und in sich selbst entzweite Stadt und am 29. Mai 1453 schlug die letzte Stunde für dieses allein noch übrige, einst so glänzende Haupt des schon vorher abgestorbenen byzantinischen Körpers. Vergebens war aller Widerstand. Constantin selbst focht mit dem Muth der Verzweiflung und fiel durch die Schwertstreiche zweier Türken unter dem Thore des heiligen Romanus; sein abgeschnittenes Haupt wurde auf die Porphyrsäule gestellt, die der erste Constantin seiner Mutter Helene zu Ehren errichtet hatte; einige tausend Griechen wurden bei der Einnahme niedergehauen. Umsonst hatte sich die Volksmenge zuletzt in die Sophienkirche geflüchtet und gen Himmel geschrieen: alle, die sich nicht lösen konnten, wurden in die Sclaverei verkauft und an ihre Stelle 5000 Familien aus Asien gesetzt; die Häuser wurden geplündert, die Kirchen ihres Schmuckes beraubt und in gräulicher Weise entweiht und von der Kuppel der Sophienkirche wurde das Kreuz herabgeworfen, um fortan dem türkischen Halbmond zu weichen.

Also wurde, 1043 Jahre nach dem Falle Rom's, die „siebennamige Stadt der sieben Hügel und sieben Thürme (das alte Byzanz, die Antonina, das neue Rom, die Stadt Constantin's, die Erdtheil-scheidende, die Fülle des Islam's, die Weltmutter) 1025 nach ihrer Erweiterung und Gründung unter dem ersten Constantin, — unter dem eilften und letzten in der 29sten, seit ihrer Gründung erlittenen Belagerung" die Beute der Türken. Der griechische Geschichtschreiber Ducas schließt die Beschreibung ihres von ihm erlebten und mit eigenen Augen gesehenen Untergangs mit den Worten: „Also ward das Wort des Propheten Amos (über Jerusa-

lem auch an Constantinopel) erfüllt: „Von den Altären Bethel's will ich Rache nehmen; — eure Feste werde ich verabscheuen; — entferne von mir den Schall deiner Lieder, und die Psalmen deiner Orgeln will ich nicht hören; das Ende meines Volkes ist gekommen, spricht der Herr; ich werde seine Züchtigung nicht länger verschieben und an jenem Tage werden die Gewölbe des Tempels heulen!" (Nichts desto weniger scheint die prophetische Inschrift auf den Kuppelziegeln der Sophienkirche: „Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden!" wenigstens in so fern ebenfalls erfüllt zu werden, als derselbe Bau noch steht und die Zeit vielleicht nicht allzu fern mehr ist, da das Kreuz auf die Spitze der Aja Sophia wieder erhöht werden wird.)

Einige nähere Züge aus der von Hammer-Purgstall in seiner Geschichte des osmanischen Reichs (B. I. S. 503—563) gegebenen lesenswerthen Beschreibung der Eroberung Constantinopels mögen hier noch eine Stelle finden. — Die Griechen führten ihr Endschicksal zunächst dadurch herbei, daß sie aus Habsucht für den Unterhalt des Prinzen Urchan (des Sultans Großneffen), der in Constantinopel sich aufhielt, das Doppelte des vertragsmäßigen Kostgeldes verlangten und dem Sultan drohten, wenn er es nicht bezahle, würden sie ihn als Thronnebenbuhler loslassen. Von dem Augenblick an war bei Mehemed Constantinopels Untergang beschlossen. — Die Vorbereitungen zur Belagerung wurden von Adrianopel aus betrieben, und Mehemed's stets reger Unternehmungsgeist war dabei, so wie auch nachher bei der Belagerung, Tag und Nacht unabläßig thätig und seine Willenskraft unermüdlich. Alles, was zur Bestürmung nöthig schien, wurde in kolossalem Maaßstabe beigeschafft. So goß ein aus dem Dienst des Kaisers in den des Sultans übergegangener ungar'scher Stückgießer, Namens Orban, unter andern die ungeheuerste Kanone, deren die Geschichte gedenkt: sie konnte kaum von 50 Paar Ochsen und 700 Bedienungsmännern fortgeschafft werden und brauchte darum zwei Monate lang Zeit, um die 36 Wegstunden nach Constantinopel zurückzulegen, wo sie vor dem Thore des heiligen Romanus aufgepflanzt wurde, das darum heute noch Kanonenthor heißt. Sie brauchte zwei Stunden, um geladen zu werden und schoß daher nur siebenmal des Tags; nach einiger Zeit zersprang sie und zerriß den Meister, der sie gemacht und bedient hatte, wurde aber wieder hergestellt, und ein zufällig anwesender ungar'scher Gesandter lehrte die Türken besser damit treffen. So mußten Christen mit am Untergang von Christen helfen. Dagegen wurde das griechische (flüssige) Feuer von einem Deutschen, Namens Grant, so glücklich geleitet, daß die größte Belagerungsmaschine, die den Thurm des heiligen Romanus umstürzte, in einer Nacht in Flammen aufgieng.

Die Uneinigkeit der Griechen in der belagerten Stadt war eine Folge des Henotikon's d. i. des erneuerten Decrets der sogenannten Kircheneinigung, indem der Hof und die Hofklerisei den Gottesdienst in der Sophienkirche in lateinischer Weise von dem Cardinal Isidorus halten ließ, der Großadmiral Notaras aber mit den Archimandriten und Mönchen sammt dem Volke aus Abscheu dagegen ihren Gottesdienst bei dem in's Kloster verwiesenen Patriarchen hielten, mit der Äußerung, sie wollten lieber türkisch, als römisch werden! Statt gemeinsam die Vertheidigung der Stadt zu betreiben, mieden sich Lateiner und Griechen und wirkten einander oft entgegen. Außerdem waren die Genueser, als Bewohner der Vorstadt Galata, zweideutige Helfer, da sie zugleich aus Gewinnsucht mit dem Sultan Freundschaft hielten. Als z. B. der tapfere Genueser Giustiniani, der vorzüglich die Vertheidigung der Stadt leitete, die in den Hafen eingedrungenen türkischen Schiffe in der Nacht verbrennen wollte, verriethen die Genueser in Galata diesen Plan den Türken, die nun den Brander in den Grund schoßen und so die Befreiung des Hafens verhinderten.

Als auf der Landseite die vier Thürme zusammengeschossen waren und am Thor des heiligen Romanus eine weite Bresche geöffnet war, ließ Mehemed noch einmal den Kaiser zur Übergabe der Stadt auffordern, erhielt aber zur Antwort, er sey entschlossen, in ihrer Vertheidigung zu sterben. Eine allgemeine Beleuchtung, im ganzen türkischen Lager, welche die Stadt mit einem feurigen Halbmond umgab, verkündete den Jubel über des Sultans Entschluß zum allgemeinen Sturm, während innerhalb der dunkeln Stadt der schauerliche Klaggesang des Kyrie eleison durch die Nacht ertönte. — Der Hauptangriff von der Landseite war gegen das Romanusthor gerichtet: dort war der Kaiser mit Giustiniani und 300 auserlesenen Genuesern; an allen andern Thoren und Hauptthürmen befehligten andere Tapfere; den Hafen vertheidigte Notaras. Als sich mit Sonnenuntergang im türkischen Lager Alles zum Sturm rüstete, empfieng der Kaiser in der Sophienkirche die heiligen Sacramente und bat seine Umgebung um Verzeihung, wobei Alles in Thränen schwamm. — Mit dem Anbruch des Morgens gab die große Kanone das Signal und plötzlich erschien die ganze Stadt von den Türken „wie mit einem Strick, der sie zu erwürgen drohte, umschlungen"; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken mit Schlachtgeheul vermischt, scholl durch die Luft, alle Batterien donnerten aus ihren Geschützen und in einem Nu deckte schwarzer Pulverdampf „die Stadt und die Sonne" — Als der Sturm am heißesten war, entfloh Giustiniani „seines bisherigen Ruhms und künftiger Schmach vergessend," nach Galata und brachte dadurch Muthlosigkeit unter die Reihen der Belagerten. Dennoch vertheidigte der Kaiser das Hauptthor mit der größten Standhaftigkeit, indeß die Türken durch ein anderes Thor eindrangen, das sonst wegen einer Prophezeihung, daß durch dasselbe der Feind eindringen werde, stets verrammelt gewesen und erst Tags zuvor auf Befehl des Kaisers zu einem beabsichtigten Ausfall geöffnet worden war. Der Ruf, die Türken seien in der Stadt, verbreitete Schrecken unter die ohnedieß schon zusammengeschmolzene Umgebung des Kaisers, der Widerstand wurde immer unmöglicher und eben als der Kaiser rief: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme?" fiel er unter den Streichen zweier Türken, von denen der eine ihm über das Gesicht hieb, der andere ihm das Schwert in den Rücken stieß. — Mit ihm fielen der gelehrte Paläologe Theophilus und andere Getreue. Prinz Urchan stürzte sich von einem Thurm hinab, um seinem grausamen Großoheim nicht in die Hände zu fallen, und bald rollten die Köpfe Constantin's und Urchan's, des letzten Throninhabers und des gedrohten Thronnebenbuhlers, zu Mehemed's Füßen. Nachdem des Kaisers Kopf an jener Säule einen Tag lang dem Hohn ausgesetzt gewesen, ließ der Sultan ihn ausgestopft durch alle asiatische Städte zur Schau herumsenden.

Bei dem Umstand, daß die Volksmenge in die von ihr seit der Kircheneinigung wie eine Räuberhöhle gemiedene Sophienkirche flüchtete, bemerkt der griechische Geschichtschreiber Ducas: „Wäre in diesem Augenblicke wirklich ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte die Worte verkündet, sie sollten die Kircheneinigung annehmen, er wolle dann den Feind aus der Stadt treiben: so würden sie sich dennoch nicht dazu bekannt, sondern sich lieber den Türken, als der römischen Kirche überliefert haben!" So groß war die durch den Vereinigungsact gestiftete Zwietracht! Nachdem die Türken das verschlossene Thor der Kirche mit Beilen aufgebrochen hatten, schleppten sie das darin zusammengedrängte Volk, „wie zahme Schlachtthiere" in die Sclaverei fort. Für des Sultans Harem aber wurden die schönsten Jungfrauen und Jünglinge ausgewählt.

Die Hafenseite wurde zuletzt erobert, der Admiral Notaras gefangen und mit seinen beiden Söhnen enthauptet: ihre Köpfe wurden von dem blutdürstigen Sultan zum Mahle unter die Becher gestellt. Ähnliches Schicksal hatten die meisten gefangenen Führer mit ihren Söhnen. — Das ganze Lager und alle Schiffe waren voll unermeßlicher Beute an Gold, Silber, Erz, Stoffen und Kleidern. Die zahllosen Bücher der reichen griechischen Bibliotheken wurden auf Schiffen und Wägen nach

Osten und Westen verladen. Um Ein Stück Münze konnte man 10 Bände von den Werken Platon's, Aristoteles' und anderer alten Schriftsteller erkaufen. Die Bilder, Statuen und Gemälde aber verbrannten sie alle und kochten sich beim Feuer derselben ihre Speisen. „Am dritten Tage war das Werk der Eroberung, Plünderung, Zerstörung und Entvölkerung vollendet."

Der Eindruck, den die Nachricht vom Fall Constantinopels im Abendland machte, und die Angst vor dem weitern Vordringen der Türken ist bereits oben (K. 4, 2.) geschildert worden, wie denn noch heute das Mittagläuten in deutschen Städten von der damaligen Anordnung der sogenannten Türkenglocke herrührt. Es war dies auch nur der Anfang von Mehemed's Siegeslauf. Nachdem er seine neue Residenz wieder bevölkert und in türkischer Weise eingerichtet hatte, drang er gleichzeitig in Europa und Asien erobernd weiter. Im Jahr 1456 erschien er vor Belgrad, um diese starke Festung den Ungarn abzuringen. Doch der Tapferkeit Hunyad's und dem fromm-begeisterten Muthe des Franciscaners Johann von Capistrano (einem Städtchen in den Abruzzen) — der, einem Peter von Amiens gleich, auf eigne Hand ein kleines Kreuzheer zusammengebracht und sich mit demselben in die geängstete Stadt geworfen hatte, — gelang es, durch einen glücklichen Ausfall die Türken zu vertreiben und für eine Zeit lang von Ungarn die weitere Gefahr abzuwenden. Dagegen wurden Serbien, Bosnien, die Walachei erobert und Streifzüge nach Krain, Kärnthen und Steiermark machten bereits Deutschland zittern.

In Kleinasien lieferte der letzte Comnene (David) den Rest seines trapezuntischen Reiches ohne Vertheidigung in Mehemed's Hände, und die Karamanenherrschaft, des Großtürken gefährlichste Nebenbuhlerin, mußte sich endlich für immer unter seine Füße legen. Auch der Chan der Krim mußte sich ihm beugen und die Genueser Kaffa räumen. — In Südgriechenland wurden Constantin's Brüder ihrer Despotate beraubt und die übrigen kleinen Fürstenthümer und Herrschaften bis auf einige venetianische Häfen nach grausamen Verheerungen unterjocht, so daß nun ganz Griechenland fortan den harten und verachtenden Fußtritt des Siegers zu fühlen hatte, und darum ein von Geschlecht zu Geschlecht forterbender Haß die beiden durch Abstammung und Religion unvereinbaren Nationalitäten stets getrennt hielt. Nur dem Umstand, daß die Türken den Cultus der Besiegten nicht störten, verdankten die Griechen die Erhaltung ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeiten in Religion, Sitte und Sprache.

Mehemed's sechzehnjähriger Krieg mit den Venetianern (der von Seiten der Türken mit so großer Grausamkeit geführt wurde, daß z. B. bei der Eroberung von Negroponte alle dortigen Venetianer gespießt, geviertheilt oder zersägt wurden) endete 1479 mit einem Friedens- und Freundschaftsbündniß, das aber der venetianischen Republik die größten Opfer (Negroponte, Croja, Scutari und einen Tribut) kostete

und Veranlassung gab, daß die Türken bald darauf auch in Italien erschienen, indem sie den Venetianern in deren Krieg mit Neapel mit 100 Schiffen Otranto einnehmen halfen. Ja der siegestrunkene Eroberer hatte schon beschlossen, Rom als „den Mittelpunct der Christenheit" und damit, wie er meinte, den ihm verhaßten Christenglauben von der Erde zu vertilgen, als er zum Glück für das Abendland am 3. Mai 1481 starb und sich zwar bei seinem Volke den höchsten Ruhm als Begründer des osmanischen Staats, bei den Christen aber das Andenken an ihren furchtbarsten Bedränger hinterließ.

Als er das Reich seinem Sohne Bajessid (Bajazeth) II übergab, stellte er durch ein förmliches Gesetz den von ihm und frühern morgenländischen Despoten geübten Regierungsgrundsatz auf, daß jeder künftige Thronfolger zur Sicherung der Herrschaft („zur Sicherheit der Ruhe der Welt") seinen Brüdern das Leben nehmen lassen solle! — So wie dieser Mehemed II seinem Volke als der tapfere Krieger und größte Eroberer noch heute erscheint, so verehrt es in ihm auch den großen Gesetzgeber, Staatseinrichter und Bildungsförderer. Das von ihm besorgte Gesetzbuch (Kanunname) regelt die Reichsämter, bestimmt deren Einkünfte und enthält eine Strafordnung. Die Verfassung des osmanischen Staats ist ein auf militärischer Grundlage ruhender Mechanismus der Verwaltung nach den Rangstufen der Ämter und Würden, die sämmtlich in dem unbedingten und unbeschränkten (nur durch den Islam hie und da gemäßigten) Willen des Oberhaupts ihren Bestand haben.

Dem Sultan zunächst steht als dessen Stellvertreter der Großvezier (-wessir) der zugleich im Divan oder Staatsrath den Vorsitz führt. — Der Staat selbst wird in morgenländischer Weise als ein Wanderhaus oder Zelt gedacht und diesem Bilde gemäß werden die verschiedenen Zweige der Verwaltung benannt. Wie das Zelt auf vier Pfeilern ruht, so ruht der osmanische Staat auf vier Ämterordnungen, indem die Veziere (Wessire) als Stützen des Divans, die beiden Kadiaskere oder Heeresrichter (der eine für Europa, der andere für Asien), die beiden Defterdare oder Finanzrechnungsverwalter, und die Nischandschi's oder Staatssecretäre (für die auswärtigen Angelegenheiten) die vier Säulen des Reichs darstellten. Die Vorsteher des Hofstaats waren die innern Aga's, die Generale der regelmäßigen Kriegsmacht die äußern Aga's. — Die verschiedenen europäischen und asiatischen Provinzen wurden von Pascha's oder Statthaltern verwaltet, welchen die beiden Beglerbeg's (der eine in Europa, der andere in Asien) vorgesetzt waren. Unter den Pascha's und Aga's stunden die Sandschackbeg's. (Späterhin, zur Zeit seiner höchsten Ausdehnung war das Reich in 21 Statthalterschaften, und diese zusammen in 250 Sandschacken eingetheilt). — Unter den beiden Kadiaskeren oder obersten Richtern standen die Mollah's in den größern, die Kadi's in den kleinern Städten. Von hohem politisch-religiösem Einfluß auf die Verwaltung und Regierung des Reichs war das Collegium der Ulema's oder theologisch-juristischen Gesetzlehrer, die in allen wichtigen Angelegenheiten um ihr Fetwa oder Gutachten gefragt wurden. Sie waren in Rangstufen abgetheilt, in denen sie vorrückten, und hatten den Mufti zum Oberhaupt. Aus den Ulema's wurden die höhern Richterstellen besetzt. Zur Bildung von Rechtsgelehrten errichtete Mehemed II mehrere hohe Schulen, wie er sich denn auch Gelehrten und Dichtern als Gönner erwies. — Der Kern der Kriegsmacht waren die Janitscharen, deren Entstehung schon oben angegeben wurde (XVII. 8, 2, a. E.), und von deren Ausartung in Prätorianer in der Folge die Rede seyn wird. Außer den stehenden Truppen konnte ein Befehl an die Beglerbege von Rum und Anatoli in jedem Augenblick eine beträchtliche Lehensmacht aufbieten: denn in den meisten Provinzen war Grund und Boden in größern oder kleinern Theilen an Osmanen

verliehen worden, die als Lehensträger, jedoch nicht erbliche, je nach ihrem Einkommen eine Anzahl Reiter ins Feld stellen mußten. — Die Einkünfte des Staats floßen aus dem Zehnten, den die Muselmänner zu entrichten hatten, aus dem Kopfgeld, der Grundsteuer und der Vermögenssteuer der Nichtmuselmänner, die noch außerdem von den Pascha's und deren Unterbeamten durch Frohnden und Erpressungen auf das willkührlichste gedrückt wurden, endlich aus den Tributen der Zinspflichtigen.

Unter Bajessid II (1481—1511), der sich einem beschaulichen Leben hingab und darum die Ruhe liebte, genoß die Christenheit einige Erholung: denn während die Unternehmungen der Türken auf Ägypten begannen, hatte der erneuerte Krieg mit Venedig nur geringen Erfolg; dennoch unterließ er es nicht, von Zeit zu Zeit wenigstens durch Streifzüge nach Ungarn und Österreich (selbst bis Vicenza) hin die Furcht vor den Türken rege zu erhalten.

Das schöne Land der unterjochten Griechen wurde durch den wilden Sinn der kriegerischen Bezwinger zum größten Theil fast eine menschenleere Wüste. Während die vornehmen Griechen meist vor ihren Unterdrückern krochen, lebte das gemeine Volk in tiefer Armuth und Knechtschaft, und nur auf den Inseln und in den Gebirgen von Suli erhielten sich Reste der edlern griechischen Natur.

12. Kapitel. Die italienischen Staaten im 14. und 15. Jahrhundert unfrei im Innern bei aller Regsamkeit in Politik und Cultur.

1. Venedig seit der Mitte des 14. Jahrhunderts. Eroberndes Auftreten. Andrea Dandolo. Kriege mit Genua. Die Signorie. Oligarchische Verfassung. Venedig's Gefahr und Rettung; Genua gebrochen. Venedig Herr der adriatischen Küstenlande. Krieg mit Mailand. Die Staatsinquisition. Krieg mit den Türken. Erwerbung Cypern's. Venedig auf dem Gipfel seiner Macht. Genua's Verfall.

Indem wir die Türken bereits ihre Streifzüge selbst nach Italien hin, (nach Otranto und Vicenza) machen sahen, wenden wir unsern Blick auf die italienischen Staaten, um durch sie wieder nach Deutschland zurückzukehren, mit dessen Geschicken sie bis zum Ende des 14. Jahrhunderts verflochten waren. Nachdem bereits oben die Beziehungen Deutschlands zu Ober- und Mittelitalien unter den Kaisern Heinrich VII, Ludwig dem Bayern, Karl IV und Wenzel —, die Verhältnisse Unteritaliens aber besonders bei der Verzweigung der aragonisch-catalonischen Herrschaft über Sicilien, Sardinien nach Neapel — dargestellt worden sind, fassen wir jetzt bei der Betrachtung der italienischen Staaten nur die Hauptmassen in's Auge, die von der Mitte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eine ziemlich feste politische Stellung einnahmen. Im Norden hielten sich an Macht Mailand und Venedig das Gleichgewicht, im Süden der Papst und Neapel, zu welchem letztern Staat auf eine Zeit lang wieder Sicilien (unter Alfons) gehörte. Eben so hielt von Zeit zu Zeit der Norden dem Süden und eben so die Republiken den Monarchieen die Wage. Unter

den erstern nehmen Venedig, Florenz, Genua, unter den letztern Mailand, der Kirchenstaat und Neapel die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Im nordwestlichen Italien erlangten im 15. Jahrhundert die Grafen von Savoyen und Piemont die Herzogswürde; — eben so erwarb das Haus Este die Herzogswürde über Ferrara, Modena und Reggio, und die Familie Gonzäga die Markgrafenwürde über Mantua.

In Bildung durch Wissenschaft und Kunst, in Wohlstand durch Handel und Gewerbe war Italien allen andern europäischen Ländern noch immer voraus, ja erreichte gerade im 15. Jahrhundert seine höchste Blüthe. Aber die beständigen Kämpfe zwischen den Regierenden und Regierten, die Grausamkeit und Lustgier der vielen größern und kleinern Gewaltherren, der Neid und die Eifersucht der Staaten unter einander, die trügerischen Künste, durch welche jeder seine Macht zu vergrößern und die des Andern zu unterdrücken trachtete, und die daraus entstandenen landverderblichen Kriege zerrütteten die besten Kräfte, lockten Fremde herbei und führten zum theilweisen Verlust der Unabhängigkeit, so wie zur Zerstörung der Blüthe des Wohlstandes und des Reichthums.

Venedig's Geschichte hatten wir (XVII. 3, 1) bis dahin geführt, wo der Zehnerrath, der alle andern Staatsgewalten in sich aufnahm, 1335 zu einer bleibenden Staatsbehörde erklärt wurde. Es geschah dieß unter dem Dogen Francesco Dandolo, der — gleichwie sein Großvater Enrico Dandolo, die Venetianer zuerst zu den überseeischen Eroberungen geführt hat, — im Jahr 1339 mit dem Ruhme starb, zuerst Venedig's Gebiet auf dem italienischen Festlande vergrößert zu haben, indem er den Veronesern Trevise und Bassano abnahm.

Von da an tritt die Republik Venedig auch in Italien erobernd auf, um, gleich so vielen Regierungen ihrer Zeit, sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu vergrößern. Unter dem Dogen **Andrea Dandolo**, einem der ausgezeichnetsten und gebildetsten Staatsmänner seiner Zeit (der selbst eine treffliche Geschichte Venedig's geschrieben hat) erwarb die Republik — bei Gelegenheit ihrer Theilnahme an dem von Clemens VII aufgebotenen übrigens unglücklich abgelaufenen Kreuzzug gegen die Türken — das Recht, in allen Häfen Kleinasiens, Syriens und Ägyptens Handelsniederlassungen anzulegen. Dagegen erschöpfte sich Venedig im wieder aufgenommenen Kriege mit Genua, der zwischen diesen beiden Freistaaten mit der größten Erbitterung in allen Theilen des Mittelmeers geführt wurde.

Als bei Dandolo's Tode 1354 der Staat eine kurze Zeit ohne Haupt war, fügte man zur beständigen Überwachung des Dogenraths zu dessen sechs Mitgliedern die drei Vorsitzer der peinlichen Quarantania hinzu und gab der dadurch entstehenden eigentlichen Regierung den Namen der durchlauchtigsten Signoria. Der neue Doge Marco Faliero, unter welchem der Krieg mit Genua 1355 durch einen Waffenstillstand beendet wurde, stiftete wegen einer von der Signoria ihm versagten Genugthuung eine Verschwörung, scheiterte aber damit und wurde auf der Galerie des Palasthofs enthauptet; daher unter den Bildnissen der Dogen das seine fehlt und die Stelle desselben mit einem schwarzen Flor verhangen ist.

Um dem erschöpften Staatsschatz aufzuhelfen, wurde den Patriziern das Recht entzogen, Handel zu treiben; allein dieses Gesetz concentrirte die Gewalt vollends in den Händen einiger wenigen aristokratischen Familien und begründete Venedig's Oligarchie. Die Dogenmacht wurde ein solcher Schatten, daß, Andrea Contarini

diese Würde deßhalb ausschlug, der Staat ihn unter Bedrohung der Gütereinziehung zur Annahme derselben zwang.

Ein Rangstreit des venetianischen und des genuesischen Gesandten am Hofe in Cypern führte 1378 zum Wiederausbruch des Kriegs mit Genua. Anfangs hatte Venedig durch den Admiral Victor Pisani die Obmacht; dann, als dieser tapfere und auch durch seinen edlen Character achtungswerthe Mann nach dem Verlust einer Seeschlacht ins Gefängniß geworfen wurde, setzten sich Genueser, die den Herzog Franz Carrara von Padua und den König Ludwig von Ungarn zu Verbündeten hatten, in so großen Vortheil, daß sie sogar schon in die Lagune von Chioggia eindrangen und mit ihrer Landung den Venetianern der Untergang ihres Staates nahe schien. Schon mußte sich Venedig zur Bitte um Frieden herablassen und von dem genuesischen Admiral Peter Doria die stolze Antwort hören, er werde nicht eher Frieden machen, als bis er den vier (metallenen) Pferden auf dem Marcusplatz den Zaum angelegt habe. Da zwang das Volk die Zehnerherren, seinen Liebling, den tapfern Pisani loszugeben, und dieser, von der äußersten Anstrengung des Volkes unterstützt, rettete durch den Sieg bei Chioggia 1379 Venedig aus seiner schrecklichen Bedrängniß.

Der Krieg währte zwar noch eine Zeit lang fort, beschränkte sich aber zuletzt auf Seeneckereien und endete 1380 mit dem Frieden zu Turin, in welchem Venedig seine Trevisaner Mark an Carrara abgeben sollte, sie aber lieber an Österreich, so wie Dalmatien an Ungarn abtrat. So gieng es zwar geschwächt aus dem Kampf hervor, hatte aber fortan Genua nicht mehr zu fürchten, und in Kurzem gelang es ihm durch die Kraft seiner Institutionen, seine Verluste wieder gut zu machen, Corfu zu erwerben, Durazzo den Neapolitanern abzunehmen, durch seine Verbindung mit Mailand gegen Carrara nicht nur sein ehemaliges Gebiet auf dem Festland zu erhalten, sondern es auch mit Padua, Verona, Vicenza, Rovigo zu vermehren 1405.

Demnach übertraf die Republik Venedig im Anfang des 15. Jahrhunderts an Macht die größten Staaten Italiens, sah sich aber von nun an auch in alle Kriege und Umwälzungen der Lombardei verwickelt und mußte den größten Theil ihrer Kräfte, die sie vorher auf Seeunternehmungen verwendet hatte, auf die Vertheidigung ihrer Festlandsbesitzungen wenden. Nichts desto weniger war ihre Blüthe im Fortschreiten; denn im Kampf mit Ungarn und dessen lombardischen Verbündeten eroberte sie Feltre, Belluno, Udine und das ganze Friaul, so daß der dortige Patriarch nur seine Hauptstadt Aquileja behielt (1421); und nachdem sie so alle ihre Feinde auf dem Festlande besiegt hatte, gewann sie Dalmatien wieder und sicherte sich durch aufeinander folgende Siege den Besitz vom ganzen Küstenlande des adriatischen Meeres von der Po-Mündung an, Friaul, Istrien und Dalmatien vorüber, bis nach Albanien, wo sich ihr Scutari ergab. Zugleich vermehrte sie ihren Besitz im Osten durch die Eroberung von Cephalonia, Zante, Lepanto und Candia und erwarb sich, gleich den Phöniziern des Alterthums, durch ihre hohe Betriebsamkeit (vorzüglich in Seide, Glas und Schiffsbauten), so wie durch den ausgebreitetsten Handel nach allen Theilen des Morgenlandes große Reichthümer.

Dieser Handel wurde jedoch durch die Fortschritte der Türken mehr und mehr bedroht. Während die Venetianer unaufhörliche Kriege mit denselben bestanden und ihre Seeplätze in Griechenland von den Türken eingeschlossen wurden, führten sie einen Krieg mit dem Herzog Philipp Visconti von Mailand, und hatten das Glück, durch ihren tapfern Condotiere Francesco Carmagnola im Frieden von Ferrara 1428 Brescia und Bergamo zu gewinnen, so daß die Adda die Gränze gegen Mailand bildete.

Doch nicht lange dauerte der Frieden und unter dem nichtigsten Vorwand begannen sie den Krieg wieder; allein die venetianische Flotte erlitt eine schwere Niederlage und da sich auch Carmagnola einer Nachlässigkeit schuldig machte, ward er vom Zehner-

rath auf eine hinterlistige Weise gefangen, gefoltert und enthauptet. Der bald darauf erfolgte Frieden schmälerte zwar das Gebiet der Republik nicht; aber Handelsstockung und Minderung des öffentlichen Credits war die Strafe. Ein vierter Krieg mit Mailand, wobei sich Venedig des tapfern Condotiere Franz Sforza bediente, lief gleichfalls ohne bedeutenden Gewinn ab.

Als nach dem Tode Philipp Visconti's Franz Sforza sich 1450 des Throns von Mailand bemächtigte, begann die Republik, die sich selbst gerne zur Herrin der Lombardei gemacht hätte, den Krieg gegen ihn, mußte ihn aber doch im Frieden 1454 als Herrn von Mailand anerkennen.

In diesen Zeitpunct fällt die Einführung der venetianischen **Staatsinquisition**, durch welche die Furchtbarkeit des Zehnerraths (XVII. 3, 1), aus dem sie hervorgieng, noch weit überboten wurde. Der mit dem Datum 16. Juli 1454 versehene und in neuerer Zeit durch den Grafen Daru unter den venetianischen Staatsurkunden aufgefundene Beschluß lautet: „In Betracht der Nützlichkeit der permanenten Institution des Zehnerraths, und in Betracht der Schwierigkeit, diesen unter allen Umständen, welche seine Dazwischenkunft erfordern möchten, zu versammeln, ermächtigt ihn der große Rath, drei seiner Mitglieder, von denen einer aus den Räthen des Dogen genommen werden kann, zu wählen, um unter dem Titel von Staatsinquisitoren diejenige Oberaufsicht und repressive Justiz auszuüben, die ihm selbst übertragen sind." — Drei nicht verantwortliche Personen also, bekleidet mit der ganzen Macht der Zehner, konnten gegen jeden beliebigen, vornehmen oder geringen Bürger, sogar gegen ein Mitglied des Zehnerraths, ja gegen den Dogen selbst, peinlich verfahren! Und ein solches Opfer wurde im Geheimen entweder gleich durch Ertränken (der Doge nur durch Gift) aus dem Wege geschafft, oder es wurde in die Brunnen d. i. in verpestete, unter den Kanälen angebrachte Löcher, in denen das Meerwasser zwei Fuß hoch stand, geworfen, so daß der Gefangene in kurzer Zeit in Krankheit verfiel, — oder auch in die Bleikammern unter dem mit Blei gedeckten Dache des Marcuspalastes gesperrt, wo der Gefangene durch die, von den auf das Blei fallenden Sonnenstrahlen vermehrte Hitze zur Verzweiflung gebracht wurde. — Wen die Wahl zu Inquisitoren getroffen, blieb Jedem ein Geheimniß und wie unter einer grauenhaften, unsichtbaren Macht stehend, waren alle Staatsangehörigen im Inland wie im Ausland, keinen Augenblick sicher, von ihr, ob schuldig oder unschuldig erfaßt zu werden und plötzlich aus der menschlichen Gesellgesellschaft oder aus dem Leben zu verschwinden. — Die Inquisitoren waren bei ihrem geheimen Verfahren an gar keine Regel gebunden; sie richteten sich nach den Umständen, nur mußten sie alle drei in dem Urtheil übereinstimmen. — Diese Staatsinquisition war weniger gegen das Volk, wenn es sich nicht in Staatssachen mischte, als gegen die Adeligen gerichtet, um staatsumstürzende Pläne im ersten Keime zu ersticken. Sie hatte eine Unzahl von geheimen Beobachtern und Spionen im Dienst, die an allen Orten und in allen gesellschaftlichen Kreisen unerkannt spähten; selbst jeder Gesandte im Auslande war von vier Spähern umgeben. Ja, die mit dieser furchtbaren Gewalt bekleideten Männer waren „selbst nicht sicher vor dem Schrecken, den sie einflößten": denn ließ sich einer von ihnen etwas zu Schulden kommen, so wählten die beiden andern Einen aus dem Zehnerrath als seinen Stellvertreter und verurtheilten ihn. — So waren Alle, von dem geringsten Gondelier bis zum Staatsoberhaupt hinauf, der ununterbrochenen geheimen Aufsicht und den furchtbaren Mahnungen der Inquisition untergeordnet, und der Standesgeist ließ sich diesen Terrorismus gefallen, bloß weil er auf keine andere Weise den Bestand der Aristokratie für gesichert hielt. Selbst Papst und Kirche konnte in diesem venetianischen Regierungssystem keine Milderung hervorbringen, da Venedig überhaupt nicht den leisesten Eingriff der Hierarchie duldete und der Papst sich mit dem bloßen Schein der Anerkennung begnügen mußte. Auch die eigene Geistlichkeit Venedigs

durfte sich nicht die entfernteste Anspielung auf Politik und Staatseinrichtungen erlauben, mußte sich vielmehr nicht selten zu Denunciationen und Spionerieen hergeben. So ruhte dieser Freistaat auf dem Grunde der größten Tyrannei, die es jemals gab. Nur die allmählich eintretende politische Ruhe (Kirchhofsruhe), bei der keine Verschwörung mehr gewagt wurde, und die vorschreitende Aufklärung brachte in der Folge viele Milderungen in das Verfahren dieses übrigens bis an das Ende der Republik dauernden Tribunals. — (Treffend vergleicht daher Galibert die venetianische Regierung wegen ihrer steten Heimlichkeit mit einer tausendjährigen ununterbrochenen Verschwörung, und bezeichnet die Maske, welche dem Venetianer allmählich unentbehrlich wurde und zu seinen Kleidungsstücken gehörte, zugleich als das Sinnbild dieser Republik.)

Die Vergünstigung, welche Mehemed II den Venetianern einräumte, in seinen Staaten Handel zu treiben, vereitelte die Unehrlichkeit des venetianischen Commandanten zu Coron, der mit einem Sclaven, welcher eine türkische Casse bestohlen hatte, den Raub theilte. Der daraus entstehende Krieg mit den Türken verlief zur Schmach der Venetianer: sie verloren 1464 zuerst alle ihre Besitzungen auf Morea bis auf die festen Plätze, die sie vor dem Bruche hatten; sie wetteiferten im fortgesetzten Krieg mit den Türken an Grausamkeit, erlitten 1470 den Verlust von Negroponte (Euböa), und während sie in Verbindung mit andern christlichen Mächten, anstatt die Türken ernstlich anzugreifen, in ihrer Ohnmacht die Küsten Kleinasiens verheerten, zogen die Türken zweimal durch Kärnthen in's Friaul, verwüsteten alles und kehrten mit Beute beladen zurück. Erschöpft schloß endlich Venedig 1479 den fast sechszehnjährigen gefahrvollen Krieg und mußte froh seyn, gegen Aufopferung von Scutari seine übrigen verlorenen Besitzungen und gegen einen jährlichen Tribut die Handelsfreiheit in den türkischen Häfen wieder zu bekommen.

Indessen erfolgte die im Frieden durch List erschlichene Erwerbung des Königreichs Cypern, das unter der Oberherrlichkeit Ägyptens stand. Jakob, ein natürlicher Sohn des letzten cyprischen Königs aus dem Hause Lusignan, von Ägypten als Thronfolger anerkannt und von dem Venetianer Marco Cornaro unterstützt, heirathete dessen Nichte Katharina Cornaro, die von der Republik zu ihrer Adoptivtochter erklärt wurde, um einst Ansprüche auf Cypern machen zu können. Als nach zwei Jahren der König Jakob starb, war Venedig gleich bei der Hand, um sich das Erbe der Tochter der Republik zu sichern. Ein zwischen der Türkei und Ägypten ausbrechender Krieg diente sodann zum Vorwand, die Insel zur Sicherung gegen unvermutheten Anfall mit Truppen zu besetzen und hierauf an die Königin das Ansinnen der Abdankung zu stellen. Katharina Cornaro, wohl wissend, daß man sich dem Willen der Zehner nicht ungestraft widersetzte, dankte ab und die Republik schämte sich nicht, Cypern 1489 gegen Tributzahlung als ein Lehen von Ägypten, also aus muselmännischen Händen zu empfangen.

So war die Republik Venedig, aller Glücksschwankungen ungeachtet, auf dem Höhenpunct ihrer Macht angelangt, um von da aus allmählich wieder herabzusteigen. Außer dem Dogat, das aus der Stadt Venedig mit den Lagunenstädten bestand, und außer den schon bezeichneten Besitzungen auf dem Festlande, umfaßten ihre Seeländer das ganze adriatische Küstenland mit den albanesischen Inseln, einen Theil von Livadien mit Lepanto, einen Theil von Morea mit Patras, Argos, Napoli, einen Theil von Macedonien mit Thessalonich, die Inseln Zante, Corfu, Negroponte, Cypern und Candia — zusammen 25,400 Q. M. Landes mit 3,800,000 Seelen, so daß sie, ungeachtet der Zerstückelung ihres Gebiets und der geringen Anzahl ihrer Unterthanen, doch die erste See- und Handelsmacht jener Zeit war und an Reichthum die größten Monarchieen Europas übertraf, daher denn Kaiser und Könige sich stets um ihren Beistand bewarben.

Genua's Macht (XVII. 3, 1) war durch den 123jährigen Kampf mit seiner Nebenbuhlerin Venedig, von welchem so eben in der Geschichte Venedig's die wesentlichsten Züge angegeben worden sind, gebrochen. Nachdem es sich wegen Venedig's Übermacht von 1353—1363 dem mailändischen Einflusse hatte hingeben müssen, von dem es im Frieden zu Turin sich wieder losmachte, konnte es nur zeitweise eine selbständige Stellung behaupten. Einerseits die wachsende Macht Mailand's und Venedig's, anderseits innere Zwietracht brachte die Genueser von 1369—1409 unter Frankreichs Herrschaft. Von 1431—1436 gehorchten sie wieder den Visconti's in Mailand; dann 1458—1461 abermals der französischen Herrschaft, bis sie sich 1464 der Gewalt des neuen Herrn von Mailand Franz Sforza unterwarfen. Im Morgenland hatten sie in Galata ihre Hauptniederlassung und Kaffa im Besitz, das sie aber an Mehemed II verloren.

2. Florenz im 14. und 15. Jahrhundert. Weitere Ausbildung der demokratischen Verfassung. Ostracismus. Gewaltsames Aufstreben der niedern Zünfte. Steigende Macht der Signorie. Aufgang der Mediceer. Cosimo's alleinherrliches Walten. Lorenzo der Prächtige. Pflege der Künste und Wissenschaften. Verschwörung der Pazzi. Krieg mit Sixtus IV und Neapel. Sinken und Wiedersteigen der Mediceer.

Florenz, als demokratische Republik der Gegensatz von Venedig, war seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, ungeachtet innerer Parteikämpfe durch den Handel und Gewerbfleiß seiner Bürger an Bedeutung gestiegen. Der dabei hervortretende Gegensatz zwischen den Reichen und Armen führte durch die Unterdrückung der letztern zu dem Emporkommen der **Mediceer**, welche der Gedrückten sich annehmend, durch Reichthum, Bildung und Staatsklugheit zu einer fast fürstlichen Stellung gelangten und in derselben auf die Leitung dieser Republik, wie auch auf die geistige Entwicklung Italiens den größten Einfluß gewannen.

Nachdem die siegende Partei der Schwarzen (XVII. 3, 1) den Angriff Kaiser Heinrich's VII glücklich abgewehrt und einen Versuch, die Rückkehr der verbannten Weißen zu erzwingen, zurückgewiesen hatte, befestigte sich die Herrschaft des höhern Bürgerstandes (des populo grasso) d. i. der reichen Mitglieder der 7 oberen Zünfte durch neue Einrichtungen. Um Revolutionen vorzubeugen, wurde die Wahl der Signorie geändert, indem man die Prioren, welche den obersten Stadtrath ausmachten und durch Selbstergänzung ihre Familien in dem ausschließlichen Besitz der Regierung erhalten hatten, von nun an durch das Loos wählte. Auch führte man den Ostracismus ein, durch welchen man einflußreiche Bürger, von denen man Gefahr für die bestehende Ordnung besorgte, auf eine Zeit lang verbannte (1323).

Um den inneren Parteiungen vorzubeugen, wurde später ein Volksrath von 300 Mitgliedern und ein Gemeinderath aus 250 adeligen und aus 250 bürgerlichen Beisitzern gewählt, und bestimmt, daß jeder dieser Beamten nur 4 Monate, die Prioren nur 2 Monate im Amt bleiben sollten, damit möglichst Viele Antheil am Regieren bekämen und Keiner seine Amtsstellung zu eigner Erhöhung benützen könnte!

Neue Versuche des Adels, sich mit Hülfe fremder Herren, die sich die Stadt einigemal in ihrer Bedrängniß gab, wieder die Herrschaft zu verschaffen, gaben Veranlassung zu innerer weiterer Ausbildung der Demokratie. Mehr und mehr strebten auch die 14 niedern Zünfte nach Betheiligung am Regiment, bis sie 1343 nicht nur den gleichen Antheil mit den höhern Zünften errangen, sondern auch die Adelsgeschlechter nöthigten, sich in die Zünfte einschreiben zu lassen und so gleichsam in den Bürgerstand überzutreten.

Noch bestand aus alten Zeiten eine sogenannte Guelfenverbindung, mit Hauptleuten an der Spitze, in welche dem Adel der Eintritt nicht verschlossen war. In dieser Verbindung schloß er sich desto enger dem populo grasso an, um die untern Zünfte durch Parteiumtriebe vom Eintritt in die Ämter abzuhalten. Darüber entstanden Gährungen. Um daher der Verfolgungssucht der Guelfenpartei entgegenzuwirken, verbanden sich selbst mehrere bedeutende Männer aus den höhern Zünften (darunter ein Medici) 1378 mit den niedern Zünften zur Abstellung jenes Mißbrauchs. Allein die niedern Zünfte giengen in ihren Begehrungen weiter, verbanden sich mit dem gemeinen, nicht zünftigen Volk und forderten gänzliche Änderung der Verfassung. Bald erzwangen sie in einem Aufruhr die Aufhebung der bisherigen Verfassung, schafften die Signorie ab, ernannten den Wollkrämer Lando zum Gonfaloniere, der mit neun Räthen (drei aus den höhern Zünften, drei aus den niedern, und drei aus dem gemeinen Volk) die neue Regierung bilden sollte. Lando, ein wohlgesinnter, energischer Mann, brachte den wüthenden Pöbel zur Ordnung, stellte die alte Verfassung wieder her und legte nach zwei Monaten seine Würde nieder, worauf 1382 der höhere Bürgerstand wieder die Obmacht erlangte.

Obgleich nun die Welfenherrschaft die Besetzung der Ämter wieder in ihre Gewalt brachte, so war doch die florentinische Aristokratie, bei welcher der Geburtsadel vom Geldadel getrennt war, keine so drückende wie die venetianische. Ihre Macht stieg bald so hoch, daß halb Toscana und selbst Pisa, dem Gebot der Signorie von Florenz gehorchte. Bald aber bekam die mächtige Familie Albizzi vorherrschenden Einfluß, der das Volk um seine Freiheit besorgt machte; daher es seine Hoffnung auf die Familie **Medici** setzte, die wegen ihres ungeheuern, in Wechselgeschäften gewonnenen Reichthum's in großem Ansehen stand und deren Haupt Johann (Giovanni) durch Freigebigkeit und staatskluge Mäßigung selbst der herrschenden Partei Achtung einflößte. Er starb 1428 mit dem Ruhm, ein Hort und Schild der Ärmern gewesen zu seyn, und hinterließ seinem Sohne **Cosimo** (Cosmus) die Grundlage zu einer fast fürstlichen Macht, die derselbe, an der Spitze der Volkspartei, durch Freigebigkeit und Großmuth zu erweitern strebte. Weil er aber dabei nicht die Milde und Mäßigung seines Vaters besaß, zog er sich den Haß der Albizzi zu und wurde auf deren Betrieb auf zehn Jahre aus der Republik verbannt (1433).

Allein das Volk setzte schon im folgenden Jahre die Zurückberufung desselben durch und sein Gegner Albizzi mußte in die Verbannung. Von da an war Cosmus 30 Jahre lang die Seele der Republik, und ob er gleich kein Staatsamt annahm und keine Waffengewalt anwendete, leitete er doch in der That den Staat durch seine Klugheit und Umsicht mit solchem Erfolg, daß Florenz unter ihm den Gipfel seines Glückes und Glanzes erreichte. Um seinen Einfluß auf die Staatsregierung zu sichern, bewirkte er eine Abänderung der Beamtenwahlart, indem fortan ein Ausschuß, genannt Balia, mit dictatorischer Gewalt bekleidet, die Wahl in die Hand nahm, so daß die Ämter stets im Sinne seines Systems besetzt, aber freilich dadurch auch die demokratischen Grundlagen des Staats dem Wesen nach aufgehoben wurden.

Eben so bekundete er seine Hinneigung zu alleinherrlichem Walten dadurch, daß er den Franz Sforza von Mailand in der Befestigung seiner Fürstengewalt unterstützte. Nichts desto weniger ließen sich die Florentiner diese Eingriffe in ihre Rechte gefallen, weil sie sich bei der größten Stetigkeit der neuern Regierungsart besser befanden und seine Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit gegen alle Hülfsbedürftigen ihn gegen die Bisse des Neides schützten. Die Freigebigkeit, womit er seinen Reichthum zum Besten des Gemeinwesens, insbesondere zur Förderung der Kunst und Wissenschaft (z. B. durch Stiftung einer platonischen Akademie) anwendete, so wie die hohe Geltung, die er dem florentinischen Staat auch im Auslande verschaffte,

erwarb ihm die Bewunderung Italiens sowohl, als des übrigen gebildeten Europa, und als er 1464 starb, ehrte ihn das dankbare Florenz mit dem Namen „Vater des Vaterlandes."

Sein Sohn Pietro, dem des Vaters großartiges, achtunggebietendes Wesen abgieng, erhielt sein Haus nur mit Mühe und durch rechtzeitige Vereitlung einer Verschwörung; doch behauptete er sich nachher durch ein Bündniß mit Mailand und Neapel gegen die von seinen Gegnern auswärts versuchten Anzettelungen in seiner mächtigen Stellung. Bei seinem Tode 1469 hinterließ er seinen beiden, noch jungen, von den größten Gelehrten damaliger Zeit gebildeten Söhnen Lorenzo und Giuliani (Julian) die Regierung.

Unter diesen gewann **Lorenzo** der Prächtige (Magnifico) durch den Adel seiner Gesinnung, die Vielseitigkeit seines Geistes, die Feinheit seiner Bildung und durch die großartige, ja verschwenderische Freigebigkeit, mit der er die Kunst und Wissenschaft pflegte, die Liebe des Volks und die Bewunderung seiner Zeit in noch höherem Grade als Cosimo. Schon in den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens aber bekam er an den Gliedern der Familie Pazzi, die nach der mediceischen die vornehmste in Florenz war, so heftige Feinde, daß diese den Plan zum Sturz der Medici faßten. In diesem Plan wurden sie vom Papst Sixtus IV unterstützt, weil Lorenzo den hierarchischen Bestrebungen desselben nicht günstig war. Zu gleichem Zweck schloß der Papst ein Bündniß mit Neapel und einigen kleinern italienischen Höfen, wogegen sich die Medici mit Mailand und Venedig verbanden.

Die **Verschwörung der Pazzi** kam am 26. April 1478 zum Ausbruch. Lorenzo und Julian sollten in der Kathedrale jeder von zwei Verschwornen, in dem Augenblick ermordet werden, wenn der Priester die Hostie emporhob. Als beim Beginn des Gottesdienstes nur Lorenzo erschien; eilten Franzesco Pazzi und Baroncelli, die den Mord Julians übernommen hatten, in dessen Wohnung und beredeten ihn unter verstellten Freundschaftsbezeigungen zum Gang in die Kirche. Als der bezeichnete Moment eintrat, fiel Julian sogleich unter den Dolchstichen seiner Mörder; Lorenzo aber hielt den Stoß derer, die ihn zu erdolchen übernommen hatten — es waren zwei Priester! — mit seinem Mantel auf und trieb sie in die Flucht. — Unterdeß hatte der Erzbischoff Salviati von Pisa, einer der Verschworenen, die Glieder der Signoria in ihrem Versammlungssaal gefangen nehmen wollen: diese vertheidigten sich aber und überwältigten mit Hülfe des mediceischen Anhangs ihre Angreifer, worauf sogleich der Erzbischoff mit noch zwei Häuptern der Verschwörung vor das Fenster hinaus gehängt und die andern auf die Straße hinabgestürzt wurden. Das erbitterte Volk wüthete mehrere Tage lang gegen alle Feinde der Medici; nur Baroncelli entkam nach Constantinopel, wurde aber von Mehemed II ausgeliefert und zu Florenz hingerichtet.

Hierauf schleuderte Sixtus IV den Bann gegen die Florentiner und begann mit Neapel den Krieg gegen die Republik. Als der Krieg für Florenz eine unglückliche Wendung nahm und die Bürgerschaft in ihrer Stimmung für die Medici zu erkalten schien, eilte Lorenzo heimlich nach Neapel und wußte den König durch seinen Geist und seine beredten, nicht ungegründeten Warnungen vor den ihm von Venedig und Frankreich her drohenden Gefahren so für sich einzunehmen, daß dieser sich zum Frieden mit Florenz entschloß. Der Papst setzte zwar den Krieg fort; als aber die Türken in Verbindung mit Venedig Otranto einnahmen (K. 11, 2) und durch diese Gefahr die italienischen Staaten zur Einheit gemahnt wurden, söhnte er sich mit Florenz wieder aus (1480).

Diese Wendung der Dinge befestigte die Macht der Medici nur um so mehr, und Lorenzo trat von nun an, besonders da nach Sixtus' Tod der neue Papst Innocenz VIII ein Freund seines Hauses war, mit der Macht und Pracht eines Fürsten auf, weßhalb er auch seine Handelsgeschäfte ganz aufgab. Sein Hof war fortwäh-

rend der Sammelplatz der größten Gelehrten und Künstler, die an ihm, der selbst Dichter und Kunstkenner war, den freigebigsten Förderer ihrer Bestrebungen hatten, wie denn namentlich viele der griechischen Gelehrten, die nach dem Falle Constantinopels aus ihrem Vaterlande flohen, bei ihm ein ehrenvolles Asyl fanden. Unter den Männern der Wissenschaft begünstigte er besonders den Philologen Ficinus, der den Plato übersetzte, und Poliziano, um dessentwillen aus ganz Europa lernbegierige Schüler nach Florenz strömten; unter den Künstlern vor allen den großen Baumeister Michel Angelo, der sein täglicher Tischgenosse war. (Ein Näheres von dem Einfluß der Mediceer auf den Aufschwung der Wissenschaften in Italien wird weiter unten am geeigneten Ort beigebracht werden). Lorenzo's ungemessene Freigebigkeit brachte zwar sein Haus dem Bankbruch nahe; allein so groß war die Liebe des Volks zu ihm, daß die Republik seine Schulden übernahm und ihm nach wie vor mit Freuden gehorchte.

Lorenzo starb in seinen besten Jahren an der Gicht (1492). Sein Sohn und Nachfolger Pietro II konnte das Ansehen seines Hauses nicht aufrecht erhalten: er verdarb es mit dem Herzog von Mailand, gerieth dadurch mit Karl VIII von Frankreich in Krieg (K. 13, 1) und schloß einen nachtheiligen Frieden, der die Florentiner so empörte, daß sie ihn vertrieben und alle seine gewaltsamen Versuche, sich wieder in die Herrschaft zu setzen, vereitelten. Er ertrank 1498.

In demselben Jahre starb auch der merkwürdige Mann, der als Führer der demokratischen Partei zu Florenz der Haupturheber der Vertreibung der Mediceer gewesen war. Es ist dies der Dominicaner Hieronymus (Girolamo) **Savonarŏla**, einer der bedeutendsten Geister jener Zeit. Geboren zu Ferrara 1452 und ausgestattet mit vorzüglichen Geistesgaben, widmete er sich dem Klosterleben. Seine außerordentliche Vorliebe für die Wissenschaften und sein strengreligiöser Wandel erwarben ihm die allgemeine Aufmerksamkeit und insbesondere die Achtung Lorenzo's, der ihm 1490 die Stelle als Prior des Dominicanerklosters S. Marco in Florenz erwirkte. Dort fesselte er durch seine gewaltigen Predigten alle Zuhörer, indem er die herrschende Üppigkeit und Sittenlosigkeit, insbesondere aber die Verweltlichung der Kirche und das lasterhafte Leben der Geistlichkeit mit dem ganzen Feuer seiner eindringenden Beredsamkeit angriff und zuletzt mit leidenschaftlicher Begeisterung auf eine gänzliche Umwandlung des kirchlichen und politischen Lebens drang. Vergebens suchte Lorenzo, dem die rücksichtslose Schärfe des Redners mißfiel, ihn zur Milderung seiner Lehren zu bewegen. Sein Wächterruf wurde immer lauter und kühner. Erfüllt von der Überzeugung, daß die Welt im Ärgsten liege, prophezeihte er ein großes Strafgericht, das Florenz und ganz Italien treffen und das Gott durch das Schwert Frankreichs schicken werde. Als nun einige Jahre darauf Karl VIII wirklich einen Eroberungszug nach Italien unternahm (K. 12, 1. 3.), stieg Savonarola's prophetisches Ansehen im Volke, aber auch der Haß seiner Gegner, insbesondere der jungen Aristokraten, die sich in ihrem genußsüchtigen Leben gestört, und der Geistlichen, die sich durch seine Strafreden getroffen fühlten.

Nach dem Einrücken der Franzosen und nach der Vertreibung der Medici, welche vorzüglich durch seinen Einfluß bewirkt wurde, war Savonarola die Seele der politischen Ummwälzung, durch welche Florenz nun wieder eine demokratische Verfassung bekam, indem zwar nicht alle Bürger, aber doch alle diejenigen Antheil an der Regierung bekamen, deren Voraltern schon dieses Recht geübt hatten. Auf seinen Betrieb wurden nun Gesetze gegeben, welche die Vertilgung der Laster und die Einführung eines sittenstrengen Lebens unter allen Ständen bezweckten. Bald sah man keine Karten- und Würfelspiele mehr, die Wirthshäuser waren geschlossen, die Theater standen leer: der Sitteneifer war so groß, daß in den kirchlich geschlossenen Zeiten eine Anzahl adeliger Jünglinge von Haus zu Haus gieng und sich Spielkarten,

Würfel, anstößige Gemälde und Bücher (z. B. den Boccaccio) geben ließ, die sie am Carnevalstag auf Einem Haufen verbrannten. Die Fasten wurden so streng gehalten, daß das Fleisch wegen geringen Verbrauchs tief im Preise fiel. Von allen Weltgegenden kamen vornehme Fremde herbei, um den berühmten Sittenprediger zu hören; selbst der Sultan ließ sich seine Predigten kommen und in's Türkische übersetzen.

Dagegen vermehrte der übertriebene Eifer seiner Anhänger die Zahl seiner Feinde, so daß man schon von Anschlägen gegen sein Leben sprach. Da er auch gegen das Verderbniß des Papstthums die ganze Schärfe seines kühnen Wortes richtete und ein Papst wie Alexander VI alle Ursache hatte, diesen Mann zu fürchten, zumal Savonarola in seinen Briefen an viele christliche Fürsten sich geradezu über dessen Entwürdigung des päpstlichen Stuhls ausließ, so drohte ihm von Rom her die meiste Gefahr. Alexander ließ ihm zuerst den Cardinalshut bieten, wenn er schwiege. Savonarola antwortete, „er begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums", und gab keiner päpstlichen Weisung Gehör. Nun suchte Alexander die Signorie von Florenz zur Auslieferung des ihm so gefährlichen Redners zu bewegen. So lange diese Signorie am Ruder war, wurde jedes solche Ansinnen abgeschlagen. Aber das eingeführte demokratische System war seinem Urheber selbst verderblich. Der jährliche Ämterwechsel führte im darauffolgenden Jahr eine andersgesinnte Signorie herbei, unter der man einen Versuch wagen konnte, den Redner sogar auf der Kanzel zu überfallen: mit Noth wurde er von seinen Anhängern gerettet. Hierauf wurde ihm das Predigen verboten und vom Papste der Bann über ihn ausgesprochen. Als ~~er~~ aber nach abgelaufenem Jahr wieder eine ihm günstige Signorie an das Ruder kam, betrat er die Kanzel wieder, stellte den Bann als ungerecht dar und griff schonungsloser als je die Verderbtheit der Kirche an.

Nicht lange darauf trat abermals ein ihm ungünstiger Ämterwechsel ein. Die Spaltungen der Parteien und die Leidenschaft der Gemüther erreichte den höchsten Grad. Ein Franziscaner (ein Minorit) gerieth mit einem Schüler Savonarola's, dem Dominicaner Domenico da Pescia, in Streit und erbot sich die Falschheit der Lehren Savonarola's durch die Feuerprobe darzuthun. Das Anerbieten wurde von dem Dominicaner angenommen und der Tag bestimmt, da beide durch's Feuer gehen wollten. Die beiden Scheiterhaufen, durch welche sie hindurchgehen sollten, waren errichtet, das ganze Volk versammelt und voll Erwarten über den Ausgang des Gottesgerichts. Aber die beiden Kämpfer blieben aus; die Mönche der beiden Orden zankten sich auf's heftigste, und als die Nacht unter vergeblichem Warten herbeikam, trieb die Signorie beide Parteien auseinander.

Der Unwille der Getäuschten richtete sich nun gegen Savonarola: der Pöbel, der ihn noch vor Kurzem als Propheten verehrt hatte, stürmte sein Kloster, legte sogar Feuer ein, und führte ihn gebunden und unter Beschimpfungen und Mißhandlungen vor die Signorie. Ein aus seinen Gegnern zusammengesetztes Gericht suchte ihn durch die Qualen der Tortur zum Widerruf zu bewegen. Deßungeachtet konnte man, da er jedesmal seine durch den Schmerz ihm ausgepreßten Aussagen wieder zurücknahm, keinen Grund der Verurtheilung finden. Daher verfälschte man die Protokolle, und auf diese hin erfolgte die päpstliche Verdammung.

Savonarola wurde nun von der Signorie nochmals gefoltert und dann verurtheilt als Ketzer und Schismatiker, mit noch zwei Dominicanern (darunter jener da Pescia) verbrannt zu werden. Mit Ruhe hörte er das Urtheil, gab sich selbst das Abendmahl und gieng standhaft in den Tod. Noch in den Flammen hob er die halbversengte Hand wie segnend empor (den 23. Mai 1498).

Da sein Reformationswerk, obwohl aus tiefsittlichem Grunde entsprungen, dennoch großentheils auf die eigne Kraft gebaut war und darum nicht völlig auf selbstverläugnender Demuth und ungetheiltem Glauben ruhte, sondern in einer unglücklichen Ver-

mischung von Religion und Politik bestand, so gieng es unter, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Vierzehn Jahre darnach gelangte das mediceische Haus wieder zur Regiegierung, um fortan dieselbe zu behaupten, und sogar der Kirche zwei Päpste und dem französischen Throne zwei Königinnen zu geben, — ob mehr zum Wohl oder zum Weh der Menschheit, wird zum Theil schon die folgende Periode zeigen.

3. Mailand im 15. Jahrhundert. Die Gewaltherrschaft der Visconti. Johann Galeazzo Alleinherr. Treulose Staatskunst der Visconti. Krieg mit den Venetianern und deren Verbündeten. Die Condottieri. Sturz der Visconti. Die Herrschaft der Sforza.

In Mailand hatte sich durch Matteo Visconti, der sich durch Schlauheit vom Kaiser Heinrich VII (s. oben XVII 3, 1) das Reichsverweseramt und von seinen Mitbürgern das Signorat zu verschaffen wußte, eine Gewaltherrschaft gegründet, die seine Nachfolger durch Eroberungen und despotische Künste weiter ausdehnten, bis nach dem Aussterben der Visconti eine kurze Freiheitszeit, eintrat, nach welcher Mailand unter die Herrschaft Franzesco Sforzas eines jener vielen Söldnerführer gerieth, die damals in den Kriegen der Italiener zu einer wichtigen Bedeutung kamen.

Die **Visconti** stunden als Ghibellinen im Anfang des 14. Jahrhunderts noch im Bann sammt ihrem ganzen Gebiet, bis Azzo Visconti 1330 durch seinen Übertritt auf die welfische Seite die Aufhebung des Bannes bewirkte. — Unter seinen Nachfolgern begünstigte Galeazzo II, ein prachtliebender Fürst, zwar die Wissenschaften und die Literatur, so daß Petrarca ihn sehr rühmt; aber seine harten Strafedicte und Steuerbedrückungen machten ihn beim Volke verhaßt. Er starb, vom Geiz verzehrt, 1378. Sein Neffe Bernabo war ein so unmenschlicher und grausamer Despot, daß der Papst die Ungarn und Deutschen zu einem Kreuzzug gegen ihn aufrief: aber dennoch vermochten alle seine Feinde wenig gegen ihn auszurichten. Seine Tyrannei gieng so weit, daß er jede Beleidigung, die einem seiner 5000 Jagdhunde widerfuhr, mit dem Tode bestrafte. Als er auch seinen Neffen Johann Galeazzo seiner Besitzungen berauben wollte, wurde er von diesem überlistet, gefangen und vergiftet.

Johann Galeazzo, dadurch im Alleinbesitz des ganzen mailändischen Gebiets, war ein persönlich feiger, dagegen in allen Künsten des Trugs gewandter Mann. Ohne selbst Kriegsmann zu seyn, dehnte er bloß durch seine schlaue Politik, insbesondere durch stets wechselnde Bündnisse, vorzüglich mit Venedig, seine Macht so weit aus, daß zwischen den Alpen und den Apenninen nur Savoyen sich frei von seiner Herrschaft hielt, Montferrat, Gonzaga und Este wenigstens seinem politischen Einfluß folgen mußten. Seiner Macht fehlte nur noch der Herzogstitel und diesen für Geld ihm zu ertheilen, ließ sich 1395 Kaiser Wenzel herbei (XVII. 4, 4). Sein Versuch, sich des Herzogthums Mantua zu bemächtigen, scheiterte an der Festigkeit der Republik Florenz. Doch mußte sich ihm Pisa ergeben. Auch schlug er den Angriff Kaiser Ruprecht's glücklich ab. Obgleich herrschsüchtig, stolz und grausam, war er doch nicht ausschweifend und begünstigte die Wissenschaften. Er starb 1402 an der Pest.

Unter seinem unmündigen Sohne Johann Maria und dessen Mutter, als Vormünderin, brach der Kampf der Ghibellinen und Welfen mit der größten Erbitterung aus, und als der schwache und elende Fürst zur Regierung kam, sah er sich mit seiner Herrschaft fast nur auf die Stadt Mailand beschränkt, übte aber eine so grausame Despotie, daß er die Verbrecher vor seinen Augen mit Hunden zerreißen, und

diese, um sie zu solchem Henkerdienst geschickt zu machen, mit Menschenfleisch füttern ließ. Er fiel daher unter den Dolchen von Verschwornen.

Sein Bruder und Nachfolger Herzog Philipp Maria wußte durch treulose Staatskunst, mit der er „Freunde und Feinde" betrog, die verlorne Macht seines Hauses wieder zu gewinnen, beugte durch seinen Feldherrn Franzesco Carmagnola die Republik Genua unter sich und war schon im Begriff, auch gegen Florenz siegreich vorzuschreiten, als er sich durch seinen Argwohn jenes gewandten Feldherrn beraubte, der nun (wie oben K. 12, 1 in der Geschichte Venedig's erwähnt wurde) zu den Venetianern floh, ein Bündniß zwischen Venedig und Florenz gegen Mailand zu Stande brachte, dem sich auch Savoyen anschloß, und an der Spitze des verbündeten Heeresmacht den Mailändern in mehreren Kriegen die empfindlichsten Verluste beibrachte. Nach dem Sturze Carmagnola's (K. 12, 1) übernahm der eben so berühmte und gefürchtete Söldnerführer Franz Sforza im Dienste Venedig's die Führung des Krieges gegen Mailand, und lange schwankte das Kriegsglück, da auch der Herzog an dem Söldnerführer Piccinino einen tüchtigen Feldherrn hatte. Als aber dieser mit andern Generalen von dem kinderlosen Herzog verlangte, daß er seine Länder unter ihnen vertheilen solle, bot der Herzog seine einzige uneheliche Tochter Blanca seinem bisherigen Gegner Franz Sforza mit der Aussicht auf das mailändische Erbe an und verschaffte sich dadurch einen annehmbaren Frieden (1441).

Der Kampf, der sich nach dem Tode dieses unruhigen Fürsten über das mailändische Erbe erhob, endete nach einem vergeblichen Versuche der Mailänder, ihre ehemalige Republik wiederherzustellen, damit, daß der glückliche Condottiere **Franz Sforza**, bereits Herr von Carrara, sich 1450 auch zum Herrn von Mailand machte und bald auch mehrere der abgefallenen Städte unter seine Herrschaft brachte. — Sein Sohn und Nachfolger Galeazzo Sforza (1466—1476) machte sich durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß er in der Kirche ermordet wurde. Dennoch wurde sein erst achtjähriger Sohn Johann Galeazzo Sforza (1476—1494) als Herzog anerkannt, aber in der Folge von seinem tückischen Oheim Lodovico Moro verdrängt. (Von diesem wird weiter unten (Kap. 13, 3) näher die Rede seyn.

4. Der Kirchenstaat seit Martin V. Befestigung der weltlichen Herrschaft Rom's unter Eugen IV und Nicolaus V. Der Nepotismus unter Calixt III und Sixtus IV. Römisches Sittenverderbniß unter Alexander VI. — Neapel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder aragonisch.

Im Kirchenstaat erscheint nach der Aufhebung des Schisma die lang gestörte Ordnung durch Martin V wieder hergestellt, obwohl selbst unter ihm noch ein Versuch zur Einführung einer Republik gemacht wurde. Seine nächsten Nachfolger befestigten die weltliche Herrschaft der Päpste im Kirchenstaate mehr und mehr, bis dieselbe sich gegen das Ende des 15. Jahrhunders durch Alexander VI vollendete, der mit List und Gewalt die noch übrigen Parteihäupter in den verschiedenen Städten seines Gebiets unterdrückte. Dagegen zeigte sich das vorzüglich von seinem Vorgänger Innocenz VIII veranlaßte und durch ihn in's Gränzenlose vermehrte Sittenverderbniß Rom's in seiner grauenhaftesten Tiefe, also, daß die abscheulichen Laster, womit der eben so herrschsüchtige, als wollüstige und rachsüchtige Alexander, in Verbindung mit seinem an Frevelmuth und Verruchtheit alle Vorstellung überbietenden Sohne Cesare

Borgia, seine Tiare befleckte, dem Papstthum selbst die tiefsten Wunden geschlagen haben.

Schon dem oben mehrfach erwähnten Papste Eugen IV (1431—1447) gelang es — ungeachtet der vielen Stürme, die seine Regierung (durch die Angriffe Franz Sforza's auf Rom, durch den von Mailand angestifteten Aufruhr, durch die vom Basler Concil ausgegangene Aufstellung eines Gegenpapst's) betraf, — die weltliche Herrschaft Rom's bedeutend zu befestigen, und zwar vorzüglich durch die von den Cardinälen errungene Capitulation, daß kein Papst Lehen und Gebietstheile ohne Beistimmung der Cardinäle solle vergeben dürfen. Daher konnte **Nicolaus** V (1447—1455) den Kirchenstaat als solchen völlig beruhigt und geordnet übernehmen. Das von ihm 1450 ausgeschriebene Jubeljahr füllte den päpstlichen Schatz so, daß es ihm möglich wurde, durch die Verschönerung der Kirchen und die Pracht der Kirchenfeste den Glanz Rom's zu erhöhen, und diese „Stadt der Christenheit" durch Stiftung der vaticanischen Bibliothek, durch Unterstützung von Künstlern und Gelehrten, besonders durch Aufnahme vieler, nach dem Fall Constantinopels dahin flüchtender Griechen, zum Sammelpunct der Wissenschaft und Kunst zu machen, wozu der gelehrte Cardinal Bessarion das Meiste beitrug. Unter diesem Papste sah Rom zum letztenmal das Schauspiel einer Kaiserkrönung (Friedrich's III) 1452.

Sein Nachfolger Calixt III aus der spanischen Familie Borgia gab durch seinen Nepotismus (d. i. durch die parteiische Vergabung wichtiger Ämter, Würden und Staatsbesitzungen an Glieder seiner Familie) zu heftigen Unruhen und Parteikämpfen Anlaß, so daß **Pius** II, jener vielseitig gebildete Äneas Sylvius, von dessen Kirchenregierung oben (K. 3, 3) die Rede war (1458—1464), nur durch große Strenge gegen den empörerischen Adel die Ruhe zurückführen konnte. Eben diese Strenge bewog die Cardinäle, der landesherrlichen Gewalt seines Nachfolgers Paul's II eine starke Beschränkung aufzulegen, welche dieser aber nicht achtete. —

Sixtus IV (1471—1484), eines Fischers Sohn, nichts weniger als ein apostolischer Mann, übte den ärgsten Nepotismus, wodurch die blutigsten Fehden entstanden, nahm (wie oben K. 12, 2 erzählt wurde) Theil an der Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer in Florenz, suchte eben nicht auf die ehrbarste Weise dem erschöpften Staatsschatz aufzuhelfen und bestätigte die Einführung der spanischen Inquisition (K. 8, 2) Von ihm sagt Macchiavell: „Er begann zuerst zu zeigen, was ein Papst vermöge, und daß gar manche ehedem als Irrthümer angesehene Dinge mit dem päpstlichen Ansehen gedeckt werden konnten." Seinem Nachfolger Innocenz VIII, (1484—1492) glückte es mit seinem Freunde Lorenzo Medici, die Ruhe in Italien wieder herzustellen. Während er einen Kreuzzug gegen die Türken — wiewohl vergebens — betrieb, hielt er den vom Großmeister von Rhodus übersandten Bruder Bajessid's oder Bajazeth's gefangen, aber zum Vortheil dieses Sultans, der ihm dafür eine große Geldsumme zahlte, damit nicht durch seine Loslassung Bajessid's Herrschaft gefährdet würde. Die kirchlichen Angelegenheiten und ein geistliches Leben vernachlässigte er, trieb aber die Sorge um die Erhaltung seines Lebens so weit, daß er sogar durch das Blut von drei Kindern das seine auffrischen ließ. Der frühere Privatwandel dieses Papstes, der seine 16 Kinder möglichst zu bereichern suchte, trug viel zur Sittenlosigkeit in Rom bei, die unter seinem Nachfolger den höchsten Grad erreichte.

Alexander VI (1492—1503), ein Papst, der durch Habsucht und Ehrgeiz, Wollust und Grausamkeit, wie keiner vor und nach ihm, den römischen Stuhl auf das schmählichste entwürdigt hat, hieß als Cardinal Rodrigo Borgia und hatte als solcher vier natürliche Söhne und eine Tochter. Er wußte durch Bestechungen die Stimmen zur Papstwahl zu erkaufen, obgleich er schon so verrufen war, daß König Ferdinand von Neapel bei der Nachricht von seiner Stuhlbesteigung mit Thränen sagte: „Italien, ja die ganze Christenheit würde die verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden." Bald bereue-

ten auch die meisten Cardinäle diese Wahl bitter, und vergebens trachteten sie nach einem Concil, um dieses fluchwürdigen Hauptes los zu werden.

Vor allem gieng er darauf aus, seine Stellung zur Erhebung seiner Bastarde zu benützen und ihnen durch alle Mittel der Gewalt und Intrigue auf Kosten Anderer Fürstenthümer zuzuwenden. Unter seinen Söhnen war der zweite, Cäsar (Cesare) Borgia, sein Liebling, weil er in ihm sein Ebenbild sah, das ihn an wilder Feuerkraft und ungezähmter Lust noch zu übertreffen schien. Er gab ihm das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampeluna als Pfründen, ja erhob ihn sogar zum Cardinal, nachdem er ihn durch falsche Zeugen als ehelichen Sohn eines andern Vaters hatte darstellen lassen. Um nun zunächst seinem ältern Sohne Johann Borgia, dem er durch den König von Spanien schon den Titel Herzog von Gandia hatte geben lassen, ein erbliches Herzogthum zuzuwenden, suchte er die römische Adelsfamilie Orsini mit Waffengewalt ihrer Güter zu berauben, und als dieß nicht gelang, trennte er Benevent vom Kirchenstaat und gab es als ein Herzogthum seinem Sohne Johann. Darüber wurde Cäsar bis zur Wuth neidisch. Kurz darauf, als Johann und Cäsar in einer Nacht von einem Besuche im Hause ihrer Mutter zurückkehrten und beide Brüder sich auf der Straße getrennt hatten, ein jeder um in seine Wohnung zu gehen, ward Johann am andern Morgen nicht mehr gefunden. Ein Arbeiter sagte aus, daß er in dieser Nacht einen Leichnam in die Tiber habe werfen sehen. Der allgemeine Verdacht bezeichnete den Cäsar als Brudermörder, und andere Zeugen bestärkten den Verdacht. Es bestand ohnedieß das Gerücht, beide Brüder hätten in verbotenem Umgang mit ihrer Schwester, der berüchtigten Lucrezia Borgia, gelebt, und nun nannte man Eifersucht die eigentliche Triebfeder zum Morde. — Cäsar konnte nun wenigstens nicht mehr Cardinal bleiben; er legte selbst die Würde nieder, und der französische König Ludwig XII wurde vermocht, ihn zum Herzog von Valentinois zu ernennen. Um für ihn ein weltliches Fürstenthum in Italien zu gründen, wurde nun die Adelspartei der Colonna verfolgt. An der Spitze französischer Truppen fiel Cäsar in die Romagna ein, worin die Colonna's und ihre Anhänger als fast unabhängige Dynasten herrschten, und eroberte theils durch Waffengewalt, theils durch List und Verrath eine Reihe von Städten. Dabei verübte er die ärgsten Erpressungen und zum Zweck der Gütereinziehungen die abscheulichsten Mordthaten. Die also erworbenen Reichthümer vergeudete er mit seinem Vater in den üppigsten Bacchanalien, deren schamloser Lärm auch da nicht verstummte, als das Ablaßjubiläum des Jahres 1500 große Schaaren Andächtiger nach Rom zog. — Im Mordfrevel war Cäsar Borgia ein wahres Ungeheuer: so ließ er auch einen ihm verwandten Cardinal Borgia vergiften und den dritten Gemahl seiner Schwester Lucrezia erdrosseln. Vier seiner mächtigsten Gegner (darunter einen Orsini), die sich gegen ihn verbündet, aber sich wieder mit ihm versöhnt hatten, ließ er, als er sie durch erheuchelte Freundschaft in seine Gewalt bekam, im Kerker umbringen.

Sein Vater ließ alle diese Frevel ungestraft, ja hatte selbst an manchem Theil. Doch die Vergeltung blieb nicht aus. Alexander VI hatte zu einem Gastmal mehrere Cardinäle geladen, denen er (nach Guicciardini) im Einverständniß mit seinem Sohne Gift reichen lassen wollte, um ihr Vermögen an sich zu nehmen; allein die Becher wurden durch ein Versehen des Dieners verwechselt, so daß Alexander und Cäsar das Gift bekamen. Der erstere starb, aller ärztlichen Bemühungen ungeachtet, kurz darnach (den 18. August 1503); des letztern Kraftnatur überwand die Wirkung des Giftes. Doch lag er eine Zeit lang krank darnieder: mittlerweile aber zerfiel seine Macht in der Romagna; später nahm ihn der Papst Julius II gefangen und ließ ihn nur gegen Auslieferung aller festen Plätze los; als er sich sodann nach Frankreich wenden wollte, gerieth er in Neapel in die Gefangenschaft der Spanier (Gonsalvo's s. K. 13, 3), entkam aber zwei Jahre darauf aus Spanien zu seinem Schwager, dem König von Navarra, focht von da aus gegen die Castilier und wurde zuletzt in einem Gefechte vor dem Schlosse Viana

durch einen Schuß getödtet, 1507. (Über den Tod Alexander's s. Ranke „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber".) — Alexander's Nachfolger war Paul III, ein wohlgesinnter Mann, der aber noch in demselben Jahre starb. Ihm folgte der kriegerische Papst Julius II, von welchem im K. 13, 5 näher die Rede seyn wird.

Von **Neapel**, dessen frühere Geschichte schon mit der des übrigen Italiens verflochten betrachtet wurde, sey hier nur noch erwähnt, daß der von der Königin Johanna II 1421 adoptirte Alfons V von Aragonien — nachdem er dieses sein Recht gegen Ludwig III von Anjou und dessen Bruder Renatus (René) durchgesetzt und 1442 Neapel eingenommen hatte, — dieses Königreich bis an seinen Tod 1458 behauptete und es seinem legitimirten Sohne Ferdinand I hinterließ, während er seinem Bruder Johann II die Regierung von Aragonien und Sicilien übertrug (K. 8, 1), so daß also von da an Sicilien wieder von Neapel getrennt erscheint.

Von dem Versuche Karl's VIII von Frankreich, die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel geltend zu machen s. K. 13, 1. u. 3.

Am Schlusse dieses 12. Kapitels, welches die Verhältnisse der wichtigsten italienischen Staaten im 14. und 15. Jahrhundert bespricht, mag noch Einiges von den **Sittenzuständen Italiens** in diesem Zeitraume Platz finden. Am meisten ergehen sich die Chronikschreiber in Klagen und Beschreibungen der merkwürdigen Zunahme der Prunksucht und Sittenlosigkeit. So sagt Giovanni Musso von den Piacentinern: „Große Ausgaben macht man für Nahrung und Kleidung. Die Weiber tragen lange weite Röcke von Sammet, Goldblättern, scharlachrother oder violetter Wolle, wozu der Stoff 60 Ducaten in Gold kostet. Der Rock ist so lang, daß er auf der Erde nachschleift, und darüber sind 3 bis 5 Unzen Perlen aufgereiht; dazu goldene Bänder, kleine mit Edelsteinen besetzte Kapuzen, lange Gürtel von Silber und Perlen und viele Ringe; — auf dem Kopfe Kronen oder Flechten von Perlen und Edelsteinen, am Halse Kränze von Korallen und Ambra." — Junge Männer trugen weiße Schuhe mit 3 Zoll langen Spitzen, Halsketten von Perlen und Korallen, glatte Gesichter und kurzgeschnittene Haare; an andern Orten große Sporen an den Füßen und mächtige Bärte „wie die Barbaren." — Der Aufwand bei Schmäusen gieng bis zum höchsten Überfluß. — Bei feierlichen Gelegenheiten besonders überboten sich die Vornehmen im Prunk. Als Isabella dei Fieschi, Gemahlin des Luchino Visconti eine Reise nach Venedig unternahm, angeblich um ein Gelübde zu erfüllen, vermehrten Gesandte aller Städte ihr Hofgefolge, das von zahllosen Herren, Damen und Dienern gebildet war. So zog sie im prächtigsten Aufzug von Stadt zu Stadt, die sich alle an glänzenden und überraschenden Unterhaltungen zu überbieten suchten. „Der wahre Zweck ihrer Reise jedoch war, ungehindert ihrem Hang nach Liebesabenteuern nachgehen zu können, und da die Damen ihres Gefolges hierin nur zu getreu ihrem Beispiele folgten, nahm endlich ganz Italien ein Ärgerniß daran und ihrem Gemahle konnte dies nicht verborgen bleiben. Von ihm mit einer strengen Züchtigung bedroht, kam sie ihm zuvor, indem sie ihn — ermorden ließ (1348). — Besonders bei Hochzeitmahlen und auch bei Leichenbegräbnissen wurde ein unglaublicher Luxus getrieben. — In Mailand (berichtet Galvano Fiamma) gehen die Frauen umher mit zusammengepreßten Röcken, entblößtem Hals und Busen, tragen sogar auch goldene Kleider; eingezwängt in goldene Gürtel gleichen sie Amazonen, gehen einher mit spitzen Schnabelschuhen und treiben das Würfelspiel; ja um Alles zu sagen, die Schlachtrosse, die glänzenden Rüstungen und, was noch schlimmer, die männlichen Herzen, die freien Seelen, die ganze Theilnahme der Jugend und die Sorgen der Alten, Alles ist aufgegangen und wird verwendet für — Weiberschmuck." — „Wiederholt erlassene und verschärfte Luxusgesetze hatten keinen andern Erfolg, als die Größe des Übels

zu zeigen." — Auch Petrarca klagt über die schmähliche Nachahmung und Vermischung nationaler Trachten. Und Dante rügt, daß es zu seiner Zeit keine Gränzen mehr gab, sowohl für die Periode der Verheirathung der Töchter, wie für die Höhe ihrer Ausstattung; sonst seien die Mädchen mit 20 und 25 Jahren verheirathet worden, jetzt erhielten sie mit 12 und 15 Jahren Männer.

Da man besonders nach den Frauen die Sitten eines Landes und Zeitraums beurtheilen kann, so sei hier noch folgender Zug erwähnt, der freilich noch in's 13. Jahrhundert gehört. „Mit 14 Jahren war die Paduanerin Speronella mit Jacopino da Carara vermählt, als der Statthalter von Padua, Graf Pagano, sie ihm entführte und zu seinem Weibe machte. Ihre Verwandten verschworen sich aber gegen den Frauenräuber und zwangen ihn durch einen Aufstand, die Speronella herauszugeben. Man vermählte sie dann mit einem Traversari, aus dessen Händen sie aber bald in die des Pietro Zausanno übergieng, den sie jedoch gleichfalls nach drei Jahren verließ, um das Weib des — Ezzelino da Romano (XVI. 6, 4.) zu werden. Diesem entlief sie nach einiger Zeit, um sich in die Arme des Olberico de Fontana zu werfen. So gieng diese Frau von einem Gatten zu dem andern über, unbekümmert darum, ob die verlassenen noch lebten, und als sie zum Sterben kam, machte sie ein langes Testament, worin eine Menge von Kirchen und Spitälern aufgezählt waren, unter welche sie ihre ganze Hinterlassenschaft vertheilte."

Um jedoch diesem Gräuelbild ein edleres, in dieselbe Zeit fallendes Sittenbild gegenüber zu stellen, so sei hier auch der in Dichtung und Volkssage gefeierten Bianca de Rossi, der Gattin des Giovan Battista della Porta, Statthalters von Bassano, erwähnt, welche nach dessen Tode fortfuhr, die Stadt gegen den obgenannten furchtbaren Ezzelino da Romano zu vertheidigen. Die Stadt fiel aber in seine Hände und auch Bianca wurde von dem Tyrannen ergriffen, und weil er nun ihrer Ehre nachstellte, sprang sie zur Rettung derselben aus dem Fenster und brach den Schulterknochen. Nach ihrer Heilung gelang es zwar dem Wüthrich, sie zu vergewaltigen; sie aber eilte hierauf fort an das Grab ihres Gatten und zerschmetterte sich mit dem Grabstein das Haupt. (S. diese und andere Züge aus dem Sittenzustand jener Zeit in Cantu's Allg. Gesch. d. Mittelalters IV, 18.)

13. Kapitel. Deutschland und Italien zur Zeit Maximilian's I.

1. Befreiung Österreich's vom Joche der Ungarn. Tod des Matthias Corvinus. Thronstreit in Ungarn. Kampf Maximilian's mit Wladislav. Vergleich Friedrich's III Tod und Maximilian's Regierungsantritt. Verworrene Lage Deutschland's. Maximilian's Vermählung mit Blanca von Mailand. Ludwig Moro Anstifter des französischen Einfalls in Neapel; Eroberungszug Karl's VIII. Französische Herrschaft in Neapel.

Indem wir wieder nach Deutschland zurückkehren, wo sich das Unglückswetter über dem grauen Haupte Friedrich's III nicht verziehen wollte, versetzen wir uns in die Zeit zurück, da Maximilian 1489 den ersten Frieden mit Frankreich geschlossen und sich dadurch den Besitz der Niederlande gesichert hatte. (K. 6, 4. a. E.) Noch war Österreich in den Händen der Ungarn und der alte Friedrich fern von seinen Erblanden, ein Kaiser ohne Land! Zwar war es ihm gelungen, den kranken Matthias Corvinus zum Frieden zu bewegen; allein die Ungarn durchstreiften deßungeachtet Steiermark, Kärnthen und Krain, und Corvinus wollte Österreich nur gegen eine Kriegsentschädigungssumme her=

ausgeben, die aber dem Kaiser zu hoch war. Noch schwebten die Unterhandlungen, als 1490 der Tod den König Corvinus von seinen körperlichen Leiden und dadurch den Kaiser von seinem schlimmsten Feinde befreite. Die Wiener Bürger verjagten nun mit Maximilian's Hülfe die ungar'sche Besatzung von Wien und legten Österreich wieder in die Hände seiner Erbherzöge.

Die Erledigung des ungar'schen Throns aber führte zu neuen Verwicklungen. Denn Maximilian, dem frühere Verträge ein Anrecht auf den Thron Ungarns gaben, hatte drei gefährliche Thronbewerber: den Johann Corvinus (Sohn des Matthias), den König Albert von Polen und dessen Bruder den König Wladislav von Böhmen. Unter diesen gaben die Ungarn dem letztern den Vorzug und machten ihn zu hrem König. Dieser bot nun dem König Maximilian einen Vergleich an. Maximilian aber, von einer ungar'schen Partei unterstützt, ließ sich nicht darauf ein, sondern machte einen Einfall in Ungarn, eroberte die Krönungsstadt Stuhlweißenburg und legte sich den Titel „König von Ungarn" bei. Schon wollte sich Ofen ergeben, als ein Theil von Maximilian's Truppen wegen rückständigen Soldes ihn verließ, und Max, dem es stets an Geld mangelte, deßhalb genöthigt war, Ungarn seinem Gegner zu überlassen. Vergebens forderte Max die Reichshülfe auf: er mußte froh seyn, daß Wladislav sich zu einem gütlichen Übereinkommen erbot, das ihm den Besitz von Österreich mit einer Kriegsentschädigung, den ungar'schen Königstitel und für den Fall, daß Wladislav ohne männliche Erben sterben würde, die Anwartschaft auf die Krone Ungarn's sicherte (1491).

Nachdem hierauf Max in dem erneuerten Kriege mit Karl VIII von Frankreich (dessen schon oben K. 6, 5. näher gedacht wurde) durch den Frieden zu Senlis 1493 wieder theilweise zu seinem von Karl so schimpflich verletzten Rechte gekommen war, trat in Deutschland eine Zeit der äußern Ruhe ein, die dem alten Kaiser Friedrich noch einen friedlichen Lebensabend gab, dessen Genuß sich ihm durch die Aussicht auf Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht erhöhte, die ihm seine Unterhandlungen über eine Vermählung seiner beiden Enkel mit Sprossen des spanischen Regentenhauses gewährten. Doch hatte er noch den Schmerz, die Türken in Krain einfallen und unter entsetzlichen Grausamkeiten bis Laibach vordringen zu sehen, wo ihnen aber ein Aufgebot Maximilian's eine große Niederlage beibrachte. Unter Beschäftigungen mit Astronomie und Alchymie nahte dem Kaiser die letzte Stunde. Er starb im 78. Jahre seines Alters und im 53. Jahre seiner Regierung.

Sechs Jahre zuvor hatte er sich durch die üble Gewohnheit, die Thüren mit dem rechten Fuß aufzustoßen, einen Schaden zugezogen, der zuletzt in Brand übergieng. Zweimal mußte ihm ein Theil des Fußes abgenommen werden. Während der Heilung zog er sich durch das Essen vieler Melonen, in die er Wasser trank, die Ruhr zu, die seinen Tod herbeiführte.

Müde des schwachen Regiments schöpfte ganz Deutschland bei Maximilian's Regierungsantritt die frohsten Hoffnungen, da seine (oben K. 6, 4. schon bezeichnete) reichbegabte Natur und seine herzgewinnende Persönlichkeit eine bessere Zeit zu verbürgen schien. Es bedurfte aber auch einer bedeutenden Kraft, um das in sich schwer zerrissene und vielfach zerklüftete Reich, das kaum dem Namen nach mehr eine Einheit bildete, aus dem Chaos der mannichfaltigsten Gegensätze herauszureißen: das Reichsoberhaupt mit nur schwacher Autorität und ohne alle Mittel, da die meisten Regalien verloren gegangen und deren Erträgnisse in die Kassen der Landesfürsten übergeleitet waren; der Reichskörper, zum Theil schon mit abgerissenen Gliedern, im Innern in unzählige, in ihren Interessen einander entgegengesetzte Theile gespalten, ohne organisch lebendige Einigung, in stetem Widerstand gegen einen ordnenden Willen von Oben, theilweise in Anarchie begriffen, alle nur auf Mehrung ihres Vortheils und nicht auf Erhaltung des Ganzen bedacht, ohne Selbstverläugnung und Aufopferung für das Ganze, voll Selbstsucht und particularistischer Strebungen: — die Fürsten nur nach voller Ausbildung ihrer Landeshoheit begierig; der Adel ungeachtet seines Besitzverfalls anspruchsvoll und übermüthig; die Städte, durch Handel und Gewerbfleiß zwar meist blühend, aber meist voll Trotz, mit vorherrschendem Gelüste nach Selbstherrlichkeit und ohne Sinn für das gemeinsame Ganze. Von den 340 Herrschaften, in welche Deutschland damals getheilt war, hatte jede das Waffenrecht, ja jeder freie Reichsritter machte Anspruch auf das Fehderecht; selbst Stände und Zünfte erließen noch Fehdebriefe. Die auf Fehden gesetzte Acht half nichts, da dem Gesetze „Hüter und Vollstrecker" fehlten; nirgends war ein völlig gesicherter Rechtszustand, außer einigermaßen da, wo der (schon oben XVII. 4, 3. erwähnte) unterdeß erstarkte schwäbische Städtebund mit seinem schützenden Schwert hinreichte. — Dazu kam, daß Deutschland nach Außen von Mächten umgeben war, die größtentheils den entgegengesetzten Entwicklungsgang genommen hatten und unter denen namentlich die romanischen Völker, vor allen Frankreich, die Macht des Königsthums zur absoluten steigerten und darum durch einheitlichen Willen gewaltige Stöße auf ihre Gegner zu führen im Stande waren.

Es war also hohe Zeit, daß bei solchen Schwächen im Innern und solchen Feinden von Außen das deutsche Reich wieder zu einem Haupte kam, das sich's zur Aufgabe machte, Ordnung und Gesetzlichkeit zurückzuführen und der Kaiserwürde wieder Kraft und Bedeutung zu geben. Allein Maximilian hatte zwar reiche geistige Gaben, hohen ritterlichen Sinn, feurigen Muth, begeisterten Eifer für das, was er als gut und recht erkannte, und einen zum Entwerfen und Schaffen stets regen Thätigkeitstrieb; aber es fehlte ihm bei seinem sanguinischen Temperament an kluger Besonnenheit und fester Ausdauer, — Eigenschaften, die gerade bei der obengeschilderten verwickelten Lage des Reichs, den viel-

fachen Hindernissen und Schwierigkeiten gegenüber, in hohem Grade nöthig gewesen wären. Seine Unbeständigkeit, Vielgeschäftigkeit und leichtsinnige Verschwendung waren nicht geeignet, ihm bei dem Eingreifen in die allgemeinen Weltverhältnisse die beabsichteten Erfolge zu sichern, und mit Bedauern erkennt man, daß Max bei seinen vielen trefflichen Regenteneigenschaften weder ein eigentlicher Staatsmann, noch bei allem persönlichen Kriegstalent ein eigentlicher Feldherr war: daher er auch in seinen meisten Unternehmungen, besonders aber in seinen oft unklugen Verbindungen mit andern Mächten, meist den Kürzern zog.

Schon gleich bei seiner zweiten Vermählung mit der allerdings durch Geist und Bildung ausgezeichneten Blanca Maria Sforza, der Nichte des herrschsüchtigen Herzogs Lodovico Moro von Mailand — Tochter des ermordeten Herzogs Galeazzo Maria (K. 12, 3), Enkelin einer unehelichen Tochter aus dem Hause Visconti, Urenkelin des vom Bauernstand zum Condottiere emporgestiegenen Vaters des Franz Sforza, Usurpators von Mailand — war ein Mißgriff, zu dem er sich vorzüglich durch ihre reiche Mitgift, die seinen Geldbedrängnissen abhelfen sollte, und durch die Vorspiegelungen des schlauen Mailänders, das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herstellen zu können, verlocken ließ, dadurch aber fortan in die Händel Italiens gezogen wurde, wo sich Frankreich unter Karl VIII durch einen ungemein raschen und glücklichen Zug Neapels bemächtigt hatte und dadurch bewies, daß es in Italien festen Fuß fassen wollte.

Unter den italienischen Fürsten jener Zeit war nämlich dieser **Ludwig Sforza**, genannt **Moro** (der Maulbeerbaum), damals noch Vormund seines Neffen, des jungen Galeazzo Sforza (Sohns des ermordeten Galeazzo Maria s. K. 12, 3) der ränkevollste. Er gab diesen seinen Neffen für blödsinnig aus und herrschte an seiner Statt. Dadurch gekränkt und für die Rechte ihres Hauses fürchtend forderte Galeazzo's Mutter Isabella ihren Vater, den Herzog Alfons von Calabrien, Sohn König Ferdinands von Neapel, zur Einschreitung auf. Aus Furcht vor Neapel verband sich daher Moro mit dem Papst Alexander VI und der Republik Venedig. Da er aber diesen seinen Verbündeten nicht recht traute, suchte er auch an Frankreich einen Bundesgenossen und stiftete den König Karl VIII an, mit seinen von dem, (mit René ausgestorbenen) Hause Anjou geerbten Ansprüchen auf Neapel hervorzutreten. Karl, jung, eitel und ruhmbegierig, gieng um so mehr auf Moro's Lockungen ein, da die Eroberung Neapel's und Vertreibung der Türken aus Europa unter seine Lieblingswünsche gehörte. Für die Unterstützung Moro's versprach Karl demselben Frankreich's Schutz in Betreff der Herrschaft Mailand's.

König Ferdinand von Neapel, von jenem Bündnisse unterrichtet, wußte den Papst dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er in die Heirath seiner Enkelin mit einem Sohne des Papstes (K. 12, 4) willigte und ihr ein Fürstenthum zur Mitgift gab. Zwar starb nun Ferdinand; aber sein Sohn Alfons II erhielt den Papst dadurch auf der Seite Neapel's, daß er ihm noch für einen andern Sohn eine seiner Töchter sammt einem Fürstenthum bewilligte.

Plötzlich landete König Karl 1494 mit 12,000 Mann zu Fuß (darunter 8000 Schweizern), 6000 Reitern und vielem Feldgeschütz. Eben als er in Pavia ankam, starb der blödsinnige Galeazzo (wie man allgemein glaubte, von Ludwig Moro vergiftet) mit Hinterlassung eines 5jährigen Sohnes, den Moro bei Seite schob, um selbst die

Herrschaft anzutreten. Hierauf durchzog Karl ohne Widerstand das florentinische Gebiet, wo ihm der schwache Pietro Medici sechs wichtige Plätze nebst 120,000 Ducaten übergab, sich aber dadurch einen Aufstand in Florenz zuzog, der die Vertreibung der Mediceer zur Folge hatte. (K. 12, 2 a. E.)

Von Florenz zog Karl durch das römische Gebiet und in der Neujahrsnacht des Jahres 1495 bei Fackelschein in Rom ein. Dort hatte sich Papst Alexander in die Engelsburg eingeschlossen, verglich sich aber bald mit König Karl, überließ ihm die drei wichtigsten Festungen und stellte seinen Sohn Cäsar Borgia als Geisel, der ihm aber bald zu entwischen wußte.

Hierauf setzte Karl seinen Zug nach Neapel fort, wo Alfons aus Angst, das Volk möchte ihm seine an demselben verübten Grausamkeiten entgelten lassen, eilig die Regierung seinem Sohne Ferdinand II abtrat, um sich nach Sicilien zurückzuziehen, wo er noch im gleichen Jahre starb. Aber der Schrecken, der den Franzosen, welche die Besatzungen zweier erstürmten Festungen niedergemacht hatten, vorausgieng, erfüllte das neapolitanische Heer mit solcher Furcht, daß sie schon beim bloßen Anblick der Franzosen die Flucht ergriffen. Ferdinand selbst floh nach der Insel Ischia, worauf Karl ohne Schwertstreich seinen Einzug in Neapel hielt. In kurzer Zeit hatte er das ganze Land (bis auf wenige Städte) in seiner Gewalt und während er die Neapolitaner mit Festen und Turnieren zu gewinnen suchte, erlaubte er sich und seinen übermüthigen Franzosen die größten Ausschweifungen, so daß man sich bald sogar nach der Rückkehr der aragonischen Herrschaft sehnte.

Zu spät bereute Ludwig Moro, die Franzosen nach Italien berufen zu haben, weil der Herzog Ludwig von Orleans, dem Ludwig Moro beim Einzug der Franzosen in Italien das feste Novara hatte einräumen müssen, als Nachkomme einer Visconti bereits von Ansprüchen auf Mailand redete und die Besorgniß erregte, Frankreich werde sich zum Herrn von ganz Italien machen wollen. Das war der Grund, warum Ludwig Moro dem römischen König Maximilian die Hand seiner Nichte Blanca anbot; denn nicht nur empfieng er dafür die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand, wobei sein Großneffe ausgeschlossen wurde, sondern er gewann auch den König Max durch die Hoffnung, das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herstellen zu können, für den Beitritt zu einem neuen Bündniß zwischen Mailand, Venedig, dem Pabst und Spanien, welches letztere auch für Sicilien fürchtete.

2. Maximilian in den Niederlanden. Verwirklichung der habsburgisch-spanischen Familienverbindung. Reichstag zu Worms. Stiftung des ewigen Landfriedens. Das Reichskammergericht. Eintheilung Deutschlands in anfangs sechs, dann in zehn Kreise. Beginnende Lösung der Schweiz vom deutschen Reiche. Der Schwabenkrieg. Wachsende Bedeutung der Eidgenossenschaft.

Um sich ungehinderter mit Italien beschäftigen zu können, begab sich Maximilian gleich nach seiner Vermählung von seiner Gemahlin begleitet, nach den Niederlanden und übergab dort seinem eben mündig gewordenen Sohne Philipp die Regierung über die Niederlande als dessen mütterliches Erbtheil. Der Erzherzog Philipp, von hoher, schlanker Gestalt, mit hellblonden Locken, blauen Augen, blühendem Gesicht, war einer der schönsten und einnehmendsten Männer seiner Zeit, daher er auch den Beinamen der Schöne bekam. Darum und weil das Land eines Fürsten bedurfte, der ganz demselben lebte, ließen es sich die stolzen Niederländer gefallen, daß er die unmäßigen, seiner Mutter abgezwungenen Privilegien, die so vieles Unheil verursacht hatten, aufhob und seinen Regenteneid nur

auf die bis zu Karl's des Kühnen Tod bestandenen Rechte der Stände ablegte. Auch kehrte wirklich von da an Einigkeit und Friede in's Land zurück und Handel und Gewerbe blühten neu auf, zumal der Handelstractat, den er mit England 1496 schloß, den Holländern und Seeländern freien Handel und freie Schifffahrt nach den englischen Häfen und Küsten verschaffte. Seitdem zog sich der Hauptsitz des Handels von Brügge weg nach Antwerpen, wohin auch die deutsche Hansa, von Brügge's Stolz beleidigt, ihre Niederlage verlegte. Auch mit Spanien wurden die bereits früher angeknüpften Verbindungen durch ein verwandtschaftliches Doppelbündniß befestigt, indem sich Philipp 1496 mit Johanna von Castilien (der Tochter Ferdinand's und Isabella's von Spanien) vermählte, während seine Schwester Margaretha an den Bruder derselben, den spanischen Thronerben Johann von Castilien vermählt wurde, so daß durch diese Verbindungen Frankreich für die Zukunft von zwei Seiten bedroht wurde. Von welchen weitgreifenden Folgen diese Vermählungen seyn würden, ahnete man indeß damals noch nicht, da König Ferdinand außer den beiden genannten Kindern, noch drei Töchter hatte.

Während Maximilian die niederländischen Angelegenheiten ordnete und sich mit der von seinem Vater schon eingeleiteten und nun von ihm kräftig betriebenen Begründung der künftigen Größe des habsburgischen Hauses beschäftigte, schrieb er seinen ersten Reichstag aus, den er (nicht wie es Herkommens war, in Nürnberg, sondern) in dem ihm nähergelegenen Worms hielt. Auf diesem verlangte er die Reichshülfe an Geld und Leuten auf 12 Jahre sowohl zu einem Römerzug, der Mailand als Reichslehen gegen die Franzosen zu schützen bezweckte, als auch zu einem Krieg gegen die Türken, von denen ein neuer Einfall in die deutschen Ostlande zu befahren war.

Die Fürsten zeigten sich zwar geneigt; allein die Städte wollten nicht eher in eine Beschlußnahme willigen, als bis zuvor in Deutschland Friede und Einigkeit, Recht und Ordnung hergestellt wäre, ohne welche Handel und Gewerbe nicht aufkommen könnten. Da aber die erste Bedingung zur Herstellung eines geordneten Rechtszustandes die Aufstellung eines vom Reichsoberhaupt unabhängigen Gerichts war, Maximilian aber darin eine Schwächung der Kaisergewalt erblickte, so zogen sich die Unterhandlungen in die Länge. Erst als auch die Fürsten den Städten in dieser Forderung beitraten, anderseits sein neuer Oheim Ludwig Moro und der Papst auf die Beschleunigung seines italienischen Zugs drangen, sah sich Maximilian genöthigt, in die Errichtung eines Reichskammergerichts und in die darauf sich gründende Stiftung eines allgemeinen und ewigen Landfriedens (7. August 1495) zu willigen, ja selbst mit an dem Entwurfe dieses neuen, von den Ständen begründeten segensreichen Reichsgrundgesetzes zu arbeiten,

dessen Ausführung man übrigens hauptsächlich dem vaterländisch gesinnten Kurfürsten Barthold von Mainz zu danken hatte.

Diese neue, alles Faustrecht aufhebende Landfriedensordnung enthielt folgende Bestimmungen: Niemand, wer es auch sey, Geistlicher oder Weltlicher, sollte einen Andern befehden, bekriegen, belagern, berauben, durch Brand oder auf sonst eine gewaltsame Weise beschädigen oder ihm die Freiheit nehmen dürfen weder in eignem Namen, noch durch Beihülfe oder Vorschub; auch sollte man keinen Friedensbrecher beherbergen, speisen, schirmen, geleiten dürfen. Jeder Übertreter dieses Verbotes sollte in die Strafe der Reichsacht verfallen und mit Leib und Gut haften. Herrenlose Reisige und Fußknechte oder sonst Herumstreifende sollten im Reiche nicht geduldet werden, außer gegen Bürgschaft und Eid. Alle diesem Frieden Zuwiderhandelnden oder gegen dieselben mit Einschreitung Säumenden sollten des Reichsschutzes verlustig seyn: denn zur Vollstreckung der Reichsacht mitzuwirken, war auf Forderung des Gerichts Jeder verpflichtet. — Alle diesem Landfrieden widersprechenden Freiheiten sollten aufgehoben seyn, derselbe jedoch dem gemeinen Recht und dem des Reiches keinen Abbruch thun, sondern dasselbe vielmehr stärken. Die Geldbuße für Verletzung des Landfriedens sollte auf 2000 Mark reinen Goldes steigen.

Jeder Beeinträchtigte oder Beschädigte sollte daher seine Klagen zunächst vor die gewöhnlichen Gerichte —, gegen Reichsunmittelbare aber vor das neuerrichtete Kammergericht bringen. — Dieses **Reichskammergericht**, als höchster Gerichtshof für die Reichsstände und als Appellationsgericht für die mittelbaren Stände, war anfangs aus 17 Richtern zusammengesetzt, davon jeder der 6 Kurfürsten und jede der 8 Reichsprovinzen einen, die Städte zusammen zwei und der Kaiser einen ernannte; dieser kaiserliche Richter hatte zugleich den Vorsitz. Acht von jenen Beisitzern sollten aus der Ritterschaft gewählt, acht aus Rechtsgelehrten bestehen. Ihre Besoldungen für die ersten 4 Jahre sollten aus dem „gemeinen Pfenning" d. i. aus einer deßhalb auszuschreibenden allgemeinen Reichssteuer verabreicht werden (von 500 fl. einen halben Gulden, von weniger als 500 fl. $1/_{24}$ von 1 Gulden). In gewichtigen Fällen sollte das Gericht auch des Kaisers, der Fürsten und der Stände Rath einholen, jedenfalls aber sollte es in des Kaisers Namen die Acht aussprechen dürfen. Die bisherigen sogenannten Fürstengerichte (Austrags- oder Austrägalgerichte), welche zuweilen Fürsten zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten unter einander gebildet hatten, sollten dabei bestehen dürfen. — Zum ständigen Sitz des Gerichtes wurde Frankfurt gewählt und daselbe dort von Max selbst feierlich eingesetzt. Der erste Kammerrichter war Graf Eytel Friedrich von Zollern. (Im Jahr 1530 wurde das Gericht nach Speyer, 1693 nach Wetzlar verlegt.) — Zur bessern Handhabung des Friedens und Rechts trugen die Stände auch auf Errichtung eines Reichsregiments an, das aber zugleich auch über alle Reichssachen sollte Beschlüsse fassen dürfen; allein Max widersetzte sich dieser Maaßregel, weil dadurch der ohnedieß so geringe Rest kaiserlicher Krongewalt vernichtet und das Reich auch der Form nach eine Staatenrepublik geworden wäre. Dagegen erbot er sich zur Errichtung eines Reichshofraths, dessen Mitglieder aus redlichen und verständigen, von ihm gewählten, Männern bestehen sollten, die mit ihm über Ordnung und Recht berathen und in seiner Abwesenheit über die Angelegenheiten des Reichs verhandeln sollten. Indeß wurde im Jahre 1500, auf Anbringen des Kurfürsten Barthold von Mainz dennoch das Reichsregiment als oberste Behörde in Staatssachen eingeführt; allein die Schwerfälligkeit seiner Verhandlungen und des Kaisers Abneigung dagegen war seinem Gedeihen hinderlich. Der Entwurf des Reichshofrath kam erst 1512 zur Verwirklichung und bildete sich nachher weiter aus.

Wie schwer das eingerissene Übel der Gleichgültigkeit gegen Unordnung und Rechtsunsicherheit dem neuen Schutzmittel wich,

zeigt der Umstand, daß die Steuer für das den Landfrieden schützende Gericht nicht eingieng, und besonders der Adel sich nicht dazu verstand. So kam es, daß der erste Kammerrichter schon im ersten Jahre abdankte und daß der alte Fehdeunfug und faustrechtliche Zustand noch geraume Zeit fortdauerte. Erst 1545 wurde das Kammergericht wieder hergestellt und zur leichtern Handhabung der Ruhe und Ordnung, so wie zur raschen und durchgreifenden Vollziehung der Reichskammergerichtsbeschlüsse Deutschland anfangs in sechs, späterhin in zehn Landfriedenskreise eingetheilt, deren jedem ein Kreisoberster mit einigen Räthen vorgesetzt wurde. Obgleich diese Eintheilung unvollkommen war, so legte sie doch den Grund zu einer festern Gestaltung des Reichs und erleichterte dessen Verwaltung bedeutend.

Die anfängliche Eintheilung Deutschlands in sechs Landfriedenskreise umfaßte Franken, Bayern, Schwaben, das Rheinland, Westfalen und Sachsen. — Erst im Jahr 1512 kam die Eintheilung in zehn Reichskreise zu Stande. Diese zehn Kreise waren: 1. der **österreichische** Kreis, 2025 Q. M. bestehend aus Österreich, Kärnthen, Krain, Steyermark und den übrigen habsburgischen Erwerbungen vom adriatischen Meere bis zum Oberrhein, also die ganze Südgränze Deutschlands umfassend; — 2. der **bayerische** Kreis, 1020 Q. M. bestehend aus dem damaligen Reste der altbayerischen Herzogthümer, dem Erzbisthum Salzburg, den Bisthümern Freising, Regensburg, Passau und mehreren Abteien; — 3. der **schwäbische** Kreis 729 Q. M. bestehend aus 90 geistlichen und weltlichen Ständen, darunter die Fürstenthümer Württemberg (das 1495 zum Herzogthum erhoben wurde) und Baden, die Bisthümer Augsburg und Constanz, 20 Grafschaften, 32 Reichsstädte ꝛc.; — 4. der **fränkische** Kreis, an 500 Q. M. mit den Bisthümern Bamberg, Würzburg, Eichstädt, dem Deutschordensgebiet Mergentheim, den brandenburgischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth und fünf Reichsstädten, darunter das wichtige Nürnberg; — 5. der **oberrheinische** Kreis, enthaltend die Bisthümer Straßburg, Basel, Worms, Speyer, Fulda, drei Propsteien, die rhein-pfälzischen hessischen und nassauischen Lande, mehrere andere kleine Fürstenthümer und Grafschaften mit 5 Reichsstädten, darunter Speyer, Worms, Frankfurt a. M.; — 6. der **kurrheinische** Kreis mit den drei geistlichen Kurfürstenthümern Mainz, Trier Köln, der Kurpfalz, dem Fürstenthum Amberg; — 7. der **burgundische** Kreis (erst späterhin enger mit dem Reiche verbunden, mit seinen 4 Herzogthümern, 8 Grafschaften und 9 andern Herrschaften: — 8. der **westfälische** Kreis, 1250 Q. M. mit 3 Stiftern, 7 Bisthümern, darunter Kammerich, (Cambray) Münster, Paderborn, Osnabrück, nebst 8 Abteien; späterhin kam noch Jülich, Berg und Cleve hinzu. Friesland, das seine alte freie Verfassung verlor, wurde theils dem westfälischen, theils dem burgundischen Kreis zugetheilt; — 9. der **niedersächsische** Kreis 1420 Q. M. mit den Erzbisthümern Magdeburg und Lübeck, den Herzogthümern Braunschweig und Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein und Mecklenburg, einigen Herrschaften und 6 Reichsstädten, darunter Lübeck, Hamburg und Bremen; — 10. der **obersächsische** Kreis, 1450 Q. M. enthielt die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg nebst Zubehör, das Herzogthum Pommern, die Fürstenthümer Anhalt und Schwarzburg, das Bisthum Kamin, einige Abteien, und fünf Grafschaften, darunter Mansfeld, Reuß ꝛc.

Eine Rangordnung unter diesen Kreisen fand nicht Statt. Die darin enthaltenen dritthalb hundert Stände hatten beim Reichstag zusammen 500 Stimmen, da die kleinen nur curienweise stimmen durften. Einige Reichsstände hatten gar keine

Stimme; auch gab es Reichsstände ohne Reichslande. — Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz, die preußischen und liefländischen Stände, die Grafschaft Mömpelgard, die schweizerische Eidgenossenschaft und die überalpischen Länder wurden nicht zu dieser Kreiseintheilung gezogen.

Vergebens wurde auch die Schweiz eingeladen, die nun zu Worms getroffene Reichseinrichtung anzuerkennen, sich den Entscheidungen des Kammergerichts zu fügen, vom Bunde mit Frankreich abzulassen und sich durch Anschließung an den schwäbischen Bund die Natur der deutschen Reichsgliedschaft zu bewahren. Die Eidgenossen, durch Frankreich's glänzende Versprechungen gewonnen, weigerten sich beharrlich, und die darum auf beiden Seiten gesteigerte Leidenschaft führte zu dem sogenannten Schwabenkrieg, in welchem Max, aller Anstrengung ungeachtet, nichts gegen die Schweizer ausrichtete und sich unter Vermittlung Mailand's zu dem Frieden von Basel (1499) herbeilassen mußte, der die Lösung der Schweiz von Deutschland eigentlich schon zu einer vollendeten Thatsache machte.

In den Verhältnissen der Schweiz war überhaupt im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts manche Veränderung eingetreten. Seit der burgundischen Kriegsbeute (K. 6, 3.) hatten sich Neid und Haß zwischen verschiedenen Orten der Eidgenossenschaft, insbesondre Zwiespalt zwischen Städtern und Landleuten festgesetzt. Die Frage über die Aufnahme Solothurns und Freiburgs in den Bund hatte sodann die darüber uneinigen Parteien so erhitzt, daß es zum Bürgerkrieg gekommen wäre, wenn nicht der edle Nicolaus von der Flüe, ein wegen seines strengen Lebenswandels wie ein Heiliger verehrter Einsiedler, durch seine ehrwürdige Erscheinung und seine eindringliche Friedensermahnung die Streitenden zur Ruhe und zur Schließung des Stanzer Verkommnisses 1487 bewogen hätte, durch welches Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurden. Dennoch kehrte die alte Sitteneinfalt nicht zurück, und Eigennutz und Händelsucht, erhöht durch das zunehmende Reißlaufen, (K. 4, 1 u. E.) — in Folge dessen die zurückkehrenden Söldner fremde Laster und fremde Krankheiten in's Land zurückbrachten, — verwickelte die Schweizer mehr und mehr in auswärtige Kriege (mit Venedig, Mailand, Neapel), welche ihrer kräftigen Jungmannschaft zum großen Theil das Leben kosteten, wie denn z. B. von den 12,000 Schweizern, die König Karl VIII gegen Neapel führte, (K. 13, 1. a. E.) nur wenige zurückkehrten. — Auch in ihrem Innern waren sie häufig in blutigem Zwist, wiewohl eine allgemeine Landesgefahr sie doch stets wieder zur Einigkeit trieb.

Als der obenerwähnte Schwabenkrieg ausbrach — der seinen Namen daher hat, weil König Max die Schweizer vorzüglich durch den schwäbischen Bund bekriegte, — traten der graue Bund (Graubündten) und der Gotteshausbund mit sieben von den alten eidgenössischen Orten in ein Bündniß. Nachdem die Verbündeten die Verbindung mit Frankreich erneuert hatten, brachten sie an verschiedenen Orten (z. B. bei Dornyk, beim Schanderloch, bei Frastanz rc.) den Schwaben und Österreichern so schwere Niederlagen bei, daß der Kaiser und der schwäbische Bund an jedem Erfolg verzweifelten und sich zum Basler Frieden entschloßen. In diesem Kriege wurden an 2000 Flecken, Dörfer und Schlösser verbrannt und 20,000 Menschen verloren das Leben.

Seitdem unterblieb jeder Angriff der Fremden auf die Schweizer, deren Bund 1501 durch den Zutritt von Schaffhausen und Basel und 1513 durch Appenzell, als den 13ten und letzten Canton, verstärkt wurde. Von nun an bewarben sich Österreich

und Frankreich in die Wette um die Freundschaft der Schweizer, die aber nur dem zu Theil wurde, der sie am besten bezahlte.

3. Vertreibung der Franzosen aus Neapel. Rückkehr Unteritaliens unter die aragonische Herrschaft. Gonsalvo de Cordova. Ludwigs XII Entwürfe auf Italien. Seine Heere in Mailand; Ludwig Moro's Sturz. Der Friede von Trient. Krieg zwischen Frankreich und Spanien wegen Neapel. Siege Gonsalvo's. Spanien's Ferdinand Herr von Neapel.

Unterdessen war die französische Eroberung in Italien (K. 13, 1.) wieder zu nichte geworden. Denn als König Karl VIII von dem Bündnisse zwischen Mailand, Venedig, Spanien, dem Papst und dem römisch-deutschen Könige hörte, faßte er nach vollzogener Krönung in Neapel den Entschluß, mit der Hälfte seines Heeres nach Frankreich zurückzukehren, zumal der bei ihm befindliche Adel ohnedieß nach der Heimath zurückverlangte, um sich daselbst am Lobe seiner Siegesthaten zu laben. Schon standen die Mailänder und Venetianer gerüstet da, um dem Könige den Rückweg zu versperren; allein Karl schlug sich bei Fuornuovo nicht nur durch, sondern besiegte seine Gegner so, daß Ludwig Moro sich gegen Herausgabe Novara's zu einem Vergleiche verstand und Karl sonach Frankreich glücklich erreichte. — Allein der in Neapel unter dem Befehl des Vicekönigs von Montpensier zurückgebliebene Theil des französischen Heeres wurde von dem aus Sicilien zurückkehrenden Ferdinand II mit spanischer Hülfe gezwungen, einen Platz nach dem andern zu räumen, und mußte zuletzt, weil von Frankreich keine Unterstützung kam, den glücklichen Waffen des berühmten spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova gänzlich weichen. Dazu kam, daß der größte Theil des französischen Überrestes noch vor seiner Einschiffung nach Frankreich von einer Seuche hinweggerafft wurde, — also daß von dieser ganzen abenteuerlichen Unternehmung der Franzosen auf Italien keine Spur zurückblieb, außer daß dieses Land durch solche Störung des italienischen Gleichgewichts noch größeren Wirrnissen anheimfiel. — Noch vor vollendeter Räumung Unteritaliens war Ferdinand II gestorben und hatte den Thron von Neapel seinem Oheim Friedrich hinterlassen.

Zwar schien nun die französische Gefahr für Italien beseitigt; da sich aber Karl VIII auf's Neue rüstete, so suchte Herzog Ludwig Moro den König Max (der gerade in Innsbruck war, um die seit 134 Jahren durch Erbtheilung getrennt gewesenen östlichen Lande nach dem Tode des edlen Erzherzogs Siegmund von Tyrol wieder für immer zu vereinigen) zu einem neuen Bündniß mit Mailand und Venedig und zugleich zu einem persönlichen Zug nach Italien zu bereden. Obgleich nun die Reichsstände sich zu keiner Hülfe verstanden, so zog doch Max mit einem kleinen, von mailändischen und venetianischen Hülfsgeldern geworbenen Heere über die Alpen. Weil er aber in Italien Alles ruhig und für seinen Thätigkeitstrieb keine Unterstützung fand, so kehrte er mißmuthig wieder nach Deutschland zurück (1498).

Herzog Ludwig Moro hatte ihn nämlich dazu benützen wollen, um mit seiner Hülfe Pisa, das sich während der französischen Invasion von Florenz losgerissen hatte und von Venedig bedroht war, wieder für die mailändische Herrschaft zu gewinnen. Max, froh, nicht unthätig zu liegen, gebot den Florentinern, die Feindseligkeiten gegen Pisa einzustellen, und schritt, da diese, durch Savonarola (K. 12, 2) bewogen, fest widerstanden, zur Belagerung von Livorno. Allein die späte Jahreszeit und die laue Unterstützung der Venetianer, die selber Absichten auf Pisa hatten, bewogen den König nicht nur zur Aufhebung der Belagerung, sondern auch zur Rückkehr nach Deutschland.

Indessen fand sich wenige Jahre darauf ernste Gelegenheit, wieder an Italien zu denken. In Frankreich starb 1498 Karl VIII, erst 28 Jahre alt, an den Folgen seiner Ausschweifungen, und sein Vetter Ludwig XII (von Orleans), der ihm in der Regierung folgte, nahm gleich bei seiner Krönung nicht nur den Titel eines Königs beider Sicilien, sondern auch den eines Königs von Jerusalem und Herzogs von Mailand an, und bezeichnete damit deutlich, welche weitgreifende Absichten auf Italien er hege. Selbst ohne Einfluß und Rechtssinn, und geleitet von seinem schlauen Günstling, dem Cardinal d'Amboise, schloß König Ludwig ein Schutzbündniß mit Ferdinand von Spanien, gewann den Papst Alexander VI und die Venetianer durch Versprechungen, so wie den Herzog von Savoyen für Gestattung ungehinderten Durchzugs, und rückte mit einem Heere von 28,000 Mann (worunter 5000 Schweizer) über die Alpen. Vergebens wendete sich Ludwig Moro um Hülfe an Friedrich von Neapel, der selbst von seinen widerspänstigen Großen gedrängt wurde, — vergebens an Venedig, das ohnedieß gerade durch die Türken beschäftigt war: daher fiel eine mailändische Festung nach der andern theils durch Ungeschick, theils durch Verrath seiner Feldherren in französische Hände, bis Mailand selbst sich im Aufruhr erhob und Moro sich genöthigt sah zu fliehen. Er wendete sich nach Innsbruck, um Maximilian zur Hülfe zu bewegen; allein dieser war wegen der Saumseligkeit der deutschen Reichsstände außer Stand, das mailändische Reichslehen zu schützen. Zwar gelang es dem Herzog, sich mit Hülfe einer mailändischen Partei, die der Druck der Franzosen empörte, wieder des größten Theils seiner Besitzungen zu bemächtigen; allein sein Glück war von kurzer Dauer: er wurde bei Novara von den Franzosen gefangen und verlor Mailand und seine eigene Freiheit für immer.

Als er nämlich in Novara, wo er von den Feinden eingeschlossen wurde, sich vertheidigen wollte, weigerten sich die Schweizer in seinem Heere, gegen ihre Brüder im französischen Heere zu streiten. Da sie keinem Versprechen Gehör gaben, bat er sie wenigstens um sicheres Geleite bis an einen sichern Ort. Sie gestatteten ihm aber nur, in der Kleidung eines gemeinen Schweizers mit ihnen durch das feindliche Lager zu ziehen. Allein bei diesem Durchmarsch wurde er von einem Schweizer, den der auf seine Auslieferung gesetzte Preiß reizte, verrathen und von den Franzosen ergriffen und nach Frankreich in die Gefangenschaft abgeführt, in der er erst nach zehn Jahren (1510) starb. So fiel der Mann, dessen Ränkesucht die Franzosen zuerst in das Land gezogen hatte, in sein eignes Netz.

Der Verlust Mailand's an die Franzosen, der auch Neapel wieder

bedrohte, bewog den Kaiser zu abermaligen Versuchen, die deutschen Stände zu einer Reichshülfe zu vermögen. Sie wurde ihm aber wieder verweiweigert, doch bewirkte eine ernste Vorstellung an den französischen König Ludwig, daß derselbe mit dem deutschen Reiche einen Waffenstillstand auf ein halbes Jahr schloß, der sodann von dem schlauen Könige zur Aufrichtung des für Frankreich höchst vortheilhaften Friedens von Trient (1501) benützt wurde, in welchem Ludwig XII die Belehnung mit Mailand für sich und seine männlichen Erben erhielt. (Sie wurde 1505 vom Reichstage bestätigt.) Insgeheim aber schloß er mit dem spanischen Ferdinand ein Bündniß, in welchem es auf Neapel abgesehen war, das unter Frankreich und Spanien getheilt werden sollte. Der betrogene, von aller Hülfe verlassene König Friedrich von Neapel sah sich genöthigt, sein Reich abzutreten und sich mit dem Herzogthum Anjou zu begnügen. Allein bei der Theilung der Beute kam es zwischen den beiden hinterlistigen Mächten zu einem Zwiespalt, weil ein geheimer Vertrag Ludwig's mit dem Erzherzog Philipp von Burgund dem kleinen Sohne des letztern, dem Erzherzog Karl, als künftigem Gatten der Tochter Ludwigs, den Besitz Neapels zusprach. Darüber entstand Krieg. Der von dem spanischen König Ferdinand überlistete König Ludwig sah sein Heer von dem nicht minder unredlichen spanischen Feldherrn Gonsalvo in drei Schlachten geschlagen und mußte im Frieden 1505 Neapel ganz an Spanien überlassen.

4. Maximilian's vergebliche Bemühung um einen Türkenkrieg. Der bayerische Erbfolgekrieg. Das Haus Habsburg in Philipp von Burgund auf castilischem Throne. Philipp's Tod. Ludwig XII Eifersucht auf das habsburgische Haus und erneuerte Absichten auf Italien. Maximilian's Römerfahrt. Erwerbung des Kaisertitels. Maximilian's Krieg mit Venedig. Waffenstillstand.

Eben so, wie in Bezug auf Mailand, scheiterten Maximilian's Versuche, die Reichshülfe zu einem Türkenkriege — diesem seinem Lieblingswunsche, den er seit seiner Jugend mit stets wiederkehrender Begeisterung hegte, — zu gewinnen, an der nüchternen Berechnung der Kurfürsten, welche, übrigens mit Recht, von einem Krieg gegen diesen übermächtigen Feind nur dann einen Erfolg hofften, wenn ihn die Gesammtheit aller, oder doch der bedeutendsten christlichen Mächte unternehmen und der Papst, anstatt (wie es damals gerade der Fall war) in einem Bunde mit den Türken zu stehen, an die Spitze dieser christliche Unternehmung treten würde. — Nun machte Maximilian Anschläge und Anstalten, den Türkenkrieg auf eigne Faust zu beginnen, wurde jedoch durch den Ausbruch des bayrischen Erbfolgekriegs genöthigt, vor der Hand solche weitaussehende Plane zurückzustellen.

Es hatte nämlich Herzog Georg der Reiche von Niederbayern (Landshut), weil er keine männlichen Erben hatte, seinen Eidam, den Pfalzgrafen Ruprecht, zum Erben seiner Lande eingesetzt, während, den Hausverträgen gemäß, das Erbe an den

Herzog Albrecht den Weisen von Oberbayern (München) hätte fallen sollen. Obgleich nun der Kaiser den Herzog Albrecht damit belehnte, so setzte sich doch Ruprecht mit Gewalt in den Besitz von Niederbayern und trotzte mit dem größten Übermuth dem Kaiser und Reich, so daß er sammt seinem Vater, dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der ihm beistand, in die Reichsacht erklärt wurde. Da nun Ruprecht zu den Waffen griff, und auch der Kaiser mit Ansprüchen auf mehrere bayrische Besitzungen, die ehemals österreichisch waren, gegen ihn auftrat, so kam es zu einem verheerenden Krieg, der 9 Monate hindurch von Seiten der streitenden Parteien in ganz Bayern und in der Pfalz mit einer an Barbarei gränzenden Raub- und Zerstörungssucht geführt wurde. Zwar starb während desselben Pfalzgraf Ruprecht an der Ruhr; allein sein Vater, der Kurfürst, führte für dessen zwei hinterlassene Söhne den Krieg fort. In der Schlacht bei Menzesbach kam der Kaiser sogar in Lebensgefahr; als er aber die Festung Kufstein (durch seine größten Geschütze „Weck' auf!" und „Purlepaus") eroberte und alles Land sich nach Frieden sehnte, bequemte sich der alte Kurfürst zu Unterhandlungen. Die streitenden Parteien unterwarfen sich dem Schiedsrichterspruch des Kaisers, und auf dem Reichstag zu Köln 1505 wurde zu Gunsten der Söhne Ruprecht's die sogenannte junge Pfalz oder **Pfalz-Neuburg** (die nachmalige Oberpfalz) errichtet, welche die nördlich von der Donau gelegenen Länder Georg's (mit Ausnahme von Ingolstadt) umfaßte, der übrige Theil fiel an den Herzog Albrecht, der dann 1506 in seinem Land und Haus die Alleinherrschaft und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt einführte. Eben der in diesem Kriege so grell hervorgetretene Land-Friedensbruch veranlaßte die obenerwähnte Wiederbefestigung des Reichskammergerichts.

Hatte Max allerdings aus seiner Verbindung mit der Familie Sforza und aus seiner daraus folgenden Verwicklung in die italienischen Händel weder für sein Haus, noch für sein Ansehen den gehofften Gewinn, so empfieng dagegen der Stern des habsburgischen Hauses aus der schon (K. 13, 2) erwähnten Verbindung seines Sohnes Philipp's mit dem spanischen Hause plötzlich einen ungeahneten Zuwachs an Glanz und Größe. Es war nämlich am 26. November 1504 Königin Isabella von Castilien, Gemahlin Ferdinand's des Katholischen, gestorben und hatte in ihrem Testament ihre einzige Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp zum Erben ihres, aus neun spanischen Königreichen bestehenden castilischen Reiches eingesetzt. Denn nicht nur war der spanische Infant Johann, fünf Monate nach seiner Vermählung mit Philipp's Schwester Margaretha, gestorben, sondern es war auch die nach ihm zum Thron berufene älteste Schwester Johanna's, die Königin Isabella von Portugal, sammt ihrem Sohne mit Tod abgegangen, so daß also nun die Kronen von Spanien, Sicilien und Burgund miteinander auf Philipp's Haupt kamen und darum Alles in Spanien sich von Ferdinand ab — der neu-aufgehenden Sonne zuwendete.

Von diesem Augenblick an trat nicht nur zwischen Ferdinand und Philipp eine tiefe Uneinigkeit hervor, sondern es zeigte nun auch Ludwig XII, dem die wachsende Macht der Habsburger bange machte, gegen Philipp und den Kaiser die Kehrseite seiner Politik, die nun vorherrschend eine feindliche blieb. Indeß genoß Philipp sein Glück nicht lange; er starb schon 1506 in der Blüthe seiner Jahre,

und mit ihm gieng auch für Maximilian ein treuer Bundesgenosse und, da er ihn zugleich als seinen Nachfolger im Reiche zu denken gewohnt war, eine große Hoffnung zu Grabe.

Isabella's Testament war ihrem Gemahle Ferdinand ein arger Dorn im Auge: er wollte weder die Regentschaft Castiliens aufgeben, noch auf das mit seinem Erbreiche Aragonien früher verbunden gewesene Neapel verzichten. Daher schloß Ferdinand mit dem ihm hierin entgegenkommenden Ludwig XII einen Vertrag, nach welchem er einer Verwandtin Ludwig's, Germaine de Foix, seine Hand gab und Ludwig ihr zu Gunsten auf seinen Antheil an Neapel unter der Bedingung verzichtete, daß, wenn diese Ehe kinderlos wäre, ganz Neapel an Ludwig und seine Erben fallen solle. Beide gaben sich nun alle Mühe, den Erzherzog Philipp an dem Antritt seiner castilischen Erbschaft zu hindern. Allein Philipp trieb nicht nur einen Einfall der Franzosen in Geldern zurück, sondern schlug auch die ihm von Ferdinand gebotene Rücktrittssumme aus und segelte nach Spanien. Unterwegs wurde er von einem Sturm nach England verschlagen, wo er von dem schlauen König Heinrich VII (K. 7, 2 a. E.) glänzend empfangen und zu einem nachtheiligen Handelsvertrag beredet wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine Verlobung zwischen Philipp's Sohn, dem jungen Erzherzog Karl (von Gent) mit Margaretha von England, der kleinen Tochter Heinrich's VII, verabredet, weil die frühere Verlobung desselben mit Ludwigs's XII Tochter Claudia von diesem rückgängig gemacht worden war. — In Spanien angekommen, bestund Philipp, welchen Ferdinand und ein kluger Kanzler Ximenes in aller Weise zur Nachgiebigkeit zu bringen suchten, fest auf seinem Rechte. Doch kamen beide endlich überein, daß Castilien zwar ganz an Philipp fallen, Neapel aber bei Ferdinand bleiben und die Einkünfte Amerika's nach Verhältniß getheilt werden sollten. Hierauf wurde Philipp zum König von Castilien gekrönt. Allein die Begeisterung der Castilier für ihn nahm bald ab, weil Philipp in seiner noch jugendlichen Unbesonnenheit schwere Fehler begieng, indem er namentlich den mitgebrachten niederländischen Adel vor dem castilischen begünstigte, über den Stolz der Castilier sich mißbilligend äußerte und Einleitung traf, seine geisteskranke Gemahlin Johanna von der Regierung auszuschließen. Der Widerstand, den er deshalb von den Castiliern erfuhr und die fortwährende Spannung mit seinem Schwiegervater Ferdinand verleideten ihm daher den spanischen Aufenthalt. Da machte plötzlich ein Trunk in die Hitze (nach einem Ballspiel) durch ein Fieber seinem Leben ein Ende. Sein Tod versetzte seine Wittwe in völligen Wahnsinn denn sie hatte ihn wegen seiner Schönheit wie einen Abgott geliebt. Sie ließ den Leichnam wieder aus der Gruft nehmen und ihn, prächtig gekleidet, in ihr Zimmer setzen, um ihn unverwandt anzusehen, in der Hoffnung, er werde wieder aufleben. Dabei wurde sie ohne alle Hülfe (denn sie wollte aus Eifersucht, womit sie auch im Leben ihren Gatten stets geplagt hatte, keine weibliche Person im Zimmer dulden) von einer Tochter (Johanna) entbunden. Eben so nahm sie nachher den Leichnam auf Reisen mit, bis sie endlich sich bewegen ließ, den Halbverwesten in der Karthäuserkirche zu Burgos beisetzen zu lassen. In diesem Zustand des Wahnsinns lebte sie noch 50 Jahre lang! —

Nach Philipp's Tod nahmen die castilischen Stände, auf Ximenes' Betrieb, den König Ferdinand zu ihrem Regenten an, und Maximilian willigte ein, jedoch mit Vorbehalt der Rechte seines Enkels Karl. Die Statthalterschaft der Niederlande aber legte er in die Hände seiner verwittweten Tochter Margaretha.

Ludwig XII, stets über die wachsende Größe der Habsburger beunruhigt, bot nun Alles auf, der Römerfahrt Maximilian's, die der-

selbe nach mehrjähriger Zurückstellung endlich auszuführen vorhatte, Hindernisse in den Weg zu legen, indem er nicht nur die Venetianer aufforderte, ihm den Durchzug zu verweigern, sondern auch den Papst zu bewegen suchte, ihm die Kaiserwürde nicht zu ertheilen.

Da aber Ludwig durch die Eroberung Genua's Miene machte, in Italien Fuß zu fassen, ersuchte der neue Papst Julius II, ein Mann von scharfem Verstande und festem, entschlossenen Willen, der alle Fremdherrschaft in Italien, am meisten aber die französische haßte, den König Max um Hülfe gegen Frankreich und bot ihm dafür die Kaiserkrone an. Nachdem Max endlich einmal mit ständischer Bewilligung ein Heer aufgebracht hatte, trat er 1508 seine Römerfahrt an. Als er aber von Trient aus in Italien einrücken wollte, versperrten ihm die Venetianer die Zugänge und die Franzosen das Veronesische. Auch der Papst wünschte ihn nicht gerade mit einem Heere in Rom zu sehen und ließ ihm daher durch einen Legaten in Trient erklären, daß er ihn des Zuges überheben und den Titel „Erwählter römischer Kaiser" bewilligen wolle. Max war es zufrieden, behielt sich aber doch die Krönung noch vor, wenn er Venedig gedemüthigt haben würde, gegen das er nun die Waffen kehrte, die er gegen Frankreich ergriffen hatte.

Der Krieg nahm aber für den Kaiser einen ungünstigen Verlauf und er mußte froh seyn, daß sich die Venetianer, wiewohl gegen Frankreich's Willen, zu einem dreijährigen Waffenstillstand verstunden.

5. Die Ligue von Cambray zwischen Frankreich, dem Kaiser, Spanien und dem Papst gegen Venedig. Demüthigung Venedig's. Julius II. Die heilige Ligue zwischen dem Papst, Spanien, Venedig und den Schweizern gegen Frankreich. Maximilian anfangs noch auf Seite Frankreich's. Gaston de Foix. Das Laterauconcil. Maximilian's und England's Zutritt zur Ligue und Venedig's Austritt. Der Kampf um den Besitz von Mailand. Demüthigung Frankreich's. Friedensunterhandlungen. Tod Ludwig XII. Wiederbeginn des Kriegs. Eroberung Mailand's durch die Franzosen. Der Friede zu Noyon. — Maximilian und die Ungarn. Wachsthum der habsburgischen Hausmacht durch Verstärkung des Anrechts auf Ungarn und Böhmen mittels Wechselheirath.

Erbittert über den Übermuth der stolzen Republik, die sogar einen Triumphzug nach altrömischer Art über ihn hielt, ließ sich nun der Kaiser zu einem verderblichen Schritt hinreißen und schloß, um Frankreich von der Verbindung mit Venedig zu trennen, mit demselben Feinde, der ihn schon so oft betrogen hatte, am 10. Dezember 1508 die Ligue von Cambray, worin Frankreich um den Preis der Belehnung mit Mailand seinen Beistand zur Bestrafung Venedigs versprach. Diesem Bunde trat sodann nicht nur Ferdinand von Spanien in der Absicht, die Venetianer aus ihren neapolitanischen Besitzungen zu vertreiben, sondern zuletzt auch der Papst bei, weil ihm die Venetianer ihre Eroberungen im Kirchenstaate nicht herausgeben wollten. Dem Bunde fehlte

sonach die sittliche Grundlage, da er nicht nur aus Rachsucht und Habsucht, sondern auch von Mächten geschlossen war, welche unter sich selbst in innerlich feindseligem Gegensatz und nur so lange einig waren, als ihre auf Lüge und Selbstsucht gebaute Staatskunst es zuließ.

Da die Republik Venedig, auf ihre Stärke bauend und auf ihrem Grundsatze, einmal Gewonnenes nie wieder herauszugeben, eigensinnig beharrend, nichts Wesentliches that, um die Gefahr von sich abzuwenden, so begann ein Krieg, der acht Jahre lang Italien tief zerrüttete. Venedig wurde gleich anfangs schwer gedemüthigt, bewirkte aber bald durch Befriedigung einzelner Gegner eine Trennung unter den Verbündeten, worauf sich in der sogenannten heiligen Ligue, an welcher Venedig, der Papst, Spanien, später auch England und der Kaiser Theil nahmen, der Kampf gegen Frankreich wandte, das anfangs siegreich war, dann aber, bedrängt, gleichfalls durch einzelne Verzichtleistungen seine Gegner trennte und zuletzt mit dem Gewinn von Mailand aus diesem unheiligen Kampfe hervorgieng, — während Venedig, in den Grundfesten seines Wohlstandes erschüttert, nie wieder zu seiner vorigen Größe gelangte, der Kaiser aber für sein längeres Halten an Frankreich nur Schaden und Nachtheil aus diesen von ihm eingegangenen unnatürlichen Verbindungen davon trug.

Als die Ligue zu Cambray geschlossen war, eröffnete der Verabredung gemäß Ludwig XII (damals noch vom Cardinal Amboise berathen) den Krieg gegen Venedig. Die Franzosen besiegten gleich anfangs die Venetianer bei Agnabello (1509) und entrissen ihnen Bergamo, Brescia, Cremona, Crema und selbst das feste Peschiera. Hierauf schleuderte der Papst den Bann gegen die Republik und bemächtigte sich der ganzen Romagna. Der Kaiser, der sich das Geld zu diesem Krieg von seinen drei Bundesgenossen erst hatte borgen müssen, traf am spätesten ein nahm aber mit seinen tapfern Landsknechten Verona, Padua, Vicenza in der Lombardei, alsdann Görz, Triest und andere Städte Friaul's und Istrien's ein, während sich die venetianischen Seehäfen im Neapolitanischen ohne viel Widerstand den Spaniern öffneten.

Nun versuchte Venedig einzelne seiner Gegner auf seine Seite zu ziehen. Zuerst erboten sie sich gegen den Kaiser, alle frühern Eroberungen an Österreich zurückzugeben und künftig kaiserlichen Geboten zu gehorchen. Allein Maximilian gieng aus treuer Rücksicht gegen seine der Ligue gegebenen Versprechungen in keinen Separatfrieden ein. Da indeß Padua wieder von Maximilian abfiel und der König Ludwig, zufrieden mit seinen Eroberungen, persönlich wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, auch die Spanier, mit ihren Eroberungen zufrieden, sich großentheils vom Kriegsschauplatze zurückgezogen hatten: so konnten die Venetianer kräftiger gegen den Kaiser auftreten. Dieser war eben auf's thätigste beschäftigt, das aufständische Padua wieder zu gewinnen, als mitten in der Bestürmung die bei seinem Heere befindlichen französischen Ritter sich weigerten, neben seinen deutschen Landsknechten zu streiten. Aus Verdruß darüber hob der Kaiser sogleich die Belagerung auf, entließ (freilich auch aus Geldmangel) einen Theil seines Heeres und — kehrte nach Deutschland zurück.

Von diesem Augenblick an stieg Venedig's Glück wieder und veranlaßte den Papst Julius, — in der unterdeß gewonnenen Überzeugung, daß nach Venedigs Sturz Italien ganz eine Beute der Fremden werden würde, — auf die Friedensanerbietungen

Venedig's einzugehen und unter den für ihn günstigsten Bedingungen nicht nur den Kirchenbann aufzuheben, sondern auch auf die Seite Venedig's gegen Frankreich zu treten, gegen das er im Grunde den tiefsten Haß hegte. Dieser Wortbruch gegen die Ligue bestimmte ihn darauf weiter vorzuschreiten und einen neuen gegen Frankreich gerichteten Bund zu Stande zu bringen.

Zuerst zog Papst Julius die Schweizer von Frankreich ab, indem er sie, da gerade ihre Capitulation mit Frankreich abgelaufen war, durch den beredten Bischoff Schinner von Sitten (in Wallis) für ein Bündniß auf 5 Jahre zum „Schutze der Kirche" bewog. Darauf suchte er vor Allen den Kaiser zu gewinnen; dieser aber glaubte noch treu mit Frankreich stehen zu müssen, und als Frankreich, um den Papst zu schrecken, ein allgemeines Concilium zur Absetzung desselben und zur Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern in Vorschlag brachte, gieng Maximilian nicht nur gleich darauf ein, sondern faßte und verfolgte auch eine Zeit lang den abenteuerlichen Gedanken, die päpstliche Krone mit der kaiserlichen auf seinem eignen Haupte zu vereinigen, — ein Gedanke, der, so grundverkehrt er war, doch darum leicht in ihm entstehen konnte, weil sich in der Hand des Papstes Julius das geistliche Schwert völlig in das weltliche verwandelt hatte. Doch Papst Julius, ein willenskräftiger und furchtloser, übrigens ganz weltlich, ja selbst kriegerisch gesinnter Mann, ließ sich nicht schrecken, rückte selber, obgleich fast schon ein Siebziger, geharnischt an der Spitze seiner Truppen aus, um zunächst den mit Frankreich verbündeten Herzog von Ferrara zu züchtigen. Zwar wurde Julius von den Franzosen in Bologna eingeschlossen, behielt aber, obgleich fieberkrank, den Muth, und sah sich bald durch venetianische und spanische Hülfe aus der Gefahr befreit, worauf er sogleich mitten im Winter zur Belagerung von Mirandola schritt und diese Stadt eroberte, indem er selbst eine Sturmleiter erstieg und mit dem Degen in der Hand durch eine Bresche eindrang.

Kurz darauf aber brachten die Franzosen unter einem bessern Führer, dem Marschall Trivulzi, in Verbindung mit den Deutschen unter dem tapfern Landsknechtführer Georg von Frundsberg, den Papst durch die Eroberung Bologna's in ein großes Gedränge, und da derselbe von einer Versöhnung nichts wissen wollte, ließen der Kaiser und der König das angekündigte Concil und zwar zu Pisa eröffnen, obgleich kaum 9, meist französische Cardinale sich dazu eingefunden hatten, die, weil sie vom Volke beschimpft wurden, schon nach wenigen Tagen das Concil nach Mailand und später nach Lyon verlegten. Sogleich berief Papst Julius ein Concil im Lateran (1511) und belegte jenes, als ein schismatisches, mit dem Bann. Darauf, kaum von einer schweren Krankheit, ja vom Scheintod aufgestanden, entband er den König Ferdinand von Spanien seines Eides gegen die frühere Ligue und gewann ihn durch die Belehnung mit Neapel zu einem Bündniß gegen Frankreich. Diesem trat auch Venedig und die Schweiz bei und so entstand die sogenannte **heilige Ligue** mit dem Zweck, die Einheit der Kirche gegen die Schismatiker zu schützen und dem Kirchenstaate wieder zu seinen, ihm entfremdeten „unmittelbaren und mittelbaren Lehen" zu verhelfen, jeden diesem Zweck Widerstrebenden aber aus Italien zu vertreiben.

Da sandte Ludwig XII ein neues Heer unter dem Befehl seines jungen thatendurstigen Neffen **Gaston de Foix**, Herzogs von Nemours und Gouverneurs von Mailand, der sogleich das belagerte Bologna entsetzte und das reiche, von den Venetianern besetzte Brescia erstürmte und gänzlich ausplünderte. Zwar hatte unterdeß der Papst den Kaiser zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Venedig (den 11. April 1512) bewogen; aber noch befanden sich die deutschen Landsknechte beim französischen Heere und vorzüglich mit ihrer Hülfe gewann Gaston die entscheidende Schlacht bei Ravenna über das päpstlich-spanische Heer (11. April), bezahlte aber den blutig errungenen Sieg mit seinem Leben. Ein fran-

zösischer Ritter hatte den allzufeurigen Gaston vor diesem Treffen gewarnt; nach dem Sieg äußerte Gaston gegen den Ritter lächelnd, daß seine Prophezeihung nicht eingetroffen sey: — „Es ist noch nicht Alles zu Ende!“ antwortete dieser und zeigte auf ein noch anrückendes Corps von 2000 Spaniern. Sogleich stürzte sich der ehrgeizige Jüngling mit nur Wenigen seiner Getreuen mitten in den Feind, fiel verwundet vom Pferd und starb in einem Graben. Dies war das frühe Ende des jungen Helden, den man nur den „Donner Italien's“ nannte.

Fiel auch gleich in Folge dieses Sieges die ganze Romagna in die Hände der Franzosen, so gieng doch von da an das Glück derselben rückwärts. Obgleich der Papst bei solcher Nähe des Feindes in seinem Gebiete in der augenscheinlichsten Gefahr war, wich er dennoch nicht von Rom, sondern eröffnete das Lateranconcil mit 83 Prälaten und hatte die Genugthuung, daß nun selbst Heinrich VII von England förmlich zur Ligue trat, und daß, auf die Nachricht hievon, die Franzosen sogleich die Romagna und, als der Kaiser alle Deutschen aus den französischen Heeren abrief, auch Mailand räumten, wo sogleich Maximilian Sforza, Ludwig Moro's ältester Sohn, auf Betrieb der ihn unterstützenden Schweizer zum Herzog ausgerufen wurde. Hierauf wurde Florenz, das bisher zu den Franzosen gehalten hatte, gezwungen, die vertriebenen Mediceer (K. 12, 2) wieder aufzunehmen und sich eine oligarchische Verfassung gefallen zu lassen. Der Kaiser erkannte nun auch das Lateranconcilium an und trat der heiligen Ligue bei, aus der übrigens nun die Republik Venedig schied, weil sie sich nicht dazu verstehen wollte, dem Kaiser die früher von ihm beanspruchten Gebiete abzutreten.

Nun stand Ludwig XII allein dem mächtigen Bunde gegenüber: seine Stütze, der Cardinal Amboise, war gestorben, seine Heere aus Italien vertrieben, sein eignes Land sogar mit dem päpstlichen Interdicte belegt. Da starb plötzlich Papst Julius, die Seele der Ligue, und obgleich ohne Säumen ein neuer Papst in der Person eines Mediceers unter dem Namen **Leo** X gewählt wurde (den wir später noch in kirchlicher Beziehung näher werden kennen lernen), so wandelte sich doch dadurch der Zweck und Gang des Kriegs. Denn es handelte sich jetzt um die Herrschaft in Oberitalien und sonach vorzüglich um den Besitz von Mailand. Alsbald erfolgte von Seiten des Kaisers, des Königs Ferdinand von Spanien und des Königs Heinrich VII von England eine Kriegserklärung gegen Frankreich. Die Engländer fielen zuerst in Frankreich ein; der Kaiser unterstützte sie und schlug die Franzosen 1513 bei Guinegate in so eilige Flucht, daß dieses Treffen davon den Namen die Sporenschlacht erhielt (nicht zu verwechseln mit jener Sporenschlacht, in welcher die Fläminger bei Kortryk 1302 den vornehmsten Adel besiegten, so daß sie 5000 goldne Sporen in der Kortryker-Kirche aufhängen konnten). Mit der Besetzung Tournay's durch die Engländer ruhte dann der Krieg von dieser Seite. Zu gleicher Zeit hatte sich König Ferdinand des südlichen (spanischen) Navarra's bemächtigt und es im Namen seiner Gemahlin Germaine, welche darauf Ansprüche vorgab, mit Castilien vereinigt.

In Italien, wo es die Venetianer nun mit Frankreich hielten, eröffneten die Franzosen unter Tremouille den Krieg, besetzten Mailand, aus welchem Sforza mit den Schweizern, die sich dort durch Übermuth verhaßt gemacht hatten, nach Novara entwich. Vergebens belagerten die Franzosen sie daselbst: denn die Schweizer machten den Verrath, den sie einst in dieser Stadt an Sforza's Vater begangen hatten (K. 13, 3.) nicht nur durch die tapferste Vertheidigung gut, sondern erfochten auch in der darauffolgenden Schlacht bei Novara einen glänzenden Sieg über die Franzosen, welche hierauf Italien den entsetzlichen Plünderungen und Erpressungen der Liguisten preißgaben, bis der Papst einen Waffenstillstand vermittelte.

Jetzt näherte sich König Ludwig XII dem Papste, indem er gegen Zurücknahme des Interdicts das Lateranconcil anerkannte. Darauf zog er die Schweizer durch große Geldversprechungen (die er aber nachher nicht hielt) auf seine Seite: gewann den Kaiser durch das Versprechen, seine Tochter Renata dem Enkel desselben, dem Erzherzog Karl von Burgund, zu verloben und ihr Mailand zur Mitgift zu geben; schloß dann mit England, wo nun Heinrich VIII herrschte, einen Frieden, in Folge dessen der 53jährige Ludwig die 16jährige Schwester desselben Maria (die frühere Verlobte des Erzherzogs Karl) zur Gattin nahm; und glich sich endlich auch mit dem König Ferdinand aus, indem er auf das spanische Navarra verzichtete und allen Ansprüchen auf Neapel entsagte.

So schien der allgemeine Friede hergestellt, — als plötzlich Ludwig XII (vier Monate nach seiner Heirath) am 1. Januar 1515 starb, zur Betrübniß seines Volkes, das ihn trotz seiner Schwäche als einen „Vater" liebte, weil er die monarchische Gewalt in Frankreich gefördert und erhalten und dadurch seiner Nation ein vorwaltendes Ansehen in Europa erworben hatte. Da stellte sein rascher, kriegslustiger Nachfolger und Eidam **Franz** I (von Angoulème, aus einer zweiten Linie des Hauses Orleans) wieder Alles in Frage.

Erzogen von seiner lebenskräftigen und herrschbegierigen Mutter, Louise von Savoyen, die bis dahin mit dem Hofe in Opposition gelebt hatte, und geleitet von der Ansicht, daß sein Vorgänger den Rechten des Königthums zu viel vergeben habe, namentlich dem Klerus und den Parlamenten zu viel eingeräumt und den Vortheil Frankreichs nach Außen nicht kräftig genug verfolgt habe, ergriff er die Zügel der Regierung und faßte den Plan, zunächst seine Macht nach Außen zu erweitern.

Theils aus ritterlicher Abenteuerlust und Ruhmsucht, theils aber auch in der Absicht, für die Gefahr der voraussichtlichen baldigen Vereinigung der spanischen und deutschen Krone auf Einem Haupte wenigstens einen Stützpunct in Italien zu haben, brach Franz sogleich die eingegangenen Verbindungen und Verbindlichkeiten seines Vorgängers, verband sich mit Venedig, täuschte die Schweizer, welche ihm die nach Italien führenden Engpässe verlegten, durch Scheinangriffe, und brach plötzlich auf andern Wegen mit einem Heere von 58000 Mann, worunter 22000 deutsche Landsknechte den Kern bildeten, unversehens über die Alpen in's Mailändische ein. Nicht lange, so kam es mit den dort befindlichen Schweizern zu der zweitägigen blutigen Schlacht bei Marignano (13. und 14. September 1515), in der er ihnen, ungeachtet ihrer löwenmüthigen Tapferkeit, eine so große Niederlage beibrachte (es blieben 12,000 Schweizer auf der Wahlstatt), daß von da an der Glanz schweizerischer Unbezwinglichkeit erblaßte und dagegen der kriegerische Geist des französischen Volks einen mächtigen Aufschwung nahm. (Von dem Eifer des jungen Königs, diesen Sieg zu erringen, wird erzählt, daß er in der Nacht, von welcher die Schlacht unterbrochen wurde, — nachdem er, gleich den Andern, seinen Durst aus einem, mit blutiger Lache gefüllten Graben gelöscht hatte, — ganz in Waffen auf einem Kanonengerüste ausruhte, um gleich in der Frühe des Morgens die Schlacht fortzusetzen und durchzufechten.)

Nun gaben die Mailänder allen Widerstand auf, und ihr träger, in Gemeinheit sich wälzender Herzog Sforza trat in dem Unterwerfungsvertrag gegen ein Jahrgeld alle seine Ansprüche auf Mailand an Franz I ab, der sogleich Besitz davon nahm und von dem Papste Leo, dessen Benehmen in diesem Kriege stets zweideutig war, um so leichter die Anerkennung erhielt, da der gealterte Kaiser — theils aus Besorgniß eines Verraths von Seite seiner schweizerischen Söldner, womit ihn die Franzosen zu täuschen wußten, theils aus gewohntem Mangel an Geld, — sein Heer entließ und sich nach Tyrol zurückzog. Der Friede zu Noyon (13. August 1516), zu welchem sich am Ende alle streitenden Parteien, selbst der Kaiser, verstanden, bestätigte zuletzt den Franzosen den erstrittenen Besitz von Mailand und Genua.

— Zwischen Venedig und dem Kaiser kam wenigstens ein anderthalbjähriger, nachher verlängerter Waffenstillstand zu Stande, wobei der Kaiser, gegen die Herausgabe von Verona, Roveredo und einige andere Plätze nebst 200,000 Ducaten erhielt.

Kurz vor der Beendigung der Liguenkriege, in denen sich der vollendete Verfall des mittelalterlichen Staates und der mittelalterlichen Kirche auf's deutlichste darlegte, richtete sich Maximilian's immer noch thätiger Geist nach einer andern Seite hin, wo sich für die Ehre des Reichs und die Größe seines Hauses ein besserer Erfolg erwarten ließ. Schon vor seiner Römerfahrt hatte er die Ungarn wegen ihres eigenmächtigen Versuchs, den Vertrag von 1491 zu brechen, der ihm die Erbfolge zugesichert hatte, falls Wladislav, König von Ungarn und Böhmen, ohne männliche Erben stürbe (K. 13, 1), durch einen Kriegszug zu züchtigen begonnen, — als die unerwartete Geburt eines Kronprinzen der Sache eine andere Wendung gab, indem nun der Kaiser in einem neuen Vertrag den ungar'schen Thronerben anerkannte, die Ungarn dagegen das künftige Erbrecht des österreichischen Hauses auf's Neue beschworen.

Um diese Aussicht auf den ungarischen (und zugleich böhmischen) Thron seinem Hause gewissermaßen noch näher zu rücken, unterhandelte Maximilian schon mehrere Jahre her durch seinen gewandten Rath und Historiographen Johann Cuspinianus wegen einer Wechselheirath zwischen seinen beiden Enkeln Ferdinand und Marie (Philipp's Kindern) und den beiden Kindern des Königs Wladislav's Anna und Ludwig, bis endlich der folgenreiche Vertrag bei einem Besuche, den die Könige von Ungarn und Polen 1515 dem Kaiser in Wien machten, zu Stande kam, und die Hoffnung Maximilian's in der Art in Erfüllung gieng, daß nachher Ludwig und Maria, desgleichen Ferdinand und Anna sich heiratheten und letztere die Stammmutter der deutschen Linie des habsburgischen Hauses wurde.

Da uns nun die mehr und mehr zum Niedergang sich neigende Lebenssonne Maximilian's an den Gränzpunct des Mittelalters geführt hat, und in dem Hervorbrechen einer lang verhaltenen mächtigen Geisterbewegung der Anfang der, durch bestimmte Vorboten angekündigten Neuzeit eintritt: so wird es, vor der nähern Kennzeichnung dieser Vorboten, hier am Orte seyn, erst noch einen Rückblick auf das Leben und Wesen deutscher Art und Kunst zu werfen, wie es sich im 15. Jahrhundert dargestellt hat.

14. Kapitel. Deutsches Wesen im 15. Jahrhundert in Bezug auf sociales und sittliches Leben, so wie auf Handel, Gewerbe und Kunst.

1. Rühriges Leben im Handels- und Gewerbswesen Deutschlands im 15. Jahrhundert. Fortblühen der Hansa nach Außen. Schwächung derselben durch innere Zwiste. Süddeutscher Handel. Steigender Luxus. Zunehmender Sittenverfall. Geist des Bürgerthums. Unterschied unter den aristokratisch und demokratisch regierten Städten. Einreißende Sittenlosigkeit im Herrenstand.

In dem bisher geschilderten Gange der Dinge in Deutschland werden jedem aufmerksamen Mitbeobachter die großen Gebrechen in die Augen gesprungen seyn, an denen das öffentliche Leben bei dem Zerfall der mittelalterlichen Zustände litt. Kamen auch viele dieser Gebrechen bei den Reichstagen zur Sprache, so blieben doch die meisten bei dem schleppenden Gange der Verhandlungen, bei den sich widerstrebenden Interessen der Stände und bei der zunehmenden Ohnmacht kaiserlicher Gewalt, unerledigt und ein Jeder suchte sich eben in seinem engen Kreise zu helfen, so gut er konnte. Das große Ganze war in den sich entgegengesetzten Strebungen des Particularismus untergegangen.

Während sich so die mittelalterlichen Institutionen des Staats und der Kirche im Allgemeinen ohne belebenden Geist und sittigende Kraft dahinschleppten, zeigte sich nur im deutschen Bürgerthum und in dem damit zusammenhängenden Handels- und Gewerbswesen ein reges, kräftig bewegtes Leben: denn die gewerbliche Blüthe deutscher Städte fällt gerade in diese Periode. Von ihrer politischen Bedeutung und Macht im 14. Jahrhundert wurde oben (XVII. 4, 5) gehandelt, und welchen eingreifenden Einfluß die Städtebündnisse auf den Gang der Reichsbegebenheiten und auf die allgemeine Ruhe und Sicherheit auch noch im 15. Jahrhundert hatten, ist uns in dem eben beendigten Geschichtsabschnitt oft entgegengetreten. Noch blühte die norddeutsche Hansa, und wenn auch Lübeck, das Haupt des Bundes, aus Mangel an einer kräftigen Vollziehungsgewalt, vielfältig in derselben beschränkten Lage war, wie der Kaiser im Reich, so war doch diese Städteconföderation im Norden noch so mächtig, daß sie zu keiner ihrer Anordnungen, selbst nicht zu ihren Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, die kaiserliche Genehmigung nachsuchte, wenn gleich die Bundesglieder in ihrer Eigenschaft als Reichsglieder sich ihrer Reichspflichten nicht entschlugen, die sie freilich oft aus Eigennutz ziemlich karg und ungenügend erfüllten. Nach Außen fortwährend und mit Glück auf die Erhaltung und Erweiterung ihrer Handelsherrschaft bedacht, behauptete die Hansa im Kampf mit den skandinavischen Unionskönigen ihre alten Vorrechte und wußte nicht minder die Handelsbestrebungen der Engländer niederzuhalten. Dagegen schadete ihr innere Zwietracht, in Folge deren z. B. die wendische Abtheilung der Hansa aus Neid die Holländer, Seeländer, Fla-

mänder und Brabanter wegen ihrer errungenen Theilnahme an dem Ostseehandel aus ihrer Gemeinschaft stieß. Diese Trennung, desgleichen der Verlust von Nowgorod (K. 10, 3), ferner die Unterwerfung der preußischen Ostseestädte unter die polnische Hoheit (K. 10, 1), endlich ein Krieg mit England — wirkten bereits schwächend auf die Hansa ein, wenn auch der Friedensvertrag mit England 1474 wieder eine Zeit lang das frühere Verhältniß der Hansa zu diesem Staate herstellte.

Welche Despotie übrigens die Hansa bei Behauptung ihres Alleinhandels in fremden Landen übte, zeigt unter Anderm der vergebliche Versuch des norwegischen Statthalters Nielson, den Übermuth der deutschen Handwerker und Kaufleute in der Stadt Bergen zu zügeln. Dort befanden sich in einer eigenen Straße 3000 deutsche, an die dortigen deutschen Kaufleute sich anschließende und ihnen dienende Handwerker-Meister und Gesellen, welche sich auf dem Markte den Vorkauf vor den einheimischen Bürgern erzwangen. Als Nielson 1455 dieser ihrer Anmaßung entgegentreten wollte, verfolgten sie ihn in ein Kloster, das sie sammt der Kirche niederbrannten, so daß dabei der Statthalter, der Bischoff, mehrere Domherrn und 60 andere Personen umkamen. Die deutschen Factoreien mußten zwar für diesen Frevel das Kloster und die Kirche wieder aufbauen und der erschlagenen Geistlichen wegen einen theuern Ablaß kaufen: das war aber die ganze Genugthuung, die man von ihnen erlangen konnte. — Alle diese im Dienst der Factoreien stehenden Personen, Handwerker, Comptoiristen, Meister und Gesellen lebten in eigenen Gebäuden unter klösterlicher Zucht und strengen zünftigen Formen und durften während der 10 Jahre, die sie dort dienen mußten, ehe sie wieder in die deutsche Heimath entlassen wurden, bei Todesstrafe nicht heirathen, weil die Hansa den Zusammenhang ihrer Diener mit der Außenwelt als nachtheilig für den Gesammtzweck betrachtete. Eine ähnliche Einrichtung fand sich in London (in der dortigen deutschen Gildhalle), auch in Brügge, obgleich die Hansa in diesen Ländern keine so großen Alleinberechtigungen hatte, wie in den an Bildung und Handelskenntnissen zurückstehenden nordischen Reichen. — Da die Hanseaten im Ausland wegen ihrer Vorrechte von den Einheimischen gehaßt und nicht selten mit Gewalt angegriffen wurden, so waren manche dieser Factoreien wie Festungen mit hohen Mauern und Thürmen versehen.

Die Handelsbündnisse der süddeutschen Städte standen allerdings der Hansa weit nach, ja waren längst in bloße Vertheidigungsbündnisse gegen die Angriffe des Adels übergegangen. Aber auch ohne förmlichen Handelsbund blühte dort der deutsche Handel, der seine Wege nach Ungarn und Italien nahm und Frankfurt, Augsburg und Nürnberg zu Hauptplätzen hatte. Die wichtigsten Erzeugnisse des deutschen Bodens und Fleißes fanden durch die Vermittlung der nord- und süddeutschen Handelsplätze ihren sichern Absatz nach der Fremde, aus welcher auf demselben Wege der Überfluß des Auslandes ungehindert einströmte; daher nicht nur die großen Städte, sondern auch die Mittel- und kleinern Städte eine weit größere Bedeutung und regere Lebensfülle hatten, als es heut zu Tage der Fall ist. Noch zeugen die soliden Thürme, Kirchen, Rathhäuser und andere öffentliche Bauten, so wie die Überreste großartiger Stiftungen und Anstalten für das Gemeinwohl in vielen längst heruntergekommenen und verarmten Städten von der damaligen Kraft und Gesinnung städtischer Corporationen.

Unter den deutschen Städten — schrieb damals Äneas Sylvius — „ragt Augsburg im Wohlstand über alle Städte der Welt empor; Brügge ist der Sammelplatz und das Lager für alle Kaufleute und Waaren in Europa; Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig; Danzig beherrscht die Ostsee, Lübeck die nordischen Reiche; Frankfurt am Main ist der Vermittlungspunct des ober- und niederdeutschen Handels und Köln durch unübertreffliche Meisterwerke der Baukunst die prächtigste Stadt Europa's." — Zwischen Oberdeutschland und Italien bestund ein ausgedehnter Handel. Der levantische Waarenzug gieng von Venedig aus mit Maulthieren über die Alpenpässe auf der Handelsstraße über Füssen und Kempten nach Augsburg, das den Handel der schwäbischen Städte durch seinen Verkehr mit den niederdeutschen und den Ostseestädten auch an den nördlichen Handel anschloß. — Auch der Bergbau vermehrte den Reichthum mancher deutschen Länder, und namentlich gaben die meißnischen und sächsischen Bergwerke, vorzüglich die 1471 eröffnete Silbergrube in Schneeberg, reiche Ausbeute. Der Landbau hob sich in gleichem Maaße, und der Weinbau und die Obstbaumzucht in den Rheinlanden, in Franken und Schwaben, so wie der Getreidebau in Schwaben und Sachsen erfüllte den Fremden mit Bewunderung.

Bei allem dem aber, daß wenigstens in diesen mercantilen und industriösen Beziehungen sich die deutsche Nationalkraft noch als eine vorwiegend bedeutende erwies, war doch unter dieser äußern frisch aussehenden Lebensfülle bereits der Wurm längst geschäftig, der überhaupt an dem innern Mark des deutschen Volkslebens zehrte. Mit dem eingerissenen Kirchenverfall waren auch die Sitten mehr und mehr verfallen und gerade in den reichsten, handelsgeschäftigsten Städten in zunehmender Entartung begriffen, so daß deren vorgehendes Beispiel im Kleiderprunk, im Tischaufwand in der Spielsucht und andern Zuchtlosigkeiten höchst verderblich auf das Bürgerwesen anderer Städte einwirkte. Doch ließ sich hiebei ein Unterschied zwischen denjenigen Städten, in welchen nach den oben (XVII. 4, 5) angegebenen zünftischen Umwälzungen das aristokratische Element noch einigermaßen die Oberhand erhalten hatte, und denjenigen wahrnehmen, in welchen der demokratische Geist der Zünfte der herrschende geworden war. Gieng auch die ernstere Strenge des Regiments der „Geschlechter" (Patrizier) oft zu weit und faßte es die Heilung sittlicher Übel meist nur äußerlich, so hat es doch dem gänzlichen Sittenverfall in solchen Städten noch eine wohlthätige Schranke gesetzt und erfüllte den fremden Beobachter noch mit Achtung vor dem deutschen Wesen, während bei rein demokratischem Regiment unter der Führung sogenannter Volksmänner nicht bloß eine größere Tyrannei den Bürger drückte, sondern auch der allgemeine Hang zu Ausschweifungen, folglich die Sittenlosigkeit einen weit größern Spielraum fand.

Die Schilderung, welche Konrad Celtes, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Wien als Bibliothekar lebte, in einer eigenen Schrift „über den Ursprung, die Lage, die Sitten und Einrichtungen Nürnberg's" gab, läßt auch in das Leben der übrigen Städte jener Zeit einen belehrenden Blick thun. **Nürnberg**, damals die gewerb- und zugleich erfindungsreichste Stadt, so daß das Sprichwort sagte: „Nürnberger Hand geht durch alle Land!" übertraf an Zahl der Künstler und Kunstarbeiter, so wie an soliden, stattlichen Bauten (Kirchen, Thürmen, Brücken,

Springbrunnen, Rathhaus, Burg, schönen Privathäusern) fast alle andern deutschen Städte, wie denn auch Äneas Sylvius in seiner Schilderung Deutschlands von Nürnberg sagte, „die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten." Künste und Wissenschaften wurden daselbst, wie in keiner andern Stadt so emsig gepflegt, so daß dort selbst viele Frauen und Jungfrauen nicht nur die zum Waarenhandel nöthige Rechenkunst, sondern auch Musik und Latein verstanden. — Da sich unter den deutschen Bürgern, so sehr wie bei den Fürsten, Prunkliebe und Rangsucht allenthalben geltend zu machen suchte, und viele Familien sich namentlich durch ungemessenen Kleideraufwand zu Grunde richteten, so suchte der Magistrat denselben durch eine Kleiderordnung zu beschränken, welche den Frauen Gold und Edelgesteine nur an den Fingern, und Perlen, Seide, Purpur, Pelz nur als Verbrämung zu tragen gestattete. Eben so wurde der Aufwand bei Gastmälern und Hochzeiten beschränkt und sogar die Zahl der Gäste und die Art der Speisen dabei bestimmt; weder in öffentlichen, noch in Privathäusern wurde das Würfel- und Brettspiel oder ein Zechgelage geduldet. Eine sogenannte Trinkstube für die höhern Stände war erlaubt. Nach Celtes' Bemerkung wurden Geistliche niemals in Trinkstuben gesehen, wie das in vielen andern Städten der Fall war, wo sie, mit dem Pöbel vermischt, bei Wein und Spiel fluchten und tobten. — Dagegen übten sich die Nürnberger in ihren Feierstunden gern im Büchsen- und Armbrustschießen, in der Fechtschule, in sonstigen kriegerischen Übungen, wodurch sie sich bei einer gewissen Frische und Kraft erhielten und zur rüstigen Vertheidigung ihrer Vaterstadt geschickt machten. — Die Justiz wurde streng gehandhabt: Gotteslästerer, Meineidige, Kupplerinnen, feile Dirnen, Fälscher und andere Verbrecher wurden streng gestraft, zum Theil freilich im Geiste jener Zeit auf unmenschliche Weise. — Die strenge Polizei, welche der Nürnberger Magistrat übte (indem er weder öffentliche Volksversammlungen, noch geheime Handwerkerzusammenkünfte erlaubte, und entstandene Streitigkeiten theils durch obrigkeitliche Ermahnungen, theils durch Geld- und Leibesstrafen dämpfte,) fand ihre Rechtfertigung in der sittlichen Zügellosigkeit und in dem rohen Empörungsgeist anderer Städte, in denen ein laxeres Regiment herrschte. So erzählt Äneas Sylvius von **Wien**, wo weder der Fürst, noch der Magistrat die Ordnung gehörig aufrecht zu halten verstand, daß es dort Tag und Nacht zwischen Handwerkern und Studenten Zänkereien gab, die in wahre Schlachten ausarteten; daß dort selten ein Zusammenstoß von Menschen gewesen, ohne daß ein Mord dabei vorfiel; daß dort fast jeder Bürger eine Zechstube gehalten, das weibliche Geschlecht sich der zuchtlosesten Aufführung hingegeben, das ganze Volk dem Bauche gedient habe; daß die Gerechtigkeit käuflich war und die Sonn- und Festtage durch Werktagsleben entheiligt wurden. — Übrigens gab es auch Städte, in welchen die Beschränkungen des bürgerlichen Genossenschaftswesens nicht so stark waren, wie in Nürnberg, und wo dennoch im Allgemeinen ein mehr ehrbarer Geist herrschte: das war z. B. in dem gleichfalls aristokratisch regierten **Basel** der Fall, wo (nach Äneas Sylvius), ungeachtet der strengen Scheidung des vornehmen Standes von dem gemeinen, das gesellige Leben freier und doch dabei im Ganzen wohlgeordnet war. — Welch' ein wilder Geist des Aufruhrs und beständiger Agitation in den demokratisch regierten, meist ehrgeizigen Demagogen hingegebenen Städten, (wie Gent, Lüttich, Brügge u. a.) oft herrschte — ein Geist, der die reichen Früchte eines höchst thätigen Gewerbs- und Handelslebens selten in jener wohlthätigen Ruhe genießen ließ, bei welcher allein die Segnungen stiller Häuslichkeit und strenger Züchtigkeit gedeihen, — das ersieht man am besten aus der genauern Betrachtung der oben (Kap. 6, 4) berührten Kämpfe Maximilian's mit jenen mächtigen niederländischen Städten.

Zeigte sich demnach in dem Leben des reichern deutschen Bürgers dieser Periode ein zunehmender Hang zur sittlichen Ungebundenheit, so war

das Leben an den Höfen der Fürsten und in den Schlössern des Adels dem größern Theile nach sittlich weit anbrüchiger. Denn seit weder Kreuzzüge, noch Römerfahrten mehr dem Thätigkeitstriebe des Adels Nahrung boten, gab er sich daheim unritterlichen Bestrebungen und müssiggängerischen Beschäftigungen in häufigerer Weise hin. Die sittenverwildernde Fehdesucht, von der fast alle ergriffen waren, die schändliche Raubsucht, durch die ein nicht kleiner Theil des im Vermögen herabgekommenen Adels sich entehrte; die unmäßige Trinksucht, die selbst in den höchsten Ständen überhand nahm; die Prunksucht und Aufwandliebe, die bei fürstlichen Zusammenkünften und Vermählungsfeierlichkeiten, bei Turnieren und sonstigen zahllosen öffentlichen Lustbarkeiten und Volksfesten, selbst bei den Versammlungen der Reichsstände überhand nahm; die leidenschaftliche Spielwuth, von der Vornehme und Geringe, Geistliche und Weltliche ergriffen waren, so wie die abscheulichsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit und Üppigkeit, welchen sich Viele, selbst manche der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, ungescheut hingaben, — alle diese sittlichen Übel bewiesen, daß das Leben der Nation von keiner höhern, veredelnden Idee mehr getragen war, insbesondere daß mit der Vergrabung des Evangeliums unter die erdrückende Last der Menschensatzungen auch die guten Geister der heiligen Zucht und Sitte mehr und mehr wichen und den unheiligen Geistern der Tiefe das Feld überließen.

Des Deutschen Trink- und Trunkliebe war zwar ein alter Nationalfehler, kam aber vom 15. Jahrhundert an zur vollsten Ausbildung. Man trank sich nach gewissen Gesetzen und Gebräuchen aus großen Bechern oder Humpen zu und rühmte sich (nach Celtes) „wie über einen großen Sieg", wenn man einen durch Zutrinken sinnlos und gleichsam todt zu Boden getrunken hatte. In dieser Absicht brachten Fürsten und Herren sogar ein noch größeres Gefolge mit, als es früherhin Sitte gewesen. So waren bei der Hochzeit des Grafen Eberhard II von Württemberg 14000 Personen zusamengekommen und man trank dabei Wein „wie Wasser". — Von der guten alten vaterländischen Tracht waren die Vornehmen fast ganz abgekommen. Sarmatisches Pelzwerk, ungar'sche Jacken, italienische Mäntel, französische Röcke und Manschetten wurden in wechselnder Mode getragen. Mancher kleidete sich dreimal des Tages um, und erschien jedesmal in einer andern Fremdtracht. — Die Turniere, die noch immer in Übung waren, wurden mit großem Prunk gehalten. Tänze waren mit allen dergleichen Festlichkeiten verbunden: Friedrich III hielt einmal (auf dem Reichstag zu Regensburg) ein Tanzfest auf offenem Markt. — Zur Kurzweil hielten sich die Fürsten und großen Herren **Hofnarren** d. i. Lustigmacher, wie man sie denn auch „lustige Räthe" hieß, die übrigens nicht selten ihren Herren mit der Miene des Scherzes die stärksten Wahrheiten sagten und guten Rath ertheilten. Mancher war durch seine Klugheit und durch sein treues Verhältniß zu seinem Herrn berühmt geworden, wie jener Kunz von der Rosen, der seinem Herrn Maximilian mit eigner Gefahr das Leben zu retten sich erbot (K. 6, 4). Von diesem kurzweiligen Rath hat Flögel (in seiner Geschichte der Hofnarren) folgende Anecdote mitgetheilt: „Als Kunz mit einigen Fürsten in Max'ens Gegenwart Karten spielte und zwei Kartenkönige bekam, fragte er, ob derjenige das Geld gewönne, welcher drei Könige hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwei Könige in der Karte, ergriff den Kaiser beim Arm und sagte: Hier ist der dritte

König! wobei er sein Geld einstrich. Zugleich sagte er zum Kaiser: „Sieh', Max, für solch' einen Kartenkönig halten Dich deine Fürsten!" — Eben so berühmt war Klaus Narr im sächsischen Kurhause. Als Kurfürst Friedrich von einem andern Fürsten um einen Theil seines Landes mit der Behauptung, es sey ihm „angestorben" stark angegangen wurde und den Klaus fragte, was er thun solle? sagte dieser: „Fritz, gieb mir Deinen besten Kammerrock, so will ich Dir's sagen!" Als Klaus den Rock hatte, zerschnitt er ihn mit der Scheere in zwei Stücke, zog die eine Hälfte an und stellte sich dem Kurfürsten mit den Worten dar: „Wie mir der Rock steht, so wird Dir Dein halbes Land stehen!" — Unter den öffentlichen Volksfestlichkeiten (als Pferderennen, Thierhetzen, Fastnachtsaufzügen 2c.) findet sich in Nürnberg das sogenannte Schönbartlaufen, ein öffentlicher Aufzug in Masken und mit Verkleidungen, der anfangs ein Vorrecht der Fleischerzunft war zum Lohn für ihren im Jahr 1349 dem Magistrat gegen einen Aufruhr geleisteten Beistand. Weil aber in der Folge der Aufwand dazu den Fleischern zu kostspielig wurde, ließen sie sich von den höhern Ständen (meist jungen Patriziern) das Recht des Schönbartlaufens abkaufen, die dann dergleichen Aufzüge mit ausschweifender Pracht und mit satirischen Beziehungen auf die Zeitumstände alljährlich veranstalteten. — Die Leidenschaft des Spiel's gieng in's Unglaubliche. Das Würfel-, Brett- und Kartenspiel war bei Vornehmen und Geringen, Weltlichen und Geistlichen, an der Tagesordnung. — Die Ehen wurden selten heilig gehalten und der Rath von Basel mußte 1498 laut darüber klagen. Manche Fürsten hatten Kebsweiber; sogar im Bürgerstand kam die Haltung eines „Zuweibes" häufig vor. Die privilegirten Frauenhäuser, selbst vom Übel, halfen dem Übel durchaus nicht ab.

2. Die deutsche Kunst im 14. und 15. Jahrhundert. Verfall der Kunstpoesie. Umdichtungen und Umarbeitungen. Geschmacksverirrungen. Der Theuerdank. Die Reimkunst der Meistersänger. Das Volkslied. Hebung der deutschen Prosa durch die Chroniken und ascetischen Schriften. — Die deutsche Malerkunst, insbesondere die niederländische und oberdeutsche Malerei im 15. Jahrhundert.

Wie konnte in einer Zeit, in der alles Dichten und Trachten der Herrschenden und Beherrschten nur auf das Erwerben, Mehren und Genießen irdischer Güter ausgieng und die Geschäfte und Sorgen eines kleinlichen Lebens fast den ganzen Menschen einnahmen, der ideale Geist der Kunst, insbesondere der Dichtkunst, seine früher so freudig und hoch geschwungenen Flügel regen und das Volk noch für die Weihe höherer Eingebungen empfänglich seyn? Giengen doch schon von Rudolf von Habsburg's Hofe die Sänger „ungeehrt und unbegabt" hinweg und bald hörten auch die übrigen Fürsten nur mit halbem Ohr deren Lieder, bis diese allmählich vor dem Getümmel wilder Fehden, vor dem rohen Lärm der Trinkstube und vor der regsamen, aber kalt berechnenden Geschäftigkeit des Handels und Gewerbs verstummten. Mehr und mehr trat in der Poesie Formlosigkeit, Geschmacklosigkeit und Geistesleerheit in den Erzeugnissen der Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts hervor. Insbesondere wurde die Kunstpoesie nicht mehr vorherrschend von Berufenen geübt, sondern entweder von Gelehrten, die ihr aufblähendes Wissen in spitzfindig gekünstelten Versen vortrugen, — oder von Unwissenden, die ihre poetischen Regungen meist nur in roher, ungeschlachter Form aus sich herausstellen konnten. Die gelehrte Poesie wurde vollends aberwitzig, als man

bei der erneuerten Bekanntschaft mit der griechischen und römischen Literatur anfieng, über dem Betrieb der lateinischen Sprache die deutsche so zu vernachlässigen, daß nachher eine Zeit kommen konnte, in der man der frühern „Herrlichkeit der deutschen Poesie“ anfangs mit Verachtung gedachte, dann sie vergaß, „als wäre sie niemals vorhanden gewesen.“

Kein Wunder, wenn auch auf diesem Wege das Nationalgefühl und Nationalbewußtsein mehr und mehr erlosch. Nur die Volkspoesie versuchte noch eine Zeit lang, den alten Heldengesang mit seinen vaterländischen Stoffen zu pflegen; ja sie suchte, im Gegensatz gegen die gelehrte Poesie, sich wieder mehr zum Volksmäßigen zu wenden, wenn ihr es auch in keiner Weise gelang, der Kraft und Zier der ältern bessern Zeit nahe, geschweige gleich zu kommen.

Der Verfall der Kunstpoesie im Allgemeinen, der schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dem Übergewicht der Form über den Stoff, der Phrase über den Sinn und die Bedeutung, der bunten Schilderei über die natürliche Färbung sich zeigte, nahm von dem 14. Jahrhundert an zu, bis im 15. Jahrhundert diese ganze Dichtkunst in todter Äußerlichkeit erstarrte und nach Geist und Form, Sprache und Maaß in Plattheit und Leerheit, ja oft in Rohheit und Gemeinheit ausartete und zu ungeschickter Reimkunst herabsank.

Das Volksepos, das sich am längsten erhielt, erfuhr neue Bearbeitungen, in denen aber die Darstellung breiter und geistloser wurde. Nur in der Versform ist ein Fortschritt zu bemerken, indem sich aus der ursprünglichen Langzeile des Nibelungenlieds die gereimte, aus acht Kurzzeilen bestehende Strophe (der sogenannte Hildebrandston) entwickelte, mit deren Hülfe viele Gedichte des zweiten und dritten Ranges umgeschmolzen, dabei aber auch viele Schönheiten des Originals dem Reim geopfert wurden. — Dergleichen Umdichtungen sind in dem früher (XVI. 8, 4) erwähnten, der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörigen Heldenbuch enthalten, das wenigstens eine Zeit lang noch eine bessere Erinnerung an die alten Heldensagen wach hielt, bis es ebenfalls in Vergessenheit gerieth. Das spätere sogenannte Heldenbuch hat alles Schöne und Echte an den alten Heldenliedern verwischt und sein Urheber Kaspar von der Roen wird an Geschmacklosigkeit nur von dem Reimschmied Ulrich Füterer (Fürterer) übertroffen, der 1478 die Artussagenlieder arg verhunzt hat.

Unter den geschichtlichen Reimwerken ist die österreichische Reimchronik des Ottokar von Horneck, als die älteste, aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts die beachtenswertheste. (S. Schacht über Ottokar von Horneck).

Die Legendenpoesie hat nur in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch zwei nennenswerthe Dichtungen aufzuweisen: das große Passionale und den Littower d. i. die anmuthige Bekehrungsgeschichte eines heidnischen Königs von Litthauen; im Übrigen verirrt sie sich, besonders in den niederdeutschen Legenden des 15. Jahrhunderts, in oft sinnlose, nur den Aberglauben fördernde Abgeschmacktheiten. Doch läßt sich aus dem 15. Jahrhundert noch eine gute Legende von Kunz Kistener anführen, der sie aus dem Lateinischen verdeutscht zu haben angiebt: es ist dies die Legende von den Jacobsbrüdern, nämlich einem bayerischen Grafensohn und einem jungen Schwaben, die sich auf einer Wallfahrt zum h. Jacob zusammenfinden und sich in rührender Freundestreue bewähren. (S. die Monographie über Kistener, von K. Gödeke, 1855.)

Die Thiersage (XVI. 8, 5) trat zum zweitenmale im Reineke Vos (Reineke dem Fuchs) hervor, indem zu Ende des 15. Jahrhunderts das holländische Gedicht Reinaert des Willem de Matoc von Nicolaus Baumann, einem in Lübeck lebenden Westfalen, in's Plattdeutsche übersetzt und ihm eine stärkere satirische Beigabe zugemischt wurde.

18*

(Späterhin im 16. Jahrhundert bildete sich die bis auf unsere Zeit fortgehende, aber unbegründete Ansicht, daß dieses Gedicht eine gegen den jülichischen Hof gerichtete Satire sey, durch welche sich Baumann, oder wie andere annehmen, Heinrich von Alcmar, für erlittenes Unrecht habe rächen wollen. Dieser Ansicht (als sey es ein Spiegel des Hoflebens) hatte es dann sogar seine Übersetzung in's Lateinische zu danken. Es erfuhr im 17. und 18. Jahrhundert noch mehr Umarbeitungen, sogar eine von Göthe, der aber Grimm alle „Vertrautheit" mit der einfachen Natur dieser Sage abspricht.)

Die erzählende Poesie dieser Periode gab gleichfalls nur Altes möglichst verabenteuerlicht und verungeheuerlicht wieder, wie z. B. die aus dem Morgenland herrührende Sage vom Appollonius von Tyrus, die nun Heinrich von der Neuenstadt in Reime brachte; die Geschichten von Wilhelm von Österreich, Friedrich von Schwaben, Peter von Staufenberg und die Meerfei. Die aus dem Indischen durch das Arabische, Griechische, Lateinische und Französische hindurchgegangene Sage von den sieben weisen Meistern wurde von Hans von Bühel in einer gereimten Erzählung in's Deutsche versetzt. — Vorzüglich hat es diese Periode mit der eifrigen Betreibung der Allegorie zu thun, die sich in Personificirung von Abstractionen gefällt und jederzeit ein Anzeichen absterbender Dichtkunst ist. Hierher gehört die damals allgemein bekannte Mörin, worin „die Reise in den Venusberg, der christliche Widerstand eines dahin entrückten Ritters und der treue Eckart" geschildert ist. Die Spitze dieser Dichtungsgattung bildet aber der **Theuerdank**, eine über alle Begriffe trockene, unbeholfene und abgeschmackte Allegorie, in welcher Kaiser Maximilian seine Jugendschicksale unter dem Bilde einer Brautfahrt des Theuerdank's (Maximilian's) nach der schönen Ehrenreich (Maria von Burgund), der Tochter des Königs Romreich (Karl's des Kühnen) erzählt. Die drei Feinde, die der Held auf dieser Fahrt zu bekämpfen hat, sind Fürwittig (die jugendliche Unbesonnenheit), Unfallo (Unglücksfälle) und Neidelhart (der französische König). Zuletzt werden diese Feinde überwunden und der erste geköpft, der zweite gehängt, der dritte zu Tod gestürzt! Stoff und wohl auch ein Theil der Form rührt von Maximilian selbst, die übrige Ausführung und die Redaction von seinem Kaplan Melchior Pfinzing her. Hauptsächlich die prachtvolle Ausstattung des anfangs nur in 40 Exemplaren auf Pergament gedruckten, mit meisterhaften Holzschnitten geschmückten Buchs und der Ruhm seines Urhebers begründeten die Berühmtheit dieser Curiosität. (Von demselben Kaiser rührt auch der von seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein redigirte, in Prosa geschriebene Weißkunig her, der die in wunderliche Allegorie gekleidete Regierungsgeschichte Friedrichs III und Max I enthält, und an denen gleichfalls die Holzschnitte das Beste sind.

Der Minnesang hatte zwar im 14. Jahrhundert noch hie und da einzelne ritterliche Vertreter, erlosch aber mit dem Verfall des Ritterthums im 15. Jahrhundert gänzlich und die „Kunstlyrik gerieth aus den Händen der Herren in die Hände der Bürger", insbesondere der zünftigen Männer des ehrsamen Handwerks, von denen sie nach festgestellten Regeln schulmäßig betrieben wurde. So gieng der Minnesang in den Meistersang über, und Mainz, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Ulm, Colmar, Straßburg, Frankfurt a. M. ꝛc., also meist Reichsstädte, finden sich zum Theil schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts als Hauptstätten der Meisterschulen, deren eigentliche Stiftung dem früher genannten Frauenlob von Mainz (XVI. 8, 5), jedoch ohne nachweislichen Grund, zugeschrieben wird. Obgleich diese zünftige Dichtkunst nur den Namen Reimkunst verdient und wenig höheren poetischen Werth hatte, so giebt sie doch, dem in ihr vorwaltenden sittlichen Geiste nach, Zeugniß von der ehrbaren, ernsten und

frommen Haltung des schlichtern Theils der deutschen Bürgerschaft in einer Zeit, da die vornehme Welt im Herren- und höhern Bürgerstande ihre Kraft in wilden Händeln und eitler Genußgier verzehrte und die Massen müssiggängerischer und fahrender Leute in den Schlamm roher Sittenlosigkeit versanken.

Was der sinnige Handwerksmeister nach fleißigem Tagewerk in der Stille des Feierabends nachbildend oder erfindend in Reime gebracht, das trug er nach dem sonntäglichen Nachmittagsgottesdienst in der Sängerschule, die anfangs auf dem Rathhause, nachher (als der Meistergesang nur biblische Stoffe nahm) in der Kirche gehalten wurde, der versammelten Sängerzunft und ihrer Jüngerschaft, so wie vielen andern dabei anwesenden hörbegierigen Bürgern und Bürgersfrauen vor, denen alle die an diesem Tage aushängende schöngemalte Schultafel das zur Versammlung einladende Zeichen gegeben hatte. Der Vorstand der Gesellschaft oder das sogenannte Gemerk bestund aus dem Büchsenmeister (Cassier), dem Schlüsselmeister, dem Merkmeister und dem Kronenmeister. Der Merkmeister hatte neben sich eine Anzahl Merker d. i. Richter oder Kritiker, die sorgfältig auf die Fehler merkten und am Schluß das Urtheil sprachen. Der beste unter den aufgetretenen Sängern wurde dann von dem Kronmeister mit einem Kranze gekrönt und auch wohl mit einem Kleinod an einer Kette geziert, was ihm und seiner Familie große Ehre eintrug. — Die vorzüglichsten Gedichte wurden in ein Buch zusammengeschrieben und vom Schlüsselmeister aufbewahrt. — „Falsche Meinungen" d. i. anstößige oder unchristliche (in der folgenden Periode auch unevangelische) Gedanken oder Lehren, desgleichen „blinde Meinungen" d. i. Undeutlichkeiten im Ausdruck, wurden nicht geduldet. Im Übrigen kam es dabei nicht auf Geist, desto mehr aber auf Worte und Silben an, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit nach 32 Strafregeln beurtheilt wurde. — Der Bau der Strophen war ein Hauptgegenstand der Erfindungsgabe; es gab Strophen, deren Reime auf 100 stiegen. Dergleichen Töne oder Tonweisen hatten verschiedene, oft sonderbare Namen z. B. die Gelbveijeleinweis', die warme Winterweis', die gestreifte Safranblümleinweis', die geschlossene Helmweis', u. s. w. und am Ende des 17. Jahrhunderts waren 222 solcher Weisen in Übung. Der Inbegriff aller dieser Gesetze und Regeln hieß die Tabulatur. — Zwölf der alten Meister aus der Minnesängerzeit (darunter Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Frauenlob 2c.) waren gleichsam ihre Kunstpatrone. Die berühmtern Meister dieser Kunst wird uns die folgende Periode nennen.

Dem regelsteifen Meistersange gegenüber entwickelte sich als ein Ableger der alten Volkspoesie das — ungekünstelt und lebendig aus der Brust hervorquellende, wenn auch oft derbe und leidenschaftliche, nicht selten aber tiefpoetische weltliche Volkslied, dessen Wurzeln übrigens höchst wahrscheinlich in's 12. Jahrhundert zurückgehen, wo dieses Lied neben dem künstlichen Minnesang und zum Theil innerlich mit ihm verwandt seine einfachen Töne anschlug, aber unbekannt und unaufgezeichnet verhallte. Als sodann im 14. Jahrhundert das Minnelied verstummte, brachen die Naturlaute des Volksliedes ungehindert hervor und ließen sich im 15. und 16. Jahrhundert oft als unmittelbarer Ausdruck innerer oder äußerer wirklich erlebter Erfahrungen kräftig und frisch auf Straßen und in Herbergen aus dem Munde wandernder Zunftgenossen, in's Feld ziehender Reisigen und Landsknechte, durch Stadt und Land fahrender Leute in mannichfaltiger Weise vernehmen. Das echte Volkslied mit seiner vollen und starken

Naturwahrheit kennt kein Bemühen um lückenlose Gedankenfolge, kein absichtliches Streben nach Ausschmückung, überhaupt keine künstlichen Mittel, sich geltend zu machen, sondern von der augenblicklichen Empfindung sprung- und stoßweise eingegeben, reißt es durch die, mit seinem Inhalt zu gleicher Zeit und auf demselben Weg entstandene, einfache und oft ergreifende Melodie die gleichgestimmten Herzen der Hörer hin, so daß selbst die größten Kunstdichter „mit bewußtem Streben nur äußerst selten eine dem Volkslied nahe kommende Übereinstimmung der Musik mit dem Texte erreicht haben!“ Doch hat das Volkslied (wie überhaupt die Volksdichtung) auch starke Auswüchse, welche späterhin selbst die Satire gegen sie herausforderten, — wiewohl die gelehrte Pedanterie und aufklärerische Kritik der spätern Zeit auch das echte Volkslied in Vergessenheit und eine geraume Zeit lang auch in Verachtung brachten.

So wenig wie man die Verfasser der alten volksmäßigen Heldengedichte kennt, so wenig kennt man die Verfasser der Volkslieder. Der Dichter sprach nur aus, was von Allen in gleicher Lage empfunden wurde; Andere sangen es nach und setzten zuweilen Neues aus ihrer Erfahrungs- und Empfindungswelt hinzu, bis das Lied sich abschloß. — Der Stoff zu diesen Liedern war, besonders in der ältern Zeit, oft auch historisch, wie das Lied vom Heinrich dem Löwen, vom Möringer, vom Lindenschmidt, von der Soester Fehde, von der Sempacher Schlacht, Veit Weber's Schlachten der Schweizer gegen Burgund, Hans Rosenblüt's Nürnberger Krieg, die Eroberung Kufstein's durch Maximilian u. s. w. Die meisten jedoch drücken theils freudvolle oder wehmüthige Stimmungen aus, wie die Naturlieder, Wanderlieder, Gesellschaftslieder, Liebeslieder, Scheidelieder, Grußlieder; theils besingen sie die Freuden und Ehren der verschiedenen Stände, wie die Jägerlieder, Soldatenlieder, Hirtenlieder 2c. Auch die Kinderwelt ist von der Volksdichtung in Liedern und Sprüchen oft sinnig bedacht. — Während das Minnelied, als vorzugsweise dem Frauendienst gewidmet, etwas Eintöniges und Weibliches hatte, sind diese Volkslieder mannichfaltiger, vielseitiger und zugleich kernhafter und männlicher, wenn auch mitunter keck und derb.

Die gelehrte Reimerei des 17. Jahrhunderts brachte das Volkslied in Vergessenheit, die aberwitzige Kritik des 18. Jahrhunderts brachte es in Verachtung, bis Herder sich des Volksliedes annahm und in seinen „Stimmen der Völker“ eine Sammlung veranstaltete, aber damit nicht durchdrang. Erst 30 Jahre später fand das Volkslied seine feste Stelle im Gebiete der deutschen Dichtkunst, wozu die von Clemens Brentano und Achim von Arnim veranstaltete, wenn gleich oft mit Eigenem vermischte Sammlung von Volksliedern unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“ wesentlich beitrug. Späterhin gab L. Uhland eine Auswahl alter Volkslieder mit dem echten Texte; die neueste, beste gab Simrock.

Auch das Lehrgedicht verläßt in dieser Periode seinen kunstmäßigen Schritt und geht in die lebhafte, kräftige, wiewohl die Form vernachlässigende Weise volksmäßiger Spruchdichtung über, worin sich besonders die österreichischen Spruchdichter Heinrich der Teichner und Peter Suchenwirt hervorthaten.

Von der Satire, so wie von der komischen und dramatischen Dichtung, davon in dieser Periode die Anfänge sich zeigten, wird am zweckmäßigsten bei der folgenden Periode im Zusammenhang gehandelt. (Näheres über die vorliegende Entwicklungsstufe der deutschen Poesie s. W. Wackernagel's Gesch. d. deut. Lit. und Vilmar's Vorlesungen.)

Die deutsche Prosa begann in einigen Werken dieser Zeit sich zu heben und nahm, sowohl der Sprache als dem Geiste nach, etwas Gemein-

sam-Ansprechendes an. Sie bildete sich zunächst als eine *historische*, wie sie in zahlreichen *Chroniken* vorliegt, von denen viele, insbesondere aus dem 14. Jahrhundert, in ihrem schlichten, fast *epischen*, den Thatsachen sich genau anschließenden Styl ein nicht geringes Verdienst haben. Zu einer reifern Ausbildung gelangte die *geistliche* Prosa in der *ascetischen* Literatur jenes Zeitalters, welche natürlich nicht von der scholastischen Theologie, die nur lateinisch redete und schrieb, sondern von der mystischen ausgieng, welche ihren Zweck, den innern Menschen zu erfassen und zu Christus zu führen, nur durch Anwendung der *Muttersprache* erreichen konnte, die daher durch sie an Schmiegsamkeit, Zartheit und Gewandheit merklich gewann.

Unter den guten *Chroniken* sind erwähnenswerth die berühmte *Straßburger* vom Dompriester *Friedrich Closener*, der sie 1362 als die *erste Chronik in deutscher Prosa* vollendete und dabei auch die allgemeine Geschichte berücksichtigte; ferner die *Chronik des Jacob Zwinger von Königshofen* aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; die *Limburger Chronik*, die ursprünglich bis 1398 geht; die *hessische* Chronik des Johann Riedesel u. a. Die dem 15. Jahrhundert angehörigen *Schweizerchroniken* haben in der Sprache viele Härten. — Unter den *ascetischen* Prosaisten des 14. Jahrhunderts sind *Heinrich Suso* und *Johann Tauler*, deren schon an einer andern Stelle (K. 1, 2) gedacht wurde, die bedeutendsten. Die Gränze *dieses* Literaturgebietes bildeten die geistlichen Reden des Straßburger Predigers *Johann* **Geiler**, genannt von *Kaisersberg*, (geb. 1445, gest. 1510), welche durch ihre scharfe Richtung gegen die oben bezeichneten Zeitsünden, insbesondere gegen Luxus und Genußsucht im Allgemeinen, so wie insbesondere gegen die Verweltlichung des geistlichen Standes, um so mehr Aufsehen erregten, als ihr treuer christlicher Eifer „seltsame und barocke" Vergleichungen liebte, wie er denn sogar das „*Narrenschiff*" des Satirikers *Sebastian Brandt*, seines Zeitgenossen und Landsmanns, (der in diesem seinem merkwürdigen Buche, dessen in der folgenden Periode näher gedacht werden wird, mit strengem Ernst die Laster und Gebrechen aller Stände geißelt), eigens zu seinen Predigten benützte.

Während die deutsche Dichtkunst in der eben angedeuteten Art abnahm, die Baukunst aber ihre oben (XVI. 8, 6.) geschilderten Denkmale deutschen Wesens, theils weiter führte, theils beendigte, hob sich die **Malerei** in Deutschland zu einer vorher ungekannten Höhe. Besonders blühte die Malerkunst in den Niederlanden, unterstützt vom Reichthum der dortigen Städte und vervollkommnet von den Gebrüdern *Hubert* und **Johann von Eyk** aus Brügge (zwischen 1366 und 1445), von denen der letztere die *Ölmalerei* erfand, beide aber sich durch richtige Zeichnung, durch Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gestalten, Leben und Frische der Farbengebung und durch treue, bis in die feinsten Einzelnheiten gehende Ausführung die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erwarben.

Von den *beiden Eyk* sagt *Kugler*: „Mit vollkommener Unabhängigkeit (von den Werken Anderer) gehen sie zugleich auf die Erscheinungen der Natur ein; alles, was den Menschen in der Enge seines häuslichen Verkehrs, wie in dem offenen und heitern Leben der Natur umgiebt, nehmen sie in ihre Bilder auf, ahmen es mit der liebevollsten Sorgfalt nach, und bringen es in solchem Streben zu einer fast illusorischen Wirkung." Ihr Hauptwerk ist ein von ihnen gemeinschaftlich gefertigtes *Altarwerk* zu *Gent*. — Unter ihren Schülern sind zu bemerken *Gerhard van der Meeren*, *Hugo van der Goes*,

Rogier van Brügge. — Ein Schüler des letztgenannten bezeichnet ein neues Entwicklungsmoment der flandrischen Schule: es ist Hans Hemling, (auch Memling) von Brügge, der mit einer reichen dichterischen Phantasie eine eigenthümliche Anmuth der Darstellung und im Colorit mit der hohen Farbenpracht einen zarten Schmelz des Vortrags verbindet. (Seine Blüthe fällt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, Daher Näheres über ihn in XIX. a. E.) Außer ihm haben sich in dieser Periode auch die beiden Israel von Mecheln und Cornelius Engelbrechtsen von Leyden einen geachteten Namen erworben. — Mit Martin Schön von Culmbach in Franken und Michael Wohlgemuth von Nürnberg, (geb. 1434, gest. 1519) — beginnt die oberdeutsche Malerschule, welche erst in der folgenden Periode ihre Blüthe feiert. Auch sie liebten leuchtende Farben, standen aber noch in Zeichnung, Form und Ausdruck zurück und sind besonders am scharf gebrochenen Faltenwurf zu erkennen. (XX. 7, 6. Friedrich Müller: die Künstler aller Zeiten.)

Indem wir nun die eigentlichen Vorboten der neuern Zeit — die Entdeckungsreisen des 15. Jahrhunderts, die Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens durch das Wiedererwachen des Studiums der klassischen Literatur, die Erfindung der Buchdruckerkunst — noch zur näheren Anschauung bringen müssen, mit ihnen aber die neuere Geschichte im folgenden Buch einzuleiten gedenken, wo zugleich auch die Schilderung des Zustandes der Theologie und Kirche, wie sich dieselbe unter den letzten Päpsten des 15. Jahrhunderts dargestellt hat, zur Einleitung in das Reformationszeitalter dienen wird, — versparen wir dahin auch noch den allgemeinen Rückblick auf das theils von der Unwissenheit oder Ungerechtigkeit unterschätzte, theil von der Unklarheit und Schwärmerei überschätzte, im Ganzen aber jedenfalls eben so thaten- als folgenreiche Mittelalter, von dessen wesentlichen Erscheinungen wir das Gute, wie das Schlimme mit Treue und Unbefangenheit zu würdigen bisher bestrebt waren.

Neunzehntes Buch.

Die Vorboten der neuern Zeit auf materiellem und geistigem Gebiet. Beginn des Reformationszeitalters.

---

1. Kapitel. Die Länderentdeckungen des 15. Jahrhunderts.

1. Die Entdeckungsfahrten der Portugiesen zur Auffindung des Seewegs nach Indien. — Das grüne Vorgebirg; Guinea. Das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Nicht der Umsturz großer Reiche, womit sich der Ausgang des Alterthums und der Eintritt des Mittelalters ankündigte, sondern die Verwandlung des Characters aller in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe sich äußernden Lebensthätigkeiten der europäischen Christenheit bezeichnet das Ende des Mittelalters und den An=

fang einer neuen Zeit. Dieser Anfang war schon einerseits durch den Verfall der verschiedenen mittelalterlichen Institutionen, anderseits durch das beginnende Hervorbrechen neuer Lebensformen vorbereitet worden. Von diesen die Neuzeit vorbereitenden Veränderungen wurden die wesentlichsten in den beiden vorigen Zeiträumen (s. XVII u. XVIII. Buch) dargestellt: denn geschildert wurde zunächst der Verfall des Lehnsstaats durch Lösung des denselben bedingenden Bandes der Treue, insbesondere das Sinken der Kaisermacht und zwar nach Innen durch die Begründung der fürstlichen Macht, nach Außen durch die emporgewachsene Macht fremder Kronen: sodann die Erschütterung und Schwächung der Hierarchie durch Spaltungen im eigenen Schooß, wie durch ankämpfende Reformbestrebungen; ferner der Verfall des Ritterthums durch Veränderung des Heer- und Kriegswesens in Folge der Erfindung des Schießpulvers; endlich die veränderte Stellung der Stände zu einander, namentlich die Schwächung der Adelsmacht durch die zunehmende Fürstenmacht und durch die Entwicklung eines handels- und gewerbsthätigen Bürgerthums und anderer mit diesen Veränderungen zusammenhängenden Erscheinungen.

Mit dem Ende des an auffallenden Bewegungen und wichtigen Erscheinungen reichen fünfzehnten Jahrhunderts mehrten sich die Anzeichen einer vollständigen Zeitenänderung, und in einigen besonders folgenreichen Entdeckungen und Erfindungen auf materiellem, wie auf geistigem Gebiet waren die Vorboten einer neuen Zeit nicht zu verkennen. Zu den ersteren gehört zunächst die Entdeckung des vierten Erdtheils, der rücksichtlich seiner Bewohner, wie seiner Bodenschätze als eine ganz neue Welt erschien.

Die Seefahrer waren besonders durch die Erfindung des **Compaßes** erleichtert worden, der im Anfang des 13ten Jahrbunderts mehr in Rede kam und von Vincentius von Beauvais beschrieben wurde. (Vom Gebrauch der Magnetnadel, als von einem bekannten Gegenstaude ist im christlichen Europa zuerst in einem politisch-satirischen Gedichte des Guyot von Provins 1190 die Rede. Auch Dante erwähnt in einem Gleichnisse der „Nadel, die nach den Sternen weis't)." Die Erfindung des Seecompasses schrieb man lange allgemein dem Italiener Flavio Gioja zu, der jedoch demselben nur eine vervollkommnete Einrichtung gegeben haben mag. Die Spuren dieser Erfindung weisen aber zunächst auf die Araber zurück, welche dieselbe den Chinesen verdanken: denn aus dem Werke eines chinesischen Schriftstellers, Spumathsian, aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung wurde von dem Sinologen Klaproth, den Alex. v. Humboldt dazu aufforderte, erforscht, daß noch über 900 Jahre früher der Kaiser Tschingwang aus der alten Dynastie der Tschen den Gesandten von Tunkin und Cochinchina magnetische Waagen geschenkt habe, damit sie den Landweg zur Rückkehr nicht verfehlen möchten. "Hundert Jahre später (also etwa 600 Jahre vor Chr.) unter der Dynastie der Tsin benützten schon chinesische Seefahrer diese Vorrichtung, um ihre Fahrt auf dem offenen Meere sicher zu leiten. Durch diese Schiffe hatte die Kenntniß der Bussole sich nach Indien und von da nach der Ostküste von Afrika verbreitet." — So kam diese Erfindung entweder (wie so viele andere) durch Reiseude oder auch durch Tartaren nach Europa; der Name dessen aber, der daselbst die erste Anwendung machte, ist nicht aufbewahrt worden. Der Gebrauch der Bussole wurde im 14. Jahrhundert allgemein. —

Einen großen Fortschritt machte sodann die Schifffahrtskunde durch die Benützung des Astrolabiums oder Sternwinkelmessers, welches eine von Dom Juan von Portugal berufene Versammlung von Gelehrten zur Anwendung empfahl.

Daß schon mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts die Länderentdeckungen der Portugiesen durch den Infanten Heinrich den Seefahrer und zwar zuerst mit Auffindung der Inseln Porto Santo (1418) und Madeira (1419) begannen, worauf 1432 die Azoren entdeckt wurden, ist bereits oben (XVIII. 3.) erwähnt worden. Die Erfolge, welche der Entdeckungstrieb dieses Fürsten hatte, der aus seinen Mitteln — er war Großmeister der Ritterorden — die Kosten zu diesen Unternehmungen bestritt, verbunden mit dem Umstande, daß er den Portugiesen von dem Papste in einer eigenen Urkunde alle Länder zusprechen ließ, welche sie bis nach Indien hin entdecken würde, munterten auch andere Portugiesen zur Aussendung von Schiffen auf, vollends als ein zurückkehrendes Schiff (1492) von der afrikanischen Küste viel Goldstaub und einige Neger mitbrachte und fortan zu dem Entdeckungstriebe die Goldgier als andere Triebfeder dieser Seeunternehmungen hinzukam.

Bald fuhren kleine Entdeckungsflotten aus: nicht lange, so entdeckte Diniz Fernandez 1445 das grüne Vorgebirg (Cabo verde), und Dom Heinrich erlebte selbst noch die Freude, daß seine Schiffe Guinea erreichten. Nach seinem Tode (1460) drangen die Portugiesen auf dem von ihm angebahnten Wege, obwohl eine Zeitlang durch Kriege mit den Mauren in Afrika gehemmt, immer weiter vor, um, wo möglich, den directen Seeweg nach Indien zu finden, dessen Schätze zu allen Zeiten den Unternehmungstrieb der Handelsvölker gereizt haben.

Der unmittelbare Handel der Europäer mit Indien war das ganze Mittelalter hindurch wegen der dazwischen liegenden muhammedanischen Reiche gehemmt. Die indischen Waaren kamen während dieser Zeit auf zwei Wegen nach Europa: einmal den Indus herauf, von da zu Land an den Oxus, durch diesen in's kaspische Meer, von da in die Wolga, dann über Land in den Don und durch diesen in's schwarze Meer, von wo die Genueser und Venetianer sie holten. Auf dem andern kürzern Wege brachten die Muhammedaner die indischen Waaren zu Schiff in den persischen Meerbusen, aus diesem auf dem Euphrat und Tigris nach Bagdad, von da mit Karawanen an die Küstenplätze des Mittelmeers, von wo sie ebenfalls von den italischen Handelsnationen geholt und in Europa vertheilt wurden. Oder die Muselmänner brachten sie durch den indischen Ocean in den arabischen Meerbusen und von da zu Land nach Alexandria in Ägypten, von wo sie seit der Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Venetianer nach Italien gebracht wurden.

Nachdem die Portugiesen auf ihren Fahrten nach der afrikanischen Westküste über die „Linie" (den Äquator) hinausgekommen waren und dadurch das Vorurtheil widerlegt hatten, als sey die heiße Zone in ihrer Mitte vor Hitze unnahbar, so entdeckten die Schiffe des portugiesischen Königs Johann II 1484 in Afrika das Königreich Benin in Ober-Guinea und das Königreich Congo auf der südlichen Halbkugel. Weil es sich nun dabei erwies, daß Afrika gegen Süden nicht, wie man mit Ptolemäus geglaubt, breiter wurde, sondern schmaler zulief, so entstand

die Hoffnung, daß man dieses Land umsegeln und so den Weg geradezu nach Indien einschlagen könne. Und wirklich gelang es, auf Johann's II Betrieb, dem kühnen Seefahrer Bartholomäus **Diaz** 1486, die Südspitze Afrika's zu erreichen und bereits auch zu umsegeln. Weiter aber vorzudringen, hinderte ihn eine Meuterei seiner Leute, die ihm, aus Furcht, auf dem weiten Meere Hungers zu sterben, nicht weiter folgen wollten. Er trat daher die Rückfahrt an und nannte jenes Vorgebirg von den Stürmen, die er bei dessen Umseglung hatte ausstehen müssen, das stürmische (Cabo tormentoso), ein Name, den nachher sein weiterschauender König in den Namen des Vorgebirgs der guten Hoffnung verwandelte: denn diesem war es gewiß, daß nun der Seeweg nach Indien gefunden sey, und somit der Handel dahin ohne vertheuernde Vermittlung zwischenwohnender Nationen werde möglich seyn.

2. Die spanischen Entdeckungen: Die Entdeckung von America. Christoph Columbus. — Erste Fahrt: Guanahani; Cuba: Hayti. Zweite Fahrt: die Karaiben; Jamaica. Dritte Fahrt: Trinidad; die Orinokomündung; die Küste von Cumana. — Columbus in Ketten. — Vierte Fahrt: die Festlandsküste von Gracias a Dios bis Portobello. — Amerigo Vespucci.

Während fortan die Umschiffung Afrika's die europäische Handelswelt beschäftigte, war in dem Geiste des Genuesers Christoph Columbus der Gedanke gereift, daß sich der Weg nach Indien auch in entgengesetzter Richtung auffinden lassen müsse, da die durch den alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes überlieferte Ansicht von der Kugelgegestalt der Erde auch im Mittelalter gelehrt wurde. Die thatsächliche Bestätigung dieser Voraussetzung und die bewundernswürdige, Leben, Glück und Ehre daransetzende Ausdauer, welche jener große Mann in der begeisterten Verfolgung seines Gedankens bewies, ist sein eigentliches Verdienst, das zugleich durch die unerwarteten Entdeckung eines neuen Welttheils belohnt wurde.

Christoph Columbus war aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahr 1456 in oder bei Genua geboren, wo er sich Christophoro Colombo schrieb. Nach Erlernung der zum Seewesen nöthigen Vorkenntnisse (Astronomie, Geometrie, Erdkunde, Zeichnen), trat er im 14. Jahre in den Seedienst, in welchem er sich durch Muth und Geistesgegenwart (wie z. B. bei dem Ausbruch eines Brandes, in den sein Schiff, beim Kampf mit einem venetianischen, gerieth) frühe auszeichnete. Um das Jahr 1470 vertauschte er seine Vaterstadt mit Lissabon, wo er in der Folge die Tochter eines Schiffshauptmanns heirathete, der unter Dom Heinrich eine Entdeckungsreise mitgemacht und Tagebücher, Zeichnungen und Charten davon hinterlassen hatte, in denen sich Columbus (der sich nun auf portugiesisch Christoval Colon nannte) fleißig unterrichtete. Nach einigen Reisen an die westafrikanische Küste und einem längern Aufenthalt auf der Insel Porto Santo, wo ihm eine Erbschaft zugefallen war, faßte er jenen küh-

nen Plan, das östliche Ziel auf westlichem Wege zu suchen. — Der Irrthum der altgriechischen Geographen, daß Asien viel weiter gegen Osten hinüberreiche, als es wirklich der Fall ist, veranlaßte ihn, die Schwierigkeiten geringer anzuschlagen, so daß man jenen alten Irrthum zu den mitwirkenden Veranlassungen der Entdeckung Amerika's rechnen kann.

Die darauf bezüglichen Stellen der Alten sind in des Cardinals Peter von Ailly — desselben, der auch dem Kostnitzer Concilium beisaß, — Werke de imagine mundi enthalten, das Columbus wahrscheinlich vor sich hatte. Daß westwärts Land liegen müsse, schloß Columbus aus den Mittheilungen portugiesischer Seefahrer, die auf der Höhe der Azoren mancherlei künstlich — und zwar ohne eiserne Werkzeuge — gearbeitetes Holz, ja einmal zwei Leichname von fremdartiger Bildung auf dem Meere hatten schwimmen und an die Küsten der Azoren treiben sehen. — Daß Columbus von der früheren Entdeckung Amerika's oder Winlands durch die Isländer (XV. 6, 7. a. E.) Kunde gehabt habe, davon findet sich in seinen Schriften keine Spur.

Zuerst machte Columbus seiner Vaterstadt Genua den Antrag, ihn mit Schiffen zu dieser Unternehmung zu unterstützen; allein die Genueser wiesen ihn als einen „Projectmacher" ab. Inzwischen aber hatte Columbus in Lissabon erfahren, daß schon ein Portugiese Hermann Martinez mit dem florentinischen Astronomen Toscanelli Briefe gewechselt, der die Möglichkeit einer Überfahrt durch das atlantische Meer nach Ostasien behauptet und am 25. Juni 1474 eine Charte nach Lissabon geschickt hatte, aus welcher man sich über die Länge und über die Wahl des Weges unterrichten sollte. Martinez hatte diese Idee bei dem König Alfons V angeregt, aber ein Krieg desselben wegen der Erbfolge in Castilien hatte jenen Gedanken nicht zur Reise kommen lassen. Da verschaffte sich Columbus von dem bereits hochbetagten Toscanelli eine Copie jener Seekarte von 1474 zu sammt einer Abschrift seines Begleitschreibens an Martinez und nahte, darauf sich stützend, mit seinem Plane dem Könige Johann (Joao) II. Dieser legte den Antrag einer nautischen Untersuchungscommission vor. Drei Mitglieder verwarfen die Sache, als zu unsicher; andere Seeverständige, darunter auch Martin Behaim von Nürnberg, sollen dazu ermuntert haben.

Nach dieser gescheiterten Hoffnung verließ Columbus im J. 1484 Portugal und wollte sich nach Frankreich wenden. Als er in dieser Absicht in den spanischen Hafenplatz Palos kam, klopft er, seinen Sohn Diego an der Hand, am Franciscanerkloster La Rabida an und bittet den Pförtner um Brot und Wasser für den erschöpften Knaben. Ein dazu kommender Klosterbruder Juan Perez de Marchena, welcher den Titel eines „Beichtvaters der Königin" führte, erkundigt sich nach seinen Umständen, und als er von des Columbus gescheiterten Hoffnungen hörte, holte er einen in der Erdkunde und Astronomie erfahrenen Arzt Garcia Hernandez aus der Stadt herbei, der, von des Columbus Mittheilungen ergriffen, den Bruder Juan ermuntert, an die Königin Isabella (XVIII 8, 2.) einen warmen Empfehlungsbrief zu schreiben, welchen der

Pilote Sebastian Rodriguez an sie bestellte. Doch auch am spanischen Hofe stieß Columbus noch auf vielfache Hindernisse, bis nach jahrelangem Zögern und Hinhalten und nach öfterem Abbrechen und Wiederaufnehmen der Unterhandlungen endlich die Königin Isabella auf seine Bedingungen eingieng.

Zuerst ließ man nämlich die Sache durch eine Commission von Gelehrten und Geistlichen prüfen; allein jene erklärten sie für unmöglich oder allzuschwierig, diese für gottlos, weil sie der Bibel und den Kirchenvätern widerspräche. Da nun auch die beiden Monarchen (Ferdinand und Isabella) ihre Geldkräfte zu den Rüstungen gegen Granada gebrauchten, so verschob man den Bescheid, und als man ihn endlich nach vier Jahren ertheilte, fiel er abschläglich aus. Schon sandte Columbus seinen Bruder Bartolomeo mit dem gleichen Antrag an die englische Regierung, als ein Freund von ihm, ein Klosterprior, es dahin brachte, daß Columbus noch einmal an den Hof berufen wurde, an welchem man nach eben erfolgter Einnahme von Granada günstiger gestimmt war. Da man aber bei der Erschöpfung der Staatskasse die Bedingungen, welche Columbus stellte, zu hoch fand, verließ dieser im Unwillen den Hof mit dem Vorsatz, nach Frankreich überzusiedeln. Da stellte wiederum einer seiner Freunde, der gerade am Hofe zu Granada befindliche Obereinnehmer der geistlichen Güter in Aragonien, Namens St. Angel, der Königin Isabella vor, wie viel Ruhm und Macht dem Staate aus dieser Unternehmung erwachsen würde, so daß die Königin, davon ergriffen, sich bereit erklärte, ihre Juwelen zu den Ausrüstungskosten zu verpfänden. Als, erfreut darüber, St. Angel sein Vermögen dazu erbot, nahm sie es als Darlehen an und ließ sogleich den Columbus durch einen Eilboten zurückrufen, der ihn einige Stunden vor Granada einholte.

In dem mit ihm am 17. April 1492 abgeschlossenen Vertrage wurde Columbus zum „Großadmiral aller neuen Meere und zum Vicekönig aller Länder und Inseln" ernannt, die er entdecken würde; auch wurde ihm der zehnte Theil aller zu hoffenden Einkünfte, dazu der hochauszeichnende Titel „Dom" und die Vererbung aller dieser Würden und Vortheile auf seine Nachkommen bewilligt. Indeß bestand die ganze Flotte, die man ihm ausrüstete, nur aus drei unansehnlichen Schiffen mit 90 Mann, die meist ungern sich zu einer Unternehmung hergaben, welche allenthalben als eine Tollkühnheit verlacht wurde und gegen Widerspruch und Mißwillen nur durch die strengsten Maßregeln von Seite des Hofs geschützt werden konnte.

Nachdem die Schiffsgesellschaft durch Beichte und Abendmahl sich gestärkt und dem Schutze Gottes und aller Heiligen sich empfohlen hatte, fuhr Columbus am 3. Aug. 1492 in Gegenwart einer großen Zuschauermenge aus dem andalusischen Hafen von Palos aus. Er selbst befehligte am Bord der Santa Maria; auf dem zweiten Schiffe, der Pinta, hatte Martin Alonzo Pinzon, auf dem kleinsten, der Nina, der Bruder des letztern den Befehl. Kaum war man zwei Tage in See, da brach an einem der Schiffe das Steuer, so daß sich Columbus des Gedankens nicht erwehren konnte, daß Bosheit diesen Unfall verschuldet habe, um die Fahrt zu verhindern. Indeß erreichte er glücklich die Azoren, wo der Schaden gebessert wurde, und fuhr dann mit günstigem Ostwind in

das weit sich öffnende Weltmeer hinein, vor dessen schauerlichen Öde der ohnedieß geringe Muth seiner Mannschaft von Tag zu Tag, vollends von Woche zu Woche mehr schwand. Doch mit bewundernswürdiger Ruhe stand Columbus Tag und Nacht mit dem Senkblei und Fernrohr auf dem Verdeck, seine Beobachtungen verzeichnend, die Zaghaften ermuthigend, die Traurigen tröstend, die Murrenden durch Versprechungen beschwichtigend, und sich selbst nur wenige Erquickung durch Speise und Schlaf gönnend.

Von dem 22. Sept. war das Wetter mild und die Fahrt durch keine besondern Abenteuer oder Gefahren bezeichnet. Von da an sprang der Wind nach Südwesten um und man kreuzte West-Nord-West. „Einen solchen Gegenwind, schreibt Columbus in seinem Tagebuche, entbehrte ich bisher sehr ungern: denn mein Schiffsvolk ängstete sich bei dem Gedanken, es möchten auf jenem Meere niemals Winde zur Rückkehr nach Spanien wehen." Bei diesem Anlaß allein entstand „eine Stimmung der Besorgniß unter der Mannschaft," und das ist fast der einzige Fall, daß Columbus den Kleinmuth derselben rügt. Daraus hat man späterhin eine Art Verschwörung gemacht, die dem Columbus fast das Leben gekostet habe. In allen Schriften des Entdeckers findet sich aber nicht die geringste Anspielung auf die angebliche Gefahr. (S. d. Gesch. d. Zeitalters der Entdeckungen von Otto Peschel 1858.)

Da jedoch schon so viele Wochen dahin gegangen waren, ohne daß sich irgendwo Land zeigte, so würde die Besorgniß der Mannschaft sich auf's höchste gesteigert haben, wenn nicht allmählich unbekannte Vögel und Stellen von dichtem Meergras auf bald erscheinendes Land gedeutet hätten. Allein immer verschwanden diese Anzeichen wieder und das Auge fand noch keinen Anhalt, während der elende Zustand der Schiffe die Sorge nicht minderte. — Da am 11. Oct. gegen Abend erkannte man in einem heranschwimmenden frischen Baumzweige und einem künstlich geschnitzten Stabe, den man auffischte, bestimmtere Spuren nahenden Landes. Die ganze Nacht vom 11. auf den 12. Oct. war Alles in Bewegung und jedes Auge spähend nach dem Westen gerichtet. Da, zwei Stunden vor Mitternacht gewahrte Columbus den Schein eines fernen Lichtes, das aber von Zeit zu Zeit wieder verschwand. Er rief einen Schiffsmann herbei, der es auch sah; ein zweiter Herbeigerufener gewahrte nichts. Vier Stunden darauf, um 2 Uhr, entdeckte ein Matrose auf der rasch voraussegelnden Pinta, Namens Juan Rodriguez Bermejo (aus Melinos bei Sevilla) im Mondenglanz den schimmernden Saum eines vorspringenden Gestades. „Hoch hob er die Augen beim Anblick des Landes und unter dem Ruf Tierra! Tierra! stürzte er sich auf das nächste Geschütz, um das Signal zu geben." (Das Schiffbuch des Entdeckers gesteht ein, daß auf der Pinta das Land um 2 Uhr Nachts von einem Matrosen Rodrigo zuerst begrüßt wurde." O. Peschel a. a. O.)

Der allgemeine Ruf „Land!" der nun von allen Schiffen wiederhallte verwandelte Aller Angst und Sorge in Freude und Entzücken, das sich zuletzt in ein andächtiges Te Deum auflöste.

Es war die Insel Guanahani, welche Columbus am Morgen des

12. Octobers 1492 als der erste Europäer betrat und sie nach aufgerichtetem Kreuze, vor dem er mit dem ganzen Schiffsvolke betete, unter den sonst üblichen Formen für die Krone Castiliens in Besitz nahm. Diese Insel, die zu den nachmals sogenannten Bahama-Inseln gehört, erhielt von ihrem Entdecker den Namen San Salvador, den sie noch heute führt. Die Einwohner waren furchtsame, gutmüthige Wilde, ohne Bekleidung, ohne Wohnung, ja ohne Ackerbau; sie lebten von Mais und Maniok, daran die Insel Überfluß hatte.

Alex. v. Humboldt sagt in seinem Kosmos II. Bd.: „Indem Columbus das westlich vom Meridian der azorischen Inseln noch ganz unerforschte Meer durchschiffte und zur Ortsbestimmung das neuvervollkommnete Astrolabium anwandte, suchte er das östliche Asien auf dem Wege gegen Westen nicht als ein Abenteurer, er suchte es nach einem festen vorgefaßten Plane. Er hatte allerdings die Seecharte am Bord, welche ihm der Florentiner Arzt und Astronom Paolo Toscanelli 1477 geschickt hatte, die er am 25. Sept. 1492 dem Martin Alonzo Pinzon zeigte und auf welcher mehrere vorliegende Inseln eingezeichnet waren. Wäre indeß Columbus der Charte seines Rathgebers Toscanelli allein gefolgt, so würde er einen nördlicheren Curs und zwar im Parallelkreise von Lissabon gehalten haben; er steuerte dagegen, in der Hoffnung, Zipangu (Japan) schneller zu erreichen, die Hälfte des Weges in der Breite der canarischen Insel Gomera, und später, in Breite abnehmend, befand er sich am 7. Oct. 1492 unter 25°½. Unruhig darüber, die Küsten von Zipangu nicht zu entdecken, die er nach seiner Schiffsrechnung schon 216 Seemeilen östlicher hätte finden sollen, gab er nach langem Streite dem Befehlshaber der Caravele Pinta, dem obengenannten M. Alonzo Pinzon, nach und steuerte gegen Südwest. Diese Veränderung der Richtung führte zur Entdeckung von Guanahani. Wir müssen hier bei einer Betrachtung verweilen, die eine wundersame Verkettung kleiner Begebenheiten und den nicht zu verkennenden Einfluß einer solchen Verkettung auf große Weltschicksale offenbart. Der verdienstvolle Washington Irving hat mit Recht behauptet, daß, wenn Columbus dem Rathe des Pinzon widerstehend, fortgefahren hätte gegen Westen zu segeln, er in den warmen Golfstrom gerathen wäre und nach Florida und von dort vielleicht nach dem Cap Hatteras und Virginien würde geführt worden seyn: — ein Umstand von unermeßlicher Wichtigkeit, da er den jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika statt einer spät angelangten protestantisch-englischen Bevölkerung eine katholisch-spanische hätte geben können. „Es ist mir, sagte Pinzon zu dem Admiral, wie eine Eingebung, daß wir anders steuern müssen." Auch behauptete er deßhalb in dem berühmten Prozesse, der (1513 — 1515) gegen die Erben des Columbus geführt wurde, daß die Entdeckung von Amerika ihm allein gehöre. Die „Eingebung" aber und „was das Herz ihm sagte," verdankte Pinzon (wie in demselben Prozeß ein alter Matrose erzählte) dem Flug einer Schaar von Papagaien, die er Abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um, wie er vermuthen konnte, in einem Gebüsch am Lande zu schlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt. Man könnte sagen, er habe entschieden über die ersten Ansiedelungen im neuen Continent, über die ursprüngliche Vertheilung romanischer und germanischer Menschenrassen."

Da Columbus glaubte, in der Nähe der Ostküste Asiens zu seyn, und aus dem Umstande, daß jene Insulaner auf die Frage, woher sie die Goldblechzierrathen hätten, die sie in Nasen und Ohren trugen, südwärts deuteten, den Schluß zog, daß die in Marco Polo's Reisebeschreibung

angedeutete Insel Zipangu (womit derselbe wahrscheinlich Japan gemeint hatte) mit ihren reichen Schätzen nahe sey: so fuhr er, um diese aufzusuchen, weiter vor mehreren kleinen Inseln vorbei, deren eine er Santa Maria de la Concepcion, eine dritte Ferdinandia nannte, bis er am 27. Oct. auf der Nordküste der Insel Cuba landete, die er anfangs für das feste Land von Indien hielt. Als er aber nach fünfwöchentlicher Untersuchung das Land zwar fruchtbar, aber auf ihm von indischen Reichthümern keine Spur fand, steuerte er weiter und entdeckte die Insel Hayti, die er Isla Española nannte, woraus man nachher Hispaniola machte.

Sie bekam späterhin den Namen St. Domingo und ist heut zu Tag wieder zu ihrem ursprünglichen Namen zurückgekehrt. Den Boden fand er nur an einigen Stellen angebaut. Die Einwohner waren gleichfalls schwache und gutmüthige Menschen; sie standen unter Oberhäuptern, die sie Kaziken nannten, darunter der angesehenste Guacanagari, sich den Spaniern sehr geneigt bewies und ihnen so viel Gold verschaffte, als er aufbringen konnte, indem die Einwohner gern dagegen Glasperlen und Glöckchen eintauschten, wobei sie auf Befragen, wo das Gold herkäme, ebenfalls nach dem Süden deuteten.

Da Columbus jedoch nur noch Ein Schiff hatte, weil eines der beiden kleineren (die Nina) an einer Klippe gescheitert war, das andere aber unter Pinzon's Führung sich heimlich entfernt hatte, um treuloser Weise für sich selbst das Goldland aufzusuchen, so beschloß er die Rückfahrt nach Spanien, um selbst die Botschaft von seinen Entdeckungen zu überbringen und eine größere Expedition einzuleiten. Zuvor aber baute er auf Hayti ein Castell, Namens Navidad, wobei ihm die Einwohner gern behülflich waren, als ihnen bedeutet wurde, daß die Besatzung derselben sie gegen ihre Feinde schützen werde, welche, nach ihrer Angabe von Zeit zu Zeit von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Karaïben) herüberkamen und Viele gefangen fortschleppten, um sie zu schlachten und zu verzehren.

Am dritten Tag nach seiner Abfahrt (4. Jan. 1493) gesellte sich das entwichene Schiff, das zwar nichts entdeckt, aber auf andern Küsten viel Gold eingetauscht hatte, wieder zu ihm und Columbus ließ Pinzon's leere Entschuldigungen gelten. Obgleich unterwegs ein großer Sturm den Entdecker und seine Entdeckung in die Gefahr des Untergangs brachte, und Columbus noch zuletzt bei den Azoren sowohl, als auch vor Lissabon nahe daran war, von den Portugiesen aus Neid gefangen zu werden, so erreichte er doch glücklich den Hafen von Palos wieder, wo er mit Kanonendonner, Glockengeläute und anderem Festjubel empfangen und bei dem Zug in die Kirche, in der er mit den Seinen Gott für die glückliche Erhaltung dankte, von der ihn neugierig umdrängenden Menge fast erdrückt wurde.

Seine Reise von da durch das ganze Land hindurch bis Barcelona, wo der Hof sich gerade aufhielt, glich einem Triumphzug; und solchen Eindruck hatten seine vorläufigen Berichte und nun die bei seinem

Einzuge zur Schau aufgeführten Schätze gemacht, daß ihn Ferdinand und Isabella auf dem Thron mit der größten Feierlichkeit wie einen Großen des Reichs empfiengen und sammt dem ganzen Hofe ihn mit Ehren und Lobsprüchen überhäuften.

Schnell durchlief das Gerücht von der neuentdeckten Welt ganz Europa und erfüllte Jedermann, besonders die Gelehrten, mit Staunen und Freude. In Spanien aber meldeten sich in der Kürze an 1500 Menschen, um an dem zweiten Zuge Theil zu nehmen, welchen Columbus mit 17 Schiffen, die ihm die Regierung zur Aufsuchung des eigentlichen Goldlandes ausrüsten ließ, schon am 25. September 1493 von Cadix aus antrat.

Zuvor war die Einwilligung des Papstes eingeholt worden, der alle entdeckten und noch zu entdeckenden Länder jenseits einer von ihm 100 Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirgs gezogenen Mittagslinie der castilischen Krone zuerkannte, während die diesseits dieser Linie fallenden Länder den Portugiesen gehören sollten. Da aber letztere damit nicht zufrieden waren, so rückte der Papst in einem spätern Vertrage jene Theilungslinie noch 270 Seemeilen weiter westwärts, wodurch es kam, daß das in der Folge entdeckte Brasilien portugiesisches Eigenthum wurde.

Da Columbus diesmal eine etwas südlichere Richtung einschlug, traf er zuerst auf eine karaibische Insel, die er Dominica nannte, worauf die Auffindung der übrigen Inseln (Desiderade, Mariegalante, Guadeloupe, Antigua, Portorico ꝛc.) folgte, die alle von einem wilden barbarischen Menschenschlag bewohnt waren, daher Columbus bald nach Hispaniola segelte, um nach der dort zurückgelassenen Colonie zu sehen. Allein die Festung war zerstört, die sämmtlichen Spanier umgekommen und zwar in Folge der Rache der sonst gutmüthigen Einwohner, welche wider des Columbus Anweisung von der Habsucht und Wollust jener Spanier auf das unmenschlichste zu leiden gehabt hatten. Columbus legte nun an einer andern Stelle der Insel eine Stadt an und nannte sie seiner Königin zu Ehren Isabella. Dabei zeigte sich unter seinen ohnedieß auf ihn neidischen Begleitern, die nach Gold und nicht nach Arbeit lüsteten, zumal unter denen, welche die neue Colonie bilden sollten, eine so große Unzufriedenheit, daß er eilte, seine Entdeckungsreise fortzusetzen, auf der er nun Jamaica entdeckte, Cuba wieder besuchte und dann weiter westlich segelte, immer in der Meinnng, dem Goldland Indien nahe zu seyn.

Der schlechte Zustand seiner Schiffe aber nöthigte ihn nun wieder nach Hayti zurückzukehren, wo er zwar seinen unterdeß aus Spanien angekommenen Bruder Bartolomeo antraf, aber auch die neue Colonie in großer Gefahr fand: denn auch diese Colonisten hatten sich gegen die Indianer so unmenschlich benommen, daß die meisten Kaziken sich zur Ausrottung der Fremdlinge verbündet hatten, und im Begriff waren, sie zu überfallen. Da Güte nicht mehr half, zog Columbus selbst mit 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern gegen die zu Tausenden anrückenden nackten In-

dianer aus. Diese jedoch, vom Donner des Geschützes erschreckt und von großen Hunden gehetzt, erkannten bald, daß ihre Macht gegen die der weißen Männer nichts vermöge, und unterwarfen sich daher flehend, um fortan ihr armes Leben mit harter, ihnen gänzlich ungewohnter Arbeit zu erkaufen, zu der die ihnen von der spanischen Habsucht auferlegte Pflicht jährlichen Zinses an Gold und Baumwolle sie nöthigte.

Schon vor seiner Rückkehr in die Colonie hatten von da an sich Einige der dem Columbus feindlich Gesinnten nach Spanien zurückbegeben und dort so viele Verläumdungen gegen ihn angebracht, daß der Hof einen Bevollmächtigten, Namens Aguado, nach Hayti entsandte, um den Stand der Sache zu untersuchen. Dieser trat aber nach seiner Ankunft daselbst mit so großer Anmaßung auf, daß Columbus, um falschen Berichten zuvorzukommen, beschloß, sich selbst in Spanien zur Verantwortung zu stellen. Er übergab daher seinem Bruder den Oberbefehl über die Zurückbleibenden und kehrte im März 1496 mit Aguado nach Spanien zurück. Zwar gelang es ihm, am Hofe seine Verleumder zu Schanden zu machen und sogar die Zusage einer neuen Flotte zu erwirken; allein da der Hof mit andern kostspieligen Entwürfen beschäftigt war, so verzögerte sich die Ausrüstung so sehr, daß die Abfahrt erst nach zwei Jahren von Statten gehen konnte (30. Mai 1498).

Bei der dritten Reise nahm Columbus eine noch südlichere Richtung, um endlich auf das ersehnte Goldland zu treffen, gerieth aber dabei so nahe an den Äquator, daß vor Hitze die Fugen der Schiffe wichen, die Fässer zersprangen, die Lebensmittel verdarben und die Leibes- und Geisteskräfte der Schiffleute schwanden. Daher nahm Columbus, der auch an der Gicht litt, eine mehr nordwestliche Richtung, in der er auf die Insel Trinidad stieß, die an der Mündung des Orinokostroms liegt, aus dessen Größe er schloß, daß hier das gesuchte Festland (Tierra firma), folglich seiner Meinung nach, Indien sey.

In der That hatte er den östlichen Continent, aber nicht Asiens, sondern Amerika's vor sich, den er, weil er gerade an den Augen litt, durch seine Leute — an der Küste von Cumana — betreten und für Spanien in Besitz nehmen ließ. Seine zunehmende Augenkrankheit aber nöthigte ihn wieder nach Hispaniola zu steuern, wo ihm jedoch die traurige Verwirrung, in der er die dortige Colonie fand, keine Erholung gestattete. Sein Bruder hatte zwar unter seiner Abwesenheit die Ordnung mit Umsicht und Festigkeit zu handhaben gesucht und die neue Stadt St. Domingo gegründet; allein Roldan, ein undankbarer Mensch, den Columbus seiner Talente wegen aus dem Staub emporgehoben und zum Oberrichter befördert hatte, war der Anstifter eines Aufstandes geworden, zu dem er nicht nur den unzufriedenen Theil der Spanier, sondern auch die Indianer vermochte, also daß diese sich ihrer Zinspflicht weigerten, indeß jene plündernd und verwüstend das Land durchzogen. Verge-

ders zog Bartolomeo aus und züchtigte die abgefallenen Kaziken: die spanischen Rebellen konnte er nicht erreichen, da sie vor ihm nach einer andern entfernten Seite der Insel auswichen.

Als Columbus ankam und erkannte, daß die ganze Ansiedlung in der Gefahr des Untergangs war, gedachte er mit Einem Schlag die Frevler zu vernichten; allein drei seiner Schiffe waren nach der Seite hin verschlagen worden, wo die Aufrührer sich festgesetzt hatten, und da jene Schiffe viele aus Spanien mitgebrachte Verbrecher, die man für die neue Welt unschädlich erachtet hatte, enthielten, so schloßen sich diese sogleich den Rebellen an. Dieser Umstand und die betrübte Wahrnehmung, daß die Besatzung von St. Domingo sich zur Bekämpfung des Aufstandes wenig geneigt zeigte, nöthigte den Admiral mit den Aufrührern zu unterhandeln und sie durch eine ausgedehnte Amnestie und Einräumung besonderer Vortheile zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Allein schon vorher hatten Roldan und seine Spießgesellen Berichte und Abgeordnete nach Spanien gesandt und ihren Aufstand durch giftige Verleumdungen wider den Statthalter zu rechtfertigen gesucht, den sie der härtesten Bedrückung und ungerechtesten Verwaltung beschuldigten.

Indeß hatte auch Columbus der Wahrheit gemäß an den Hof berichtet und selber auf unparteiische Untersuchung der Sache angetragen. So kam es, daß der zum Mißtrauen geneigte König Ferdinand, der ohnedieß bei der wachsenden Bedeutung der gemachten Entdeckung mehr und mehr bereute, dem Entdecker, einem Fremdling, eine so ausgedehnte Gewalt eingeräumt zu haben, — einen seiner Hofbeamten, Namens Franz von Bobadilla, als Schiedsrichter nach St Domingo sandte. Dieser, ein eben so übermüthiger als unfähiger Mann, setzte sich ohne alle Form Rechtens sogleich mit Gewalt in den Besitz der Festung und des Admiralitätsgebäudes, lud den gerade anwesenden Admiral Columbus vor sich und ließ den ehrwürdigen Mann nebst seinen beiden Brüdern in Ketten legen. Nicht genug: nachdem der Nichtswürdige durch die lügenhaftesten Aussagen aller Schlechten, welche, durch sein Verfahren ermuthigt, noch frecher hervortraten, seiner Willkühr einen Schein des Rechts gegeben hatte, schickte er mit den Prozeßacten zugleich die Gefangenen selbst nach Spanien. Als man vor der Einschiffung dem Columbus die Ketten abnehmen wollte, ließ es derselbe nicht zu, sondern erklärte, daß er sie, da der Bevollmächtigte ihn im Namen der Majestäten damit beladen habe, so lange tragen wolle, bis diese seine Gebieter selbst befehlen würden, sie ihm wieder abzunehmen, und in diesem Falle wolle er sie dann zur Erinnerung, wie man seine treuen Dienste gelohnt habe, bei sich aufbewahren.

Als man im November 1500 in Cadix ankam, und man den Entdecker der „neuen Welt" in Fesseln sah, wurden alle Wohlgesinnten von Unwillen erfüllt; und als die Königin davon hörte, sandte sie, von Mitleid gerührt, — im Einvernehmen mit dem Könige, der die öffentliche

Stimmung scheute — den Befehl nach Cadix, die Gefangenen frei zu lassen und den Columbus mit allen Ehren auszuzeichnen; auch wurden ihm sogleich 2000 Ducaten zur Reise nach dem Hofe eingehändigt.

Dort angekommen, warf er sich schweigend vor dem Throne nieder und brach, vom Gefühl überwältigt, in lautes Weinen aus. Doch faßte er sich bald und rechtfertigte seine Treue in warmer Rede so glänzend, daß die Majestäten ihn auf's Neue ihrer Huld versicherten, ihm die Rückerstattung seiner Güter zusicherten und die Absetzung des Bobadilla befahlen. Die Wiedereinsetzung des Columbus in seine vertragsmäßige Stellung aber wurde unter dem Vorwande verschoben, daß zur Sicherheit seiner Person erst die Ordnung in Hispaniola wiederhergestellt seyn müsse. Allein Ferdinand war entschlossen, eine so hohe Stelle, wie die eines Unterkönigs nie wieder einem Unterthanen, geschweige einem Fremden einzuräumen, und sandte an Bobadilla's Stelle als künftigen Generalcapitän oder Statthalter einen Spanier von vornehmer Herkunft, Don Nicolas de Ovando, dahin ab. Columbus aber harrte vergebens auf die Erfüllung der erneuerten Zusage.

Dennoch sollte noch durch ihn selbst die Entdeckung des neuen Festlandes wenigstens näher bestätigt und Andern die Bahn der Nachfolge erleichtert werden. Denn unterdessen waren die Portugiesen auf dem von ihnen entdeckten Seewege wirklich nach Indien gekommen und zogen daraus unermeßliche Vortheile. Als daher Columbus, dadurch zu neuer Thätigkeit auflebend, seinen königlichen Gebietern einen neuen, auf seine Entdeckung des amerikanischen Festlandes gegründeten Plan zur Auffindung einer Durchfahrt nach dem indischen Meere vorlegte, gieng Isabella, im ungeschwächten Vertrauen auf des Mannes erprobten Blick, sogleich darauf ein, und auch Ferdinand, der gerne den Portugiesen sich in Indien an die Seite gesetzt hätte, gab seine Zustimmung zu des Columbus vierter Entdeckungsfahrt. Diese trat er von Cadix aus am 9. Mai 1502 an; aber an sie knüpfte sich für ihn, den bereits durch Alter und Kränklichkeit geschwächten Mann, eine Kette von Unglücksfällen, Demüthigungen und Entbehrungen aller Art, und ohne etwas weiteres, als die amerikanische Festlandsküste vom Kap Gracias a Dios an südlich bis Portobello auf der Landenge von Panama entdeckt zu haben, kehrte er krank und gebrochen nach Europa zurück, wo er am 7. November 1504 anlangte.

Schon die vier Schiffe, die man ihm zu dieser vierten Expedition mitgegeben hatte, waren so schlecht, daß er vor seiner Untersuchung des Festlands erst in Hispaniola anlegen wollte, um eines derselben auszutauschen. Zu seinem Schmerz aber wurde ihm, dem Entdecker dieser Insel, die Aufnahme im Hafen versagt. Während er noch an der Küste weilte, schifften sich Bobadilla und Roldan miteinander nach Spanien ein; unterwegs aber ergriff sie ein Sturm und begrub sie sammt ihren auf Hispaniola erpreßten Schätzen in den Wellen! — Hierauf untersuchte Columbus den genannten Küstenstrich des Festlandes, konnte aber keine Durch-

fahrt finden. Dabei hatte er beständig mit Stürmen zu kämpfen, die ihm zwei Schiffe zertrümmerten und die beiden andern so beschädigten, daß sie, als er mit Noth Jamaica erreichte, zur Ausbesserung unfähig befunden wurden. Hier schien dem Weltentdecker das traurige Loos bevorzustehen, sein Leben unter den Indianern bei Maiskost beschließen zu müssen, wenn nicht zwei seiner Gefährten, Mendez und Fieschi, den Muth gehabt hätten, auf zwei elenden Canoes 40 Seemeilen weit nach Hispaniola zu fahren, um von dort Hülfe zu holen. Als sie nach unsäglichen Mühseligkeiten fast verschmachtet ankamen, wurden sie vom Statthalter Ovando fast ein Jahr lang hingehalten, bis sie zwei Schiffe bekamen.

Unterdessen lebte Columbus in der traurigsten Lage: von der Gicht geplagt, meist an's Lager gefesselt und von Sorgen gequält, ward es ihm doppelt schwer, seine Schiffsleute im Zaum zu halten. Seiner Warnung ungeachtet kränkten sie durch Habsucht und Rohheit die Indianer so, daß diese sich zurückzogen und keine Lebensmittel mehr lieferten. Doch seiner Klugheit, mit der er eine bevorstehende Monds-Finsterniß benützte, um die Indianer mit der Strafe seines Gottes zu schrecken, gelang es, sie wieder zur Lieferung von Lebensmitteln zu bewegen. Endlich, nachdem sein Bruder Bartolomeo sogar gegen einen meuterischen Theil der Matrosen, die einen Anschlag auf des Columbus Leben machten, mit Hülfe der Treugebliebenen die Waffen hatte brauchen müssen, kamen die zwei Schiffe von Hispaniola, auf denen Columbus sogleich die Rückfahrt nach Europa antrat.

Zum Unglück für ihn starb seine Beschützerin Isabella kurz nach seiner Rückkunft und obgleich er noch oftmals theils mündlich, theils schriftlich bei Ferdinand um Wiedereinsetzung in seine Würden und Ämter nachsuchte, so erhielt er doch stets nur ausweichende Antworten. Anderthalb Jahre darnach, den 20. Mai 1506, starb der große Entdecker und erhielt auf seine Anordnung, die Ketten, mit denen man einst seine Treue gelohnt hatte, mit in den Sarg.

„Unter den Charactereigenschaften des Columbus (sagt Alex. v. Humboldt in s. Kosmos II, 3.) müssen besonders der durchdringende Blick und der, Scharfsinn hervorgehoben werden, womit er, ohne gelehrte Bildung, ohne physikalische und naturhistorische Kenntnisse die Erscheinungen der Außenwelt erfaßt und combinirt. Bei seiner Ankunft „in einer neuen Welt und unter einem neuen Himmel" betrachtet er aufmerksam die Form der Ländermassen, die Physiognomik der Vegetation, die Sitten der Thiere, die Vertheilung der Wärme und die Variationen des Erdmagnetismus. Während der alte Seemann sich bestrebt, die Specereien Indiens und den Rhabarber aufzufinden, der durch die arabischen und jüdischen Ärzte ꝛc. schon eine so große Berühmtheit erlangt hatte, untersuchte er auf das genaueste Wurzeln und Früchte und Blattbildung der Pflanzen. In seinem Reisejournal und in seinen Berichten, die erst 1825—29 veröffentlicht worden sind, findet man bereits fast alle Gegenstände berührt, auf welche sich in der letzten Hälfte des 15. und im ganzen 16. Jahrhundert die wissenschaftliche Thätigkeit gerichtet hat." — — „Wir müssen vor Allem auch der Naturschilderungen gedenken, die wir von Columbus selbst (in seinem Schiffsjournal, in seinen Briefen an die Königin Isabella und ihren Schatzmeister und an Frau Juana de la Torre) besitzen, — mit welchem tiefen Naturgefühl der große Entdecker begabt war; wie er das Erdenleben und den „neuen Himmel", die sich seinem Blicke offenbarten, mit einer Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks beschrieb, die nur diejenigen zu schätzen vermögen, welche mit der alten Kraft der Sprache jener Zeit vertraut sind. Die physiognomische Gestaltung der Pflanzen, das undurchdringliche Dickicht der Wälder, „in denen man kaum unterscheiden kann, welche Blüthen und Blätter jedem Stamme zugehören", die milde Üppigkeit des krautbedeckten Bodens der feuchten

Ufer, die rosenfarbigen Flamingo's, welche fischend schon am frühen Morgen die Mündung der Flüsse beleben, beschäftigen den alten Seemann. Jedes neuentdeckte Land scheint ihm noch schöner, als das früher beschriebene; er beklagt, nicht Worte zu finden, um die süßen Eindrücke wiederzugeben, die er empfangen hat."

Übrigens ist Columbus mit dem Bewußtseyn gestorben, „seine Aufgabe gelös't zu haben. Er nahm den Wahn mit in das Grab, daß Cuba eine Provinz des chinesischen Reichs, Hispaniola die Insel Zipangu (Japan) sei und daß zwischen dem karaibischen und bengalischen Golf keine wasserbedeckte Halbkugel, sondern nur eine Landenge liege. Der Entdecker Amerika's ist ohne eine Ahnung gestorben, daß er einen neuen Welttheil entdeckt habe."

Nach des Columbus Tod verfolgte sein Sohn Diego das Recht seines Vaters gerichtlich und empfieng einen günstigen Spruch, dessen Vollzug indessen nur auf dem Wege einer vornehmen Verbindung erwirkt werden konnte. Er heirathete nämlich die Tochter eines spanischen Granden, dessen Bruder der Herzog von Alba war, der es endlich bei Ferdinand dahin brachte, daß Ovando zurückgerufen und Diego als Statthalter nach Hispaniola gesandt wurde Doch auch ihm fehlte es dort nicht an Kränkungen. Mit Diego's Sohn dem man nur den Titel ließ, starb das Geschlecht des Columbus im männlichen Stamme aus.

Der neue Erdtheil aber erhielt in der Folge seinen Namen nicht einmal von seinem ersten Entdecker, sondern von seinem ersten Beschreiber, dem Florentiner Amerigo Vespucci, weil dieser sich in der von ihm herausgegebenen Reisebeschreibung über America, dessen südliche Küsten er im Gefolge des Spaniers Ojeda 1499 betrat, das Ansehen gab, als habe er zuerst jenen Continent gesehen. — Die Behauptung einiger früheren Schriftsteller, daß ein anderer Zeitgenosse des Columbus, der Nürnberger Patrizier Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506), vor dem Columbus America gesehen habe, ist ungegründet. Derselbe hatte aber Theil an der portugiesischen Entdeckung Congo's, weßhalb er vom Könige Johann II zum Ritter geschlagen wurde. Auch fertigte er einen großen Erdglobus, der sich noch in Nürnberg befindet.

3. Erweiterung der spanischen Entdeckungen: Florida. Vasco de Balboa in Darien. Velasquez; Grijalva. Die Entdeckung von Mexico: Ferdinand Cortez. Erbauung von Veracruz. Einzug in Mexico. Frühere Geschichte Mexico's: die Tolteken und Azteken. Montezuma II. Volksgährung. Rückzug aus Mexico. Wiedereroberung der Stadt und Vertheilung der Landeseinwohner. — Entdeckung von Californien.

Schon während der zweiten Reise des Columbus ermächtigte eine königliche Verordnung jeden Spanier auf seine Kosten Schiffe nach der neuen Welt auszurüsten (wogegen Columbus vergeblich vorstellte, daß dieß den geordneten Lauf der Entdeckung störe und im Grunde ein Eingriff in seine erworbenen Rechte wäre). Die Lust, neue Länder aufzufinden, und die Begierde, schnell zu großem Reichthum zu gelangen, trieb Viele an, von jener Erlaubniß Gebrauch zu machen. Im Jahre 1512 wurde Florida entdeckt; nicht lange darnach fand der kühne Vasco de Balboa den Meerbusen von Darien und legte die Stadt Santa Maria

an. Seinem Unternehmungsgeist war es beschieden, von Darien aus 1513 bis zur Südsee vorzudringen und dort nähere Kunde über das längst gesuchte Goldland (Peru) einzuziehen.

Ein junger Kazike nämlich, der sah, daß sich die Spanier wegen Theilung eines Goldhaufens stritten, begriff nicht, warum sie „wegen eines solchen Tandes" sich zankten: wenn sie so sehr darnach verlangten, so brauchten sie nur sechs Sonnen (Tagreisen) weit von da in das Land am großen Ocean zu gehen, dort würden sie Gold im Überfluß finden; doch müßten sie in größerer Anzahl dahingehen, denn der König jenes Landes sei mächtig. Daher ließ Balboa von Hispaniola her noch kommen, wer wollte, und machte sich mit 190 abenteuerlustigen Spaniern und mit 1000 Indianern, die dem sie menschenfreundlich behandelnden Führer gerne folgten und die Lebensmittel trugen, auf den Weg. Dieser führte durch ungebahnte Wildnisse und dichtverwachsene Wälder, über steile Gebirge und weite Sümpfe, wobei sie mit Ungemach aller Art, mit Ungeziefern und giftigen Schlangen, mit kriegerischen Stämmen und andern Hindernissen zu kämpfen hatten und manchen Tag kaum eine Meile vorwärts kamen. Endlich, nach 25 Tagen, gelangten sie an einen hohen Berg, hinter welchem nach der Aussage der Indianer der große Ocean lag. Balboa erstieg erst allein den Berg, um zuerst das ersehnte Meer zu sehen. Beim Anblick der vor seinen Augen sich eröffnenden Südsee fiel er, Gott dankend, auf seine Kniee, worauf er, als auch seine Gefährten seine Gefühle getheilt hatten, mit ihnen zum Strand hinabgieng und mit Schwert und Schild bis an die Brust in's Meer tretend von demselben für seinen König Besitz nahm. Da die nahen Einwohner dieser Gegend die Aussage seiner Indianer bestätigten, daß das Goldland weiter südwärts im Innern liege, aber der König desselben sehr mächtig sey, so beschloß Balboa, vorerst wieder nach Santa Maria zurückzukehren und sich von seinem Könige eine hinreichende Macht ertheilen zu lassen.

Die Berichte und Schätze, die er an den spanischen Hof sandte, erregten die höchste Freude, indem man glaubte, nun auf einem andern Wege, als die Portugiesen, Indien gefunden zu haben. Aber auch dem Balboa trat der Neid und das Mißtrauen verderblich entgegen: Ferdinand ernannte nicht ihn, der doch die Verhältnisse so gut kannte und mit den Indianern so gut stand, zum Statthalter von Darien, sondern den kleinlich gesinnten Pedraria, unter dessen verkehrter Verwaltung die neue Colonie so litt, daß der König zuletzt seinen Mißgriff erkannte und auf erneute Vorstellungen dem Balboa wenigstens die Statthalterschaft über die neu zu entdeckenden Länder an der Südsee ertheilte. Schon war Balboa im Begriff, mit vier Schiffen zur Entdeckung Peru's von Darien abzusegeln, als ihn Pedraria aus Eifersucht eines Empörungsversuches beschuldigte und, ohne auf die Fürbitten aller Colonisten zu achten, den Mann — hinrichten ließ, der nach Columbus bis dahin zu Entdeckungsunternehmungen der fähigste war.

Weitere Entdeckungen auf dem Festlande wurden von Cuba aus auf Betrieb des Diego Velasquez, des tapfern Eroberers und umsichtigen Statthalters dieser Insel, gemacht. So entdeckte, von ihm veranlaßt, Hernandez Cordova 1517 die Küste von Yukatan, wurde aber von den kriegerischen, in baumwollene Gewänder gekleideten Einwohnern am Landen gehindert und mußte nach einem hitzigen Gefecht, in wel-

chem er einen großen Theil seiner Mannschaft verlor, nach Cuba zurückkehren, wo er an seinen Wunden starb. Ihn rächte Grijalva, an der Spitze einer neuen Expedition: er besiegte die Yukataner und segelte nach geschlossenem Friedensvertrag weiter an der Küste hin, bis er auf Gegenden stieß, deren Fruchtbarkeit und Cultur (die sich auch an Häusern von Stein zeigte) ihn an Spanien erinnerte, so daß er diesem Lande den Namen Neuspanien gab, indeß die Einwohner ihm bedeuteten, daß sie einem großen, in viele Provinzen getheilten Reiche angehörten, dessen mächtiger König Montezuma (auch Motecuhcuma, richtiger Moctheuzoma) in der Hauptstadt Mexico herrsche. Auf diese Nachricht kehrte Grijalva, der mit seinen schwachen Hülfsmitteln sich nicht getraute, hier eine Colonie zu gründen, nach Cuba zurück, um dem Statthalter Bericht zu erstatten.

Begierig, diese wichtige Entdeckung möglichst auszubeuten, befahl Velasquez eine neue Ausrüstung und übertrug dieselbe dem durch alle dazu nöthigen Fähigkeiten, insbesondere durch Unerschrockenheit und Geistesgegenwart ausgezeichneten **Ferdinand Cortez**, der auf 11 kleinen Schiffen, welche mit 100 Matrosen und 500 Soldaten (darunter 13 mit Flinten und 16 mit Pferden) und mit 14 kleinen Kanonen armirt waren, am 10. Febr. 1519 unter Segel gieng.

Cortez, damals 30 Jahre alt, hatte sechs Jahre zuvor sich in eine Verschwörung gegen Velasquez eingelassen, war aber begnadigt worden und die Sache war längst vergessen. Der große Eifer, den nun Cortez bei der Ausrüstung bewies, gab seinen Neidern Veranlassung, den Verdacht des Velasquez gegen ihn wieder rege zu machen, so daß Cortez für gut fand, rasch abzusegeln und die begonnene Ausrüstung an einem andern Orte der Insel zu vollenden. Velasquez erklärte ihn nun seiner Stelle verlustig und befahl seine Gefangennehmung. Cortez aber wußte seine Soldaten für sich zu gewinnen und beschleunigte die Abfahrt.

Nachdem er da, wo Grijalva zuletzt gewesen war, die Einwohner mit Waffengewalt zu einem Friedensvertrag gebracht, fuhr er an der Küste weiter und bewerkstelligte in der Gegend, wo jetzt das Fort St. Juan da Ulloa liegt, seine zweite Landung. Die Einwohner, die auch hier auf einer höhern Stufe der Cultur standen, ließen sich mit den Spaniern in einen friedlichen Verkehr ein und bewiesen ihnen, als sie den Donner der Geschütze vernahmen, gleich als höheren Wesen, die größte Ehrfurcht.

Beim Anblick der geharnischten Reiter glaubten sie, daß diese Menschen mit ihren Pferden zusammengewachsen seyen, und entsetzten sich, als die Reiter abstiegen und so das, was sie für ein Ganzes hielten, sich theilte. — Im Verkehr mit diesen Mexicanern, ja für den Erfolg seiner ganzen Unternehmung kam es dem Cortez außerordentlich zu Statten, daß er eine Indianerin aus Yukatan mitgebracht hatte, welche die mexicanische Sprache verstand und daher, weil auch einer der Spanier der Sprache Yukatans mächtig war, indem er dort einige Jahre als Gefangener gelebt hatte, zur Dolmetscherin dienen konnte.

Nachdem Cortez über das Reich und dessen Hauptstadt nähere Erkundigungen eingezogen hatte, gab er den Indianern zu verstehen, daß er

nach Mexico aufbrechen wolle, um ihrem Könige Aufträge von seinem mächtigen Könige zu überbringen. Alles dieß ward schnell dem König Montezuma, der bereits durch den Statthalter jener Provinz Berichte, und dabei sogar Abbildungen der Fremdlinge empfangen hatte, hinterbracht. Nicht lange darauf erschienen Gesandte bei Cortez und brachten ihm nebst Geschenken die Weisung, das Land zu verlassen. Da Cortez sich nicht dazu verstand, kam ein zweiter Befehl mit noch größeren Geschenken und wiederholte jene Weisung. Durch diese Geschenke wurde Cortez mit den meisten seiner Begleiter nur noch mehr gereizt, sich im Lande festzusetzen und vorerst eine Stadt zu bauen, der er den Namen Villa rica de la vera cruz gab, den man in Veracruz verkürzte.

Weil sich unter seiner Mannschaft Zaghafte und Mißvergnügte, unter den Letztern namentlich Anhänger des Velasquez befanden, die auf Rückkehr drangen, stellte er sich, als wolle er ihnen nachgeben; da sich's aber zeigte, daß bei weitem die Mehrzahl bleiben wollte, da belobte er sie, ließ sie durch Vermittlung seiner Anhänger selbst unter sich einen Verwaltungsrath für die neue Stadt ernennen und legte vor demselben seine Befehlshaberstelle nieder, mit dem Ersuchen, den Würdigsten zum Generalcapitän und Oberrichter für die Colonie zu wählen. Da sie natürlich ihn wählten, so erschien er unabhängig von Velasquez und als einer, der sich die Herrschaft nicht angemaßt habe.

Darauf schilderte er in einem Bericht an den spanischen Hof die Vortheile der Eroberung eines so großen und reichen Landes, ohne sein Mißverhältniß zu Velasquez zu berühren und ohne um den Statthalterposten für sich anzuhalten. In einem Schreiben des Verwaltungsraths aber ließ er seine Verdienste näher bezeichnen, in der Hoffnung, daß der König ihn zum Statthalter ernennen werde. Um nun dieß zu hintertreiben, hatten die Anhänger des Velasquez vor, mit einem Schiffe heimlich nach Cuba zu segeln und den Velasquez davon zu benachrichtigen; allein Cortez kam hinter die Verschwörung und bestrafte die Rädelsführer mit dem Tode. Darauf ließ der kühne Mann sämmtliche Schiffe — mit Ausnahme dessen, welches er nach Spanien schickte, — unter dem Jubel seiner ihm anhängigen Mannschaft zerstören, damit die Seinen nur die Wahl zwischen Sieg und Untergang hätten.

Nachdem sich Cortez mit dem Unterkönige, in dessen Gebiet die neue Colonie lag, und welchem Montezuma's Druck längst lästig war, förmlich verbündet hatte, unternahm er den kühnen Zug in das Innere — er und ein Häuflein von 500 Spaniern gegen ein so großes Reich mit so vielen feindlichen und kriegerischen Völkern!

Zuerst erstritt er sich den Durchzug durch das Land der kriegerischen Tlascalaner, die, als sie seine Waffenüberlegenheit fühlten, sich zu Vasallen der castilischen Krone machen ließen und zu Tausenden in seine Dienste traten. Darauf eroberte er die Hauptstadt der sich ihm widersetzenden Cholulaner und kam beim Weiterrücken durch so trefflich angebautes Land und durch so viele volkreiche Städte, daß die Verwunderung der Spanier mit jedem Tage wuchs. Als sie endlich der Hauptstadt Mexico, die mit ihren weißen Häusern (welche die Spanier auf 60,000 schätzten) und ihren weißen Tempeln auf einer Insel des See's Tezcuco lag, von Canälen durchschnitten, und durch drei Dämme mit dem

Lande verbunden war, sich näherten, kamen ihnen 1000 vornehme, in feine Gewänder gekleidete Männer der Stadt ehrerbietig entgegen und meldeten ihm, daß ihr großer König gleich nachkommen werde. Kurz darauf erschien Montezuma in einem kostbaren Tragsessel mit großem Gefolge und bezeugte zum Erstaunen seines eigenen Volkes dem Cortez wie einem Höheren seine Unterwürfigkeit. Dann geleitete er ihn selbst in die Stadt, wo er ihm und allen Spaniern ein großes steinernes Gebäude zur Wohnung anwies und sie mit reichen Vorräthen versehen ließ.

Hier erklärte der König dem Cortez, daß die Mexicaner eine Überlieferung hätten, nach welcher in der Urzeit einer ihrer Fürsten in die Lande des Sonnenaufgangs gezogen und nicht wieder gekommen wäre, daß aber der Glaube bestehe, er werde einst von dort wiederkehren und sein Recht auf das mexicanische Reich geltend machen. Dieser Fürst sey wahrscheinlich der mächtige König, dem Cortez diene, und darum wolle er sich und sein Reich demselben tributpflichtig machen.

Diese Sage, die unter den Mexicanern wirklich bestand, und deren Zauber auch William Prescott, der neueste Geschichtschreiber des amerikanischen Festlands, das widerspruchvolle Benehmen Montezuma's und seines Volkes bei dem Einzug der Spanier theilweise zuschreibt, weist auf die Urgeschichte Mexico's zurück, von welcher spätere Forscher bis auf heute Folgendes festgestellt haben. In den ältesten Zeiten wohnten in den Anden Mexico's viele Völkerstämme, von denen acht noch dem Namen nach bekannt sind. Daher gilt jenes Gebirgsland bei den Mexicanern, die es Anahuac nennen, noch für heilig. Der mächtigste dieser Stämme, der Stamm der Olmeken, bewohnte die Hochebene von Tlascala und breitete sich weit aus. Im Jahr 544 n. Ch. erschienen von Norden her die **Tolteken**, wanderten 648 in Anahuac ein und gründeten sich daselbst 670 eine Herrschaft. Unter ihrem Könige Ixtlicuehauac empfiengen sie 708 ein heiliges Gesetzbuch, das auch ihre Mythologie und Geschichte enthielt. Noch unter der Herrschaft der milde gesitteten Tolteken trat der große mexicanische Religionsstifter Quetzalkoatl auf, der nachher von den verschiedenen Stämmen unter verschiedenem Namen als eine Gottheit verehrt wurde. Der Gesichtsfarbe nach ein Weißer und begleitet von mehrern Fremden im Gefolge, welche schwarze Priesterkleider trugen, gab er dem Reiche eine Doppelform durch einen weltlichen und einen geistlichen Herrscher. Als er seine religiös-politische Reform durchgeführt hatte, verschwand er auf einer Reise nach dem Westen (300 Jahre vor der Einwanderung der Azteken an die Seen des Tafellandes), und noch heute warten die eigentlichen Mexicaner auf seine Rückkehr. — In der Mitte des 11. Jahrhunderts n. Chr. fiengen die Tolteken, durch eine furchtbare Pest geschreckt, an, weiter nach dem Süden zu wandern, worauf um das Jahr 1160 aus dem Norden, vom californischen Meerbusen her, der rauhere und kriegerische Stamm der **Azteken** einwanderte, die sich bei ihrer Ausbreitung nach dem Süden allmählich die Oberherrschaft im Lande erkämpften. Sie gründeten auf der Insel des vorhin genannten See's (ohne Anwendung von Zugvieh und Eisen) im Jahr 1325 die Stadt Tenochtitlan, das nachmals Mexico genannt wurde, und ihre Nachkommen waren es, die Cortez noch herrschend fand. Anfangs war die Regierungsweise der Azteken aristokratisch, gieng aber aus dem Bedürfniß nach größerer Stärke in das Königthum über, dem alsdann die Nachbarstämme, die sie bis dahin zu unterjochen gesucht hatten, nicht mehr wiederstehen konnten. Allmählich aber artete die Monarchie in drückenden Despotismus aus. Der König, der Adel und die Priesterschaft besaßen die fruchtbarsten Ländereien, die Statthalter in den Provinzen erlaubten sich un-

gestraft die ärgsten Erpressungen, das Volk aber lebte in großer Armuth und trug nur in den älteren Provinzen den Druck geduldig, indeß die zuletzt unterworfenen Stämme mit Unwillen gehorchten und daher sich bei der Ankunft der Spanier leicht an diese anschloßen. In der Reihe der aztekischen Könige war Montezuma der neunte, und dieses Namens (den auch einer seiner Thronvorgänger geführt hatte) der zweite.

John Russel Bartlett, früher Secretär der ethnologischen Gesellschaft zu New-York, behauptet in seinen Forschungen am Rio Chila (1853), daß die Azteken nicht aus Obercalifornien hergekommen seyen, und weiset dieß, so wie auch den Ungrund der Annahme, daß die Azteken aus Asien über die Bähringsstraße her in America eingewandert seyen, aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes nach. Ihr Aztlan habe nicht am californischen Meerbusen, sondern nordwestlich von der Hochebene Anahuac am großen Ocean gelegen, doch nicht hoch im Norden hinauf, sondern im heutigen Mehoacan. — E. S. Squier (in seinem Werk über Nicaragua) sucht nachzuweisen, wie irrig es sei, die alte Geschichte der Völker im heutigen Lande Mexico mit jener der Aztekischen Eroberer zu vermischen, welche doch erst in späterer Zeit als Eroberer in dasselbe eingebrochen seyen und eine alte Civilisation (die toltekische) vorgefunden hätten, die lange vor dem 11. Jahrhundert vorhanden gewesen sey. Die Geschichte dieser aztekischen Eindringlinge bilde nur eine Episode in der alten amerikanischen Geschichte. Auch weis't derselbe nach, daß in dem Lande Nicaragua mitten unter den dortigen Völkerschaften „bis auf den heutigen Tag echte Azteken wohnen, folglich einige hundert deutsche Meilen von dem Hauptstock in Mexico entfernt, ohne Kunde von dem letztern, ohne Zusammenhang mit demselben: es sind die Cholutecaner und Niquiraner, welche den schmalen Streifen Landes zwischen dem großen Ocean und dem Nicaragua-See und mehrere Inseln in diesem letztern inne haben. Hier liegen sie gleichsam wie ein erratischer Block mitten unter anders redenden Menschen, ein Räthsel für die historische Ethnographie, das noch zu lösen bleibt, dessen aber schon Oviedo in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwähnt." — Auch in dem Staat San Salvador, zwischen Guatemala und Nicaragua, fand Squier an der sog. Balsamküste einen aztekischen Volksstamm, der in völliger Vereinzelung, ohne irgend welchen Zusammenhang mit dem Hauptstamme lebt und von demselben auch durch hunderte von Meilen getrennt ist. Sie lassen keinen Weißen in ihr schönes Land eindringen und verkaufen ihnen nur den darin wachsenden peruvianischen Balsam. — Wie diese Azteken in diesen Süden kamen, ist gleichfalls ein Räthsel. (Beil. Nr. 170 d. Allg. Z. v. 1854.)

Das **Reich** der Azteken war eine Art föderativer Verbindung dreier Staaten: Mexico, Tezcuco und Tacuba, davon jeder ein eigenes Erbkönigthum war, seinen eigenen Adel und besondre eroberte Provinzen hatte. Mexico hatte den Vorrang in allen allgemeinen Kriegen, und wenn in den beiden andern Staaten die Dynastie erlosch, hatte Mexico das Recht der Investitur eines neuen Herrschers; erlosch dagegen in Mexico die Dynastie, so mußte die Wahl des Nachfolgers von den Königen der beiden andern Staaten gebilligt werden. Im Übrigen waren diese Staaten von einander unabhängig, theilten aber die gemeinsam gemachten Eroberungen untereinander. Die Krone war im Mannsstamm erblich; zur Regierung Untaugliche waren aber ausgeschlossen. — Montezuma's Reich umfaßte einen Flächenraum von 16,000 □-Leguas, hatte alle Klimate und daher auch die Producte aller Zonen. Die Hauptstadt Mexico zählte 300,000 Einwohner in 70,000 Häusern. Die Mexicaner waren von Gesicht hübsch, aber olivenfarbig, hatten wenig Bart, dichtes glattes Haar, waren gesund, langlebig, häuslich. In ihrem Character herrschte ein gewisser contemplativer Ernst vor. Dem Neugebornen riefen sie zu: „Du bist in die Welt gekommen, um zu leiden, darum leide und ertrage mit Geduld!" — Vor der Vermäh-

lung hatte das Brautpaar in der Zurückgezogenheit eine Reihe von Tagen zu fasten und zu büßen. — Die Knaben wurden gemeinsam erzogen, die Mädchen wuchsen abgesondert unter den Augen der Mutter auf. — Die Söhne der Vornehmsten wurden mit denen des Königs in den Tempeln, die übrigen in Militärschulen erzogen und wurden gelehrt, möglichst wenige Bedürfnisse zu haben. Die ganze Erziehung lehrte ihnen überhaupt nur Beschwerden erdulden, gab ihnen aber nicht Kraft und Muth genug zum Widerstand, außer wenn sie auf's Äußerste gebracht waren, wobei sie dann eine vulcanische Natur offenbarten.

Die **Religion** der Azteken war ein mit gräulichen Menschenopfern befleckter Götzendienst, indem nach den mäßigen Angaben jährlich an 20,000 erwachsene Menschen, meist Kriegsgefangene, und außerdem noch viele Tausende von Kindern in dem Tempel geschlachtet wurden. Die Hinschlachtungen solcher Massen hatten erst unter Montezuma I begonnen bei Vollendung des großen Tempels, den die Frohnvölker hatten erbauen müssen. — Ursprünglich verehrten sie die Gestirne, insbesondere die Sonne, als deren „Söhne" die Könige galten, welche daher auch fast göttliche Verehrung genoßen. Neben dem Sonnengott (den die Mexicaner des Cortez (also die Azteken) Vitzliputzli (eigentl. Huitzilopuchtli, auch Huitzilopochotl) nannten und auch als Kriegsgott verehrten) hatten sie noch andere Götter theils persönlicher, theils abstracter Natur (wie z. B. einen Gott der Reue und Betrübniß). Von heiligen Thieren werden Geier und Sperber genannt. — Übrigens enthalten ihre vielfach mit Blut geschriebenen Gesetzbücher doch auch Züge eines edlen Sinnes. „In Anahuac, dem Reiche Montezuma's, konnte z. B. der säumige Schuldner oder Steuerpflichtige in Sclaverei gerathen, ja als Sclave den Göttern zum Opfer gebracht werden; aber der Herr, der ihn tödtete, wurde als Mörder mit dem Leben gestraft. Auch wurde Keiner als Sclave geboren, sondern die Freiheit gieng ihm nur durch Richterspruch oder Kriegsgefangenschaft verloren. Diebstahl wurde zwar mit dem Leben gebüßt, wie in der germanischen Vorzeit, aber dafür kannte man auch weder Riegel an den Thüren, noch hatte man sie mitten in den volkreichsten Städten nöthig. Mit der rechtmäßigen Ehe nahmen sie es so ernst, daß sie den Ehebruch an beiden Schuldigen mit dem Tode straften, und den Ehescheidungen durch ermüdende Förmlichkeiten entgegenwirkten. — Schon vor der Ankunft der Missionäre und der Inquisition hatten sie gelernt, Gott im Elend so anzurufen: „O Herr! ist es möglich, daß du uns diese Trübsal schickst zu unserer Besserung, oder willst du uns denn ganz vernichten?" Oder sie prägten der Jugend ein: „Schau nicht neugierig den Vornehmen auf Wuchs und Gesicht, besonders nicht den Frauen, vor allem nicht den Ehefrauen: denn wer ein Weib begehrlich betrachtet, der begehet Ehebruch mit dem Blick." Oder sie forderten: „Kleide den Nackten und speise den Hungrigen, was du auch darüber entbehren magst: denn bedenke, ihr Fleisch ist gleich dem Deinen, und sie sind Menschen, wie du!"

Ihre Schrift war eine gedoppelte, eine hieroglyphische und eine phonetische. Als Papier bedienten sie sich zur Zeit des Cortez eines geglätteten Baumwollengewebes. Sie pflegten Künste und Wissenschaften. Von einem ihrer Könige, dem gelehrten Nezhualpilli von Tezcuco, haben sich einige Romanzen erhalten und er war der Stifter einer Academie, welche Preise auf das beste Epos ausschrieb und die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben prüfte, billigte oder verwarf. Die Stadt Iztapalapan wurde um ihren prachtvollen und reichen botanischen Garten beneidet. Die Mexicaner hatten eine leidenschaftliche Liebhaberei für Blumen. — Ihre Industrie war auch auf einer bedeutenden Höhe der Ausbildung. Nach den Urtheilen von Italienern übertrafen die Arbeiten der mexicanischen Juweliere und Goldschmiede alles, was man bis dahin in Europa gesehen hatte. Diese Arbeiten waren meist Nachbildungen von Pflanzen und Thieren, deren glücklich getroffener Naturausdruck noch weniger auffiel, als die unerklärliche Sauberkeit in den kaum sichtbaren Details." — In der Bewaffnung und Kriegskunst waren sie noch zurück. „Sie hatten noch nicht in Gliedern fechten

gelernt, und kannten nicht einmal den eigentlichen Speer als Waffe, sondern sie führten außer weidenen Schildern und Schleudern nur kurze Wurfspieße, die sie vermittelst einer Schnur wieder an sich heranzogen, und Schwerter aus Holz, aber mit einer scharfen Schneide von Stücken aus Obsidian, die im hölzernen Falz der Waffe eingefügt und gut verkittet waren. Mit einem solchem Schwert vermochten sie einem Roß das Haupt herunterzuschlagen, aber sicherlich splitterte dieses gläserne Gewehr an stark gepanzertem Fußvolk." Übrigens sahen es die Azteken nicht auf das Erschlagen der Feinde ab, sondern sie suchten sie immer (mit Netzen) lebendig zu fangen oder durch ununterbrochene Stürme mürber und dünner zu machen, und sollte es ihnen selbst noch so große Opfer kosten.

Obgleich von der obenerwähnten urgeschichtlichen Zeit verschiedene **Baudenkmäler** (Grabmäler, Begräbnißstätten, cyclopische Werke) in mehreren Gegenden Mexico's noch vorhanden sind, die auf ein hohes Alter zurückdeuten, so hat die spanische Regierung doch erst 1768 angefangen, dieselben zu untersuchen, und eine Reihe neuerer Untersucher (unter denen auch Alexander von Humboldt sich befindet) haben den Beweis für eine frühe uralte Cultur geliefert. Die wichtigsten dieser urgeschichtlichen, weit über die Zeit der Azteken, ja zum Theil weit in die vorchristlichen Jahrhunderte hinaufreichenden Monumente sind die Ruinen der Stadt Palenque auf der mexicanischen Goldküste am Fuße des höchsten Berges der Kette, welche das ehemalige Königreich Guatemala von Yukatan trennt; westlich davon in der Provinz Capaca die Ruinen von Mitla (eig. Miquitlan), welches die Begräbnißstadt der Könige gewesen zu seyn scheint; desgleichen die erst neuerdings aufgefundenen Ruinen in der Nähe von San Diego, einem vom stillen Ocean einen Tagmarsch entfernten Orte, an der Spitze des californischen Golfes. Andere neuentdecte centralamerikanische Ruinen dieser Art sind die von Copan, Quirigua, Uxmal, Aque. Zu erwähnen sind auch die Inschriften in der Grotte des Felsufers von Montagua.

Jene Ruinen bestehen theils aus Resten von Tempeln und Palästen von ernstem, majestätischen Character, meist auf künstlichen Hügeln oder Terrassen; theils aus hohen Steinpyramiden, aus massiven kreisförmig gebauten Granitwällen, unterirdischen Bauten, aus Säulen und Blöcken mit ausgehauenen Hieroglyphen. Der Haupttempel zu Palenque ist 240 F. lang, 144 breit und 36 F. hoch, steht auf einer 60 F. hohen künstlichen Erhöhung und ist oben mit so starken Steinplatten bedeckt, daß sie Bomben widerstehen könnten. Die Wände sind 5 F. dick mit feiner glänzend glatter Oberfläche (wie an allen andern Gebäuden), enthaltend Sculpturen in Basrelief, darunter viele menschliche Figuren in leichter Bekleidung, die meist 6 F. hoch, der Mehrzahl nach rein gezeichnet und nicht ohne Ausdruck und Adel sind. Der Tempelhof enthält zwei Reihen aus Granit gemeiselter gigantischer Figuren von 12 F. Höhe, theils in ruhiger Haltung, theils in betender Stellung, die Häupter mit halboffenem Mund gen Himmel gewendet, mit dünnlockigem Haupthaar ohne Bart, meist nackt, aber ganz decent gehalten; anderer Bilder und mystischer Ornamente nicht zu gedenken. (Siehe C. A. Menzel's Wegweiser durch das Gebiet der bildenden Kunst 1, 6. 1850.) Obgleich zwischen diesen uralt mexicanischen Denkmälern eine Ähnlichkeit mit den alt-ägyptischen besteht, so sind doch an ihnen charakteristische Eigenthümlichkeiten wahrnehmbar, die nirgends sonst an Alterthümern bemerkt wurden. Unter den heutigen Indianern in Mexico besteht noch die Überlieferung, daß daselbst einst eine große civilisirte Nation gewohnt habe, die von ihren barbarischen Vorvätern vernichtet wurde. Jedenfalls hat dort einst ein gebildeter Menschenstamm gehaus't, der für immer von der Erde verschwunden ist und dessen Geschichte ein Geheimniß bleiben wird. — Zu den Ruinen der älteren Zeit gehören auch die bedeutenden Palast- und Tempelruinen von Yukatan und Ytzalan, alle von polirten Steinen, mit Ornamenten und Hieroglyphen überdeckt.

Die übrigen Denkmäler, die sich, außer den oben angegebenen ältesten Ruinen, im Mexicanischen vorfinden, gehören einer späteren, ganz andern Kunstentwick-

lung an, die zum Theil weit hinter jener älteren zurücksteht. So haben die Kunstgebilde der Mexicaner aus der Zeit der Cortez eine weit incorrectere Zeichnung; ihre Malerei kannte auch keine Farbenübergänge, wogegen ihre Geräthschaften, Waffen und Schnitzwerke von einem nicht ungeläuterten Geschmack zeugten. Ihre Baukunst gieng übrigens im Kolossalen noch weiter, und besonders liebten sie die Pyramidenform. Die Pyramiden im Mexicanischen, davon die zwei größten „das Haus der Sonne" und das „Haus des Mondes" hießen, waren durch das ganze Land zerstreut, und Torquemada schätzte die Zahl derselben auf 40,000. Cortez berichtet, daß er allein vom Tempel zu Cholula aus — 400 im Umkreise der Stadt sah. Welch einen mächtigen Eindruck die kolossale mexikanische Architectur auf die Eroberer machte, geht aus allen ihren Beschreibungen hervor. Nach Cortez's Angabe nahm der größte Tempel in der Mitte der Stadt Mexico einen so großen Raum ein, daß eine Stadt von 500 Häusern darauf Platz gehabt hätte. Er war, wie alle mexicanischen Gebäude, nach den vier Weltgegenden gerichtet, hatte eine 8 Fuß hohe, mit vielen steinernen, in Nischen befindlichen Figuren gezierte Umfassungsmauer, über deren vier Thoren sich je ein Waffenarsenal befand; der Hofraum war mit glattpolirten Platten belegt, auf denen die Spanier kaum gehen konnten, ohne auszuglitschen, und enthielt 40 kleine, zum Theil für Priesterwohnungen und Schulen eingerichtete Tempel, die den in der Mitte sich erhebenden Haupttempel umgaben, der 300 F. lang, 258 F. breit und 114 F. hoch in Pyramidenform mit fünf Absätzen sich erhob und auf seinem Gipfel in einer Platte mit zwei 56 F. hohen Thürmen endete. (An die Stelle jenes Tempels errichteten die Spanier nachher die Cathedrale.) Die Zahl der übrigen Tempel dieser Hauptstadt belief sich auf 2000, welche zusammen 360 Thürme hatten.

Da Cortez der Äußerung Montezuma's, sich mit seinem Reiche der spanischen Herrschaft untergeben zu wollen, nicht traute und die Tlascalaner ihn vor der Treulosigkeit des Königs warnten, ein Rückzug aber aus dieser großen Stadt nicht mehr möglich war, so richtete er sich nicht nur das ihm angewiesene Haus zu einer Art Festung ein, in der er sich durch stets geladene Kanonen und ausgestellte Wachen zu sichern suchte, sondern er beschloß auch, sich der Person des Königs zu bemächtigen, theils um ihn als Geisel gegen das Volk zu gebrauchen, theils auch, um zugleich durch ihn jede seiner Forderungen durchzusetzen und sich so am leichtesten der Herrschaft zu versichern. Schon sechs Tage nach seiner Ankunft gelang es ihm, den ersten Theil dieses überkühnen Plans auszuführen und den König in seine Gewalt zu bekommen.

Dieß kam so: ein Feldherr des Königs hatte unterdeß die abtrünnigen Tlascalaner in ihrem Lande angegriffen und einen Spanier der Besatzung von Veracruz, die ihnen zu Hülfe gekommen war, gefangen bekommen, hingerichtet und seinen Kopf nach der Hauptstadt geschickt, wo er öffentlich ausgesteckt wurde, um dem Volke zu beweisen, daß auch die Spanier sterbliche Menschen seyen. Dieser Umstand gab dem Cortez den Vorwand, in Begleitung seiner tapfersten Hauptleute in den Palast des Königs zu gehen und Genugthuung zu verlangen. Als Montezuma versprach, den Feldherrn auszuliefern, stellte sich Cortez zufrieden, verlangte aber, daß der König zur Beruhigung der übrigen Spanier mit ihm gehen und bis zur erfolgten Auslieferung bei ihnen im spanischen Palaste wohnen solle. Deß weigerte sich der König, seiner Würde eingedenk, bis nach langem Streite einer der spanischen Hauptleute wild auffuhr und rief, man solle kurzen Prozeß machen und ihn fortschleppen oder niederstoßen. Erschrocken fügte sich der König in sein Schicksal: denn schon seit der Ankunft der Fremdlinge hatte ihm die Furcht vor der Erfüllung der gedachten alten Weissagung allen Muth benommen. Als er, von

den Spaniern umgeben, nach des Cortez Wohnung gieng und das Volk Miene machte, diese Mißhandlung seines Königs zu rächen, winkte Montezuma mit verstellter Heiterkeit, gleich als sey es sein freier Wille, daß er mitgehe. Im Palaste der Spanier wurde er nun wohl bewacht: doch durften seine Hofdiener bei ihm bleiben und seine Räthe ein- und ausgehen; auch that Cortez mit den Seinen Alles, ihm seine Lage durch höfliche Begegnung erträglich zu machen.

Hierauf gieng Cortez Schritt vor Schritt weiter: der gefangene König mußte seine klügern Räthe entlassen und unfähigere, dem Willen der Spanier fügsamere annehmen, endlich sich sogar in einem öffentlichen feierlichen Act als Vasallen des Königs von Spanien erklären. Zur Abschwörung seiner Götzen aber und zur Annahme des Christenthums konnte er ihn nicht bringen. Als hierauf Cortez in seinem Bekehrungseifer Anstalten machte, zur Ausrottung des Götzendienstes den Haupttempel zu zerstören, gerieth das ohnedies erbitterte Volk in Gährung; der Adel dachte ernstlicher auf Mittel, den König zu befreien, und Montezuma, sich ermannend, befahl den Spaniern, das Land zu räumen. Cortez suchte durch den Schein, als wolle er Anstalten dazu durch eine Schiffsausrüstung machen, Zeit zu gewinnen, bis Verstärkung aus Spanien käme, um die er bereits nachgesucht hatte. Er sollte aber diese früher und von einer andern Seite her bekommen. Denn Velasquez, vom Abfall des Cortez längst benachrichtigt, hatte im Zorn darüber 18 Schiffe mit 800 M. zu Fuß, 80 Reitern und 12 Kanonen unter Narvaez von Hispaniola aus nach Mexico abgehen lassen mit dem Auftrag, den Cortez in Ketten zu legen und die Eroberung fortzusetzen.

Als dem Cortez die Ankunft dieser Flotte gemeldet wurde, ließ er, weit entfernt, den Muth zu verlieren, 140 Spanier zu Montezuma's Bewachung zurück und rückte mit den Übrigen dem Narvaez entgegen. Während Cortez Vergleichsvorschläge machte, die verächtlich zurückgewiesen wurden, wußte er nicht nur einen Theil der Soldaten des Narvaez durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen, sondern es gelang ihm auch, ohne mehr als zwei Leute zu verlieren, in einer Nacht den Narvaez in Zempoalla zu überfallen und sich durch Verwundung und Gefangennehmung desselben zum Herrn seiner Mannschaft und Flotte zu machen.

So, bedeutend verstärkt, traf er wieder in Mexico ein, fand aber die dortige Besatzung in der größten Gefahr: denn sein unkluger Unterbefehlshaber hatte bei einem Feste vornehme Mexicaner überfallen und getödtet, so daß das Volk einen wüthenden Angriff auf den Palast der Spanier machte. Da sich die Zahl der Angreifer durch Zuzüge aus der Umgegend von Tag zu Tag mehrte und Cortez in mehreren Ausfällen nichts ausrichtete, so trat Montezuma, auf Veranlassung des Cortez, im Königsschmuck auf die Zinne und wollte das Volk durch die Erklärung beschwichtigen, daß die Fremden wieder aus dem Lande ziehen würden; allein das

Volk warf unter Hohn und Verachtung einen Steinhagel nach ihm, so daß er am Kopf verwundet umsank und nach etlichen Tagen starb.

Nachdem Cortez im fortgesetzten Kampfe durch Zerstörung eines Tempels die Mexicaner aus ihrer Hauptstellung getrieben hatte, erkämpfte er sich, weil er die aufgeregte Menge zu bewältigen nicht hoffen konnte, mit nur einem Theil seiner Schätze und mit dem Verlust von mehr als der Hälfte seiner Leute, so wie aller Geschütze und der meisten Pferde den Rückzug aus Mexico nach Tlascala, mußte aber auf dem Wege dahin mit der zahllosen Menge der Feinde einen Verzweiflungskampf bestehen, worin er nur dadurch siegte, daß er sich der mexicanischen Reichsfahne bemächtigte, nach deren Verlust alle Feinde, schon am Ziele des Sieges, kopflos die Flucht ergriffen.

In Tlascala beschäftigte er sich, ungeachtet seiner Wunden, unaufhörlich mit Plänen zur Wiedereroberung des mexicanischen Reichs, eroberte mit den Verstärkungen, die von Cuba und Jamaica aus noch öfters zwar gegen ihn gerichtet, aber immer von ihm wieder gewonnen wurden, die nächstgelegenen Landschaften und Städte. Dann brach er mit 600 zuverlässigen Spaniern (dabei 80 Reitern und 9 Kanonen) und mit 10,500 Indianern zum zweitenmal gegen Mexico auf, wo unterdeß Montezuma's Bruder und Nachfolger an den (von den Spaniern in's Land gebrachten) Blattern gestorben war und dessen Neffe Guatimozin (eigentlich Quauhtemotzin) den Thron bestiegen hatte. Da dieser die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen hatte und das Volk fühlte, daß es seine ganze Existenz galt, so war die Eroberung dieser ohnedieß wohlverwahrten Hauptstadt mit so großen Schwierigkeiten verbunden, daß sie dem ungewöhnlichen Geiste und vor Nichts zurückbebendem Muthe des Cortez nur nach den ausdauerndsten Anstrengungen gelang.

Angekommen an dem See, der die Stadt umgab, fand man alle Zugänge gesperrt, die Dämme durchbrochen und den See voll Canoes. Daher mußte Cortez erst Schiffe bauen lassen, deren einzelne Theile in den Wäldern von Tlascala mühsam gezimmert und so viele Tagereisen weit auf den Schultern von 8000 tlascalanischen Sclaven herbeigetragen wurden. Da Cortez unterdeß die andern Bewohner der Landumgebung der Stadt theils durch Güte, theils mit Gewalt auf seine Seite gebracht hatte, so machte er sich, als die Schiffe zusammengesetzt und unter Jubel vom Stapel gelassen waren, zum Herrn des See's und begann, verstärkt durch 200 neu angekommene Spanier, so wie durch mehr als 200,000 Landeseingeborene, die Bestürmung der Stadt selbst. Es konnte aber dabei nur so verfahren werden, daß Cortez täglich eine Anzahl Häuser erstürmte und niederbrannte, dann Abends sich in sein Lager zurückzog, um am andern Tag mit der gleichen Arbeit fortzufahren: denn hätte er sein Hauptquartier in der Stadt selbst aufgeschlagen, so lief er Gefahr, von allen Seiten überfallen zu werden. Nach vier Wochen drang sein Heer ungeduldig auf einen Hauptangriff. Da aber dabei seine Anordnung, eine große Dammlücke zur Erleichterung eines etwaigen Rückzugs auszufüllen, in der Hast des Anstürmens nicht befolgt wurde, die Mexicaner aber nach einem Scheinrückzug sich mit solcher Macht auf die Eindringenden warfen, daß diese weichen mußten: so geriethen sie in jener Dammlücke so in's Gedränge, daß 63 Spanier theils umkamen, theils gefangen wurden. Selbst Cortez wurde nur mit genauer Noth

von einem spanischen Hauptmann gerettet. Den Gefangenen allen aber wurde in der Nacht von den Mexicanern im hell erleuchteten Haupttempel lebendig das Herz aus dem Leibe geschnitten und den Götzen geopfert, ein Schauspiel, dem die Spanier aus der Ferne mit Grausen zusahen.

Nun fuhr Cortez wieder fort, eine Straße nach der andern einzunehmen und niederzureißen, bis nur noch das letzte, aber festeste Stadtviertel übrig war. Hier vertheidigten sich die Mexicaner, nach Verwerfung aller Vergleichsvorschläge, mit solcher Hartnäckigkeit, daß einmal an Einem Tage ihrer 40,000 niedergemetzelt wurden und der Pesthauch der Leichen die Spanier in ihr Lager zurücktrieb. Das Geschrei der Weiber und Kinder war so gräßlich, daß, wie Cortez berichtet, kein Spanier war, dem es nicht das Herz durchschnitt. Gern hätte Cortez Einhalt gethan; aber die Wuth der mit ihm verbündeten Indianerstämme, die sich an den herrschenden Azteken für Jahre und Jahrhunderte lange Unterdrückung rächen wollten, war nicht zu stillen: sie verübten selbst an dem nicht mehr kampffähigen Feind die gräßlichsten Grausamkeiten. — Hierauf folgte der letzte Sturm, der am 13. August 1521 den Rest der Stadt sammt dem König in Cortez' Hand gab. Guatimozin, als er vor Cortez gebracht wurde, sprach mit Würde: „Ich habe Alles gethan, was einem Könige ziemt, und mein Volk auf's Äußerste vertheidigt,; nimm diesen Dolch und stoß ihn mir in's Herz!" — Da man auffallender Weise wenig Schätze fand und vermuthete, daß die Mexicaner dieselben in den See geworfen hätten, so folterten die Spanier, gegen den Willen und die Vorstellungen des Cortez, den Guatimozin und seinen ersten Vertrauten auf das schrecklichste: beide wurden auf glühende Kohlen gelegt, und als jener Vertraute laut klagte, rief ihm Guatimozin zu: „Bin denn ich etwa auf Rosen gebettet?" Deßungeachtet konnte keine Qual ihnen ein Geständniß erpressen. Endlich gelang es dem Cortez, den König los zu bekommen; der andere aber erlag der Folter.

Bereits hatte Cortez den Wiederaufbau der zerstörten Stadt beginnen lassen, als ein königlicher Bevollmächtigter aus Spanien erschien, um ihm den Oberbefehl abzunehmen: denn derselbe Mann, der den Columbus gestürzt hatte (Bischoff Fonseca, der damalige Präsident des Raths von Indien) hatte auch das Verderben des Cortez beschlossen und bei dem Kaiser Karl V dessen Absetzung erwirkt. Indeß brachte es Cortez doch durch überzeugende Vorstellungen und glänzende Geschenke am spanischen Hofe dahin, daß er bleiben und als Generalcapitän von Neu-Spanien seine mit so viel Aufopferung gemachte Eroberung durch die nöthigen Verwaltungseinrichtungen befestigen durfte. Das Land wurde unter die spanischen Colonisten vertheilt und jedem eine Anzahl Eingeborner als Eigenthum überlassen, was jedoch die nachtheilige Folge hatte, daß die Mexicaner bald in noch weit schlimmere Knechtschaft geriethen, als unter Montezuma's despotischer Regierung, — ein Unrecht, dessen Schuld Cortez in seinen Berichten von sich ab- und auf die Spanier zurückwirft, die ihn mit Ungestüm dazu genöthigt hätten.

So bewundernswürdig auch der Muth und die Tapferkeit gewesen sein mochten, vermöge deren Cortez mit so geringer Macht das ungeheure Reich von Mexico eroberte, so ist doch dieser glänzende Triumph der Spanier durch die grausamen Mittel, womit die Eroberung behauptet und in eine spanische Provinz verwandelt wurde, auf's Ärgste befleckt wurden. Jeder Versuch der Mexicaner zur Wiedererlangung einiger Unabhängigkeit wurde entweder durch Vertilgung oder durch die härteste Sclaverei unterdrückt.

Sandoval, der erste unter den Offizieren des Cortez, ließ einst nach einem Aufstande in Panuco 60 Kaziken und 400 Edle lebendig verbrennen, während ihre Weiber und Kinder dieser schauderhaften Execution beiwohnen mußten. Noch mehr aber empörte es die Mexicaner, daß Cortez auf den unerwiesenen Verdacht hin, wieder zu den Waffen greifen zu wollen, ihren gefangenen König Guatimozin zugleich mit den beiden fähigsten Kaziken ohne Urtheil und Recht aufhängen ließ. Nach solchen Beispielen der Anführer glaubte sich denn der Gemeine Alles erlauben zu dürfen, und die Unmenschlichkeit erlangte eine solche Ausdehnung, daß schon Las Casas die Opfer der spanischen Eroberung Amerika's auf 15 Millionen Indianer anschlug. — Mag auch diese Zahl zu hoch seyn, so ist sie doch sprechend genug.

Noch zweimal brachten es die Neider des Cortez dahin, daß der auf seine Macht eifersüchtige Hof in Spanien Bevollmächtigte absandte, um die Verwaltung des Statthalters zu untersuchen; doch diese starben bald nach ihrer Ankunft. Cortez aber, zu stolz, sich gegen sie zu verantworten, begab sich selbst nach Spanien und hielt, umgeben von einem Gefolge mexicanischer Edlen, mit der größten Pracht seinen Aufzug am königlichen Hofe (1528). Sein Gebieter überhäufte ihn zwar mit den größten Ehrenbezeugungen, fand aber für gut, die Militärgewalt von der Civilgewalt in Neuspanien zu trennen und nur die erstere dem Cortez zu übertragen. Da nun aber durch diese Theilung stete Reibungen zwischen den Inhabern der beiden Gewalten entstanden, so zog Cortez theils aus Verdruß darüber, theils vom Thatendurst getrieben, auf neue Unternehmungen aus und entdeckte 1536 die Halbinsel Californien.

Abermals von Anklagen verfolgt, gieng er zum zweitenmal nach Spanien, fand aber nun eine eben so kalte Aufnahme, wie seiner Zeit Columbus gefunden hatte. Er begleitete zwar den König (Kaiser Karl V) auf dessen Zug nach Algier, verlor aber bei einem Schiffbruch alle seine Kostbarkeiten. In einer darauffolgenden Schlacht wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe getödtet, und dennoch konnte er bei König Karl nicht einmal eine Audienz erlangen. Empört über solchen Undank drängte er sich eines Tages durch die Volksmenge hindurch bis zum Wagen des Königs, und als dieser mit strenger Miene fragte, wer er wäre, rief er: „Ich bin der Eroberer von Mexico; ich bin der, welcher Euch mehr Provinzen verschafft hat, als Eure Vorfahren Euch Städte hinterlassen haben!" Allein diese Kühnheit nützte ihm wenig. Daher zog sich Cortez im Unwillen auf ein Landgut bei Sevilla zurück und starb dort, wie Columbus über Undank und Verkennung klagend, 1554, in einem Alter von 69 Jahren. (Sein Körper wurde nach Mexico geschafft und noch werden dort seine Gebeine gezeigt.)

4. Die Entdeckung von Peru: Franz Pizarro. Die Cultur des Landes. Der Sonnentempel in Cusco. Sagengeschichte. Quito. Atahualpa und Huescar. Einnahme des Reichs. Gründung von Lima. Entdeckung Chili's durch Almagro. Ermordung Pizarro's. Hartes Loos der Peruaner: Las Casas. — Magelhaen's Reise um die Welt. Die Marianen; die Philippinen.

Die Entdeckung Peru's als des von Columbus gesuchten Goldlandes, dessen Spur zuerst Balboa (K. 1, 3 a. A.) gefunden hatte, war einem ähnlichen kühn unternehmenden und muthig ausdauernden Geiste aufbehalten, wie Cortez war. Nach einigen erfolglosen Versuchen, welche Pedraria von Darien oder Panama aus hatte unternehmen lassen, übernahm **Franz Pizarro**, ein ehemaliger Begleiter Balboa's, einen neuen Entdeckungszug, zu dessen Ausrüstung er und seine reichern Freunde Diego de Almagro und Hernando de Luque das Geld zusammenschossen. Er steuerte so lange gen Süden, bis er nach unsäglichen Beschwerden und nach dem Verluste vieler Mannschaft, die dem feucht-heißen Klima erlag, endlich die Küste des frucht- und goldreichen Peru erreichte (1526). Da er aber nur noch 100 Mann hatte, so konnte er keine Colonie anlegen, sondern kehrte im dritten Jahre nach seiner Ausfahrt wieder nach Darien zurück. Weil er aber vom dortigen neuen Statthalter keine Unterstützung bekam, schiffte er nach Spanien und bewog durch seine Beschreibung der Reichthümer des von ihm entdeckten Landes den Kaiser Karl V, ihm die Statthalterschaft darüber zu verleihen, wogegen Pizarro die Kosten der Ausrüstung übernahm, zu der ihm auch der damals gerade in Spanien anwesende Cortez, sein Verwandter, ein Darlehen gab.

Da aber Pizarro, als der unechte Sohn eines spanischen Hauptmanns, in der Erziehung vernachlässiget worden und bloß in Kriegslagern theils in Italien, theils in America aufgewachsen war, so daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte: so gieng ihm auch der Adel sittlicher Bildung ab, womit er sich die Gemüther dieser Indianer, die auf einer sittlichern Stufe standen als die Mexicaner, leicht hätte gewinnen können. Er verfuhr bei Anlegung seiner Colonie (San Miguel, am Flusse Piura) nicht anders, denn in der Weise eines rohen, gewaltthätigen Soldaten, und gieng nur darauf aus, den Einwohnern Gold abzupressen. Daher wurden sie theils verscheucht, theils fügten sie sich nur mit Widerwillen seiner Gewalt. Den gleichen Character der Rohheit trug seine ganze weitere Unternehmung.

Je tiefer Pizarro in das Innere des Landes rückte, desto fruchtbarer zeigte sich der Boden, desto civilisirter das Volk und zwar in noch höherem Grade, als Mexico; wie denn auch dieser Theil America's mit seinen Monumenten auf eine frühe uralte Cultur zurückweis't.

Die Bodencultur war durch künstliche Bewässerung erhöht. Davon zeugen zwei Wasserleitungen, wovon die eine 150, die andere 120 Stunden lang und die letztere 12 Fuß tief und zwei Ellen breit ist. Sie waren mit Steinplatten und diese mit Erde bedeckt, um gegen Hitze und Beschädigung geschützt zu sein. — Den Verkehr förderten

zwei staunenswerthe Kunststraßen, jede an 500 Stunden lang, die eine am Meeresufer, die andere vom Strand nach dem Gebirg sich hinziehend. Die letztere ist durch Felsen gebrochen und geht über Abgründe, die durch ungeheure Erdmassen ausgefüllt worden waren; sie ist 40 Fuß breit, an den Seiten aufgemauert und mit Wassergräben versehen und von Strecke zu Strecke mit Herbergen besetzt. Der Berichterstatter (Gomara) stellte sie den größten Werken der Ägyptier und Römer voran. — Unter den Befestigungswerken befindet sich eine steinerne Mauer, die bei Hachacacha beginnend sich in einer Länge von 30 Meilen über den Gipfel der Cordilleren bis zum See von Titicaca hinzieht und noch besteht, obgleich durch Zeit und Menschen beschädigt. — Das Land hatte zwar nur Eine große Stadt, Namens Cusco, während in den übrigen Theilen des Landes nur kleine Orte und zerstreut liegende Gebäude zu finden waren. Allein diese Stadt war sehr groß und prächtig, von zwei kunstvoll eingedämmten Flüssen umschlungen. Die Festung, die sie enthielt, war halbmondförmig in dreifachem Umkreis von Mauern umgeben, deren jede 300 Klafter lang und aus 40 Fuß langen, 20 Fuß breiten, 2 Fuß dicken Steinen gebaut ist, die ohne Mörtelverbindung so dicht auf einander liegen, als ob sie zusammen gewachsen wären — Der große Sonnentempel in Cusco (um den vier kleinere, dem Mond, den Sternen, dem Blitz und dem Regenbogen geweihte Tempel standen) hatte Wände mit Gold- und Silberplatten beschlagen, mit Darstellungen von Thieren und Pflanzen, von Kronen und Kränzen geziert; der Fußboden war ganz mit Goldplatten gepflastert und über dem Hauptaltar erhob sich ein so großes massivgoldnes Sonnenbild, daß es fast von einer Mauer zur andern reichte; zu beiden Seiten dieser Sonne saßen der Reihe nach auf goldenen Thronen die gut einbalsamirten Körper der Inka's oder Könige. Auch die Tempelthüren waren mit Goldplatten bekleidet. An den Tempel stieß ein Garten mit Springbrunnen und Bildsäulen aus Gold und Silber. — Andere Tempel im Lande waren von verschiedener Bauart, zum Theil ohne Gold, von dunkeln, harten Steinen erbaut. Der merkwürdigste war der Tempel des Gottes Viracocha (16 Stunden südlich von Cusco), der in einer Capelle die Bildsäule dieses Gottes enthält, die nach Gesichtszügen, Kleidung und Sculptur so „europäisch" war, daß die Spanier, die den Tempel entdeckten, ein Bild des Apostels Bartholomäus vor sich zu sehen glaubten. — Die Paläste waren von ungeheurer Größe und Pracht. Die Privathäuser waren zweistöckig, mit röthlichem glänzenden Mörtel bekleidet. Grabdenkmäler der verschiedensten Größe (je nach dem Rang der Verstorbenen) waren durch das ganze Land vertheilt. — Die Bildwerke aus edlem Metall, so wie besonders die Gefäße aus Thon zeugten von einem gebildeten Sinn für Plastik. Die Werkzeuge, deren sie sich zu allen ihren Werken bedienten, waren nur von Kupfer; weil sie aber damit die härtesten Stoffe bearbeiteten, so glaubt man, daß sie „ein Geheimniß besessen hätten, das Kupfer wie Eisen zu stählen."

Die Geschichte der Peruaner geht von der Mythe aus, nach welcher vor Jahrhunderten Manco Capac, ein Abkömmling der Sonne (welches die oberste Gottheit der Peruaner ist) mit seinem Weibe Mama-Oella, von Norden her in das Land kam und als erster Inka oder Landesfürst dem Volke Religion und Künste gelehrt und bürgerliche Einrichtungen gegeben habe. Das Volk theilte sich in Edle, Gemeinfreie und Knechte. Unterstützt von einer Religion, die, in Sterndienst bestehend, von Menschenopfern unbefleckt war, besaßen die Peruaner einen milden und fast mehr als weichen Character, obgleich die Inka's auch mit den Waffen ihre Herrschaft erweitert hatten. Die Inka's bildeten eine geschlossene Familie, deren Glieder sich nur unter einander vermählten.

Die **Regierungsverfassung** in Peru war eine Art Theokratie. Die Priesterwürde sowohl, als auch die wichtigeren Staatsämter waren in den Händen der Familienglieder der Inka's. Das Reich war in vier Statthaltereien getheilt; jeder Statthalter

war dem Inka verantwortlich und, wie dieser, von einem Rath aus Inkagliedern umgeben. Die Statthalter anderer Provinzen, Curaca's genannt, bildeten einen Adel zweiten Rangs: sie schickten dem Inka jährliche Geschenke an Gold, Edelsteinen, Specereien rc. und hatten alle zwei Jahre zu Cusco Rechenschaft zu legen. Auf den Landstraßen waren von Strecke zu Strecke Hütten angelegt mit 5 bis 6 Personen, welche von einem dieser Posten zum andern auf das rascheste die Nachrichten des Curaca an den Hof und von diesem zurück an den Curaca bringen mußten. — Von der Bevölkerung standen immer zehn, fünfzig, hundert, bis zu tausend je unter Vorstehern in hierarchischer Aufgliederung, von denen jeder über seine Untergebenen Aufsicht zu führen und Rechenschaft zu geben hatte. Auch wurde der Vater für die Sünden des Sohnes bestraft. Die Gesetze stellten nichts der Willkühr des Richters anheim, der, wenn er sie falsch auslegte, mit dem Tode bestraft wurde. — Die Moral der Peruaner beschränkte sich auf drei Verbote: Du sollst nicht stehlen, nicht müßig gehen, nicht lügen. Vega berichtet, daß in einem großen Bezirke jährlich höchstens ein strafbares Vergehen vorgekommen sei. — Besitzer des Landes waren die Sonne, die Inka's, die Gemeinden. Die Übrigen hatten kein Eigenthum, sondern verrichteten alle Arbeit gemeinschaftlich und bauten der Sonne und den Inka's die Felder, Paläste, Tempel, Brücken, Straßen und arbeiteten für noch andere Bedürfnisse der Regierung. Die Cultur des Bodens war (durch Bewässerung rc.) hochgetrieben. Kein Land konnte sich schönerer Straßen rühmen. Die Überreste der Kanäle, Dämmen, Festungen werden noch heute von den Reisenden bewundert. Gebrechlichen und Kranken, die das Feld nicht bebauen konnten, wurde aus öffentlichen Vorräthen Nahrung und Kleidung verabreicht. Altersschwache mußten die Saatfelder gegen die Vögel schützen. — Die Hausthüren mußten zur Zeit der Nachtruhe offen bleiben, damit die Aufseher oder Richter zu jeder Zeit eintreten und nachsehen konnten.

Unter den **Baudenkmälern** in Peru finden sich ungeheure Steinmassen von cyclopischer Bauart. Die Vasen, die man in ihren Grabmälern fand, entbehren weder der zierlichen Form, noch einer feinern Ausarbeitung. — Die Paläste der Inka's waren prächtig, hatten Säle für mehrere tausend Personen (behufs der Abhaltung von Festen bei ungünstiger Witterung), herrliche Gärten und Bäder. Die Geräthe für sämmtliche Lebensbedürfnisse waren von Gold und von Silber. Ungeachtet der kostbarsten Tafelgenüsse lebten die Inka's doch mäßig. — Bei Hoffesten wurden Comödien und Tragödien aufgeführt und in Liedern die Thaten der Helden gepriesen. — In jeder Provinz wurde ein anderer Dialect gesprochen; der von Cusco war der den unterworfenen Völkern zur Erlernung auferlegte. Der Hof selbst sprach eine besondere, unbekannte Sprache.

Die Sonne war das Symbol des Pachacamak oder des höchsten und allmächtigen Wesens. Man brachte ihr Kaninchen, Mehl und Früchte zum Opfer dar. Fünfzehnhundert Sonnenjungfrauen aus den Inka-Familien, streng von der Welt abgesondert, unterhielten das h. Feuer im Sonnentempel und fertigten seine Arbeiten für den Cultus. Diejenigen unter ihnen, die das Gelübde der Keuschheit brachen, wurden lebendig begraben. — Neben der Sonne verehrten die Peruaner noch besondere Götzen, die in großen unbehauenen Steinen bestanden und ihre eigenen Priester und Besitzthümer hatten. — Der Character der Peruaner war (wie oben bemerkt) zwar sanftmüthig, aber ihre complicirte Staatseinrichtung hatte ihnen alle individuelle Freiheit benommen und sie zu Maschinen entwürdigt. Sie hatten (nach A. v. Humboldt) nur „passiven Gehorsam ohne Muth zu kühnen Unternehmungen", großen „Ordnungssinn, der sich auf die gleichgültigsten Handlungen des Lebens erstreckte, aber keinen Ideenreichthum, keine Charakterstärke."

Kurz vor Pizarro's Ankunft war der König dieses Landes, Huana Capac, der zwölfte in der Reihe der Inka's von Cusco, gestorben.

Derselbe hatte das benachbarte Königreich Quito erobert und, um sich darin die Herrschaft zu sichern, eine Tochter des Königs von Quito — wider das Gesetz seiner Religion — zu seiner Nebengemahlin gemacht. Der Sohn, den ihm dieselbe gebar, hieß Atahualpa (Atabaliba) und sollte nach des Vaters Willen sein Nachfolger in Quito werden; allein der Sohn seiner ersten Gemahlin, Namens Huescar, wollte nach des Vaters Tode diese Bestimmung nicht gelten lassen, sondern beanspruchte die Nachfolge in beiden Reichen. Darüber kam es zwischen beiden Stiefbrüdern zum Krieg, in welchem Atahualpa den Huescar gefangen bekam und alle übrigen Sprößlinge aus dem Stamme der Inka's von Cusco umbringen ließ.

Eben diese im Lande herrschende Zerrüttung hatte es dem Pizarro möglich gemacht, unaufgehalten so weit in das Innere des Landes vorzubringen. Da kamen Gesandte des Huescar zu ihm und baten ihn um Hülfe; und als dies Atahualpa erfuhr, schickte auch er Gesandte, jedoch gleich mit reichen Geschenken an Pizarro, um ihn für sich zu gewinnen. Der eigennützige Spanier sagte sogleich dem Atahualpa seine Hülfe zu und empfieng kurz darauf zu Caxamalca den Besuch Atahualpa's, der auf prächtigem Tragsessel, umgeben von einem glänzenden Hofstaat und durch ein Heer von 30,000 Mann gedeckt, erschien. Deßungeachtet wagte Pizarro einen eben so treulosen, als unvermutheten Angriff, scheuchte durch einige Kanonenschüsse das ganze Heer in die Flucht und nahm den Inka gefangen (d. 19. Febr. 1532).

Bei der Zusammenkunft des Inka mit Pizarro trat der spanische Priester Valverde vor den Inka hin und bewies ihm in spanischer Sprache (die schlecht gedolmetscht wurde), daß Christus die Weltherrschaft dem Papste übertragen und dieser alle Länder der neuen Welt dem spanischen Könige geschenkt habe, daß folglich der Inka diesem Könige sich unterwerfen müsse. Darüber forderte Atahualpa, auf sein ererbtes Recht sich berufend, den Priester zum Beweis auf. Darauf zog der Priester die heilige Schrift hervor und reichte sie dem Inka mit den Worten hin, daß darin Alles stehe. Atahualpa nahm sie, hielt sie an's Ohr und sagte: „Es schweigt! es sagt mir nichts!" und warf sie gleichgültig zur Erde. Da schrie der Priester, das Evangelium sei entweiht, und forderte die Christen zur Rache auf. Pizarro gab das verabredete Zeichen und bemächtigte sich der Person des Inka, während die nächste Umgebung desselben niedergehauen wurde. Darauf sprengte die Reiterei vor und hieb ein, und einige Schüsse aus zwei Kanonen waren hinreichend, das ganze peruanische Heer in die Flucht zu schlagen. Bei der Verfolgung wurden an 4000 niedergehauen und an Gold und Silber eine ungeheure Beute eingebracht. — Diesen Überfall stellen die meisten spanischen Schriftsteller als eine Handlung der Nothwendigkeit dar, durch welche Pizarro einem Überfall des Inka habe zuvorkommen wollen.

Als Atahualpa die Goldgier der Spanier gewahrte, erbot er sich, für seine Freiheit so viel Gold herbeizuschaffen, als das Zimmer seines Gefängnisses bis zu einer Höhe, die er mit seinen Händen noch erreichen konnte, fassen würde, und als Pizarro darauf eingieng und die Höhe mit einem Kohlenstrich bezeichnet hatte, so ließ der Inka aus den Tempeln

und Palästen das Gold herbeischaffen. Indeß aber bot Huescar, der sich noch in Atahualpa's Gewahrsam befand, dem Pizarro eine noch größere Menge Goldes, wenn er seine Hülfe ihm zuwenden würde. Davon benachrichtigt, gab Atahualpa in der Angst, sein Bruder möchte obsiegen und es dann um sein Leben geschehen sein, den geheimen Befehl, den Huescar zu tödten. Allein das Blut seines Bruders kam nun über ihn selbst: denn Pizarro, weniger edel als Cortez, hielt den bedungenen Vertrag nicht: er ließ ihn hinrichten und bemächtigte sich, in Verbindung mit Almagro, der ihm neue Truppen zugeführt hatte, ohne großen Widerstand des peruanischen Reichs.

Dem Atahualpa wurde (wie zur Verhöhnung alles Rechts) mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten der Prozeß gemacht, und der unglückliche Monarch unter dem Vorsitz des Pizarro und Almagro, als Götzendiener, Polygamist, Thronräuber, Brudermörder und Empörer gegen die spanische Majestät zum Feuertod verurtheilt. Vergebens bat Atahualpa, man möchte ihn nach Spanien schicken, von dessen Könige er ein mildes Urtheil hoffte. Selbst nicht wenige unter Pizarro's Leuten mißbilligten das grausame Verfahren. Nun machte der Priester Valverde den Versuch, ihn noch zu bekehren, und versprach ihm Strafmilderung, wenn er sich taufen ließe. Atahualpa willigte in der Verzweiflung ein; aber alles, was er damit erreichte, war, daß er anstatt verbrannt zu werden, — am Pfahl erdrosselt wurde. — Der spanische Hof, vor dem sich Pizarro mit Gold rechtfertigte, überhäufte den Eroberer des Goldlandes mit Lob, gab ihm und dem Almagro jedem eine Statthaltergebiet und fügte zu dem des Pizarro noch 60 Leguas Küstenland hinzu. (Luque war bereits gestorben).

Pizarro erhielt vom spanischen Könige denjenigen Theil Peru's, der bis zur Linie reichte, mit dem neuen Namen Königreich Goldcastilien; das Gebiet Almagro's umfaßte jenseits der Linie 200 Leguas und bekam den Namen Königreich Toledo. Zwischen diesen beiden Gebieten lag die Hauptstadt Cusco, über deren Besitz nun beide Eroberer mit einander in einen Streit geriethen, der nur auf eine Zeit lang dadurch unterbrochen wurde, daß Almagro auszog, um die ihm zu seinem Antheil gehörige Küste, nämlich Chili, zu erobern.

Gleich nach dem Aufhören der peruanischen Herrschaft begannen die Spanier „eine großartige Plünderung des Landes. Zunächst (berichtet Gomara) nahmen sie das Silber von den Mauern der Tempel, durchsuchten die Gräber, um die darin befindliche Gold- und Silbergeräthe zu bekommen, raubten die goldnen und silbernen Götzenbilder, eigneten sich die Häuser und Festungen zu, wo die Inka's große Schätze aufgehäuft hatten und fanden in Cusco mehr Gold und Silber, als Atahualpa's Lösegeld betragen hatte. Ein Spanier entdeckte eine Gruft aus lauterem Silber von unschätzbarem Werth; man fand dergleichen noch mehr, da die reichen Peruaner sich als Idole bestatten zu lassen pflegten. Deßungeachtet waren die Spanier damit nicht zufrieden gestellt; je mehr Schätze sie entdeckten, nach um so mehr trachteten sie. Namentlich spürten sie nach den Schätzen Huescar's und anderer Fürsten; allein vergeblich, so viele Peruaner sie deßhalb auch marterten."

Während Almagro auf seinem Zug über das Gebirg nach Chili viel von der Rauhheit und Kälte des Klima zu leiden und nachher im Süden jenes Landes mit wilden und kräftigen Einwohnern zu kämpfen hatte, die sich nach jeder Niederlage gleich wieder erhoben, ließ Pizarro

in Peru eine deutsche Meile vom stillen Meere die Stadt Lima (1535) anlegen, welche in der Folge die Hauptstadt wurde. Er hatte sich aber gegen einen furchtbaren Aufstand der Peruaner unter Manco-Capac's Führung zu vertheidigen, und war eben in größtem Gedränge, als Almagro aus Chili, wo er wegen der Streitbarkeit der Bewohner keine Niederlassung hatte gründen können, auf dem kürzern, aber der ganzen Tropengluth ausgesetzten Küstenwege zurückkehrte.

Manco-Capac hatte kurz vor Almagro's Ankunft bereits die halbe Hauptstadt eingenommen, indeß Pizarro's Brüder Fernando und Gonzalez mit einer kleinen Schaar Tapferer die andere Hälfte vertheidigten. Almagro schlug theils, theils überlistete er die Eingebornen, machte Pizarro's Brüder zu Gefangenen und sich zum Herrn der Stadt. Gonzalez entkam jedoch durch List und dem Fernando verschaffte Franz Pizarro dadurch die Freiheit, daß er vorschlug, Almagro solle ihn nach Spanien entlassen, um dort am Hofe den Zwist zu vermitteln. Hierauf zog Franz gegen Almagro aus, besiegte ihn und ließ ihn, den 75jährigen Nebenbuhler, kalt gegen dessen Flehen, durch einen — Neger erdrosseln. Manco-Capac zog sich nun in die Anden und mit ihm hatte das Reich der Inka's ein Ende. (Der nach Spanien entsandte Fernando wurde dort 20 Jahre in Gefangenschaft gehalten.)

Weil nun Franz Pizarro die Eingebornen unterdrückte, die Colonisten herrisch behandelte und bei der Vertheilung der Grundstücke und Indianer die Anhänger Almagro's benachtheiligte, so schloßen sich Pizarro's Feinde an Almagro's jungen Sohn Diego an, der in dem nun sich erhebenden Aufstande den Tod seines Vaters rächte. Er drang mit 18 Verschwornen unter Herreda's Führung in den Statthalterpalast ein, wo Franz Pizarro sich am Eingang zu seinem innersten Gemach, ungeachtet seiner hohen Jahre, mit fast jugendlicher Kraft so lange vertheidigte, bis er von einem Lanzenstoß in die Kehle zusammenstürzte (1541). Als sich der junge Almagro eben zum Statthalter verkündigen ließ, erschien Vaca de Castro als Bevollmächtigter aus Spanien, schlug den Empörer und ließ ihn enthaupten (1542).

Unterdessen waren die Entdeckungen in Südamerika erweitert, namentlich in Chili eine Colonie angelegt und von dem obgenannten Gonzalez Pizarro, dem Statthalter von Quito, das Land jenseits der Anden bis an den Marañon oder den Amazonenstrom unterworfen worden. Als ein neuer Vicekönig, Namens Blasco Nugnez de Vela, aus Spanien ankam, trat ihm Gonzalez, der sich von den Seinen als Gouverneur hatte anerkennen lassen, mit den Waffen entgegen, tödtete ihn in einer Schlacht und schlug 1546 seinen Sitz in Lima auf, das sein Bruder gegründet hatte.

Er heirathete dann die Tochter eines Inka in der Absicht, Peruaner und Spanier mit einander auszusöhnen und sich unabhängig zu machen, blieb aber auf halbem Wege

stehen, und als ein Abgesandter des spanischen Hofes, der ehrwürdige Pedro della Gasca, ankam, um durch eine Amnestie die Parteien für den Frieden zu gewinnen und sollte es sogar nur durch Verleihung des Vicekönigthums an Gonzalez möglich seyn, so stellte sich ihm Gonzalez in der falschen Meinung, Gasca sei gekommen, ihn zu bestrafen, feindlich entgegen, wurde aber in dem erneuerten Bürgerkriege von seinen vornehmsten Offizieren verlassen, endlich gefangen und zum Tode verurtheilt. Der edle Gasca suchte nun den Peruanern ihr hartes Arbeitsloos wenigstens in etwas zu erleichtern, da er es ihnen ganz abzunehmen nicht vermochte. Nachdem er den spanischen Hof durch Übersendung einer großen Goldsumme befriedigt hatte, kehrte er, arm, wie er gekommen war, nach Spanien „in fromme Verborgenheit" zurück.

Das Loos aber, das die Spanier den Eingebornen bereiteten, war auch hier, wie in Mexico, wie auf den westindischen Inseln und wie allenthalben in den von ihnen entdeckten Theilen Amerika's, ein höchst trauriges. Da nicht geregelte Handelsthätigkeit, sondern meist Golddurst die Spanier in die neue Welt führte, und die meisten derselben rohe, sittenlose Abenteurer waren, die nur als Soldaten ihr Glück machen und so schnell wie möglich reich werden wollten, so war auch die Behandlung, welche die Amerikaner von ihnen erfuhren, keine menschliche, viel weniger eine christliche. — Die Menge Goldes und Silbers, die sich in dem Alluvialboden der neuentdeckten Welt fast unmittelbar unter der Erdoberfläche fand, war erstaunlich, und besonders war in Peru der Boden gleichsam damit gesättigt. Die Silberminen von Potosi (in der Provinz La Plata) fieng man 1545 an zu bearbeiten, und die Ausbeute war so ergiebig, daß das dem König zukommende Fünftheil sich jährlich auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Piaster belief (wobei wohl eben so viel bei Seite geschafft wurde), und daß zwischen 1547—74 diese Minen 76 Mill. Pesos oder Carolins abwarfen, ungeachtet des unvollkommenen Betriebs: denn das Amalgamiren erfand man erst 1597 durch Zufall.

Zu allen schweren Arbeiten — sowohl um Gold, das anfangs allein gesucht wurde, als auch um Zucker, Kaffee, Cacao, Tabak und andere Artikel des Genusses (wozu aber erst die Pflanzen nach Amerika gebracht werden mußten) zu bauen — wurden die Indianer gezwungen, was diesen um so schwerer fiel, da sie vorher, zufrieden mit dem, was ihnen die Natur freiwillig bot, an keine harte Arbeit gewöhnt waren. Das System, die Einwohner unter die Ansiedler zu vertheilen, mußte unmittelbar zur Sclaverei derselben führen. Schon Columbus hatte, ohne es zu ahnen, den Grund dazu gelegt, indem er auf Hispaniola gestattete, daß ein Theil der Indianer, anstatt Tribut zu zahlen, den Colonisten zugetheilt wurde, um ihnen beim Anbau behülflich zu sein. Unter seinen Nachfolgern Bobadilla und Ovando begann schon der gräßlichste Druck, ungeachtet die Königin Isabella die Indianer frei erklärte und deren Verwendung in den Minen nur gegen Bezahlung zulassen wollte. Allein dieser Befehl wurde nicht befolgt und die grausame Behandlung steigerte sich allenthalben in's Gränzenlose. Wagten es dann die Unglücklichen, sich zusammen zu rotten und gegen solche Unmenschlich-

keiten zu empören, so erfolgten nach Unterdrückung der Empörungen die grausamsten Strafen, vor denen das menschliche Gefühl schaudert.

Die Arbeiten, die ihnen sowohl in den Minen, als in den Plantagen zugemuthe wurden, überstiegen alle menschlichen Kräfte. Dabei bekamen sie die schlechteste Kost, so daß, während ihre Herren an vollen Tafeln schwelgten, ihre ausgehungerten Indianer, wie Hunde, unter dem Tische auf einen zugeworfenen Knochen warteten. Und nachdem man so alles that, sie unter das Thier herabzuwürdigen, warf man im Ernste die Frage auf, ob die Indianer denn auch wirklich Menschen wären, gleich als wollte man mit diesem Zweifel die Unmenschlichkeit beschönigen, mit der man sie behandelte. Suchten sich die Armen dem harten Dienst durch die Flucht zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, schrecklich gegeißelt und in Ketten gelegt. Verschwörungen und Empörungen wurden mit den gräßlichsten Todesmartern, zuweilen mit Niedermetzelung ganzer Stämme gestraft. Gesetzlich sollten sie acht Monate arbeiten, dann vier Monate in ihre Heimath entlassen werden; aber gewöhnlich erlagen sie schon vor dieser Zeit, oder wenn sie die Heimath erreichten, fanden sie dieselbe öde und starben vor Hunger und Verzweiflung.

So kam es, daß z. B. auf Hispaniola von einer Million Menschen, welche Columbus vorgefunden hatte, nach 16 Jahren keine 60,000 mehr übrig waren. Kein Wunder, daß der Name „Spanier" den Indianern zum Fluch und Gräuel wurde und daß z. B. ein zum Feuertod verurtheilter, schon an den Pfahl gebundener Kazike, einem Franziscaner, der ihn noch durch Vormalung der Paradiesesfreuden bekehren wollte, fragte, ob es im Paradies auch Spanier gebe? und als dieser sagte: „Ja, aber nur gute! zur Antwort gab: „die Besten taugten nichts; er wolle an keinen Ort kommen, wo er diesem verfluchten Geschlechte begegne!"

Zwar versuchten es die Dominicaner, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern: sie predigten unerschrocken sowohl gegen das System der Vertheilung, als auch gegen die grausame Behandlung derselben. Die gemeine Habsucht der Colonisten aber wußte es beim spanischen Hofe dahin zu bringen, daß die Dominicaner deßhalb einen Verweis bekamen. Nichts desto weniger fuhren diese fort, die Menschenrechte der Unglücklichen zu vertheidigen, und vor Allen nahm sich ihrer der edle Bartholomäus de las Casas sein ganzes Leben hindurch mit solcher Aufopferung an, daß sein Name stets unter den stillen Wohlthätern der Menschheit glänzen wird, obwohl seine Billigung des Vorschlags, statt der schwachen Indianer lieber die stärkern Neger aus Afrika zu nehmen, ohne seinen Willen Veranlassung zu dem noch abscheulicheren Negerhandel gab, der von da an länger als drei Jahrhunderte hindurch die Menschheit schändete (und noch jetzt theilweise schändet.)

Las Casas, geb. 1474 zu Sevilla aus einem altadeligen, aus Frankreich stammenden Geschlechte, war in seinem 19. Jahre mit seinem Vater dem Columbus nach Westindien gefolgt, dann nach seiner Rückkehr in den geistlichen Stand getreten, um von nun an sich ganz dem Wohl der Indianer zu widmen, deren Menschenrechte er so gekränkt sah. Um seinen Predigten gegen ihre Mißhandlungen desto bessern Eingang zu verschaffen, setzte er seine eigenen Sclaven, die er dort hatte, in Freiheit, und that alle möglichen Schritte bei den Statthaltern sowohl, als bei Hof, um ihre Lage zu verbessern. Da dieß nicht half, stiftete er eine eigene Niederlassung, um gleichsam in einer Musteranstalt zu zeigen, wie man die Indianer zu arbeitsamen Menschen ohne Druck und Härte bilden könne. Allein andere, von den Spaniern zur Empörung getriebene

Indianer zerstörten dabei auch seine Niederlassung, so daß er, betrübt darüber, in ein Kloster gieng und in den Dominicanerorden trat. Er setzte nun durch mündliche und schriftliche Belehrungen seine Bemühungen um die Indianer fort, und als er Bischoff zu Chiapa im Mexicanischen wurde, verpflichtete er alle seine Geistlichen, keinen Spanier in der Beichte zu absolviren, der seinen Sclaven die Freiheit verweigere. Auch hatte er die Freude, diesen Grundsatz in einer von allen Bischöffen der neuen Welt zu Mexico gehaltenen Synode angenommen zu sehen. — Der Vorschlag, anstatt der Indianer Neger zu den härteren Arbeiten zu nehmen, rührte nicht von ihm her; wohl aber gieng er darauf ein, um seinen lieben Indianern einen Theil der Last abzunehmen. — Seine persönliche Vorstellung an Karl V über die Leiden der Indianer hatte zwar den Erfolg, daß dieser die strengsten Befehle zur Abstellung der Mißbräuche ertheilte, aber sie wurden nicht befolgt! Las Casas starb 1566 zu Madrid, nachdem ihn die Liebe zu den Unterdrückten zwölfmal über den Ocean getrieben hatte.

So gründete Spanien überall in der neuen Welt ein Reich der Gewalt: „Der Boden wurde mit Feuer und Schwert erobert, Städte mit Feuer und Schwert zerstört, Hunderttausende der Einwohner durch Feuer und Schwert vertilgt, selbst das Christenthum mit Feuer und Schwert verbreitet", also, daß es kein Wunder war, wenn sich solche unmenschliche Ungerechtigkeit und Härte in späterer Zeit durch furchtbare Strafgerichte Gottes an den Spaniern rächte.

In demselben Jahre, in welchem Cortez zur Eroberung Mexico's ausgefahren war, unternahm der Portugiese Ferdinand **Magelhaens** die erste Reise um die Welt. Sie geschah in Folge des Bestrebens, die schon von Columbus und nachher 1515 von Diaz de Solis vergebens gesuchte westliche Durchfahrt nach dem indischen Meere zu finden. (Der letztere, ein Spanier, war schon bis zur Mündung des La Plata-Stroms gekommen und hatte sie wegen ihrer Breite für die Durchfahrtsstelle gehalten, war aber bei seinem dortigen Landungsversuche von den feindlichen Wilden erschlagen und gebraten worden.) — Magelhaens, der aus portugiesischen Diensten getreten war, weil ihm für seine in Ostindien bewiesene Tapferkeit mit Undank gelohnt worden, legte seinen Plan dem spanischen Hofe vor und erhielt von Karl V fünf Schiffe. Mit diesen lief er am 10. Aug. 1519 aus dem Hafen von St. Lucas aus und erreichte am 12. Jan. 1520 die Mündung des La Plata: von da steuerte er südwärts an der Küste hinab, hatte aber viel mit rauher Witterung und mit Klippen zu kämpfen, so daß er sich nach dem Scheitern eines Schiffes genöthigt sah, in dem Hafen von St. Julian zu überwintern. Nachdem er eine furchtbare Meuterei seiner Mannschaft, die auf Rückkehr drang, mit Strenge glücklich unterdrückt hatte, fand er endlich unter dem 53. Grade südlich am Feuerlande, die ersehnte Straße, die heute noch seinen Namen führt. Auch hier verlor er ein Schiff, das er zur Untersuchung einer Bai ausgesandt hatte und das nicht mehr wieder kam. Als er mit den drei übrigen die gefährliche Straße durchsegelt hatte, siehe da that sich seinen freudetrunkenen Blicken die unermeßliche Südsee auf. Ein günstiger Wind lud ihn ein, sich ihr zu vertrauen, und da während der ganzen Fahrt durch dieselbe stets der Wind günstig und das Wetter heiter war, so nannte er sie das stille Meer (mare pacificum.) Obgleich aber die Schiffe pfeilschnell dahin fuhren, so währte doch die Fahrt auf dieser See schon im vierten Monate und noch sahen sie kein Land. Die Lebensmittel und das Trinkwasser giengen aus und schon mußten sie ihren Hunger mit Mäusen und Leder stillen, als sie endlich nach einer Fahrt von 112 Tagen den 6. März 1521 auf eine kleine Inselgruppe stießen, wo die besten Früchte und das klarste Wasser sie für die lange Entbehrung entschädigte. Da die Einwohner eine große Neigung zum Stehlen zeigten, gab Magelhaens diesen Eilanden den Namen Diebs-

inseln (los Ladrones;) sie heißen jetzt auch die Marianen. — Von da an weiter fahrend entdeckte er die nachher sogenannten Philippinen. Da auf einer dieser Inseln, Namens Sebu, der König ihn freundlich aufnahm und sich sogar zum Christenthum bekehren ließ, so unterstützte er denselben in seinem Krieg gegen den König der benachbarten Insel Matan. Anfangs wichen die Feinde vor Schrecken über die Feuergeschosse der Spanier; als diesen aber das Pulver ausgieng, ermannten sie sich zu erneuertem Angriff, und hiebei fand der große Weltumsegler sein Ziel: er ward erschlagen, und die nun führerlose Mannschaft nachher treuloser Weise von dem Könige von Sebu selbst bei einem Feste überfallen und großentheils erwürgt. Der Rest entkam auf zwei Schiffen, erreichte Borneo und fuhr von da nach den Molukken, wo die Portugiesen sich schon niedergelassen hatten und über die Ankunft der Spanier von Osten her erstaunten.

Nachdem das eine Schiff sich den Portugiesen hatte ergeben müssen, machte sich das andere auf die Fahrt durch den indischen Ocean um die Südspitze Afrika's, und lief, obwohl nach vielen Unfällen, zuletzt doch glücklich mit seiner Ladung molukkischer Gewürze am 7. September 1522 in dem spanischen Hafen ein, von wo es drei Jahre zuvor mit den andern ausgesegelt war. Zum Andenken an diese erste merkwürdige Fahrt um die Welt wurde das Schiff aufbewahrt, bis es von selbst zerfiel.

Auch von den nordeuropäischen Küsten aus hatte man sich in dieser Periode der Entdeckungen eine Bahn durch jenes Weltmeer zum Ziele des Welthandels gesucht. Die Engländer verfolgten den Plan einer nordwestlichen Durchfahrt und erreichten schon 1496 Labrador; in der Folge suchten sie eine nordöstliche und kamen 1553 in das weiße Meer.

5. Die portugiesischen Entdeckungen in Ostindien. Auffindung des Seewegs dahin durch Vasco de Gama. Calicut. Cabral's Entdeckung von Brasilien. Almeida in Ostindien. Alboquerque. Gründung von Goa auf Malabar. Eroberung von Malacca und Ormus. Erweiterung und Bedeutung der portugiesischen Unternehmungen für die Stellung des Welthandels.

Einen von den spanischen Entdeckungen ganz verschiedenen Character hatten die portugiesischen, die keine militärischen, mit rohsoldatischem Sinn ausgeführte Unternehmungen waren, sondern rein dem Handel und dadurch auch mehr dem übrigen Weltverkehr und Weltleben damaliger Zeit dienten, was auch daraus zu entnehmen ist, daß sie die Hauptstadt Portugals eine Zeit lang zum Mittelpunct des Welthandels machten.

Eilf Jahre nach der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung durch Bartholomäus Diaz sandte König Emanuel, der Nachfolger Johann's II, am 9. Juli 1497 den bewährten Seemann **Vasco de Gama** mit vier Schiffen ab, um den Seeweg nach Ostindien weiter zu verfolgen. Nach einigen glücklich besiegten Stürmen und Schiffsmeutereien umsegelte er die Südspitze Afrika's, entdeckte die von den Muhammedanern bewohnten ostafrikanischen Küsten der Königreiche Sofala, Mozambique, Mombazza und Melinda und erhielt von dem Könige des letztern Landes einen Lootsen, der ihn 700 Meilen über den indischen Ocean bis zu der malabarischen Küste geleitete, wo Vasco nach einer Fahrt von

23 Tagen am 22. Mai 1498 im Hafen von Calicut landete, welches damals die erste und reichste Stadt Indiens war. So war der längst gesuchte Weg und das lang ersehnte Ziel gefunden. Indeß standen die Ostindier daselbst bereits auf einer hohen Stufe der Civilisation und im blühenden Handelsverkehr mit andern Nationen, so daß Vasco bei seinem Versuche, mit dem Zamorin (Samorin) oder König von Calicut ein Handelsbündniß zu schließen, den Handelsneid der Muhammedaner erfahren mußte, die dort im Alleinbesitze des Handels mit den Indiern waren und den Portugiesen bei dem Könige in den Verdacht der Seeräuberei zu bringen suchten, ja sie bereiteten schon einen Überfall seiner Schiffe vor. Allein Vasco wußte durch sein unerschrockenes und geschicktes Benehmen dem Fürsten Achtung einzuflößen und ihm die Vortheile eines Handelsvertrags mit den Portugiesen einleuchtend zu machen. Gleich darauf fand er es für gerathen, den Rückweg anzutreten (im Sept. 1499), um seinem Gebieter wenigstens die Gewißheit der gemachten Entdeckung zu bringen, davon er ihn auch durch die kostbaren indischen Erzeugnisse (unter denen sich auch Zucker befand) zur Genüge überzeugte.

Entzückt darüber nannte sich der portugiesische König fortan: „Herr der Schifffahrt, der Eroberung und des Handels von Äthiopien, Arabien, Persien und Indien", und sendete unverweilt eine Flotte von 13 Schiffen unter dem Admiral Pedro Alvarez **Cabral** mit dem Auftrag aus, daß er in Ostindien, sey's durch Güte oder Gewalt Fuß fassen und zugleich das Christenthum verbreiten solle. Cabral fuhr im März 1500 von Lissabon aus, segelte aber zuerst zu weit westwärts, so daß er auf Südamerika stieß und Brasilien entdeckte, das er einstweilen für seinen König in Besitz nahm; dann wendete er sich nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, erlitt aber unterwegs einen furchtbaren Sturm, in welchem eine Anzahl seiner Schiffe und auf einem derselben der ihn begleitende Bartholomäus Diaz (der oben schon erwähnte Entdecker des Vorgebirgs der guten Hoffnung) vor seinen Augen untergieng; endlich erreichte er, jedoch mit nur noch sechs Schiffen, Calicut. Als die Muhammedaner daselbst auch ihm Ränke spielten und einen Angriff der Indier auf ihn anstifteten, beschoß er Calicut und segelte weiter südlich an der malabarischen Küste hinab, knüpfte mit den Königen von Cochin und Cananor, welche ihre Abhängigkeit von dem Zamorin von Calicut nur ungerne trugen, Handelsgeschäfte an und kehrte mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingwer nach Lissabon zurück.

Das von ihm entdeckte Brasilien, an welchem er in der Bucht Puerto Seguro gelandet war, führt diesen Namen von dem rothen Holze, das man dort vorfand. Lange vernachläßigten die Portugiesen die wichtige Entdeckung dieses üppig fruchtbaren Landes und schickten blos Verbrecher dahin, welche Papagaien und Farbhölzer sammeln mußten. Erst 1547 erhielt die Colonie den ersten Statthalter in der Person des einsichtsvollen Thomas de Souza, der 1549 Bahia (oder San Salvador) gründete. — Im Jahr 1497 entdeckte der Venetianer Johann Cabot in englischem Dienste (unter

Heinrich VII) die Ostküste von New-Foundland, und sein Sohn Sebastian Cabot untersuchte in spanischem Dienste die brasilischen Küsten und gab dem Rio de la Plata den Namen.

Von nun an wurden stärkere Expeditionen nach Ostindien gesandt, bis es zuerst dem tapfern Pereira, vorzüglich aber dem Admiral Franzesco de Almeida gelang, dauernden Fuß in Ostindien zu fassen und eine Statthalterschaft daselbst zu gründen, darin die Portugiesen schon durch diesen ihren ersten Vicekönig Almeida den Indiern Handelsgesetze vorschrieben und den dort so lange her im Besitz des Haupthandels befindlichen Ägyptiern und Venetianern großen Abbruch thaten.

Schon gleich nach Cabral erschien Vasco de Gama 1502 noch einmal vor Calicut mit einer Flotte von 20 Schiffen, beschoß es und erbeutete mehrere mit Gold, Edelsteinen und Perlen beladene muhammedanische Schiffe, wodurch allein schon seine Fahrt reichlich belohnt war. Doch festen Fuß konnte er noch nicht fassen. — Ein anderes Geschwader erhielt vom König von Cochin die Erlaubniß in seinem Lande die erste portugiesische Niederlassung zu gründen, die dann von Pereira mit drei Schiffen und 160 Mann gegen die Angriffe des Königs von Calicut ein halb Jahr hindurch siegreich vertheidigt wurde, bis dieser nach einem Verlust von 18000 Mann beschämt den Krieg aufgab. (Auch Pereira, ein Muster von Uneigennützigkeit, der in der Folge Statthalter in Guinea wurde, erfuhr zuletzt den Undank seines Königs und starb in Armuth.) — Unter den darauffolgenden Ostindienfahrern glückte es dem portugiesischen Flottenführer Franzesco de Almeida, feste Plätze und Factoreien zu gründen und verschiedene indische Fürsten z. B. den von Guiloa, den von Mombaza, zur Zinspflicht zu bringen, so daß die Portugiesen sogar in deren Hauptstädten Citadellen anlegten. Die Versuche der Indier, sich diesem Joche zu entziehen, halfen ihnen nichts: die Kriegskunst der Portugiesen und die Tapferkeit Almeida's und seines Sohnes Lorenzo machten sie alle sammt den Gegenwirkungen der Ägyptier und Venetianer zu Schanden. — Als Almeida in der Folge nach Portugal zurückberufen wurde, hatte er das Unglück, auf der afrikanischen Küste bei einem Streite seiner Mannschaft mit den Hottentotten von diesen sammt seinen angesehensten Offizieren erschlagen zu werden (1509).

Den Gipfel der Macht und des Heldenruhms erreichten die Portugiesen unter dem zweiten Vicekönig in Ostindien, Alfons von **Alboquerque**, dem größten Helden und Staatsverwalter seiner Zeit. Nachdem derselbe schon 1507 den, wiewohl nicht ganz geglückten Versuch gemacht hatte, sich der kleinen, aber wichtigen Insel Ormus, die den Eingang in den persischen Meerbusen beherrscht, zu bemächtigen, faßte er nach seiner Ernennung zum Generalcapitän aller portugiesischen Besitzungen in Ostindien (1509) den Plan, die Portugiesen zum herrschenden Volk an den Küsten und in den Meeren Indiens zu machen. Und diesen Plan führte er mit eben so großer Willenskraft und Standhaftigkeit, als Umsicht und Weisheit aus. Er errang die Gewalt über Malabar und machte das so überaus günstig gelegene Goa zum Mittelpunct der portugiesischen Herrschaft in Ostindien; er eroberte Malacca, entdeckte die Molukken oder Gewürzinseln und bewältigte zuletzt Ormus, und machte durch alle diese Thaten den Namen der Portugiesen in den fernsten Gegenden Indiens so gefürchtet, daß die mächtigsten Könige ihn mit Gesandt-

schaften und Geschenken ehrten und seine Freundschaft suchten. Dabei erwarb er sich durch seine Gerechtigkeit und Menschlichkeit die Verehrung aller ihm untergebenen Völker, so daß sie späterhin sogar nach seinem Grabe wallfahrteten, da die Bedrückungen der nachfolgenden Statthalter ihnen die Größe dieses Mannes in einem noch höhern Lichte erscheinen ließen. Als er die portugiesische Macht zur höchsten Blüthe gebracht hatte, fiel auch er als ein Opfer der portugiesischen Hofpolitik: er wurde abberufen, starb aber noch, bevor er Indien verlassen konnte (1515).

Alfons **d'Alboquerque**, genannt „der Große", geb. 1463 zu Lissabon aus königlichem Stamm, war ein Mann von gebietendem Äußeren, mit schönen Gesichtszügen, deren Freundlichkeit jedoch gegenüber der Bosheit und Schlechtigkeit in furchtbaren Zorn übergehen konnte, daher man ihn auch, zugleich mit Beziehung auf seine Kriegstapferkeit, den „portugiesischen Mars" nannte. Seine große Einsicht zeigte sich gleich bei der Wahl Goa's zur Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen, da sie, mitten auf einer kleinen Insel an der malabarischen Küste gelegen, sich trefflich eignete, den ganzen ostindischen Handel zu beherrschen. Kaum hatte er sie erobert, als der König der Insel mit 60,000 Mann erschien und ihn mit seiner geringen Mannschaft zum Rückzug zwang. Nach erhaltener Verstärkung eroberte er sie zum zweitenmale und behauptete sie durch die stärksten Befestigungen. Gleiche Anstrengung kostete ihm die Eroberung der Stadt Malacca, die der wichtigste Stapelplatz des hinterindischen Handels war, in welchen hier Chinesen und Araber sich theilten. Auch sie mußte er, da sie mit ungeheuer viel Geschütz vertheidigt wurde, zweimal angreifen und noch in ihren Mauern neun Tage lang kämpfen, bis er ihrer Herr wurde. Sie wurde nun ebenfalls auf's stärkste befestigt, und der Schutz, den er dem dortigen Handel gewährte, vermehrte den Markt um ein Bedeutendes. — Sein Plan, Suez zu zerstören, um die Schifffahrt von Ägypten und Arabien her zu beherrschen, mißlang zwar: doch hinderte er die Araber und Türken an der freien Benützung derselben merklich. Nachdem er durch seine Unterbefehlshaber Francisco Serrano und Diego d'Abreu von Goa aus die Molukken hatte einstweilen in Besitz nehmen lassen und Ceylon erobert hatte, endete er mit der Eroberung von Ormus, die er mit 27 Schiffen und 1500 Portugiesen bewerkstelligte, seine Heldenlaufbahn. Denn als der alte Held, deß weißer Bart ihm bis über den Gürtel herunterreichte, im Begriff war, nach Goa zurückzukehren, erhielt er die Abberufung von seinem Posten und da mit dem neuen Vicekönig zwei Unterbeamte kamen, die er einst wegen ihrer Schlechtigkeit abgesetzt und nach Lissabon zurückgeschickt hatte, die aber dort aus Rache an seinem Sturz gearbeitet hatten, so kränkte ihn diese Rücksichtslosigkeit so, daß er noch vor seiner Rückkunft nach Goa, das er noch einmal sehen wollte, starb. Er wurde von seinen Soldaten wie ein Vater betrauert und von den Einwohnern wegen seiner Gerechtigkeit so verehrt, daß sie später seinen Leichnam nicht nach Lissabon verabfolgen lassen wollten, bis der Papst den langen Streit gegen sie entschied.

Die Besitzungen der Portugiesen wurden zwar unter Alboquerque's Nachfolgern noch erweitert, indem die reichen Molukken und die wegen ihres Hafens wichtige Insel Diu erobert, Niederlassungen auf der Insel Ceylon und auf der Küste Koromandel gegründet, Factoreien auf den Sundainseln (namentlich auf Sumatra und Java) errichtet und mit China (zu Macao), so wie mit Japan (1542) Handelsverbindungen geknüpft wurden. Allein an der Stelle der Begeisterung für den Nationalruhm, welche bei den ersten portugiesischen Entdeckungen und Colonieen-

gründungen zwar nicht die einzige, aber doch eine vorzügliche Triebfeder war, traten nun die niedere Habsucht und der engherzige Kaufmannsgeist mehr hervor. Daher kam es, daß die Portugiesen in Ostindien mit den zunehmenden Reichthümern die Spannkraft des Geistes verloren und in Üppigkeit und Weichlichkeit versanken, so daß auch in der Verwaltung dieses vom Mutterland aus schwer zu überwachenden Gebietes mehr und mehr der Eigennutz und die Willkühr die Herrschaft bekamen, wiewohl allerdings nicht in dem Grade, wie in den spanischen Colonieen, welche nicht, wie die portugiesischen, aus dem Unternehmungsgeist der Könige selbst, sondern bloßer Privaten, deren Thun und Treiben die spanischen Könige nicht genug in zügelnder Hand zu halten vermochten, ihren Ursprung und Fortgang genommen hatten.

Was das Christenthum betrifft, das die Portugiesen den Indiern brachten, so trug es, wenn es auch etwas besser war, als das der spanischen Abenteurer in Amerika, dennoch wenig zu einer sittlichen Umwandlung der Eingebornen bei, zumal die katholischen Priester die Ceremonien der römischen Kirche denjenigen heidnischen Religionsgebräuchen, die eine äußere Ähnlichkeit mit jenen hatten, anzubequemen suchten: woher es kam, daß sich die Indier leicht gewöhnten, Christen zu heißen, innerlich aber Heiden blieben. — Welche Verdienste sich in der Folge der edle Franz Xaver, der Apostel der Indier, erwarb, wird an seinem Orte berichtet werden.

Die welthistorische Bedeutung der portugiesischen Unternehmungen in Ostindien ist die, daß sie dem Welthandel für Europa eine gänzlich veränderte Richtung gaben, wodurch allmählich der Handel von Venedig, Genua und Pisa und in weiterer Folge auch der Handel der deutschen Hansa an Wichtigkeit abnahm, so daß dieser Umstand auch einer von den Gründen ist, aus welchen Italien und Deutschland von ihrer hohen im Mittelalter errungenen Stellung zurücktraten.

Die welthistorische Bedeutung der spanischen Entdeckungen war zwar anfangs eine nicht so tief eingreifende, indem sie in der ersten Zeit einerseits nur eine Ableitung für schlimme Säfte im Mutterlande anderseits zwar einen großen Hebel der spanischen Macht — das heißt hier nur der Krone, des Adels und des höhern Klerus — abgaben, keineswegs aber noch ein Förderungsmittel des Handels, der Industrie und des auf beiden fußenden Bürgerthums bildeten. Erst in der Folge, da andere Dinge, als Gold (von dem Spanien keinen Segen hatte) aus den amerikanischen Colonieen bezogen werden konnten, welche als Nahrungs-, Genuß-, Heilungs- und sonstige Mittel zu erweiterter Lebensbefriedigung den Europäern zum bleibenden Lebensbedürfniß wurden, stellte sich Amerika in seiner großen Bedeutung auch für die untern Klassen der Gesellschaft im Mutterlande, wie im übrigen Europa heraus. Und welchen unermeßlichen und folgenreichen Schauplatz europäischer Thätigkeit sowohl die neue Welt des Westens, als auch die alte Welt des Ostens in spätern Zeiten noch abgeben würden, ließ sich freilich zur Zeit der Entdeckung

jener Länder und Wege nicht von ferne ahnen. Genug, daß die Fülle der Erzeugnisse, welche die tropische Sonne reifte, und der unermeßliche Reichthum, den der Schooß der Erde dort aufthat, alles überbot, was je die ausschweifendsten Wünsche und phantastischesten Träume des nach Sinnengenuß und irdischen Besitz begierigen Menschenherzens als das Höchste sich vorgestellt hatten. Was den irdischen Reichthum veredeln, geschweige was allen Reichthum der Erde ersetzen kann, das war, dem Wesen und der Kraft nach, jener Zeit ein fast unbekannter, den Allermeisten tief vergrabener Schatz geworden, welchen für die nach ewigen Gütern Hungernden und Dürstenden wieder zu heben, der rechte Magus übrigens nicht allzu ferne war.

2. Kapitel. Die geistigen Entdeckungen und Erfindungen.

1. Das Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien. Petrarca und Boccaccio. Die Gunst der Großen. Die Mediceer. Manuel Chrysoloras, Wiederhersteller der griechischen Literatur im Abendland. Förderung derselben durch griechische Flüchtlinge nach der Einnahme von Constantinopel. Gründung von Bibliotheken. Die platonische Academie. Die italienischen Gelehrten. Der Humanismus und das Christenthum in Italien. Der päpstliche Hof. Leo X, Protector der Künste und Wissenschaften.

Die Fortschritte und Erfindungen, welche im 15. Jahrhundert auf geistigem Gebiete gemacht wurden und vorzugsweise als Vorboten der neuern Zeit anzusehen sind, waren eine Folge des sogenannten Wiederauflebens der Wissenschaften, und bezogen sich theils auf die nähere Bekanntschaft mit der classischen Literatur der Alten, theils auf die größere Verbreitung derselben durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche alle Riegel und Schlösser sprengte, durch die der menschliche Geist im Guten wie im Schlimmen bis dahin eingeengt gewesen war.

Bereits wurde oben (XVIII. 1, 2) der vorbereitenden Einwirkung der auf dem classischen Alterthum ruhenden Weltbildung auf die Kirchenverbesserungsversuche des 15. Jahrhunderts gedacht und hauptsächlich auf Italien hingewiesen, wo mitten unter Kriegen und Staatsumwälzungen, von denen damals dieses Land zerrissen wurde, das Studium der Wissenschaften, begünstigt durch die große Anzahl kleiner, mit einander an Macht- und Bildungsstreben wetteifernden Staaten, von einzelnen Gelehrten sowohl, als auch von den Fürsten mit Eifer und Begeisterung gefördert wurde, wenn auch nicht bei Allen reiner Wissenstrieb, sondern gar viel auch Glanzliebe und Eitelkeit ihren Antheil daran hatten.

Unter diese Fürsten gehörten damals die Visconti in Mailand, die della Scala in Verona, die Carrara in Padua, die Este in Ferrara, die Correggio in Parma, die Gonzaga in Mantua und viele Andere, vorzüglich aber Robert von Anjou, König von Neapel, genannt der Gute und Weise, der für die eigentliche Gelehrsamkeit eine leidenschaftliche Liebe gefaßt und seine Residenz zu einer „Freistatt der Wissenschaft" gemacht hatte, in welcher Männer wie die Dichter Petrarca und Boccaccio (XVIII. 1, 2.) seine Freunde waren. Von jener Liebe zeugt seine brief-

liche Äußerung an den erstern: „Ich schwöre, daß mir die Wissenschaft weit angenehmer und theurer ist, als mein Königreich, und wenn ich eines von beiden entbehren müßte, würde ich lieber meine Krone, als die Wissenschaft entbehren.“ — Dem Petrarca einem Schüler des gelehrten Calabresen Barlaam, waren die Meisterwerke des Alterthums die Hauptquellen des guten Geschmacks und talentweckende Muster zur Nachahmung. Sein Eifer, Handschriften zu sammeln, hat manchen alten Autor vom Untergang gerettet. Er hat in Italien den ersten Homer aus Griechenland erhalten und eine lateinische Übersetzung davon besorgen lassen: denn damals konnten nach seiner genauen Berechnung nur 10 Männer in Italien den Homer in der Ursprache lesen. Er selbst lernte erst in seinem 35. Jahre das Griechische. — Boccaccio gab die erste Anregung zum allgemeinern Studium des Griechischen (XVIII. 1, 2.) dadurch, daß auf seinen Betrieb ein eigener Lehrstuhl der griechischen Sprache für Florenz errichtet und Leontius Pilatus, ein Schüler Barlaam's, angestellt wurde. Nach dem Boccaccio trug Johann von Ravenna, der nach des Leontius Tod jenen Lehrstuhl inne hatte, im 14. Jahrhundert am meisten zur Wiederherstellung der alten Literatur bei.

Dieser beginnende Eifer für classische Bildung wurde sodann im 15. Jahrhundert zu noch höherer Gluth entzündet durch die gelehrten griechischen Staatsmänner, welche die von den Türken bedrängten byzantinischen Kaiser an die abendländischen Höfe sandten, um sich Hülfe zu verschaffen. Unter diesen Männern wurde **Manuel Chrysolōras** (1395—1415) der eigentliche Wiederhersteller der griechischen Literatur im Occident, indem er nach der Vollendung seiner Gesandtschaft sich in Italien niederließ und als der erste Grieche, der als Lehrer seiner Muttersprache in Italien öffentlich angestellt wurde, einen so großen Eifer für die alte Literatur anregte, daß aus seiner Schule die meisten berühmten Gelehrten des 15. Jahrhunderts hervorgiengen.

Er stammte aus einer jener alten Familien, die ihren Ursprung auf diejenigen Römer zurückführten, welche mit Constantin dem Großen nach Byzanz, der neuen Hauptstadt des Reichs, gezogen waren, und war Gesandter des Kaisers Johannes Paläologus. Nach seiner Niederlassung in Italien lehrte er anfangs zu Florenz, dann zu Pavia. Dazwischen besorgte er für den Kaiser Manuel gesandtschaftliche Aufträge und zuletzt wurde er vom Papst Johann XXIII auf das Kostnitzer Concilium gesandt, wo er 1415 starb. Unter seinen Schülern wurden nachmals berühmt Leonardo Bruni (Verfasser einer florentinischen Geschichte in 12 Büchern), Palla Strozzi, Ambrosio Traversari, Johannes Aurispa u. A.

Seitdem wurden auch auf den übrigen italienischen Universitäten griechische Lehrstühle errichtet und bald folgten die meisten italienischen Städte diesem Beispiele. Obgleich die Lehrer nicht an Einem Orte auf Lebenszeit angestellt wurden, sondern nur vertragsweise auf eine bestimmte Anzahl Jahre, so fehlte es doch denjenigen Gelehrten, die durch ihren Geist viele Schüler zu fesseln wußten, nicht an glänzenden Anerbietungen in andern Staaten. Der Sammelplatz der kenntnißreichsten Männer der Wissenschaft war im 15. Jahrhundert das Haus der Mediceer in Florenz, deren staatsmännische Bestrebungen oben in der florentinischen Geschichte bereits geschildert wurden (XVIII. 12, 2). Sie ehrten und belohnten nicht nur die Gelehrten auf fürstliche Weise,

sondern beauftragten auch ihre Handelsagenten in allen Ländern, jede Gelegenheit zur Erwerbung von Handschriften für die mediceische Bibliothek zu benützen, ja ließen Gelehrte auf ihre Kosten reisen, um Griechenlands literarische Schätze aufzusuchen.

So kaufte Cosmus de Medici die auf 800 Handschriften sich belaufende Bibliothek des florentinischen Kaufmanns Niccolo Niccoli (dem auch Boccaccio seine Büchersammlung vermacht hatte) von den Gläubigern desselben, und verwendete nur allein auf die Einrichtung eines Lokals dazu (im Kloster St. Marco) 36,000 Ducaten. Sein Enkel Lorenzo der Prächtige stiftete eine zweite Bibliothek in seinem Hause, für welche schon allein der Gelehrte Janus Lascaris, den er zweimal deßhalb nach Griechenland sandte, bloß von seiner zweiten Reise 200 Handschriften mitbrachte, worunter 80 Werke waren, die man in Italien noch nicht gekannt hatte. (Später wurde sie ein Theil der Marcusbibliothek, kam unter dem Papste Leo X, einem Mediceer, nach Rom und von da wieder nach Florenz zurück, wo sie, vermehrt, unter dem Namen Laurentiana berühmt ist.)

Unter den gelehrten Griechen, die noch vor dem Fall Constantinopels nach Italien kamen und dort den Eifer für die Wissenschaften belebten, sind noch Johannes Argyropulos (der ältere und der jüngere), Gemistios Pletho und Johannes Bessarion zu erwähnen, von welchen die beiden Letztern die begeistertsten Beförderer der platonischen Philosophie waren, durch welche die Geister, die bisher in der aristotelisch-scholastischen Philosophie sich zu bewegen gewohnt waren, eine neue Richtung erhielten, vor welcher die erstere allmählich zurücktrat.

Der ältere Argyropulos lehrte unter den Mediceern in Florenz und brachte die letzte Zeit seines Lebens in Rom zu; er übersetzte mehrere Schriften des Aristoteles. — Pletho war unter den Begleitern des Kaisers Johannes Paläologus auf dem Unions-Concil zu Ferrara (im J. 1433, s. XVIII. 3, 3) und blieb lange Zeit in Italien. Er war ein eifriger Anhänger der platonischen Philosophie, die er mit so hinreißender Beredsamkeit vortrug, daß von allen Seiten Alles nach Florenz strömte, um die neue Philosophie zu hören; ja selbst die größten Staatsmänner befanden sich unter seinen Zuhörern. Mit seiner Hülfe stiftete Cosmus von Medici die sog. **platonische Academie,** für die er dann einen Schüler Pletho's, den nachmals berühmten Ficinus (Marsiglio Ficino) eigens erziehen ließ, so daß dieser nachher den Plato ins Lateinische übersetzte. — Pletho selbst, dessen viele philosophische Schriften noch vorhanden sind, kehrte im Alter wieder nach Griechenland zurück, wo er noch vor dem Untergang seines Vaterlandes starb. — Bessarion aus Trapezunt, ein Schüler Pletho's, Erzbischoff von Nicäa, gieng zur römischen Kirche über, leistete den Päpsten (besonders Pius II und Sixtus IV) große Dienste und war zweimal nahe daran, selbst Papst zu werden. Er lebte besonders gern in Venedig und übergab dieser Stadt seine reiche Bibliothek, die nachher den Grund zu der berühmten Marcusbibliothek abgab. Als gemäßigter Platoniker suchte er in einer seiner vielen Schriften den Plato und Aristoteles in Einklang zu bringen, wobei man freilich nicht an den reinen Platonismus, sondern nur an den alexandrinischen denken darf.

Unter den Päpsten war der auf Eugen IV folgende Nicolaus V (1447) ein großer Beförderer der Wissenschaft und insbesondere der griechischen Literatur, wobei er vorzüglich die aristotelische Philosophie begünstigte, während die Mediceer Vorliebe für die platonische bewiesen. Er berief eine Menge von Gelehrten und geistreichen Männern

nach Rom und lohnte sie mit königlicher Freigebigkeit. Darunter befanden sich besonders die Italiener Francesco Filelfo, Laurentius Valla, Nic. Perotti, Poggio Bracciolini und die Griechen Georg von Trapezunt und Theodor Gaza. Auch stiftete er die berühmte vaticanische Bibliothek.

Filelfo (Franciscus Philelphus) lebte eine Zeit lang als venetianischer Gesandtschaftssecretär in Constantinopel und folgte späterhin einem Rufe des Cosmus nach Florenz, der ihn mit Wohlthaten überhäufte. Deßungeachtet entzweite er sich mit ihm und schloß sich der Partei an, welche die Mediceer stürzte. Er genoß, wo er hinkam, den größten Ruhm und trug in hohem Grade zur Verbreitung der classischen Literatur bei, war aber ein Mann von gränzenloser Eitelkeit und leidenschaftlichem, unruhigem Character. — Laurentius Valla war der erste, der die Philologie und Geschichte kritisch behandelte. — Perotti ist der Übersetzer des Polybius. — Poggio (Poggius) fand den Quinctilian auf und schrieb eine florentinische Geschichte. — Georg von Trapezunt begann den Streit zwischen den Aristotelikern und Platonikern. — **Theodor Gaza** aus Tessalonich verfaßte eine griechische Grammatik, davon das Original von des Verfassers Hand in Nürnberg sich befindet. — Die vaticanische Bibliothek sollte nach dem Plane ihres päpstlichen Stifters alle auf die Nachwelt gekommenen Schriftwerke der Römer und Griechen umfassen und enthielt bei seinen Lebzeiten bereits 5000 Bände. Sie wurde nachher von Sixtus IV nicht allein vermehrt, sondern auch dem Publicum zugänglich gemacht, weßhalb Manche diesen letztgenannten Papst als den Gründer dieser Bibliothek ansehen.

Es ist aus allen diesen Angaben zu ersehen, daß nicht erst die Eroberung von Constantinopel (die in das vorletzte Regierungsjahr des Papstes Nicolaus V fiel) die Ursache des Wiederauflebens der Wissenschaften und insbesondere der griechischen Literatur im Abendlande war, obwohl die dadurch erfolgte Zerstreuung der griechischen Gelehrten das volle Aufblühen derselben beförderte.

Nach dem traurigen Fall Constantinopels (1453) ward Italien mit ausgewanderten griechischen Gelehrten überschwemmt, die meist ihr Vermögen in jener Katastrophe verloren hatten und zum Theil auch ihre Angehörigen betrauerten, welche in türkischer Sclaverei schmachteten. Um ihr Leben zu fristen, diente ihnen der Unterricht, den sie in ihrer Muttersprache ertheilten; aber dieser Erwerbszweig konnte bei der Menge derer, die nach ihm griffen, nicht mehr die großen Belohnungen und Ehren bringen, wie früher, zumal für Italien der Reiz der Neuheit schon zum Theil vorüber war. Indeß waren unter diesen Gelehrten noch Manche, die sich ein großes Ansehen erwarben. Darunter gehören die beiden Lascaris, Demetrius Chalcondylas, Andronicus Callistus, Marcus Mussurus, Demetrius Ducas u. A.

Die Lascaris waren Nachkömmlinge der nicänischen Kaiser (XVI. 5, 4). Constantinus Lascaris schrieb für die Tochter des Herzogs Franz Sforza eine griechische Grammatik, welche das erste griechische Buch ist, das gedruckt wurde. Janus Lascaris (dessen oben schon erwähnt wurde) stand lange bei den Mediceern und nachher bei den französischen Königen Karl VIII und Ludwig XII in hohen Ehren, und leitete zuletzt in Rom unter Leo X eine Schule junger Griechen. Er ist der Herausgeber der alten Scholien zur Ilias und zum Sophokles.

Mit den Griechen theilten auch viele Italiener den Ruhm, die klassische Literatur im Abendlande verbreitet zu haben, indem sie namentlich viele griechische Werke in's Lateinische übersetzten und wieder viele andere berühmte Männer zu Schülern hatten. Solche Italiener sind, außer den schon oben mit angeführten, noch besonders Guarino da Verona, Johannes Aurispa, Vittorino da Feltre, Pico di Mirandola (der „Phönix" seiner Zeit) und der bedeutendste unter allen italienischen Gelehrten dieses Jahrhunderts Angelo Poliziano.

Guarino erlernte das Griechische in Constantinopel, lehrte es dann in verschiedenen Städten seiner Heimath und bildete eine Menge gelehrter Männer. Selbst von ungeheuchelter Frömmigkeit, suchte er fast allein unter den Gelehrten seine Schüler beim Lesen der Alten vor sittlichem Gift zu bewahren und ließ sie nebenher auch die Bibel lesen. Er ist der Übersetzer des Strabo. — **Vittorino**, ein Schüler Guarino's, Erzieher der Prinzen Gonzaga und vieler andern Jünglinge, denen er in einer eigenen Anstalt eine vielseitige Bildung gab und sie zu strenger Mäßigkeit und frommer sittlicher Haltung anleitete. — **Aurispa** studirte gleichfalls die griechische Literatur in Constantinopel und brachte von da zuerst die vollständigen Werke des Plato, Pindar, Xenophon, Lucian, Arrian, Strabo, Diodorus Siculus u. A. nach Italien, wo sie zum Theil erst unvollständig, zum Theil noch gar nicht vorhanden waren. — Laudinus, der Lehrer der Söhne und Enkel des Cosmus, war von ungewöhnlichem Einfluß auf die Verbreitung classischer Bildung. — **Pico** (Johannes Picus, Graf von Mirandola) war ein frühreifes Universalgenie, in dessen Kopf sich mittelalterliche Scholastik mit antiker Bildung vermischten und den wunderlichen Gedanken erzeugten, „die Bibel, den Zoroaster, Orpheus, Pythagoras, Plato und Aristoteles in Eine große Harmonie zu bringen." Zuletzt wurde er Ascet und gedachte noch mit dem Kreuz die Länder zu durchziehen, um Christum zu predigen, als er im 32. Jahre seines Lebens starb. Von ihm rührt der Ausspruch her: Philosophia veritatem quaerit, theologia invenit, religio possidet. — Poliziano, der Freund und Hausgenosse Lorenzo's von Medici, der in seinen Armen starb. Er ist der Übersetzer von Plutarch's Biographieen. Da er wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit allgemein gepriesen wurde, war es kein Wunder, daß er höchst eitel und ruhmredig war.

Wenn man der allgemeinen Begierde und Begeisterung, mit der in Italien das Studium der Alten von Hohen und Niedern, Alten und Jungen, Geistlichen und Weltlichen getrieben wurde, auf den Grund geht, so zeigt sich, daß diese Erscheinung zu einem großen Theil der Rückschlag einer auf die Spitze getriebenen, zum drückenden Geistesdespotismus gewordenen Herrschaft der scholastischen Bildung war, die so lange Zeit hindurch die Geister von dem eigentlichen, tiefern Quell der Wahrheit, wenn auch nicht positiv und absichtlich abgehalten, doch das Hinzunahen zu derselben unendlich erschwert hat. Kein Wunder, wenn die im Politischen durch Parteileidenschaften zerrissenen und abgehetzten, im Geistlichen durch Verkümmerung und Verkürzung des Lebensbrodes ausgezehrten und verschmachtenden Menschen nach einer Füllung der im Geist und im Herzen entstandenen Öde verlangten und daher mit wahrem Heißhunger auf die, in den ihnen bis dahin unbekannten Schriften der Alten liegende Nahrung fielen und sie ohne Unterschied des Stoffes und Inhalts in sich aufnahmen.

So kam es, daß in Italien die aus der unmittelbaren Wiederanknüpfung an das Leben und an die Geschichte der antiken Welt entstandene humanistische Bildung eine höchst einseitige Richtung nahm, die zwar, wie es schien, bloß die Fesseln der Scholastik sprengen sollte, dabei aber auch zugleich das Christenthum selbst im Innersten verletzte. Denn da der in der Kirche bereits überwiegende Unglaube dem in den „Alten" wehenden Geiste des Heidenthums keine dasselbe überwindende sittliche Kraft entgegensetzen konnte, so vermehrte der Humanismus der meisten Italiener die Unchristlichkeit, und jene Verachtung der Scholastik traf zugleich auch das Christenthum selbst, das in dem Herzen der Meisten dem alten Heidenthum weichen mußte, indeß dieses sich mit dem Heidenthum des eignen unwiedergebornen Herzens verbündete.

Wenn dann vollends der „Statthalter Christi" über dem Ruhm, als größter Beförderer der Wissenschaften und Künste zu gelten, sein hohes geistliches Wächteramt aus den Augen setzte, wie Leo X, in dessen oberhirtliche Amtsführung uns demnächst der Verlauf der Geschichte einen nähern Blick wird thun lassen, so ist klar, daß dort der Humanismus bei der Mehrzahl der dafür Begeisterten die Stelle der Religion des Herzens vertrat. Unter solcher Pflege wurde das Christenthum selbst ethnisirt; und wenn auch der durch die Mediceer beförderte Platonismus den erloschenen christlichen Sinn schien wieder beleben zu wollen, so brachte er es doch nicht weiter, als zu einem mißglückten Versuch, das Kirchenchristenthum durch symbolische Deutung zu vergeistigen, und war weit entfernt, eine wahre Reformation zu bewirken.

Leo X, geb. 1475, welcher die Reihe der zwischen 1471—1521 hintereinander regierenden ungeistlichen Päpste (XVIII. 12, 4) schloß, war der jüngste Sohn Lorenzo's von Medici, wurde schon in seinem 14. Lebensjahre von Innocenz VIII zum Cardinal ernannt und nach dem Tode des Papstes Julius II 1513 zum Papst erwählt. Er war von den größten Gelehrten seiner Zeit unterrichtet worden und setzte, selbst kenntnißreich und feingebildet, seinen Ruhm darein, durch die freigebigste Belohnung und Förderung der vorzüglichsten Gelehrten und Künstler die classische und künstlerische Bildung in Italien auf den höchsten Gipfel zu bringen. Von Natur äußerst leutselig und milde, aber ohne tiefern sittlichen Ernst, war er auch in der Auswahl der Gelehrten, die er an seinen Hof zog, eben nicht sehr scrupulös, und einen Pietro Aretino, der wegen schlechter Streiche vom vorigen Papste war weggejagt worden und „dessen Leben man den Triumph der Unverschämtheit nennen konnte", — deßgleichen einen Pomponatius, der ungescheut das Christenthum verspottete, duldete er mit lachendem Munde in seiner päpstlichen Umgebung.

Welch' einen tief entsittlichenden Einfluß auf ihre Zeit oft gerade die berühmtesten unter diesen Gelehrten und Hochgebildeten übten, bezeugt bei den Einen die grobe, lächerliche Eitelkeit, zu der ihr eminentes Wissen sie aufblähte, bei den Andern die Gemeinheit und Grobheit, mit der sie einander aus Neid und Eifersucht in Schmähschriften verfolgten, bei Einigen auch die alles Schamgefühl verletzende Unflätigkeit, durch die sie

in Sammlungen unsauberer Geschichten und Witze den Gaumen der Menge zu kitzeln trachteten.

Wie selbst Cardinäle das Christenthum in das Gewand heidnischer Mythologie verkleideten, beweisen Redensarten, wie die bei Bembus, dem Secretär Leo's und gewandtesten Nachbildner des ciceronianischen Stils, der an die Stelle des heiligen Geistes „die Luft des himmlischen Zephyrs" setzt, der bei der Sündenvergebung vom „Versöhnen der obern Götter und der Manen" spricht, der dem Papste räth, „den unsterblichen Göttern zu vertrauen, deren Statthalter er auf Erden sey" — ein „Mischmasch", den freilich schon Dante und Boccaccio sich zu Schulden kommen ließen, der aber nach ihnen bei Andern durch das völlige Hineinleben in die Denkungs- und Sinnesart der heidnischen Alten zum Tragikomischen sich steigert. (S. Karl von Raumer, Gesch. der Pädagogik I. S. 38 u. 58 ff.)

2. Die humanistischen Studien außer Italien. Aufnahme und Geist derselben in Deutschland. Die Schulen der Hieronymianer. Thomas von Kempen. Agricola. Celtes. Reuchlin. Der Kölner Humanismusstreit. Ulrich von Hutten. Franz von Sickingen. Erasmus.

Von Italien aus verpflanzte sich das Studium der griechischen Literatur auch in andere europäische Länder theils durch Griechen, theils durch Italiener, welche durch den Ruf mehrerer die Mediceer nachahmenden Fürsten dahin gezogen wurden. So wurde zu Paris 1452 zum erstenmal ein Grieche, Gregorius Tifernas, ein Schüler des Chrysoloras, angestellt, nach welchem sodann Christonymus, Beroaldus, Faustus u. A. auf kürzere oder längere Zeit Zierden dieser Universität waren. Kein Volk außerhalb Italien nahm aber an dem Wiederaufleben der Wissenschaften lebhaftern Antheil als das deutsche, das sich stets in weitherziger Anerkennung alles Fremden (oft zum eigenen Schaden) auszeichnet, und vielleicht das letzte Volk seyn würde, das in sich selbst erstarrte und versumpfte, wie es doch sogar dem regen Volke der Griechen ergangen war, dessen literarische Schätze nun auch vor des deutschen Volkes Augen unmittelbarer hintreten sollten, als das bis dahin war der Fall gewesen.

Es war nämlich für die Deutschen die Zeit gekommen, wo ihnen durch das Schöpfen aus den Quellen der classischen Bildung, die sie nur durch vielfache und unklare Vermittlung kannten, zu dem Bewußtseyn des eigenen Lebens und seiner Geschichte das Bewußtseyn eines fremden Lebens und dessen Geschichte hinzutreten sollte, um jenes zu erfrischen und zu erhöhen.

Die Bedeutung, welche das plötzliche, fast gewaltsame Hereinbringen neuer Sprachformen und Sprachstoffe und neuer in denselben niedergelegter geistiger Anschauungen und Anregungen gerade für das deutsche Volk hatte, war eine gedoppelte. Einerseits war seine Lebenskraft — wenn auch nicht in dem Maaße, wie die der Italiener — durch den eingetretenen Verfall der Kirche und des Staats, der Kunst und der Sitte, und durch das Übergewicht der materiellen Strebungen und

Genüsse jenes Jahrhunderts geschwächt und bedurfte einer Auffrischung und geistigen Einströmung aus fremden Lebensquellen: und wenn auch unter den Geistern, die sich dem überraschenden Ausdruck dieser neu sich eröffnenden geistigen Welt mit inniger Begeisterung und Liebe hingaben, gleich anfangs Einzelne waren, die, von dem fremden Geist überwältigt, sich in dem fremden Leben verloren, und für ihr christliches Bewußtseyn das altheidnische eintauschten: so diente doch dem sittlichen und besonnenen Theile derer, die sich in Deutschland dem classischen Studium in seiner Unmittelbarkeit hingaben, die genaue Kenntniß der alten Sprachen und der auf ihnen ruhenden Bildung zum Durchgang zu dem wahren Quell der Gotteserkenntniß und der auf ihr erbauten Kirche, aus dem erst die rechte sittlich-religiöse Lebenserneuerung hervorgehen konnte. Und eben darin bestand die andere und höhere Bedeutung der Verpflanzung der classischen Literatur auf deutschen Boden, der dort schon länger her durch einen bessern Schulunterricht für die Aufnahme derselben vorbereitet worden war.

Denn dort war seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in den Niederlanden durch den edlen Gerhard Groote, den Stifter der Hieronymianer oder „Brüder vom gemeinsamen Leben", und seinen Schüler Florentius nicht nur die Anregung zu einem innig-christlichen Gemeinschaftsleben (das oben XVIII. 1, 2 geschildert wurde), sondern auch eine bessere Lehrmethode ausgegangen, welche in allen Schulen der Brüder bei ihrem Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter angewendet wurde. Dabei wurde sowohl in dem Bruderhause zu Deventer, als auch in den in andern Städten der Niederlande, Westfalens und Sachsens errichteten Brüderhäusern viel Zeit dem Abschreiben der Bibel und classischer Werke gewidmet, soweit sie damals außer Italien bekannt waren.

Unter den gelehrten Männern, die aus den Lehranstalten dieser Brüderschaft hervorgiengen, befinden sich Gerhard von Zütphen, Thomas a Kempis und seine Schüler Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Anton Liber, Moritz von Spiegelberg, Rudolf von Lange alle aus Westfalen, und später Rudolf Agricola aus Friesland, die entweder selbst wieder andere bedeutende Gelehrte bildeten oder Andere zu den gelehrten Studien und deren Pflege aufmunterten. Die drei Letztern waren es, die, als die Kunde von dem in Italien erwachten Eifer für die classische Literatur nach Deutschland kam, der dringenden Aufforderung ihres Lehrers Thomas a Kempis gemäß, die nähere Kenntniß derselben nach Deutschland zu holen, nach Italien giengen, dort berühmte griechische Gelehrte hörten und mit literarischen Schätzen bereichert in's Vaterland zurückkehrten, um ihm durch die classischen Studien ein neues Lebenselement zuzuführen.

Gerhard von Zütphen, eigentlich Gerhard Zerbolt, ein Schüler des Florentius, war Aufseher der beträchtlichen Bibliothek des Bruderhauses zu Deventer. — Thomas

a Kempis (eigentlich Thomas Hamerken von Kempen im Kölnischen, latinisirt Malleolus) geb. 1380, kam als 13jähriger Knabe in die Schule der Brüder zu Deventer, gieng 1400 in das Brüderhaus St. Agnes bei Zwoll und lebte dort nachher als dessen Vorsteher bis zu seinem Ende 1471. Sein Latein ist schon etwas besser, als das der Scholastiker der vorhergehenden Jahrhunderte. (Von seinem einflußreichen Werk: „Von der Nachfolge Christi" s. das folgende Kapitel.)

Alexander **Hegius** wurde Rector der Schule zu Deventer; von seinen Schülern zeichneten sich in der Folge außer Erasmus von Rotterdam und Papst Hadrian VI, von denen noch näher die Rede seyn wird, das Haupt der Ciceronianer Christoph Longolius aus. — Dringenberg war Stifter der berühmten Schule zu Schlettstadt im Elsaß, aus welcher Konrad Celtes, Beatus Rhenanus, Wilibald Pirkheimer von Nürnberg, und fünfzig Jahre hindurch noch zahlreiche Gelehrte hervorgiengen. — Anton Liber verbesserte den Schulunterricht zu Kempen, Alemar und Amsterdam. — Graf Moritz von **Spiegelberg**, hörte in Italien zwischen den Jahren 1460—70 den Theodor Gaza, Georg von Trapezunt, Philelphus, Valla u. A. Er erhielt nachher in Westfalen eine hohe Kirchenwürde und benützte diese Stellung zur Verbreitung der Wissenschaften: namentlich verbesserte Spiegelberg die Schule zu Emmerich.

Rudolf von Lange, geb. um 1439 in Münster, vorgebildet auf der Schule zu Deventer, studierte auf der Universität Erfurt und hörte in Italien den Theodor Gaza, Philelphus u. A. Nach Münster zurückgekehrt, reorganisirte er die dortige Schule und nützte Vielen durch seine philologischen Kenntnisse und durch seine Bibliothek. Er errichtete auch ein Lehrerseminar, an das er die geschicktesten Professoren berief. — Noch in hohem Alter begrüßte er den Tag der Reformation, indem er beim Lesen von Luther's Thesen in die Worte ausbrach: „Jetzt naht die Zeit, daß die Finsterniß aus den Kirchen und reine Latinität in die Schulen zurückkehrt!" Er starb 1519, achtzig Jahre alt.

Hermann von dem Busche, Lange's Neffe, geb. 1468, Sohn eines westfälischen Edelmanns, besuchte anfangs Hegius' Schule in Deventer, hörte in Heidelberg den Agricola und in Tübingen den Reuchlin, begleitete dann seinen Oheim Lange nach Italien, wohin er später noch einmal gieng und mit Picus, Polizian und andern Gelehrten verkehrte. In Deutschland reiste er sodann in vielen Universitäts- und andern Städten umher und hielt Vorträge über Classiker. Dann wurde er Rector in Wesel. Als die Reformation eintrat, gab er 1522 seine Stelle auf und trieb in Wittenberg das Studium der Bibel mit großem Ernst. Nach Marburg als Prof. der Geschichte berufen, wohnte er dem Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli bei und trat auf die Seite des ersteren. Als in Münster die wiedertäuferischen Unruhen ausbrachen, mußte er auf Ersuchen des Magistrats von Münster ein Colloquium mit den Fanatikern halten, ward dabei mißhandelt und starb bald darauf zu Dülmen 1534.

Für Süddeutschland waren es besonders Agricola, Celtes und Reuchlin, welche durch ihren Umgang mit den neuerweckten Alten viel zur Umgestaltung der Wissenschaften beitrugen, und von denen der letztere insbesondere auch durch die Aufnahme des Hebräischen in den Kreis der gelehrten Studien und durch die gründliche Betreibung desselben den Anstoß zur Umgestaltung der Theologie gab und dadurch großen Einfluß auf die Reformation übte.

Rudolph Agricola (eig. Hausmann) geb. 1441 in einem Dorfe unweit Gröningen, erhielt seine erste Bildung wahrscheinlich zu Zwoll unter Thomas a Kempis, studierte dann in Löwen, wo er anfieng, durch Cicero und Quinctilian seinen Geschmack zu bilden, und in Paris, wo er die griechische Sprache trieb. Die Liebe zu letzterer führte ihn auch nach Italien, wo er von Theodor Gaza den Aristoteles erklären hörte und

sich im Latein so vervollkommnete, daß ihn selbst die Italiener bewunderten. Dort schloß er mit Dalberg, dem nachmaligen Bischoff von Worms, eine für die Wissenschaft folgenreiche Freundschaft. Im Jahr 1481 in sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er blos den Wissenschaften, für die er theils als Gesandter seiner Vaterstadt am Hofe Kaiser Maximilians I, theils in seiner freien Stellung in Heidelberg im Umgang mit Dalberg, durch Aufmunterung tüchtiger Schulmänner, durch Briefwechsel mit gelehrten Freunden und durch eine ausgesuchte Bibliothek vielseitig wirksam war. Ungeachtet seiner Vorliebe für ein classisches Latein verachtete er doch seine Muttersprache nicht, wie viele der nachherigen Gelehrten.

Konrad Celtes (eig. Meissel), geboren 1459 zu Wipfeld unweit Würzburg, angeregt durch Agricola, den er zu Heidelberg hörte, lehrte Anfangs zu Leipzig, Erfurt und Rostock, und hörte dann in Italien an verschiedenen Orten die berühmtesten Lehrer. Um seiner lateinischen Gedichte willen wurde er vom Kaiser Friedrich III 1491 zu Nürnberg durch feierliche Krönung mit dem Lorbeerkranz der erste poeta laureatus in Deutschland. Nachdem er Ungarn, Polen und Deutschland durchreis't hatte, lehrte er in Wien unter Max I die griechische Sprache. Auch war er der Stifter mehrerer gelehrten Gesellschaften, vorzüglich der Societas Rhenana literaria in Heidelberg.

Johann **Reuchlin** (genannt Capnio), geboren 1455 zu Pforzheim in Baden, Sohn ehrbarer Ältern, zeichnete sich frühe durch leichte Erlernung der Sprachen aus und ward, weil er eine gute Singstimme hatte, an den badischen Hof gebracht. In seinem 18. Jahre (1473) begleitete er als Gesellschafter die drei Söhne des Markgrafen nach Paris, wo er sich im Griechischen ausbildete und unter der Leitung des Griechen Hieronymus von Sparta den Aristoteles in der Ursprache, ohne scholastische Zuthat, las; auch lernte er dort von Johann Wessel (K. 3, 3) das Hebräische. Darauf begab er sich nach Basel, wo er, zuerst unter den Deutschen, die griechische Sprache lehrte. Nach einem nochmaligen Aufenthalt in Frankreich, wo er die Jurisprudenz studierte, empfieng er in Tübingen die Doctorwürde und begleitete dann den Herzog Eberhard den Bärtigen nach Rom, wo er mit großen Gelehrten umgieng und von Ficinus in die platonische Philosophie eingeweiht wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, begleitete er den Herzog an den Hof Kaiser Friedrich's III, der ihn in den Adelstand erhob und zum Pfalzgrafen machte (was damals eine juridische Würde war, mit der das Recht verbunden war, Doctoren zu creiren). Im Hebräischen vervollkommnete er sich bei dem jüdischen Leibarzt des Kaisers und während seines dritten Aufenthalts in Italien (als Geschäftsträger des Kurfürsten Philipp von der Pfalz) bei dem Juden Abdias so, daß er nachher zu Pforzheim seine „Anfangsgründe der hebräischen Sprache" herausgab, die lange Zeit hindurch zur Grundlage bei diesem Unterrichte dienten. Auch gab er ein „deutsches Missiv an einen Junkherrn, warum die Juden so lang im Elend sind," heraus, worin er sich erbot, jeden Juden, der es wünsche, im Christenthum zu unterweisen und auch für sein zeitliches Fortkommen zu sorgen. Nachdem er eilf Jahre lang eine der drei Richterstellen am schwäbischen Bunde bekleidet und einige Jahre ausschließlich seinen Studien gelebt hatte, nahm er 1520 einen Ruf des Herzogs Wilhelm von Bayern nach Ingolstadt an, wo er griechische Autoren erklärte, folgte aber bald einer Einladung der Universität Tübingen, als Professor der griechischen und hebräischen Sprache, und starb zu Stuttgart den 30. Juli 1522.

Eben diese Kenntniß des Hebräischen, welche Reuchlin besaß, verwickelte ihn in einen langwierigen, die Ruhe seines Alters störenden Streit mit dem Haupte der damals die theologische Wissenschaft noch beherrschenden Dominicaner, dem Prior und Inquisitionsvorsteher Jacob von Hochstraten in Köln, — einen Streit, der in seinem Verlauf und Ausgang eine engere Verbindung der deutschen Humanisten nicht zwar für die Sache

der evangelischen Wahrheit, wohl aber für die Freiheit menschlicher Wissenschaft herbeiführte, und dadurch einen indirecten Beitrag mehr zur Anbahnung der nachmaligen Reformation gab. Denn dadurch, daß Männer, wie Erasmus von Rotterdem, Hermann van dem Busche, Ulrich von Hutten, Wilibald Pirkheimer, Jacob Wimpfeling, Eobanus Hessus und andere Freunde der Wissenschaft auf Reuchlin's Seite traten und die Vertheidiger der alten kirchlichen Gebrechen zu Spott und Schanden machten, zerschlugen sie für Deutschland die todten Formen der Scholastik und brachten der dem Aufblühen classischer Bildung entgegenstehenden Unwissenheit und Dünkelhaftigkeit des ausgearteten Mönchthums eine tödtliche Wunde bei. Die Art und Weise freilich, wie dieser Streit von einzelnen dieser Freunde der Aufklärung gegen die „Dunkelmänner" geführt wurde, kam nicht aus dem Geiste des Evangeliums, und wäre der Kampf gegen den Feind der ewigen Wahrheit mit den fleischlichen Waffen des Spottes und Hohns fortgesetzt und nicht auf einer andern Seite mit den Waffen des Geistes Gottes aufgenommen und durchgeführt worden, so würde eine der schlimmsten Unionen, die Verbindung frivoler Wissenschaft mit dem Materialismus des antiken Unglaubens zu Stande gekommen seyn und den Grund aller geoffenbarten Wahrheit untergraben haben. Denn auch in Deutschland hielten sich die meisten Humanisten nur an die vollendete Form der klassischen Literatur und behandelten die Wissenschaft als Zweck, und nur wenige, aber tiefere Geister betrachteten sie als Mittel zu einem höheren Zweck, nämlich zur Erforschung der Wahrheit auf dem Gebiete der Theologie, auf welchem die genauere Kenntniß des Griechischen und Hebräischen der Schlüssel werden sollte zur Eröffnung des von untreuen Verwaltern verschlossen gehaltenen oder im Schweißtuch vergrabenen Schatzes, in welchem alle göttliche Weisheit niedergelegt ist.

Mit dem Kölner Humanismus-Streit hatte es folgende Bewandtniß. Ein mit den strengen Dominicanern der Kölner Universität geistlich verbundener jüdischer Proselyt, Namens Johann Pfefferkorn, hatte 1509, empört über die in den rabbinischen Schriften enthaltenen Schmähungen gegen Christus, einen Antrag an den Kaiser zu ihrer Vertilgung gestellt, und dieser war zu willfahren geneigt. Da erhielt Reuchlin von dem Kurfürsten von Mainz den Auftrag, sein Gutachten darüber abzugeben: dieses gieng dahin, man solle nur diejenigen Schriften der Juden verbrennen, welche geradezu wider Christus gerichtet seyen, die übrigen aus wissenschaftlichen Gründen schonen. Gegen dieses Votum schrieb Pfefferkorn, hinter dem die Dominicaner standen, und beschuldigte den Reuchlin der gleichen christfeindlichen Gesinnung. Es erhob sich nun ein Schriftenstreit, in welchem die Dominikaner mit der Inquisition drohten. Erschreckt darüber wollte Reuchlin sich vergleichen; da man aber unbedingten Widerruf verlangte, so ergoß er nun in seiner „Vertheidigung gegen seine Kölner Verläumder" (einer Schrift, die er an den Kaiser richtete,) die ganze Schärfe seines Unwillens. Darauf hin wurde er vor die Mainzer Inquisition citirt (1513). Dagegen appellirte Reuchlin an den Papst Leo X, der aus Rücksicht auf die einflußreichen Humanisten, welche für Reuchlin sprachen, die Untersuchung und Entscheidung der Sache dem Bischoff von Speyer übertrug. Dieser entschied für Reuchlin und

verurtheilte den gefürchteten Dominicaner-Orden in die Prozeßkosten (111 Goldgülden). Dagegen appellirten nun die Dominicaner an den Papst und boten ihren ganzen Einfluß in Rom auf, um diesen für sich zu stimmen. Da nun Leo weder die Mönche, noch die Humanisten vor den Kopf stoßen wollte, ertheilte er einen bloß aufschiebenden Spruch, den die Dominicaner zu ihren Gunsten deuteten. Weil sie aber nun mit ihren feindseligen Angriffen auf Reuchlin nicht abließen, so entstand jene engere Zusammenschließung der „Reuchlinisten" d. i. aller den Humanismus in Deutschland vertretenden Männer der Wissenschaft, die nun in meist satirischen Schriften gegen die Kölner „Dunkelmänner" zu Felde zogen und die ganze Beschaffenheit der damaligen Mönchsbildung und Mönchszucht dem siegreichen Gelächter der Welt preisgaben. Die Bitterkeit aber, mit welcher manche dieser Verfechter der „Geistesfreiheit" verfuhren, bewies, wie weit sie selbst noch von der wahren evangelischen Freiheit entfernt waren. Es erschien nämlich 1516 unter andern auch eine Satire unter dem Titel Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner), die von mehreren Ungenannten, unter denen hauptsächlich Crotus Rubianus in Erfurt (Hutten's Freund), Hermann van dem Busche u. a. genannt werden, verfaßt sind. Darin lassen sie mehrere Mönchstheologen (theils historische, theils fingirte Personen) in gräulichem Latein, womit sie die gränzenlose Unwissenheit derselben bezeichnen wollten, einander ihre Herzensangelegenheiten mittheilen, aus denen sich das niedrige Treiben der Bettelmönche wiederspiegeln sollte. Die Wirkung dieses Buches war ungeheuer und brachte dem Mönchthum einen solchen empfindlichen Schlag bei, daß die Betroffenen den Papst zu einer strengen Bulle gegen alle Leser jenes Buches vermochten, die jedoch wenig beachtet wurde. — Zuletzt trieb der Ritter Franz von Sickingen (dessen Stellung zu den Humanisten und der Reformation weiter unten näher wird bezeichnet werden) die Kölner Ordensmänner mit drohendem Schwert zur Bezahlung der Prozeßkosten (1519), und von da an hatte Reuchlin Ruhe, zumal unterdeß ein anderer Streiter auf den Plan getreten war, der mit dem Schwert des Geistes einen größern Kampf unternahm, auf den bereits die Aufmerksamkeit der ganzen Welt gerichtet war.

Daß übrigens an der genannten satirischen Schrift der Ritter Ulrich von Hutten einen Hauptantheil hatte, läßt sich zwar nicht darthun, aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen, weil dieser gewaltige Feuergeist ein unversöhnlicher Feind alles dessen war, was ihm in Philosophie, Theologie und Jurisprudenz als bindende Fessel erschien. Wie er und sein Freund Sickingen aber die Freiheit im Religiösen und Politischen verstanden, wird sich aus K. 4, 4 ergeben.

Wie Ulrich von Hutten und seine Geistesverwandten durch ihre satirische Feder das Gebiet des Weltlichen in mehr negativer Weise für die Reformation vorbereiteten, Reuchlin's Wirken dagegen auf die theoretische Theologie einen positiven vorreformatorischen Einfluß hatte, so stellte sich auch in der gelehrten Wirksamkeit des Erasmus, so weit sie in die Zeit vor der Reformation fällt, ein nicht blos allgemein-wissenschaftliches und theologisches, sondern in vielen Beziehungen auch ein reformatorisches Streben dar, das jedoch in der zweiten Hälfte seiner großen, auf dem ausgebreitetsten Verkehr mit den Gelehrten der verschiedensten Parteien beruhenden Thätigkeit wieder zurücktrat und einer indifferenten Stellung wich, in der er eine bedauerliche Erscheinung abgab. Denn „so wie zu einer Reformation mehr gehörte, als das Feldgeschrei eines Hutten, so gehörte auch mehr dazu, als die classische Verständigkeit und Stubengelehrsamkeit eines Erasmus", der wohl „Irrthümer nachzuweisen, aber nicht die Wahrheit zu lehren" verstand.

Desiderius **Erasmus** Roderodamus, geb. 1467, natürlicher Sohn eines Südholländers, Namens Gerhard, in Gouda bei Rotterdam, erhielt seine erste Bildung bis in sein 16. Jahr als Zögling der Hieronymianer zu Deventer und Herzogenbusch, wobei schon frühe sein großes Talent sich darin zeigte, daß er in zwei Jahren den ganzen Terenz und Horaz auswendig wußte. Hierauf ließ er sich wider seinen Willen durch seine Verwandten verleiten, 1486 in's Kloster (der regulirten Kanoniker) zu gehen, wo ihm Klöster und Mönche so zuwider wurden, daß er sich 1491 wieder vom Klosterleben entbinden ließ. Darnach lebte er abwechselnd in gelehrten Studien und im Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten in Frankreich, in den Niederlanden, in Italien und England, wo er seit 1509 zu Oxford (auf den Ruf Heinrich's VIII) die griechische Sprache lehrte. Im Jahre 1516 gab er, bewogen durch die dortigen Verhältnisse, diese Stelle auf und lebte von nun an bloß dem Privatstudium, indem er sich nach mehrjährigem Umherwandern in Basel bei seinem Freund und Verleger Frobenius festsetzte und, alle Anerbietungen von Lehrstellen, ja selbst die Cardinalswürde ausschlagend, wohl aber Gnadengehalte und reiche Geschenke mit Begierde annehmend, einzig seine Zeit theils der Bearbeitung und Herausgabe classischer und theologischer Werke, theils seiner Correspondenz mit gelehrten und vornehmen Personen widmete, die ihn als ein Orakel ehrten. Seine Gelehrsamkeit in den classischen Sprachen war umfassend, sonst aber verstand er keine andere Sprache, selbst nicht das Hebräische, dessen „herber Ernst" ihm widerstand, wogegen er das Lateinische besser als seine Muttersprache schrieb und sprach und auch des Griechischen in hohem Grade mächtig war. Im Selbstgefühl seiner mit Scharfsinn und Witz verbundenen Gelehrsamkeit gieng er besonders der Unwissenheit und Verkehrtheit der Mönchtheologie auf's Schärfste zu Leibe, wirkte aber damit nur negativ. Ein positives, die Reformation vorbereitendes Verdienst hat sich Erasmus durch seine Ausgaben der wichtigsten alten Kirchenväter, ganz vorzüglich aber durch die Herausgabe des griechischen Neuen Testaments erworben, das er mit einer lateinischen Übersetzung, durch die er selbst die Vulgata zu verbessern wagte, und mit rechtfertigenden Anmerkungen begleitet herausgab. Weil er es dadurch allen Theologen erst möglich machte, das Neue Testament in der Ursprache zu lesen, so erschien seinen mönchischen Gegnern und Vertheidigern der Scholastik das Griechische in einem noch ketzerischeren Lichte, als zuvor, er selbst aber als ein Erzketzer. Wenn jene Gegner ihn von allen Kanzeln herab in Betreff seiner übrigen Schriften einen „Fuchs" nannten, der des Herrn Weinberg verwüste, so galt das zwar meist seinen Angriffen auf den „Aberglauben", den er bekämpfte; nichts desto weniger schrieb er Vieles, was dem wahren Glauben, theils geradezu, theils durch Zweideutigkeit schädlich war. Und wenn er auch freimüthig auf viele kirchliche Gebrechen hinwies und mit schonungslosem Witze die Unwissenheit, Faulheit und Sittenlosigkeit des ausgearteten Mönchsthums geißelte, — ja wenn er auch in seiner „Anweisung zur wahren Theologie" von jedem Theologen Begeisterung für die aus der heiligen Schrift erkannten göttlichen Dinge, und volle Umbildung seines Lebens nach der göttlichen Vorschrift verlangte, so kann man aus seinem Erschrecken über den Ernst, mit dem die Reformation auch an ihn dieselbe Forderung stellte, erkennen, daß in jener Schrift nicht völlig die eigene innere Erfahrung sprach. Welch' eine schiefe Herzensstellung er zur evangelischen Wahrheit hatte, erhellt aus seinem Benehmen bei dem Eintritt des Kampfes für die höchsten Güter des Lebens, der ihn, wie sich unten zeigen wird, näher berührte, als ihm lieb war.

3. Die Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland. Xylographie. Lorenz Coster. Gutenberg, Faust, Schöffer. Erste Drucke. Verbreitung der Typographie. Aldus Manutius. Die Familie Stephanus.

Die Verbreitung des neuen Lichtes der Wissenschaft hätte unmöglich so rasch von Statten gehen können, wenn ihr nicht die deutsche Erfindung der **Buchdruckerkunst** oder der Typographie zu Hülfe gekommen wäre. Bis dahin hatte man den langsamen Weg des Abschreibens gehen müssen, auf dem sich Tausende von Händen in Klöstern und Gelehrtenstuben abmühten, die Schriften der Alten durch genaue und schöne Handschriften zu vervielfältigen, und mancher Klostermann schrieb sein Leben lang an einem oder einigen wenigen Werken und dünkte sich Großes geleistet zu haben; selbst manche der gelehrtesten Männer trieben das Abschreiben so leidenschaftlich, daß z. B. Traversari klagte, daß er vom vielen Abschreiben Zittern in den Gliedern bekommen habe. Auch die großen Kosten der Abschriften hinderten die größere Verbreitung, und z. B. 400 bis 600 Goldgulden für eine Bibel zu geben, war nur Reichen möglich. Daher kann man leicht ermessen, wie willkommen die Erfindung der Buchdruckerkunst den weniger Bemittelten war, die nun auf wohlfeile und schnelle Weise zu Büchern kamen, und welchen Verdruß diejenigen empfanden, welche sich bisher vom Abschreiben der Bücher ernährt hatten, so daß insbesondere die Mönche auch von dieser Seite diese Erfindung als eine Teufelskunst in Verruf zu bringen suchten.

Die Erfindung selbst gieng aus der Formschneidekunst hervor und war anfangs Xylographie, indem man kleine Schriften seitenweise in Holz schnitt und diese unbeweglichen, mit Tinte bestrichenen Lettern abdruckte, bis **Gutenberg** 1436 in Straßburg das Drucken mit beweglichen Lettern erfand, und nachher zu Mainz in Verbindung mit Johann Faust 1440 die erste Presse errichtete, worauf nachher Peter Schöffer die neue Kunst durch die Erfindung der Matrizen und der Druckerschwärze, sowie durch eine bequemere Preßeinrichtung vervollkommnete.

Anfangs hatte diese Kunst ihren Sitz ausschließlich in Mainz und wurde von ihren Erfindern als Geheimniß betrieben, bis die Einnahme dieser Stadt (1462, in der Mainzer Bisthumsfehde, XVIII. 4, 2.) Veranlassung gab, daß sich die von ihren Herren in strenger Abgeschlossenheit gehaltenen Druckergehülfen zerstreuten und in andern Städten und Ländern Buchdruckerpressen errichteten, durch welche diese wichtige Erfindung bald Gemeingut der Menschheit wurde und als Mittel schneller Gedankenmittheilung seine unberechenbar tiefe Einwirkung auf die Umbildung des ganzen geistigen Lebens der Welt zu äußern begann, wodurch sie in allen Gebieten derselben jene Umgestaltung hervorrief, welche der neueren Zeit ihren Charakter gegeben haben. „Die Buchdruckerkunst gab den Geistern eine Stimme und Reformation war das erste Wort, welches sie aussprachen".

Die Xylographie kannten die Chinesen schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, während in Europa der Holzschnittdruck mit unbeweglichen Lettern erst seit 1420 vorkam, nachdem Spielkarten und Heiligenbilder anfangs ohne, dann mit beigesetzten Sprüchen schon früher üblich gewesen waren. Da beim Holzdruck zu jeder Seite eines Buches eine andere Holztafel nöthig war und zu jedem andern Buch wieder neue geschnitten werden mußten, so kam ein Deutscher aus dem ritterlichen Geschlecht der Gensfleiß vom Sorgenloch, geb. 1397 zu Mainz, wohnhaft daselbst zum Gutenberg, daher gewöhnlich Johann **Gutenberg** genannt, in Straßburg, wo er seit 1420 ABC-Bücher mit in Holz geschnittenen Tafeln druckte, nach zwanzigjährigen vielfachen Versuchen darauf, bewegliche Lettern, anfangs aus Buchenholz (daher Buchstaben genannt), nachher aus Blei und zuletzt aus Zinn anzuwenden, die er durch Fäden aneinander reihte, sie mit Tinte oder Lampenruß bestrich und mittelst einer Presse abdruckte. Daher macht Straßburg auf die Ehre der ersten Erfindung Anspruch. — Zwar wollten die Holländer die Ehre der Erfindung beweglicher Lettern dem Lorenz Coster von Harlem zueignen, der zuerst den Donat (eine damals berühmte Anfängergrammatik) gedruckt haben soll; allein der Umstand, daß erst 120 Jahre nach Gutenbergs Erfindung die ersten wirklichen Druckereien in Haarlem vorkommen und daß die Sagenumstände, mit denen man Coster's Erfindung beweisen will, erst 1588 durch den gelehrten Arzt Hadrian Junius in seiner „Batavia" zum erstenmal vorgebracht wurden, spricht gegen jene Behauptung; so daß die Versuche, jene Erfindung den Deutschen ab- und den Holländern zuzusprechen, bis in die neueste Zeit mit den entschiedensten Gründen zurückgewiesen wurden.

Um das Jahr 1445 gieng Gutenberg in Folge eines Streites mit seinen Gehülfen nach Mainz zurück, wo er einen Donat noch mit ganzen Tafeln druckte. Darnach verband er sich 1449 mit dem reichen Goldschmidt Johann Faust (Fust), der das Geld zu größeren Unternehmungen und Versuchen hergab. Das erste mit beweglichen Lettern und mit der Jahresangabe 1457 versehene Buch, das aus ihrer Presse hervorgieng, war der lateinische Psalter, welchem dann die 42zeilige erste lateinische Bibel folgte, von der Gutenberg aber nur die ersten 12 Bogen besorgte. Denn seit 1455 war er mit Faust in einen Prozeß gerathen und mußte ihm nun sein ganzes Druckgeräthe überlassen, worauf sich Faust mit seinem Schwiegersohn, dem Pfarrer Peter Schöffer in Gernsheim verband, welcher in der obenerwähnten Weise die Buchdruckerkunst vervollkommnete. Beide vollendeten 1461 die vorhin erwähnte lateinische Bibel und brachten 1462 die zweite zu Stande. Damit reis'te Faust nach Paris, um sie zu verkaufen, und da er seine Exemplare, die er anfangs für geschriebene ausgab, um 60, zuletzt um 30 Goldgülden verkaufte, so hatte er reißenden Abgang. — Nach und nach fand auch Gutenberg noch Mittel, eine zweite Presse in Mainz anzulegen und aus dieser ging erwiesenermaßen 1460 das Catholicon von Balbi hervor. Gutenberg schloß 1465 seine Officin und nahm beim Kurfürsten Adolph von Mainz eine Hofstelle an, in der er zwischen 1467 und 68 starb.

Als sich nach jener Mainzer Katastrophe, welche der Streit Diethers von Isenburg mit Adolf von Nassau um den Bischofsstuhl daselbst herbeiführte, die zahlreichen Buchdruckergehülfen nach allen Richtungen zerstreut hatten, fanden sich nach wenig Jahren in den wichtigsten Städten am Rhein, in den Niederlanden und in Süddeutschland Druckereien, aus denen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts außer vielen lateinischen Schriftstellern und einem griechischen (Aristoteles' Metaphysik) eilf deutsche Bibelausgaben hervorgiengen.

Als nach der Zerstreuung der Mainzer Buchdrucker mehrere derselben auch nach Italien kamen, verachteten anfangs die Italiener in ihrem Bildungsstolz die Buchdruckerei als ein von Barbaren ersonnenes Maschinenwerk: denn es erkannten manche Gelehrte wohl, daß dadurch ihre mühsam erworbene Gelehrsamkeit werde zum Gemeingut des Volkes werden; manche Bibliothekbesitzer aber ahnten, daß ihre Handschriften-

bibliothek an ihrem Werth bedeutend verlieren werde. Indeß kam man bald im Allgemeinen zu besserer Einsicht, und nun wetteiferten Fürsten, Städte und Gelehrte, den Druckern ihre Handschriften zur Verbreitung zu überlassen und ihnen bei der Herausgabe derselben behülflich zu seyn. Die erste italienische Stadt, welche eine Buchdruckerei in ihren Mauern aufnahm, war Rom, und die ersten Buchdrucker daselbst waren zwei Deutsche: sie waren es, welche die der eckigen Mönchsschrift nachgebildeten Lettern durch die runde Antiqua allenthalben verdrängten, so daß jene nur in Deutschland blieb. — Ehe noch das 15. Jahrhundert zu Ende gieng, war die Buchdruckerei in Italien so verbreitet, daß an 4900 Bücher gedruckt waren, von denen allein in Venedig 2523 erschienen, darunter die aus der Druckerei des Aldus Manutius hervorgegangenen die berühmtesten waren. — Die erste Buchdruckerei in Paris errichteten drei Deutsche 1469. Unter den französischen Buchdruckern war die Familie Etienne oder Stephanus — und unter deren vielen Gliedern, welche sämmtlich Gelehrte waren, der große Philologe Robertus Stephanus, königlicher Buchdrucker zu Paris, als Herausgeber des Thesaurus linguae latinae, der berühmteste. — Die erste außereuropäische Druckerei wurde 1550 in Mexico errichtet.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst steht die ihr vorangegangene Erfindung des Papiers in Verbindung. Anfangs wurde zum Druck Leinenpapier genommen, dessen Erfindung ebenfalls für Deutschland, dem Vaterland der Leinwand, in Anspruch genommen werden muß. Die erste sichere Urkunde auf Leinenpapier ist aus dem Jahr 1318. Schon im Jahr 1324 besaß die oberschwäbische Stadt Ravensburg („die Wiege des alten Welfenstammes") eine Papierfabrik und 1390 gründete Ulrich Stromer in Nürnberg eine.

3. Kapitel. Vorreformatorische Bewegungen.

1. Die dunkle Seite des Mittelalters in seinem Ausgange. Untreue der Wächter, Zersetzung des sittlichen Lebens; Aufhebung des Rechtsbewußtseins durch den eingerissenen Aberglauben: die Hexenprozesse. Ursachen des kirchlichen Verderbens. Ueberwucht der Form über den Geist. Folgen davon. Beschaffenheit des Klerus dieser Periode. Die Klöster; die Bettelmönche. Vernachlässigung des Seelsorger- und Predigtamtes. Mißbrauch des Ablasses.

Waren die mannichfaltigen Schöpfungen des Lehnsstaates und der Hierarchie noch bis in's 13. Jahrhundert hinein von einem durchleuchtenden Glanz des Ideals erhellt, und dabei zwar von alttestamentlich-gesetzlichem Geiste, aber auch zu einem nicht geringen Theil vom Geiste des lebendigen Christglaubens und der sittlichen Treue beseelt, welcher — beziehungsweise gesprochen — ein großartiges Thatenleben erzeugt hatte, das nach seiner bessern Seite die Betrachtung mächtig fesselt: so sahen wir im Laufe des 14. und besondes des 15. Jahrhunderts aus jenen Gestaltungen allmählich den Geist, der sie erzeugt hatte und das sie bestimmende sittliche Leben größtentheils entweichen und einem von roher Selbstsucht erzeugten, zwar vielgeschäftigen, aber im Grunde glaubenslosen, nur nach Außen gerichteten Treiben Raum geben, das eben jenen trüben dunkeln Schatten auf das politische und sittliche Leben dieser Periode des Mittelalters wirft, welcher Viele, wiewohl in ungerechter Weise, bestimmt hat, auch die frühere lichtere Phase desselben mit dem, nur der letzteren zu-

kommenden Prädicate „finster" zu bezeichnen. Düster ward es erst, als vorzüglich seit dem 14. Jahrhundert mit dem Schwinden des lebendigeren Glaubens in den Gemüthern die sittlichen Stützen der Gesellschaft wankten und selbst „die Träger des Evangeliums" das Bewußtsein ihres Berufes und mit demselben die Kraft verloren, durch welche sie früherhin den grellsten Auswüchsen der Unsitte, den Rohheiten des Faustrechts, dem Übermuth der Fehdesucht, der Tyrannei der weltlichen Herrschaft oft einen wohlthätigen Damm entgegengesetzt hatten. Finster vollends ward es, als im 15. Jahrhundert Diejenigen, welche durch ihre hohe und bevorzugte Stellung ein Spiegel der Tugenden, ja ein Licht der Welt hätten seyn sollen, dieser von ihnen geleiteten Welt zu nicht geringem Theile in niedriger Selbstsucht, in weltlichem Dichten und Trachten, in grobem Sinnengenuß vorangiengen, und die Stimme weniger Einzelnen, welche das ihnen anvertraute Wächteramt auszuüben suchten, vom lauten Getümmel des eigennützigen, oft toll sich gebärdenden Weltmarkttreibens übertäubt wurde.

Waren es doch selbst Päpste, welche, während sie, wie Innocenz VIII und Alexander VI, Ehre und Tugend ohne Scham mit Füßen traten, Unzählige wegen abweichender Glaubensmeinungen zum Flammentod schleppen ließen! Konnten sich doch oft die abscheulichsten Verbrecher dadurch Straflosigkeit verschaffen, wenn sie, wie man in Spanien und Italien predigte, Scheiterhaufen für Juden, Mauren oder Ketzer anzündeten! Waren doch Judenverfolgungen gerade in diesem 15. Jahrhundert durch Fürsten, Volk und Gerichte gleichsam an der Tagesordnung! Und kamen nicht aus dem Zusammenwirken des durch das römische und canonische Recht erzeugten, das Nationalrecht im Innern seiner Entwicklung hemmenden juristischen und hierarchischen Geistes jene gräulichen Torturen und Todesstrafen, und namentlich jene grausenvollen Hexenprozesse, die in Deutschland im Laufe zweier Jahrhunderte viele Tausend Männer und Weiber den Qualen der Folter und dem Martertode durch Feuer und Wasser überlieferten? Es waren dieß nicht bloße Irrthümer, es waren schwere, himmelschreiende Sünden, von denen sich die Urheber dieser Inquisitions- oder Hexenprozesse nicht freisprechen lassen, wenn auch Aberglaube und Unglaube, die darin gestraft werden sollten, ebenfalls tief in der Sünde wurzelten. Es war dieß eine Strafart, die das Übel, gegen welches sie gerichtet war, nur desto mehr steigerte, indem theils Unwissenheit, theils Bosheit, theils Habsucht auf Seiten der geistlichen und weltlichen Richter auf diesem Felde einen großen Spielraum hatte, anderseits die Thorheit und Schlechtigkeit des großen Haufens, der gerade durch den Ernst des Verfahrens seinen Aberglauben an Hexerei bestätigt fand, aus Neugierde, Gewinnsucht oder Wollust zur Nachahmung und Betreibung solcher Werke der Finsterniß erst recht angeregt wurde.

Der Glaube an Zauberei und Hexerei bestand vorzüglich in der Annahme der Möglichkeit einer näheren Verbindung der Menschen mit bösen Geistern, mit deren Hülfe man Übernatürliches bewerkstelligen könnte. Dieser Aberglaube zog sich zwar als ein

Rest heidnischen Wesens durch alle christlichen Jahrhunderte mehr oder weniger offenkundig hindurch, wurde aber in der gedachten Zeit durch die förmliche Einführung des Hexengerichts noch verbreiteter, indem insbesondere die Bulle des Papstes Innocenz VIII v. J. 1484 die gräulichsten Dinge, denen sich der Aberglaube in vielen Gegenden hingab, haarklein kund machte und die Inquisition zu ihrer Bestrafung anwies. Demgemäß arbeiteten die Ketzer- und Hexenrichter Krämer, Sprenger und Gremper eine förmliche Hexengerichtsordnung unter dem Titel: Malleus maleficarum oder Hexenhammer aus, worin Unwissenheit, Unsittlichkeit und Grausamkeit sich gegenseitig überbieten. Der Hauptverfasser rühmt sich, in fünf Jahren nur allein im Sprengel von Kostnitz und Ravensburg 48, sein Collega in der Gegend von Wurmserbad in einem Jahre 41 Weiber verurtheilt und verbrannt zu haben. Viele dieser unglücklichen Opfer des Wahnglaubens wurden, oft erst nach vorangegangenen schrecklichen Verrenkungen und Zerfleischungen des Körpers durch die Tortur, verbrannt, manchmal sogar durch langsames, tief unter ihnen angelegtes Feuer gebraten. Dabei klagen diese Hexenrichter in dem, jenem Buche beigefügten Notariatsinstrumente, daß manche Seelsorger sich nicht scheuten, in ihren Predigten dem Volke zu versichern, es gebe keine Hexen und keine Hexereien, und daß durch diese Behauptung der weltliche Arm gehindert werde, dergleichen Ketzereien zu bestrafen. Und dieser „Hexenhammer" erhielt sowohl durch die Universität Köln, als auch durch den kaiserlichen Brief von 1486 die höhere Bestätigung. Die Folge davon war, daß nun die weltliche und die geistliche Gerichtsbarkeit miteinander in Aufspürung der Hexenverbrechen wetteiferten, indem keine sich gerne von der andern ein Opfer entziehen lassen wollte. So war es kein Wunder, daß dieser finstere Wahn überhand nahm und die Reaction des christlichen Geistes, späterhin auch die der bloßen Vernunft herausforderte!

Zu solchem grassen Aberglauben hätte der Volksglaube nie herabsinken können, wäre die Kirche Christi nicht allmählich durch so viele von der Lauterkeit des Evangeliums abführende Menschensatzungen entstellt und verweltlicht worden. Mit der dadurch herbeigeführten Ausartung des Gottesdienstes in einen bloßen Ceremoniendienst veräußerlichte sich die Kirche ganz und gar, und mit der Unterlassung einer gründlichen Belehrung im Gotteswort mußte jenes religiöse und sittliche Verderben einbrechen, in welches die Christenheit des 15. Jahrhunderts im Allgemeinen dahin gegeben war.

Bei den verschiedenen Entwickelungsperioden des kirchlichen Organismus ist angedeutet worden, wie der Geist des evangeliumsgemäßen Glaubens schon durch die zunehmende Menge ritualer Zuthaten und Gebräuche in immer engere Schranken und schwerere Fesseln gezwungen wurde, die es dem Menschen mehr und mehr schwer, zum Theil unmöglich machten, durch das im Gottesdienst herrschende sinnenzerstreuende Äußerliche hindurch in das Innere der göttlichen Wahrheit zu dringen, indem er dadurch vielmehr veranlaßt wurde, das glänzende, prangende Außenwerk für das Wesentliche zu halten und darin eine täuschende Befriedigung zu finden. Muß auch allerdings zugegeben werden, daß die alle Gottesfülle enthaltende Urkirche der Apostel, als ein in die Geschichte eingetretener Lebenskeim, wie jeder in und durch Menschen sich darstellende Organismus, in eine weitere Entfaltung eingehen mußte; und muß anerkannt werden, daß der kirchliche Organismus, in welchem jener Keim im Mittelalter sich entfaltete, wenn

er auch in Bezug auf den innerlichen Ewigkeits-Gehalt der Urkirche als Rückbildung erscheint, doch durch seine auf die Natur des Menschen berechnete Symbolik thatsächlich zur Weltkirche geworden ist: so ist diese erste große Entfaltung doch noch nicht zugleich die letzte, — vielmehr ist sie zunächst nur gesetzlich-sinnbildliches Kirchenthum, darin die Nothwendigkeit einer künftigen höheren Entfaltnng zu einer wesentlichen evangelisch-allgemeinen Kirche voraus-angedeutet ist, einer Kirche, in welcher die typische Natur jener ersten Entfaltung in eine reale, geistfreie Gemeinschaft eingegangen seyn wird. In so weit nun die mittelalterliche Kirche sich als Sinnbild der künftigen wesentlichen Kirche ansah und dabei den Blick zurück auf die Reinheit der Urkirche und vorwärts auf deren evangelische Vollendung richtete, war sie in ihrem Rechte und auch mit Recht die herrschende; sobald sie aber ihre symbolischen Formen als wesentliches Geistesleben selbst genommen wissen wollte, vollends aber, wenn sie die da und dort sich hervorringenden Offenbarungen eines wirklich evangelischen Geisteslebens verfolgte, um nur ihren Typen und Formen — selbst den vom Lebensmittelpunct am Entferntesten stehenden, zum Theil keineswegs vom heiligen Geist gewirkten — die Alleingeltung zu bewahren, schlug sie in eine falsche Kirche um, und der Geist wich in dem Grade aus ihr, als sie diesem Irrthume Raum gab.

Schon die Häufung der Symbole und Cultusformen, besonders aber die Aufnahme schriftwidriger Stützen ihres in den Hauptrichtungen so sinnreichen Typenbaues führte zu einer Formüberladung, unter welcher der Geist nur kärglich und schwer zur wahren evangelischen Freiheit gelangen konnte, während die große Masse heilsbedürftiger Seelen in einem geistlosen, mechanischen Frohnwesen dahingieng, welches eine so große Zersetzung des sittlichen Lebens in allen Klassen und Schichten des Volkes zuließ und förderte, wie sie uns im 15. Jahrhundert entgegentritt.

So war die unmäßige Häufung der Festtage, der Heiligen, der Reliquien, der Wallfahrten 2c. höchst verderblich. Die Kirchenfeste beliefen sich zuletzt auf 33 große (darunter viele auf drei Tage sich ansdehnende), und 47 kleine allgemeine Feste, nicht gerechnet die übrigen Sonntage und die localen Diöcesan- und Ortskirchenfeste. Versuchten auch Einzelne eine Beschränkung, um dem daraus entstehenden Müßiggang und Lasterleben zu steuern, so drangen sie doch nicht im Allgemeinen durch. — Die Zahl der Heiligen war in's Unglaubliche gestiegen, so daß sich schon Gerson, Bodinus, Cardinal Bessarion u. A. gegen das Übermaß der Heiligsprechungen erklärten. — Mit der Menge der Heiligen mehrte sich die Zahl der Reliquien, die mit der Verehrung der Heiligen und ihrer Wunderthaten genau zusammenhiengen. Der natürliche Drang zur Werthschätzung alles Dessen, was von theuern und hochachtbaren Personen übrig geblieben ist und was eine gewisse geistige Gemeinschaft mit ihnen unterstützt, wurde auf gewissenlose Weise mißbraucht, und die Angaben besonnener Gewährsmänner über den mit Reliquien getriebenen Betrug und den dadurch weit geförderten Aberglauben sind nur allzuwahr. Auch das Widersinnigste ließ sich der Aberglaube aufladen, und keine Warnungsstimme von Oben schnitt wenigstens die ärgsten Auswüchse ab, so daß ungescheut die Schweißtropfen Christi, die Thränen Petri, der im Handschuh des Nicodemus aufgefangene Athem des heil. Joseph, — selbst mitten in Rom Theile

der Geisel, womit Christus die Wechsler aus dem Tempel trieb, u. a. dergl. Undinge ausgeboten werden durften. Es war „keine Kirche in der Christenheit, die nicht einen Reliquienschatz bewahrt, keine Andachtsstätte, die nicht ihre Weihe durch Reliquien erhalten hätte; keine gläubige Person von Rang, die nicht im Besitze dieser Schutz- und Wehrmittel gegen innere und äußere Anfechtungen gewesen wäre." Besaß doch nur allein die Schloßkirche zu Wittenberg nach Spalatin's Angabe im Jahr 1519 nicht weniger als 19000 Reliquien! Besonders waren die Könige von Frankreich stets mit solchen wunderthätigen Kleinodien umhangen und bekleidet, und ein Herzog Philipp von Orleans nahm, nach der Aussage seiner eigenen Gemahlin, jedesmal eine Kappe voll Reliquien mit in's Bett. — Mit der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien hieng die Menge der Wallfahrten zusammen, deren nachtheiligen Einfluß auf das Volk, besonders wenn sie in weite Ferne giengen, Nicolaus von Clemangis schon auf dem Baseler Concil auf das freimüthigste geschildert hatte; und hundert Jahre darnach finden sich die gleichen Klagen bei Myconius u. A.

Die Hauptursache des eingerissenen Verderbens aber war die Unbekanntschaft der meisten Geistlichen mit der heiligen Schrift, die, wenn sie auch (wiewohl nur in der lateinischen Übersetzung) hoch gehalten wurde, doch von dem noch größeren Ansehen der Tradition, der Kirchenväter und Scholastiker überwogen wurde, also daß der belebende Geist derselben dadurch zeitweilig gleichsam ertödtet ward (Off. 11, 7). Was die meisten Prediger und Kanzelredner daher dem Volke über den Heilsweg mittheilten, war — abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit — in der Regel höchst dürftig und dieß noch dazu durch scholastische Spitzfindigkeiten, trockene Begriffsspaltungen, spielende und schielende Allegorieen und armselige Casuistik ganz ungenießbar, oder es war mit geistlichen Wundermährchen, abgeschmackten Historien, lustigen Schwänken, ja nicht selten schmutzigen Possen und gemeinen Persönlichkeiten durchspickt. Kein Wunder, daß diese volksverderbliche Predigtweise nicht minder wie das unsittliche Leben so vieler dieser Prediger dem Spott und der Satire der Aufgeklärten, insbesondere der Humanisten, die reichlichste Nahrung bot. (Kap. 2, 2.)

Die Kenntniß der h. Schrift erstreckte sich bei den meisten Geistlichen nur auf die Sonn- und Festtagsevangelien; ja mancher angesehene Theologe, der die Schriften der Kirchenväter wohl kannte, lernte das N. T. erst im hohen Alter kennen und viele Mönche nannten dasselbe, als es durch Reuchlin und Erasmus (K. 2, 2) in der Ursprache bekannt wurde, die Ursache aller Ketzereien, ja (wie Konrad v. Heresbach, ein Genosse Hochstraten's Kap. 2, 2) sogar „ein Buch voll Dornen und Gift"; wie auch, als Luthers deutsche Übersetzung des Neuen Testamentes erschien, die Meinung weite Verbreitung fand, nur das Alte Testament rühre von göttlicher Eingebung her, das Neue sei ein Werk Luthers. So kam es, daß man an manchen Orten den Gemeinden lieber die Ethik des Aristoteles und scholastische Abhandlungen des Thomas Aquinas und Duns Scotus vorlas, als Stellen und Abschnitte der heiligen Schrift. — Matthesius versichert, daß er in seiner Jugend „nie eine Auslegung der 10 Gebote, des Glaubensbekenntnisses, des Vater Unsers und der h. Schrift auf der Kanzel gehört" habe.

2. Folgen davon. Beschaffenheit des Klerus dieser Periode. Die Bettelmönche. Die Klöster. Mißbrauch des Ablasses. Wiedererwachendes Verlangen nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern.

Die sittlichschlimmen Folgen solcher heillosen Vernachlässigung des Hirtenamtes traten in keiner Beziehung greller zu Tag, als in der pestartig um sich greifenden Unkeuschheit, von der alle Stände und Geschlechter ergriffen waren, so daß man hätte glauben sollen, das Heidenthum in seiner verdorbensten Zeit sey wieder zurückgekehrt. Auch hierin gieng ein großer Theil des Klerus ohne Scheu vor Verachtung mit seinem Beispiel voraus, und dieses fand um so eifrigere Nachahmung, je offener dieses Laster, von keiner Kirchenzucht gezügelt, selbst am hellen Tag einhertreten durfte.

Welch' einen großen Antheil in einem Theile der gebildeten Stände die einseitige Versenkung in die Literatur der Alten in der ersten Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften hatte, ist bereits oben (K. 2, 1 u. 2) angedeutet worden. Unreine Reden im Munde der Gebildetsten und Gelehrtesten schienen mit zum guten Ton zu gehören. Wie konnte man von dem niedern Volk bessere Sitten verlangen, wenn es die höheren Stände, ja sogar oft seine Geistlichen ohne Scheu öffentliche Frauenhäuser besuchen sah, und der Magistrat von Nördlingen ein Gebot erlassen mußte, daß die Geistlichen nicht mehr in der Nacht, sondern nur am Tage darin verweilen dürften; ja wenn, wie es in Leipzig der Fall war, die privilegirten Weibspersonen dieser Gattung bei öffentlichen Versammlungen und Aufzügen, gleich einer ehrbaren Zunft, erscheinen durften; oder wenn ein Kaiser, wie Siegmund, das Gebot an dergleichen Frauenhäuser erließ, daß sie seine Herren vom Hofe ohne Entgeld freundlich aufnehmen sollten; — von den ausschweifenden Schaustellungen an den Höfen von Frankreich, Burgund und Neapel nicht näher zu reden, noch auch die Gräuel zu wiederholen, durch die ein Papst Alexander VI und Innocenz VIII das „Statthalteramt Christi" entwürdigten. Wie die Hirten, so die Heerden! Wie konnten letztere einen sittlichen Halt an jenen haben, wenn selbst das Synodalschreiben des Bischoffs Konrad von Würzburg vom J. 1521 sich also klagend vernehmen ließ: „Wir erkennen leider mit großer Betrübniß unseres Herzens, daß die meisten Gottgeweiheten eine schandbare Gesinnung haben, die Würde ihres Amtes mit Füßen treten, ihre Nebenmenschen mit ihren Sünden und Lastern besudeln und sich sogar damit rühmen. Anstatt durch Lehren, Predigen und reinen Wandel das Heil der Seelen zu befördern, sind sie Seelenmörder. Sie wetteifern im Saufen, erlustigen sich in ärgerlichen Schauspielen, nehmen sich einander im Spiel das Geld ab, woraus dann Lügen, Betrug, Zank, bittere Feindschaft, Hurerei, Gotteslästerung, Prügelei, ja Mord und Todschlag entspringen."

An der Unzahl so unwürdiger Geistlicher war großentheils die fortgesetzte Hab- und Geldgier vieler Päpste schuld, durch welche, nach Petrarca's Ausdruck, Rom zum Labyrinth des Minotaurus, zur gefräßigen Scylla und Charybdis wurde. Denn ungeachtet der bittern Erfahrungen, welche die Kirche in den vorigen Jahrhunderten in Betreff der Simonie gemacht hatte, ertheilte der h. Stuhl gegen Erlegung hoher Geldsummen (z. B. der Palliengelder) die höheren Kirchenwürden sehr häufig den unwissendsten Menschen, die oft nicht einmal ihren Namen schreiben konnten, ja, überließ reiche Pfründen gegen Abgaben sogar an weltliche Personen, welche sodann die Verwaltung der Kirchenämter gegen ärmlichen Lohn rohen Menschen überließen, die alle dann ihrerseits das päpstliche Plünderungs-

system bis in's Einzelnste fortsetzten und auf die ärmste Hütte ausdehnten. So mußte es kommen, daß zuletzt der geistliche Stand, allerdings mit einzelnen um so ehrenwertheren Ausnahmen, im Allgemeinen in die tiefste Verachtung kam und daß darum Viele derer, welche der Theologie sich hatten widmen wollen, bald wieder davon abtraten und zu andern Wissenschaften übergiengen.

Vom Papst abgesandte Commissäre (meist Bettelmönche) zogen in den Ländern umher, um den Vermögensstand der Bisthümer, Klöster, Stifter und Pfarreien zu untersuchen, und zu melden, wo etwas zu holen wäre. Erklärte man die Unmöglichkeit zu zahlen, so erbot sich der, oft gleich im Gefolge des Commissärs befindliche italienische Wechsler, das Geld gegen hohe Zinsen vorzuschießen, die dann sammt den Kosten, welche die Bewirthung und Beschenkung der Commissäre verursachte, das Stift oft in tiefe Schulden stürzten, so daß Beispiele vorkamen, daß Klöster und Geistliche vor solchen Commissären ihre Höfe verschloßen, ja sich durch Bewaffnete gegen eine solche Plünderungscommission vertheidigten. — Eben so wurden die Gemeinden durch die Steuern, welche die Bischöffe für ihre Reisen zu Synoden und zur Entrichtung ihrer Leistungen an den römischen Stuhl ausschlugen, fast erdrückt. Die Geldgier der römischen Curie war zum Sprüchwort geworden. Obgleich in Betreff der Simonie aus früherer Zeit (XV. 5, 1) die strengsten Verbote bestanden, so betrachtete man sie doch in Rom längst als nicht vorhanden, und wer irgend etwas dort suchte, mußte selbst bei der gerechtesten Sache mit vollen, reichgefüllten Händen kommen. Es war nichts, was man sich dort nicht um Geld hätte verschaffen müssen, und unter stets neuen Titeln und Namen verstand es die Curie, Geld aus allen christlichen Ländern nach Rom zu ziehen, so daß die Einnahme mancher Päpste die der Könige in den meisten Reichen überstieg. Selbst einer der Päpste (Hadrian VI) führte bittere Klagen über die Verkäuflichkeit geistlicher Ämter und Gnaden am römischen Hofe, so daß es „kein Wunder sey, wenn sich das Verderben von dem Haupte in alle Glieder ergossen habe."

Am traurigsten sah es in dieser Periode in den meisten Klöstern aus, mit denen alle christlichen Lande übersä't waren. Unter ihnen waren die der Dominicaner und Franziscaner (XVI. 5, 3) am zahlreichsten: es bedurfte nur eines Gebäudes, so war es gleich mit Klosterleuten gefüllt, die dann „wie Bienenschwärme ihre Nahrung von überall her eintrugen." Denn da die Medicanten oder Bettelmönche, als des Papstes leichte Truppen und beste „Scharfschützen", mit den ungemessensten Privilegien, (die in der Bulle Sixtus IV v. J. 1475, dem sogenannten „großen Meere der Dominicaner und Franziscaner" zusammengefaßt sind,) ausgestattet waren, so war der Zudrang in diese Orden außerordentlich groß. Längst aber waren diese von dem Sinn ihrer Stifter abgekommen und in voller Ausartung begriffen. Bettelmönche durchzogen schaarenweise das Land, um zum Hohn der Regel „Bet' und arbeite!" sich im Müßiggang vom Segen des Landes zu nähren, in alle Häuser zu dringen und durch ihre laxe Art der Absolutionsertheilung die Wirksamkeit der Weltgeistlichen aufzuheben und sich der ganzen Volks-Seelsorge zu bemächtigen. Daher die große, oft bis zum tiefsten Haß gestiegene Spannung zwischen jenem Halbklerus und dem Weltklerus, welche der allgemein wachsenden Unzufriedenheit mit dem Kirchenregimente nun auch im geistlichen Stande eine immer weitere Verbreitung gab.

Während die Bischöffe, die Benedictiner und die andern mit letzteren verwandten Orden wegen ihres großen Besitzes die Gunst der Mächtigen suchten und sich durch Nachsicht gegen die Sünden derselben darin erhielten, konnten die Bettelmönche, die nichts zu verlieren, aber die Masse des Volkes auf ihrer Seite hatten, den Mächtigen trotzen und wußten gegen alle, die sich den päpstlichen Befehlen nicht fügten, das Mittel der Volksaufregung anzuwenden. Eben wegen dieser ihrer Voranstellung des Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl gebrauchte dieser sie vorzugsweise zu Botschaftern und Räthen, und daher sah man sie auch an allen Fürstenhöfen aus- und eingehen, und einen mächtigen Einfluß üben. Nichts desto weniger trotzten sie zuweilen selbst dem Papst und seinen Entscheidungen.

Als die Universitäten durch den Geist der Wissenschaft allmählich dem hierarchischen System gefährlich zu werden schienen, besetzten die Päpste die theologischen und philosophischen Lehrstühle mit diesen Ordensmännern, die, ohngeachtet sie durch ihr Gegengewicht manchen Abfall verhüteten, doch zuletzt gerade durch ihren das innere Glaubensleben tödtenden Formalismus das Meiste zum Verfall der Kirche beitrugen. — Selbst die Benedictiner, welche durch ihre Thätigkeit für Wissenschaft und Kunst sich am längsten von Ausartung frei erhalten hatten, waren nun derselben erlegen und sorgten in der Regel mehr für ihre Vorrechte, Einkünfte und Lebensgenüsse, als für wissenschaftliche Bildung; ja die adeligen Prälaten aus ihrer Mitte wetteiferten mit dem Laienadel in wilder Ausgelassenheit bei Jagden und Gelagen, während ihre wissenschaftlichen Schätze in den dunkeln Gewölben ihrer einst durch Gelehrsamkeit berühmten Klöster vermoderten. Auch die übrigen Ordenszweige waren meist theils verdorrt, theils faulig, indem Üppigkeit, Wollust, Trägheit und Unwissenheit ihre bleibende Stätte in den meisten Klöstern aufgeschlagen hatten, und diejenigen, die eine ehrenwerthe Ausnahme machten, den Strom des Verderbens in der Kirche nicht aufhalten konnten. Selbst die ernstesten Versuche besserer Bischöffe und Päpste, eine strengere Klosterzucht herzustellen, halfen, nachdem das Übel so weit gediehen war, nur wenig, ja manche Klöster setzten dergleichen Reformversuchen gewaltsamen Widerstand entgegen.

Die Zahl der Klöster überstieg alles Maaß. In Rom allein befanden sich im Jahr 1497 an 370 Klöster und Brüderschaften, in Florenz 156, in Köln 30 u. s. f.; in England wurden in 133 Jahren 575 Klöster gegründet zu denen, die schon vorhanden waren. Welche furchtbare Laster in manchem Kloster herrschten, geht aus einer Urkunde vom Jahr 1484 hervor, die der Vicarius des Bischoffs Otto von Constanz den Beichtvätern ausstellte, welche das Kloster zu Kirchheim unter Teck zu reinigen hatten: denn obgleich alle dortigen Conventualen ohne Unterschied in diesen Lastern verstrickt waren, wurden sie doch nur mit Nachholung der durch ihre Sünden vernachläßigten canonischen Stunden gestraft! Eben wegen solcher laxen Klosterzucht ergriffen oft die städtischen Obrigkeiten selber Maßregeln zur Abstellung des sittenlosen Klosterwesens innerhalb des städtischen Weichbildes. Gewöhnlich suchte man völlig verwilderte Klöster dadurch zu reformiren, daß man Mönche aus besser geordneten Klöstern dahin versetzte und die Widerspänstigen entließ. Zuweilen aber widersetzten sich diese gewaltsam, oder kehrten mit den

Waffen in der Hand zurück, um die neu eingesetzten zu verjagen. — Die Frauenklöster waren großentheils in noch tiefern Sittenverfall gerathen, und auch hier kam es nicht selten vor, daß Nonnen den Visitatoren den Eingang zu wehren suchten und dieser nur durch weltliche Hülfe erzwungen werden konnte; ja in Klingenthal und Kleinbasel drohten sie, ihr Kloster anzuzünden und jagten die Commissäre mit Ofengabeln und Bratspießen fort! — Am treusten noch blieben ihren Regeln diejenigen unter den Kartäuser- und Augustinerklöstern, welche zur ürsprünglichen Strenge des ältesten Mönchsthums zurückgekehrt waren.

Dem so allgemein verbreiteten sittlichen Übel war besonders darum so schwer mit Heilung beizukommen, weil es durch die mißbräuchliche Art des Sündenstraf-Erlasses vergrößert wurde. Denn da alle Geistlichen mit Einschluß der Prediger- und Bettelmönche für alle Arten noch so großer Vergehungen (mit Ausnahme der Machinationen wider den Papst, des Prälatenmords, der Bullenfälschung und einiger andern Verbrechen) Indulgenzen ertheilen durften, und so viele gewissenlose Geistliche sie auf die leichteste, oft leichtfertigste Art ertheilten, so erschienen dieselben als ein fast allgemeines Heilmittel wider alle moralischen und physischen Übel im Leben und (wie die declaratio Sixti IV circa indulgentias pro defunctis bezeugt) auch im Tode. Verband sich vollends damit Mißbrauch der Geldbußen, also daß der Wahn entstund, man könne Vergebung der Sünden für Geld erkaufen, so konnten die seelenverderblichen und zugleich auf die Kirche selbstzerstörend zurückwirkenden Folgen nicht ausbleiben.

Da gerade der Mißbrauch, der mit dem Ablaß getrieben und bereits von der früheren Kirchenopposition gerügt wurde, die Hauptveranlassung zum Beginn der Reformation wurde, so dürfte es hier an der Stelle sein, über die Entstehung und Ausbildung dieser Lehre, welche übrigens von der römischen Kirche absichtlich nur der Praxis überlassen und lange Zeit nicht in eine feste Norm abgeschlossen wurde, das Wissensnöthige beizubringen.

Die Lehre von den Indulgenzen hatte sich stufenweise ausgebildet. Als ursprünglicher Erlaß der Kirchenbuße oder der Kirchenstrafen, die den Gefallenen (lapsis) auferlegt wurden, ist er ein Ausfluß des Binde- und Löseschlüsselamtes. Schon vom 8. Jahrhundert an steigerte man die Kraft dieses Straf-Erlasses, machte aber doch dabei noch einen Unterschied in seiner Beziehung auf Gott und auf die Kirche. Vom 11. Jahrhundert an wurde die Beichte als ein nothwendiger Bestandtheil der Buße erklärt, nur war man noch uneinig, ob sich die Beichtpflicht blos auf Todsünden oder auch auf erläßliche Sünden erstrecken solle, sowie auch darüber, ob sie auf göttlichem Rechte (also mit sacramentlicher Kraft), oder nur auf kirchlicher Einrichtung beruhe. — In Folge der gesteigerten Ansicht von der Schlüsselgewalt erweiterte sich auch die Lehre vom Ablaß, jedoch mit Beibehaltung der beiden schon vorhandenen Grade der Kirchenzucht, nämlich des theilweisen oder gänzlichen Erlasses der canonischen Strafen und der Umwandlung derselben nach dem Ermessen des Priesters. Aber das Bußwesen wurde dabei immer äußerlicher und willkührlicher. Und wenn auch Gregor VII noch auf das ernsteste eine mit gründlicher Lebensbesserung verbundene Buße von jedem Einzelnen verlangte und darnach die Geistlichen anwies, so gaben doch bald nachher die Päpste selbst, namentlich Urban II, dadurch, daß sie zur Theilnahme an den Kreuzzügen durch die Verheißung vollen Ablasses zu reizen suchten ohne es zu ahnen, Veranlassung zu größerm Mißbrauch desselben. Denn wiewohl sie solchen Erlaß unter der Voraussetzung ernstlicher Buße ertheilten, so wurde doch in der Praxis diese Voraussetzung von den wenigsten Geistlichen gehörig, von vielen gar nicht

betont. — Hierauf vermehrten die Scholastiker die Mißbräuche des Bußwesens durch eine künstliche Vermengung von Wahrheit und Irrthum, indem sie lehrten: bei der Taufe würde zwar die Erbsünde um Christi willen vergeben, aber die nach der Taufe begangenen Sünden müßten durch Strafen im Fegfeuer gebüßt werden; diese Fegefeuerstrafen könnte aber die Kirche in zeitliche Strafen, die der Mensch freiwillig während seines Erdenlebens übernehme, verwandeln, und diese Kirchenstrafen dürften von der Kirche wiederum mit andern, ihr ersprießlichen Leistungen (Messen, Almosen &c.) vertauscht werden, welche allerdings nur denen zu Gute kämen, die in der Gesinnung eines liebethätigen Glaubens ständen. — Weitergehend vollendete sich diese Ablaßlehre durch die Aufstellung der Lehre von einem Schatz überflüssigen Verdienstes Christi und der Heiligen, aus welchem Schatze die in seinem Besitz befindliche Kirche — zur Bewirkung des Erlasses der außerdem nothwendigen Abbüßungen — jedem Beichtenden so viel mittheilen könne, als zur Genugthuung der von ihm verdienten Strafen nothwendig sey, — eine Lehre, die in der Bulle Unigenitus 1342 kirchlich festgesetzt wurde. Die nach dieser Lehre entstandene Dispensation von Kirchenstrafen führt die eigentliche Benennung „Ablaß“ (mittelhochdeutsch: Antlâz).

Wenn nun auch nach der Meinung dieser Scholastiker ein solcher Ablaß mit Sündenvergebung nicht gleichbedeutend seyn und auch nur dem von Herzen Bußfertigen zu Gute kommen sollte, so wurde doch von den meisten Ablaßpredigern der Unterschied zwischen diesem Ablaß und der Sündenvergebung so wenig, wie die Bedingungen, unter denen er ertheilt werden könne, dem Volke gehörig dargelegt, und so bildete sich bei demselben der von gewissenlosen Geistlichen genährte Wahn aus, daß man sich durch dergleichen äußerliche Leistungen, die man fälschlich auch Genugthuungen nannte, namentlich durch Geld, Erlaß der Strafen für alle Sünden, ja Sündenvergebung selbst kaufen könne.

Um diese Mißbräuche zu heben, verordnete Innocenz III, zum Zweck genauerer Untersuchung des Herzenszustandes des Beichtenden, für Jeden wenigstens jährlich Einmal eine Beichte der gesammten und einzelnen Sünden, die der Beichtiger als unverbrüchliches Geheimniß bewahren solle. Es ist dies die Ohrenbeichte, die zwar ursprünglich wohlgemeint war, aber durch den damit verbundenen Zwang zu weitern schweren Mißbräuchen Veranlassung gab.

Wie verbreitet die Meinung war, daß man für Geld Vergebung der Sünden, und zwar begangener und noch zu begehender, erlangen könne, beweist einfach das Schreiben des deutsch-orden'schen Hochmeisters an seinen Gesandten zu Rom, vom Jahr 1419, worin er sich beim h. Vater ein Confessionale zu dem Zweck bestellte, daß er dadurch für seine ganze Lebenszeit jährlich „von allen Sünden möchte entbunden werden, sie mögen groß oder klein seyn“, es möge kosten was es wolle. — Daß auf diese Weise der Ablaß eine unermeßliche Geldquelle für den päpstlichen Stuhl wurde, ist begreiflich. Und damit dieselbe reichlicher fließen möchte, fieng man gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an, den Erlös aus dem Ablaß gewissermaßen zu verpachten. Um nun nicht nur den Pacht herauszubringen, sondern auch noch einen Gewinn für den Pächter zu erzielen, zogen die von ihnen dazu angestellten Ablaßprediger im Lande umher und brachten die Leute durch die zudringlichsten Anpreisungen zur Abnahme der Ablaßzettel, wobei für die verschiedenartigen Sünden auch verschiedene Taxen gesetzt waren.

Einen besonders ergiebigen Boden für den Ablaß gewährte stets Deutschland, und bald gab ein Krieg gegen die Türken, bald sonst eine gemeinnützige Unternehmung den Grund dazu her. Nur wenige Bischöffe hatten den Muth, sich den Ablaßerhebungen in ihrem Lande zu widersetzen. Selbst Kaiser Maximilian konnte nichts thun, als ein Gebot erlassen, daß die Ablaßmönche vorher dem Landesherrn eine Anzeige von ihrem Vorhaben machen sollten. Um die Fürsten daher willig zu stimmen, ließ sie der Papst

zuweilen an der Einnahme Theil nehmen; oft ließ sich ein Fürst selber vom Papste das Recht ertheilen, den Ablaß in seinem Lande predigen zu lassen, um aus dem Erlös z. B. eine Brücke zu bauen, eine abgebrannte Stadt wieder herzustellen &c.; ein Theil des Erlöses aber mußte nach Rom gesendet werden.

So war es also nicht ein bloß äußerlicher Schaden, an dem die Kirche krankte, sondern bis in's tiefste Innere gieng die verderbliche Fäulniß. Dialectischer und speculativer Verstandeshochmuth hatte den Kern des lautern Evangeliums angefressen, todter Ceremoniendienst den Glauben erstickt, Habsucht und Herrschsucht der Hirten die Heerde mißbraucht, menschliche Satzungen die Quelle des Heils verdeckt und verschlossen und die Kirche aus einem geistlichen Bau in einen todten Mechanismus verwandelt. Sagt doch selbst der Cardinal Bellarmin, daß nach dem Zeugniß aller damals Lebenden „bei den geistlichen Gerichten keine Strenge, in Betreff der Sitten keine Zucht, in der heiligen Wissenschaft keine Kenntniß, vor göttlichen Dingen keine Ehrfurcht, ja fast keine Religion mehr vorhanden war.

Die also schmachvoll entstellte und von der Grundlage, worauf sie erbaut ist, gewichene Kirche mit ihrem zum größten Theil entarteten Klerus, verbunden mit dem zerfallenen, durch kein sittlich-religiöses Band zusammengehaltenen Staatsleben sammt dem größtentheils in Zuchtlosigkeit und Verwilderung versunkenen Volke, erheischte eine Besserung von Grund aus; die Reformation an Haupt und Gliedern, die seit 100 Jahren vergebens erstrebt worden war und im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auf allen Seiten wieder laut verlangt wurde, konnte nicht länger zurückgedrängt werden. Aber von wem und durch wen sollte eine solche Grundheilung ausgehen? War sie vom Papste, von dem sich dieselbe gebührt hätte, nach der Lage der Verhältnisse, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts obwalteten, zu erwarten?

Die Antwort auf diese Frage gab schon 1458 der fromme und gelehrte Erfurter Kartäuser Jokob Junterburgius (oder Johann aus Jüterbogk † 1465), der mit tiefem Einblick in das Verderben seiner Zeit und Kirche also schrieb: „Wenn wir eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern für möglich halten sollen, so fragen wir zunächst, ob dieselbe durch Einen oder durch Viele geschehen könne. Durch Einen gewiß nicht, auch wenn derselbe mit noch so hoher Sittenreinheit oder mit Wundergaben und Kräften ausgerüstet wäre. Wir wissen, daß mehrere solche Männer aufgetreten sind, und doch ist die Kirche durch sie nicht reformirt worden, vielmehr haben die Spaltungen fortgedauert. Auch der Papst allein vermag das nicht. Wie viele Canones, Decrete und Verordnungen haben die Päpste nicht erlassen; aber sie stehen unnütz auf dem Pergament und eine Reformation ist dadurch nicht erfolgt. Offenbar ist es gerade die päpstliche Curie, welche der Reformation am meisten bedarf. Wenn aber der Papst seine eigene Curie nicht reformiren kann, noch will, wie soll man glauben, daß er die ganze große Kirche zu reformiren vermöchte? Die Kirche kann nicht gebessert werden, so lange nicht die Wunden ihres Hauptes geheilt sind, so lange nicht die Curie gereinigt ist. — Wie schwer dies aber ist, das beweisen unsere Zeiten: denn Niemand in der Christenheit widerstrebt der nothwendigen Reformation so hartnäckig, als dieser römische Hof selbst, theils aus Ehrsucht, theils aus Hoffnung auf Gewinn und zeitlichen Nutzen, theils aus Furcht vor Verlust an Würden. Und solche Leute, welche der Reformation widerstreben, glauben den Päpsten einen Dienst zu erweisen, und gerade sie sind es, die ihnen den Untergang bereiten." — Nachdem er näher dargethan, daß der Papst, als selbst ein der Sünde unterworfener Mensch, die Kirche, deren oberstes und wesentliches Haupt Christus ist, zu erneuern nicht im Stande sey, so erklärt er sich dahin, daß dieß nur durch die in einem Conci-

linum versammelte Kirche selbst zu bewirken sey. Doch selbst dieß steht ihm noch nicht als ausgemacht fest, da die Kirche der in Rede stehenden Zeit so verdorben und entstellt sey, daß man kaum glauben solle, mit Ausbessern je fertig werden zu können; denn fährt er fort: „ich glaube, die Welt werde immer schlimmer werden und die unerforschliche Weisheit Gottes lasse dies zu, bis das Maaß der Vergehungen voll ist und der Sohn des Verderbens kommt!"

Wie hätte vollends einer jener Päpste, welche, wie oben (XVIII. 12, 4) aufgezeigt worden, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundert durch ihre Mißregierung die Zeit der tiefsten Schmach über die Kirche heraufführten, das Amt eines Reformators übernehmen können, da vielmehr mehrere darunter den Namen widerchristlicher Deformatoren verdienen? Und war etwa der auf den eroberungssüchtigen Julius II im J. 1513 folgende Leo X der Mann, der die Größe des Übels erkennend und davor nicht zurückschreckend, das Messer zur Hand genommen hätte, um aus dem kranken Körper der Kirche, und zwar bei dem Haupte anfangend, „die alten tiefgewurzelten Schäden" auszuschneiden, — Schäden, welche gerade in jener Zeit, wenn auch oft in leidenschaftlicher Weise durch die schonungslose Presse vor aller Welt waren blos gelegt worden? Dazu war er wohl nicht geeignet, der prachtliebende, verschwenderische Mediceer, der, um ungestört den Genüssen der Wissenschaft und Kunst leben zu können, es mit keiner Partei verderben wollte und, froh, auf den von ihm beendeten Laterankoncilium (1517) die unumschränkte päpstliche Gewalt wieder hergestellt zu haben und die Völker in scheinbarem Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu sehen, einer vollkommenen Sicherheit sich hingab.

Am ersten schien noch den Meisten, denen das Heil der Kirche am Herzen lag, ein allgemeines Concilium helfen zu können, dem eine große Partei in der Kirche noch immer die höchste Autorität zugestand, welche — der römisch-papistischen entgegenstehend — die herrschende Kirche bei allem Schein der äußern Einigkeit als in sich uneinig erkennen ließ. Doch zu diesem Mittel, das schon zweimal Rom in so große Gefahr gesetzt hatte, ließ sich der römische Stuhl, obwohl ein im J. 1497 dem König von Frankreich ausgestelltes Gutachten der Sorbonne (zu Paris) darauf drang, freiwillig nicht herbei; hatte man doch etliche Jahre zuvor den Erzbischoff Andreas von Crayn, der zur Abstellung des römischen Verderbens 1484 zu Basel ein neues Concilium hatte versammeln wollen, im Gefängniß sterben lassen! und wer konnte wissen, ob der schon zweimal gescheiterte Versuch das drittemal gelingen werde?

Allein nicht von Päpsten, nicht von Concilien, nicht von einzelnen hochbegabten Geistern sollte die Heilung ausgehen: einzig die neubelebte (Off. 11, 11) Kraft des göttlichen Wortes, die dem lautern Evangelium inwohnende, so lange Zeit hindurch großentheils verhüllt und verkannt gewesene Wahrheit sollte sie bewirken, und die dazu vom Geist der Wahrheit gebrauchten Menschen sollten, wie es stets in der göttlichen Ökonomie gehalten worden war, wegen der jedem Menschen anklebenden Ge-

brechlichkeit eben nur als Werkzeuge betrachtet, und nicht ihnen, sondern allein dem göttlichen Werkmeister, der sich ihrer bediente, die Ehre gegeben werden (Off. 11, 13). Dieselbe Gottesmacht, die den Leib der Kirche, den die Menschen so entstellten, gebildet hat, schickte sich an, das, was an ihm zum Hinderniß lebendiger Geistesbezeugung geworden war, theils hinwegzuthun, theils in Geist und Leben zu verwandeln, damit die gesetzlich-sinnbildliche Kirchenform aus ihrem abschattenden Daseyn heraus in die evangelisch-wesentliche Kirche übergehen und — jedoch gleichfalls erst unter vielfachen Kämpfen und Gerichten und durch mannichfache Entwicklungsphasen hindurch — in die Erscheinung treten könne, um einst nach völliger Reife die letzte zeitlich-vollendete Form der Reichskirche Christi auf Erden darzustellen, die sodann in der Ewigkeit ihre eigentliche und vollste Verklärung findet.

3. Neue Lebensregungen für eine Reform der Theologie auf dem Boden der ascetisch-practischen Mystik des 15. Jahrhunderts. Kern dieser reinern Mystik: Thomas a Kempis. Speculative Form derselben: das Büchlein von der deutschen Theologie. Verbindung dieser Mystik mit der Dialectik in Anwendung auf die h. Schrift: die Vorreformatoren Johann von Wesel, Johann Wessel und Johann v. Goch.

Obgleich nun nach dem Geständniß selbst der größten Feinde der Kirchenbesserung das Ganze der Kirche vom Haupt bis zum Fuß der Verderbniß anheimgefallen war, so wäre doch eine Reformation unmöglich gewesen, wenn sich nicht in einzelnen Gliedern und Körpertheilen noch Leben, wenn auch mehr oder weniger beschränkt, in mannichfachen Bewegungen kund gethan hätte. Denn zu keiner Zeit war die Kirche vom Geiste Christi ganz verlassen; auch wäre eine Reformation von Außen hinein, anstatt von Innen heraus, auch nur auf eine kurze Dauer, unmöglich gewesen. Eben weil jene Lebensreste mit dem wahren unvertilgbaren Character der Kirche noch zusammenhiengen, oder — was gleich viel ist — auf der Unterlage der unsichtbaren Kirche ruhten, schöpften sie daraus die Kraft, das Unvollkommene, wie das Falsche im gegebenen Kirchenthum zu erkennen und nach der verlassenen Lebensquelle zurückzustreben.

Diese bessern Regungen zeigten sich theils auf dem Gebiete der Theologie, theils im Kreise der allgemeinen Weltbildung, theils im bürgerlichen Leben. Was sich in den beiden letztern Hinsichten, neben dem Schlimmen und Verderbten, in Einzelnen Gutes vorfand und insbesondere was sich durch Auffindung neuer wissenschaftlicher Grundlagen und Bildungsmittel für eine künftige Reform der Theologie und des Kirchenwesens fruchtbar erwies, ist bereits oben (Kap. 2, 1. 2) aufgezeigt worden. Es ist nur noch anzugeben, in welcher Weise sich das zum ursprünglichen Quell zurückstrebende Glaubensleben in der alt-bestehenden Kirchenform und zwar noch theils ohne die neu aufgekommenen Bildungsmittel, theils schon mit ihrer Hülfe nach Besserung für sich und für die Kirche rang und als Lichtschein die eingebrochene Dunkelheit da und dort erhellend durchbrach.

Bereits war die gnostische Mystik des 14. Jahrhunderts mit ihrem Pantheismus größtentheils zurückgetreten; schon die „Gottesfreunde" hatten von derselben nur einzelne Richtungen der Beschaulichkeit beibehalten. Die Mystik des 15. Jahrhunderts war Religion des Herzens und Gefühls, im Gegensatz der Religion des Verstandes und der Reflexion, also zwar noch vorherrschend subjectiv und innerlich, trat aber mehr auf dem practischen Gebiete heraus und stellte sich in ihrem Dringen auf Heiligung des innern und äußern Menschen dem Volke näher, um es nicht sowohl auf eine höhere, als vielmehr innerlichere Auffassung des „Christus in uns" hinzuleiten. Zu den reinern Mystikern dieser Periode gehörten vorzüglich die fortwährend noch thätigen „Brüder vom gemeinsamen Leben" und unter diesen vorzüglich der schon oben K. 2, 2 von einer andern Seite erwähnte Thomas a Kempis als Verfasser der vier Bücher „von der Nachfolge Christi", deßgleichen der unbekannte Verfasser des Büchleins „von der deutschen Theologie". Diese Mystik im reinen Sinne gab den Grund her für die Gemüthstiefe und den christlichen Freiheitsschwung in der nachfolgenden Reformationszeit.

Der Kern dieser Mystik ist: nicht in Christus allein ward Gott geboren, er will auch in allen mit Christo verbundenen Seelen geboren werden, und zwar nicht etwa durch eine Erweckung des im Menschen liegenden Göttlichen, das der „natürliche" Mensch durch die Sünde sich hatte entgehen lassen, sondern durch Eingebung des Göttlichen in die Gott in Christo suchende Seele. — Diese Mystik ist also wesentlich verschieden von der freigeistischen Mystik der Begharden, der speculativ-pantheistischen des Meisters Eckart und der mehr theistischen Ruysbroek's. Aus der ascetisch-practischen Mystik Gerhard Groot's sich entwickelnd, ist insbesondere die des Thomas a Kempis das reinste Erzeugniß.

Thomas a Kempis, Florentius Radewin's berühmtester Schüler, der kein Wissen anerkennt, das nicht zur Heiligung beiträgt und dessen ganzes Wesen „Ruhe und Friede" war, hat außer vielen practischen christlichen Reden und Abhandlungen (auch Biographieen), die er hinterließ, das Buch: de imitatione Christi ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt. Wegen der darin sich aussprechenden unbedingten Gottesliebe ward es Unzähligen zum Segen und daher in alle europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt, und hat bis jetzt weit über 2000 Ausgaben, und zwar nur allein im Original, erlebt. Der lange Streit, ob Thomas a Kempis oder ein Benedictiner-Abt Johann Gersen zu Vercelli (um 1240), dessen Existenz nicht einmal erwiesen ist, der Verfasser dieses Büchleins war, ist formell nicht zu entscheiden; die innern Gründe aber sprechen alle nur für Thomas und die gewichtigsten Stimmen alter und neuer Zeit bestätigen dieses Urtheil. (S. Ullmann's Reformatoren vor der Reformation II. S. 709—744.) Daß man auch den das Constanzer Concilium leitenden Pariser Universitätskanzler Gerson für den Verfasser halten konnte, ist kaum begreiflich.

Das Büchlein „von der **deutschen Theologie**" hatte (nach Franz Pfeiffer, der es 1851 in der Urgestalt herausgegeben hat) einen Priester und Custos in dem Deutschherrenhause zu Frankfurt a. M. zum Verfasser, welcher dem schon früher erwähnten Verein der „Gottesfreunde", dessen Zweige in den zwei letzten Drittheilen des 14. Jahrhunderts von Basel bis Köln, auch nach Schwaben, Bayern und Franken reichten, angehörte und es in der mitteldeutschen Mundart jener Zeit schrieb. Es führt auf dem Titel den Beisatz: „ein edles Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sey und wie Adam in uns sterben und Christus in uns auferstehen solle", und enthält die in dieser Periode vorkommende speculative Form der Mystik am ausgeprägtesten.

Die erste Druckausgabe ist von Luther 1516 besorgt, welcher gesteht, daß ihm nächst der Bibel und dem h. Augustin kein anderes Buch vorgekommen sey, aus dem er mehr erlernt habe, „was Gott, Mensch und alle Dinge seyen." (Die dem Luther zugeschriebene Vorrede gehört dem ursprünglichen Verfasser an.)

Nicht in eigentlich practischer, eben so auch nicht in vorherrschend mystischer Richtung wirkten in einzelnen kleinen Kreisen andere Geister, die vielmehr dadurch, daß sie Mystik und Dialectik verbanden und auf die heilige Schrift anwandten, zur Umgestaltung der Theologie beitrugen und daher als die näheren Vorreformatoren oder Reformatoren vor der Reformation anzusehen sind, indem sie bereits mehr oder weniger dem rein evangelischen Lehrbegriff nahe kamen, wenn er auch bei ihnen noch unvollständig oder in einseitiger Auffassung sich darstellte. Die bemerkenswerthesten unter diesen Männern sind: Johann von Goch, Johann von Wesel und Johann Wessel, welche alle drei, wenn auch mit unterschiedlichen Modificationen, bereits die beiden nachmaligen Reformationsprincipien des 16. Jahrhunderts, nämlich die Lehre von der heiligen Schrift als alleiniger Erkenntnißquelle, und die Lehre von der Gnade als alleinigem Heilsgrund aufgestellt haben.

Johann von Goch, oder eigentlich Johann Pupper aus Goch bei Cleve, ein deutscher Niederländer, war zuletzt Prior des von ihm gestifteten Augustinerinnen-Klosters Thabor zu Mecheln und starb 1475. In seinen Schriften — von der „christlichen Freiheit" und von „vier dem Evangelium widerstrebenden Irrthümern" — stellt er in Bezug auf das Schriftprincip den Glauben an Gottes Wort allein — der Kirchenüberlieferung und Schuldoctrin entgegen, und fordert zum Verstehen des Wortes Gottes „das In-sich-selbst-erfahren des Verstandenen." In Bezug auf die Seligkeitslehre faßt er die Lehre Augustin's im Gegensatz gegen allen Pelagionismus (XIII. 13, 2), indem er eben so wohl den objectiven Grund, als die subjective Wirkung, also die religiöse und moralische Seite gleichmäßig betont. Er hält demnach die sittliche Wirkung oder die Folge der Gnade für eben so nothwendig, als ihren objectiven Grund, stellt aber jene Wirkung nicht wie die Pelagianer und Semipelagianer, als Verdienst, sondern nur als Pflicht dar (wiewohl er in einer andern Stelle seiner Deduction von der Freiheit des Willens doch wieder an den Semipelagianismus anstreift XIII. 13, 2).

Johann von Wesel, aus dem Geschlechte Richerath (auch Rucherath oder Burchard) in Ober-Wesel, war Prof. der Theologie in Erfurt, dann Prediger zu Mainz, zuletzt zu Worms. Er verfuhr bei Darstellung jener beiden Lehren weniger wissenschaftlich und ruhig, als die beiden andern, und hegte dabei noch viele Irrthümer. Er nahm in der Lehre von der Gnade den Augustinismus mit der absoluten Prädestination an, folgte in der Lehre vom heil. Geist der griechischen Kirche und hatte sonst manches Paradoxe: daher die Bettelmönche ihn wegen Ketzereien beim Erzbischoff von Mainz (Diether von Ysenburg) anklagten, der, weil ihm selbst schon früher seine Freimüthigkeit theuer zu stehen gekommen war, ihn gefangen setzen und durch ein geistliches, aus Kölner und Heidelberger Theologen zusammengesetztes Gericht richten ließ, das den bereits alten und kranken Mann theils zum Widerruf, theils zu mildernden Erklärungen bewog, worauf seine Schriften verbrannt, er selbst aber zu lebenslänglicher Haft in einem Augustinerkloster zu Mainz verurtheilt wurde, worin er 1481 starb.

Johann Wessel aus Gröningen war bei den Brüdern vom gemeinen Leben zu Zwoll gebildet worden, wirkte dann zu Paris und Heidelberg als Lehrer und lebte zuletzt in klösterlicher Zurückgezogenheit den Studien bis an seinen Tod 1489. Er war ein reichbegabter Geist und erhielt wegen seiner philologischen und philosophischen Gelehrsamkeit,

womit er auch Beredsamkeit und Dichtertalent verband, den Namen lux mundi. Schon als Jüngling dem reinen Evangelium zugeneigt, wollte er sich im Gebet, anstatt an Maria, „lieber an seinen Herrn Christus halten, der so freundlich alle Mühseligen einlade." Seine in Zwoll erlernten Sprachkenntnisse bildete er in Paris weiter aus, wo er, wie oben erwähnt, Reuchlin's Lehrer im Hebräischen wurde. Als er in der Folge in Rom dem Papst Sixtus IV, mit dem er zu Paris studirt hatte, seine Ehrerbietung bezeugte und ihn dieser aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, erbat sich Wessel eine griechische und hebräische Bibel aus der vaticanischen Bibliothek. Da der Papst verwundert fragte, warum er sich nicht ein Bisthum ausgelesen habe, antwortete Wessel: „Weil ich dessen nicht bedarf!" Bei fortgesetztem Forschen in der Schrift wurde er auf den Grundsatz geführt, daß die Bibel die alleinige Quelle der Erkenntniß sey und trat mit Wort und Schrift gegen herrschende Irrlehren mit solcher Bestimmtheit auf, daß ihn seine Gegner den magister contradictionum nannten. Obgleich er nun das Schriftprinzip sowohl, als die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auf das entschiedenste festhielt, so sind dabei doch gewisse Eigenthümlichkeiten nicht zu übersehen, indem er z. B. in gnostisch-mystischer Weise in der Bibel „heilige Schrift und göttliches Wort" unterscheidet und letzterem die Möglichkeit vollkommener Manifestation zuschreibt, da „das Wirken des heil. Geistes in der Schrift nicht abgeschlossen sey"; auch faßt er die Abendmahlslehre spiritualistisch: — und schon in diesen beiden Hinsichten muß sich Luther's nachmaliges Urtheil —: daß, wenn er Wessel's Schriften zuvor gelesen hätte, seine (Luthers) Widersacher leicht auf den Gedanken kommen könnten, er habe aus Wessel's Schriften geschöpft, so stimme beider Geist zusammen", — berichtigen lassen. Denn entweder stammt dieses Urtheil aus Luther's erster Entwickelungsperiode her, oder er war wie seine ganze Zeit, mit Wessel's Schriften nicht völlig bekannt. — Wessel selbst entgieng den Verfolgungen seiner Feinde und dem Schicksal seines Freundes Johann von Wesel nur dadurch, daß ihn einige wohlgesinnte Bischöffe schützten, besonders der Bischoff von Utrecht. In seiner letzten Krankheit kamen ihm Zweifel an die von ihm erkannte evangelische Wahrheit. Doch überwand er dieselben im Gebet und sagte zu einem Freund, dem er sie früher gesagt hatte: „Ich danke Gott, alle jene nichtigen Zweifel sind verschwunden und ich weiß nichts, als Jesum den Gekreuzigten."

So gab es selbst in dieser verkümmerten Zeit noch Männer, denen sich der wesentliche Geist des Evangeliums wieder aufzuschließen anfieng und zwar sowohl auf dem theologischen, als auf dem practischen Gebiete, wie denn auch noch manche Bischöffe und Mönche sich an dem Einen, was noth thut, festhielten und wie z. B. der Bischoff von Basel, Christoph von Utenheim, den Wahlspruch führten: gratiam, non opera, quaero (ich trachte nach der Gnade, nicht nach den Werken), oder wie der Mönch Arnoldi täglich betete: tu solus es mea justitia et redemtio (du allein, Herr Christe, bist meine Gerechtigkeit und Erlösung). Und wie manche stillwirkende fromme Seelen in Stiftern und Klöstern mag es noch gegeben haben, die im Geiste der Zucht und des Gehorsams, der Demuth und Selbstverläugnung fortlebten, die aber unter der großen, allenthalben in die Augen fallenden Masse derjenigen sich verloren, welche theils im Trugschein der Werkheiligkeit oder des falsch-geistlichen Wissens, theils in der Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit, sonach in dem aus allen diesen Ursachen entspringenden sittlichen Elende dahingiengen.

Darum galt es bei der nothwendig gewordenen Tilgung des eingerissenen Schadens nicht etwa eine Tilgung der Kirche an sich, nicht eine

Zerstörung ihres Wesens, das in keiner Zeit sich an einzelnen Seelen zu bekunden völlig aufgehört hatte, also nicht einen andern Grund zu legen, als der (in Christus) ein- für allemal gelegt ist: — sondern nur den mit den Fesseln menschlicher Satzungen gebundenen Geist der uralten evangelischen Wahrheit zu entbinden und ihn in seiner ursprünglichen Reinheit wieder zur Anerkennung zu bringen. Und dies Werk sollte nicht aus menschlichem Vorbedacht, nicht aus planmäßig gefaßtem Rath eines oder mehrerer gebrechlichen Menschen hervorgehen, um dann wieder in's Nichts zurückzufallen; vielmehr sollte es wider Menschen Denken und Wollen beginnen, wider Menschen Thun und Machen fortgehen und wider Menschen Wünschen und Hoffen erst unter öfterem scheinbarem Fallen zur Aufrichtung gelangen, um auch dann unter unscheinbaren und unvollkommenen Entwickelungsgestaltungen dem Ziel der vollkommnern zeitlichen Darstellung der „Einen allgemeinen christlichen Kirche" entgegenzureifen, in welcher nicht durch eine falsche, sondern durch die wahre Union das Sinnbildliche und evangelisch-Gesetzliche in das Wesentlich und evangelisch-Freie umgesetzt erscheinen wird, die Kirche daher alsdann, gleichweit entfernt von leiblicher Vergröberung, wie von geistiger Verflüchtigung, jene geistliche Vereinigung des lange Getrennten unter sich und mit ihrem wahren Haupt" darstellen wird, wie sie sich auch in ihrem Beginn nach Überwindung des Judenthums in den zu Einer Gemeinde der Heiligen verbundenen Gläubigen aus dem Juden- und Heidenthum sichtbarlich dargestellt hat.

Was aber die Menschen betrifft, die als Werkzeuge zur Herbeiführung jenes unausweichlichen Entwicklungsdurchbruchs dienten, so stehen sie in Bezug auf das, was sie dabei verfehlten und versahen, keineswegs außer Verantwortlichkeit, und das Urtheil der Geschichte verrichtet nur eine Pflicht, wenn es richtend auf die dazwischengetretenen Leidenschaften und Irrthümer hinweis't, damit sie erkannt, für die Zukunft „vermieden und in ihren schlimmen Folgen allmählich entkräftet" werden. Diese Pflicht soll aber das Recht nicht aufheben, in der schmerzlichen Art der Lösung des Reformationsproblems die höhere Lenkung der auf das Endziel gerichteten göttlichen Weisheit zu erkennen, welche es nothwendig fand, neben den Lichtkräften, die sich emporringen sollten, auch die sich entbindenden Abgrundskräfte zuzulassen, mit denen im Kampfe jene zu desto vollerer Klarheit gelangen sollten.

Wie nämlich zur Zeit der Erscheinung Christi das Volk des alten Bundes theils sich gegen ihn verstockte und durch Sein Zeugniß in blindem Eifer für Gesetz und Satzung nur um so leidenschaftlicher und feindseliger wurde, theils das von ihm verheißene Messiasreich in irdischem Sinn und mit fleischlichen Waffen aufzurichten trachtete, so entwickelte sich auch bei Erneuerung des apostolischen Christenthums in der Reformationszeit mit mächtigerer Stärke, als es seit Überwindung des Heidenthums der Fall war, ein gedoppeltes Widerchristenthum, welches seither mehr und mehr zu Tage getreten ist und zwar einerseits ein kirchliches, welches practisch die sichtbare Kirche über die

unsichtbare, die Tradition über das Wort, das irdische Haupt der Kirche über das himmlische erhebt und zu äußerlicher und veräußerlichender geistlicher Weltherrschaft zurückstrebt; — anderseits ein weltliches, welches das Menschliche über das Göttliche stellt und in ungläubiger Weltweisheit, Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung theils noch unter äußerem christlichen Schein, theils in unverholener Wegwerfung und Lästerung alles Christlichen die heilsamen göttlichen Ordnungen untergräbt und umstürzt. Die Betrübniß über diese beiden falschen Richtungen nun soll und darf uns also nicht verleiten, die innere Nothwendigkeit und providentielle Planmäßigkeit der Reformation nach ihrer die ganze Welt so tief und mächtig umgestaltenden Bedeutung als einen „der göttlichen Ordnung von menschlicher Hand aufgedrungenen Rechnungsfehler“ zu betrachten — eine Betrachtungsweise, die nothwendig in einen „Zweifel an der Richtigkeit des ganzen Exempels der Weltgeschichte“ selbst ausgehen müßte.

4. Kapitel. Beginn der Reformation in Deutschland.

1. Die Ablaßbulle Leo's X. Tetzel's Ablaßkram. Dr. Martin Luther und seine Thesen wider den Mißbrauch des Ablasses.

Es war im Jahr 1517, gegen das Ende der Regierung Kaiser Maximilian's I, als sich zu Wittenberg, der damaligen Hauptstadt des sächsischen Kurstaats, in welcher Kurfürst Friedrich der Weise fünfzehn Jahre zuvor eine neue Universität gestiftet hatte, ein kirchlich-theologischer Streit erhob, der dem äußern Ansehen nach nur eine untergeordnete Lehre betraf, aber in seinem weitern Verlauf das ganze Kirchensystem angriff und eine Bewegung der Geister hervorrief, die sich dem ganzen Deutschland und vielen Ländern Europa's mittheilte und die Losreißung eines großen Theils der Christenheit von dem römischen Stuhle zur Folge hatte.

Es hatte nämlich Papst Leo X, jener staatskluge, im Glanze classischer Bildung und feiner äußern Sitte strahlende Mediceer, der eben die unumschränkte Macht des Papstthums aus allen Stürmen des vergangenen Jahrhunderts glücklich gerettet und von Neuem festgestellt zu haben schien (K. 2, 1), einen großen Ablaß (K. 3, 1) ausgeschrieben, dessen Ertrag zum Ausbau der von seinem Vorgänger Julius II begonnenen prachtvollen Peterskirche zu Rom bestimmt war.

Die päpstliche Ablaßbulle vom 14. Sept. 1517 enthält unter Anderm folgende Stelle: — „Wir verleihen aus apostolischer Vollmacht allen Christgläubigen, wenn sie reumüthig gebeichtet haben und binnen Jahresfrist die Kirchen andächtig besuchen und in die zur Unterstützung des besagten Bau's aufgestellten Opferkasten fromme Almosen wirklich einlegen, den vollkommensten Erlaß aller ihrer Sünden. — — Sie dürfen sich zu diesem Zweck einen Weltgeistlichen oder einen Ordensgeistlichen, ja selbst einen Bettelmönch zum Beichtvater wählen, der sie von allen begangenen Verbrechen, Ausschweifungen und Sünden, wenn sie auch noch so schwer und ungeheuer wären, absolviren und ihnen vollständigen Nachlaß und Vergebung aller ihrer Sünden ertheilen — auch sie von allen Gelübden lossprechen kann. — Auch die mit der Simonie befleckten Geistlichen, welche hiezu (zum Bau) Beiträge liefern, darf ein solcher Beichtvater dispensiren, in Betreff des absichtlichen Mordes aber, wenn er heimlich ist, mit Ausschluß vom Altardienst sie in ihrem Gewissen absolviren, und jeden Flecken, der daraus entspringt, tilgen. — — Auch diejenigen, welche eine unerlaubte Ehe eingegangen und vollzogen haben, — kann der erwählte Beichtvater unter Auflegung einer heilsamen Buße, die zu diesem

Bau verwendet werden soll, absolviren; auch darf er sie dispensiren, um von Neuem eine Ehe einzugehen und theils die schon erzeugten, theils die noch zu erzeugenden Kinder vor ihrem Gewissen als rechtmäßig erklären. — Ferner dürfen sie (die Ablaßhändler) alle Eidschwüre, in was immer für Contracten, Instrumenten und Obligationen, — mildern (relaxare) und von ihnen, so wie von jedem Meineide, doch ohne Präjudiz eines Dritten, lossprechen. — — Um aber auch das Seelenheil derer zu fördern, die um so mehr fremder Fürbitte bedürfen, je weniger sie sich selbst helfen können, so wünschen wir aus apostolischer Vollmacht von dem Schatze der Kirche auch den Seelen im Fegfeuer — zu Hülfe zu kommen. Wir gestatten daher von Seiten der göttlichen Barmherzigkeit und aus apostolischer Vollmacht, daß, wenn Verwandte oder Freunde oder andere Christgläubige aus Liebe bewogen werden, für die Seelen im Fegfeuer, die daselbst ihre Sünden abbüßen, — zu diesem Bau beizutragen, dieser vollkommenste Ablaß den im Fegfeuer befindlichen Seelen — durch Milderung der Strafen zu Gute kommen soll." —

Selbst der Jesuit Maimbourg sagt in seiner 1680 zu Paris herausgegebenen, von seinem Orden geprüften und gebilligten Geschichte des Lutherthums, über den Ablaß Leo's: „Man muß ehrlich bekennen, daß die spätern Päpste in der Ausspendung dieser geistlichen Schätze regelmäßiger sich verhalten haben und daß man damals gewisse Dinge that, die man heute nicht thun würde!"

Leo rechnete bei dieser Speculation vorzüglich auf Deutschland, das früher stets der ergiebigste Ärnteboden gewesen war, und machte seinen Nuntius Arcimbold, einen klugen Mailänder, zum Generalcommissär in dieser Sache, der dann auch persönlich im Norden von Deutschland und in den drei skandinavischen Reichen eine reiche Beute machte. Alsbald erkannte der Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz und Magdeburg (der auch Bischoff von Halberstadt, übrigens ein noch junger und weltlich gesinnter Mann war) in diesem Ablaß eine gute Gelegenheit, durch pachtweise Uebernahme desselben in seinen Landen (gegen die Hälfte des Gewinns) sich auf die bequemste Weise einer Geldschuld von 30,000 Thalern zu entledigen, die er an die päpstliche Kammer für sein erhaltenes Pallium noch zu entrichten hatte. Er übergab die Ausbietung des Ablasses in seinen Bisthümern dem in diesem Geschäfte schon früher bewährten Dominicaner Johann Tetzel, der sich noch drei Gehülfen zulegte und, mit großem Pomp im Sachsenland umherziehend, mit einer Gewissenlosigkeit und Unverschämtheit, von der alle Zeitgenossen mit den stärksten Ausdrücken des Unwillens sprechen, aus seinem Ablaßgeschäft einen förmlichen Handelskram machte, so, daß die Leute wähnten, Gnade und ewiges Leben für Geld erkaufen zu können, und daher oft ihren letzten Groschen hergaben, um einen Ablaßbrief oder einen Beichtbrief zu erhalten, der sie auf so leichte Weise in den Besitz jener höchsten Güter setzen könnte.

Der Bürgermeister von Görlitz M. Joh. Haß, der 1544 als Katholik starb, theilt als Ohrenzeuge aus einer Predigt Tetzels unter Anderm Folgendes mit: „Er wäre mehr, denn die Mutter Gottes zu Vergebung und zu Behaltung der Sünde; sobalde der Pfennig in's Becken geworfen (sey) und klinge, sobalde wäre die Seele, dafür er (ein-) geleget (worden), im Himmel; er wäre ein Ketzermeister: Alle, die wider seine Predigt und den Ablaß redeten, denen wollte er die Köpfe abreißen lassen und so blutig in die Hölle verstoßen und die Ketzer bornen (brennen) lassen, daß der Rauch über die Mauern auf-

schlagen sollte." — Ein anderer Zeitgenosse und Augenzeuge, Myconius (Friedrich Mecum, später Superintendent in Gotha) schildert das Auftreten Tetzel's also: „Wenn man den Commissarius in eine Stadt einführte, trug man die Bulle auf einem Sammet oder güldenen Tuch daher, und giengen alle Priester, Mönche, der Rath, Schulmeister, Schüler, Mann, Weib, Jungfrauen, Kinder, mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Procession entgegen. Da läutete man alle Glocken, schlug alle Orgeln, begleitete ihn in die Kirche, richtete ein roth Kreuz mitten in der Kirche auf und hängte des Papstes Panier (die Bulle) an." — Myconius, der den Predigten Tetzel's in der Stadt Annaberg während der zwei Jahre, in denen derselbe dort fast täglich predigte, mit Aufmerksamkeit zuhörte, versichert, daß Tetzel mit den größten Betheuerungen diesen Ablaß „für die unfehlbare Vergebung der Sünden und als den gewissen Eingang in's ewige Leben ausgab," und daß er, als einst der Zulauf nachzulassen schien, anfieng zu drohen, er werde „nunmehr bald das aufgerichtete Ablaßkreuz wieder niederlegen und die bisher offengestandenen Pforten des Himmels wieder zuschließen, mit dem Beifügen, daß es künftig niemals wieder geschehen würde, daß das ewige Leben und Vergebung der Sünden um so geringen Preis zu erhalten seyn würde; so auch sey keine Hoffnung, daß jemals, so lange die Welt stünde, eine so gar große Freigebigkeit des römischen Stuhls wieder nach Deutschland kommen dürfte!" Zuletzt ließ er an den Kirchthüren eine gedruckte Kundmachung anschlagen, daß aus Dankbarkeit für die Andacht des deutschen Volks hinfort die Ablaßbriefe nicht mehr mit so großen Geldsummen, wie im Anfang, sondern um geringen Preis verkauft werden sollten!

In Betreff der sog. Beichtzettel, welche Tetzel außer den eigentlichen Ablaßbriefen verkaufte, heißt es in der amtlichen Anweisung, welche der Kur-Erzbischoff für seine Ablaßkrämer ertheilte, nach vorausgehender Aufzählung der Gnadengüter, die dem Käufer dadurch zu Theil würden, also: Darum „müssen die Prediger und Beichtväter mit größtem Fleiß den Gläubigen zureden, damit sie nicht unterlassen, den Beichtbrief zu kaufen. Wir erklären auch, daß zur Erlangung dieser Gnaden es nicht nöthig ist, zu beichten oder die Kirchen und Altäre zu besuchen, sondern blos den Beichtbrief zu kaufen."

Alle edleren, im innern Christenthum nur einigermaßen erfahrnen Gemüther waren über diesen Mißbrauch mit dem Seelenheil der Menschen empört, und es gab selbst Einzelne, die in der Stille davor warnten; aber laut und frei die mißbilligende Stimme zu erheben, wagte nur Ein Mann, der, selbst dem geistlichen Stand angehörend, durch eigene innere Führungen auf den Weg der vor Gott geltenden Gerechtigkeit gekommen war. Es war dieß der Augustinermönch und Lehrer der Theologie an der Universität Wittenberg Dr. **Martin Luther**, der, ohne irgend das bestehende Kirchenregiment, ja nicht einmal den Ablaß an sich angreifen zu wollen, nur in seinem Kreise vor einer so gewissenlosen Verunreinigung der Kirche, wie sie Tetzel sich zu Schulden kommen ließ, warnen und die Abstellung dieses Unfugs bei den geistlichen Obern veranlassen wollte.

Martin Luther war den 10. November 1483 zu Eisleben geboren, wo seine Ältern damals wohnten. Sein Vater, Hans Luther, ein Bergmann, gebürtig aus Möhra im Thüringischen, ein zwar anfangs armer, aber fromm gesinnter, rechtschaffener, dabei strenger und bis zum Eigensinn willenskräftiger Mann, zog ein halbes Jahr nach der Geburt dieses seines Sohnes nach Mansfeld, wo er einen Antheil am Hüttenwerk bekam und es durch Verstand und Fleiß zu Ansehen und zu einer gewissen Wohlhabenheit brachte, die es ihm möglich machte, seine acht Kinder sorgfältig zu erziehen und seinen geistig wohlbegabten Martin, um einen gelehrten Mann aus ihm zu machen, in dessen 14. Jahre

nach Magdeburg in die Franciscanerschule zu schicken. Von da kam dieser ein Jahr darauf nach Eisenach, um bei seinen mütterlichen Verwandten daselbst Unterstützung zu finden. Indeß mußte er sich dabei doch einen Theil seines Brodes als Currendschüler durch Singen geistlicher Lieder vor den Thüren gottseliger Leute suchen: denn er hatte eine schöne klare Stimme und große Liebe zur geistlichen Musik, die ihm schon während seiner Schuljahre in Nöthen und Ängsten eine große Trösterin war und sein Leben hindurch von ihm als heilige Kunst behandelt und gepriesen wurde. Sie war es auch, die ihm das Mitleid der Frau des Kunz Cotta zuwendete, die ihm Wohnung und Unterhalt gab. Sein ernster und dabei doch heiterer Sinn, seine leichte Fassungskraft, seine Anlage zur Wohlredenheit und sein unermüdeter Fleiß erfreuten seine Lehrer, unter denen er besonders des Johann Trebonius rühmend gedenkt. Wohl ausgerüstet mit Kenntnissen, bezog er als 18jähriger Jüngling die Hochschule von Erfurt, welche vor der Stiftung Wittenbergs die besuchteste in Deutschland war und schon frühe wegen ihrer Lage in einer freien Reichsstadt und (im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts) wegen ihrer eifrigen Pflege der classischen Literatur eine gewisse antipapistische Richtung nahm, gegen welche sich die theologische Facultät daselbst mit der Macht scholastischer Gelehrsamkeit und mit allen kirchlichen Strafmitteln zu stemmen bemühte.

Voll brennender Begierde aus den Quellen der Wissenschaft selbst zu schöpfen, gab er sich dort zunächst ungetheilt der scholastischen Philosophie hin, welche der Universitätsrector Jodocus von Eisenach mit großem Beifall lehrte, und bemühte sich ernstlich, durch das wirre Gemische aristotelischer Lehrsätze, unfruchtbarer Streitfragen, casuistischer Künsteleien und freigeistischer Ideen sich hindurchzuarbeiten, konnte aber weder für seinen forschenden Geist, noch für sein reges Gefühl die rechte Nahrung finden. „Er hätte wohl (sagt Melanchthon) mit seiner trefflichen Geisteskraft alle diese Künste nacheinander begreifen können, wenn er nur geschickte Lehrer gefunden hätte; vielleicht hätten dann die feineren Studien wahrer Philosophie und die Sorgfalt in Bildung des Ausdrucks zur Milderung seines natürlichen Feuers beitragen können." — So aber brachte der scholastische Formalismus einen großen Zwiespalt in sein Inneres und gab ihm keine Ruhe. Indeß hatte er bei seinem guten Kopf, der auf der ganzen hohen Schule Bewunderung erregte, solche Fortschritte gemacht, daß er 1503 die Würde eines Baccalaureus und 1505 die eines Magisters erhielt. Obgleich er nun unter stetem Fortstudiren mit großem Beifall Vorlesungen über Aristoteles hielt, so gieng er nun doch auf den bestimmten Wunsch seines Vaters zur Rechtsgelehrsamkeit über, weil derselbe gar zu gern einen angesehenen Weltmann aus ihm gemacht hätte. Doch dazu fühlte Martin keinen Beruf in sich, und eine Zeitlang gieng er in schweren innern Kämpfen dahin. In dieser Zeit gerieth er auf der Universitätsbibliothek zufällig an die Bibel, die er bis dahin noch nie in Händen gehabt hatte und las die Geschichte von Samuel's Mutter Hanna, deren Lobgesang ihn so tief ergriff, daß er auch wünschte, sein Leben Gott weihen zu können (wie Motschman nach einer alten Erfurtischen Chronik erzählt). Das angestrengte Studium und die vielen inneren Kämpfe über seine Bestimmung brachten nun bei ihm eine Krankheit zum Ausbruch, in der er fest glaubte, sterben zu müssen. Da tröstete ihn ein alter Geistlicher mit den Worten: „Mein Baccalaureus, seyd getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder trösten wird!" — Nach seiner Wiedergenesung hielt ihn der Gedanke an seinen strengen Vater ab, dem Zuge seines Innern zu folgen. Als er aber eines Tags im Sommer bei einer Reise über Land von einem Gewitter überfallen wurde, das so heftig war, daß er selbst zu Boden geworfen wurde, befiel ihn ein so großer Schrecken, daß er das Gelübde that, ein Mönch zu werden und in diesem Stande Gott zu dienen. Seine Freunde wollten ihm zwar diesen Gedanken ausreden, aber ehe man sich's versah, trat er in den Augustinerorden zu Erfurt und schickte seinen Ältern den Magisterring und seine weltlichen Kleider

zu. Er hätte gern pflichtgemäß vorher seinen Ältern sein Vorhaben kundgethan, aber die Mönche sagten ihm, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und da er einen Abschlag voraussah, so ließ er sich dadurch beruhigen. Seinen Vater aber ergriff bei der Nachricht von diesem Schritt seines Sohnes, von dem er sich so große weltliche Hoffnungen gemacht hatte, der höchste Unwille, und lange konnte er sich mit dem Sohne und dessen Berufe nicht aussöhnen, bis er, durch den Tod zweier andern Söhne, die er an der Pest verlor, gebeugt, wiewohl ungern, seine nachträgliche Einwilligung gab.

In dem Kloster mußte sich Luther den härtesten, dabei niedrigsten, ja schmutzigsten Diensten unterziehen, und wenn er den Studien nachgehen wollte, machte sich einer der Mönche ein Geschäft daraus, ihn daran zu hindern. Indeß lebte er mit unverdrossener Geduld und mit gesetzlicher Strenge seinem neuen Beruf und hoffte durch die strengsten ascetischen Übungen und Fleischesertödtungsversuche sich bei Gott angenehm zu machen. Da aber die erwartete Ruhe ausblieb und ihn bei der geringsten Regung einer Begierde das Gefühl der Sündhaftigkeit quälte, so suchte er durch vermehrtes Fasten, Nachtwachen und Geißeln seiner Seligkeit gewiß zu werden. Dabei schwanden aber seine körperlichen Kräfte immer sichtbarer, so daß er bleich und abgezehrt als ein Gegenstand allgemeinen Mitleids einhergieng.

In diesem Zustande — von dem er selbst sagt, daß er beinahe an Gott verzweifelt wäre und daß es kein Mensch glauben könne, wie er es sich so herzlich und mörderlich habe sauer werden lassen, um Herz und Gewissen vor Gott zur Ruhe und zum Frieden zu bringen, — fand ihn der Generalvicar des Ordens, Dr. Johann von Staupitz, als er das Augustinerkloster in Erfurt untersuchte, — ein gelehrter, im innern Christenthum erfahrener Mann, der den tiefen Verfall der Kirche erkannt hatte und sich bemühte, die Zucht in den ihm untergebenen Klöstern möglichst zu verbessern. Als Menschenkenner entdeckte er alsbald in Luther den unter einem trüben Äußern verhüllten Feuergeist, und suchte als väterlicher Freund ihn aus seinen selbstquälerischen Gedanken heraus auf den wahren Trost der Sündenvergebung aufmerksam zu machen. Diesen Trost festzuhalten ward ihm aber noch schwer; bald fiel er in eine Krankheit und während derselben wieder in die schwersten Seelenanfechtungen. Da wies ihn ein alter Mönch, der ihn besuchte, auf den Bekenntnißartikel: „Dazu sollst du aber auch das glauben, daß dir durch ihn (Christus) deine Sünden geschenkt (erlassen) werden; dieß ist das Zeugniß, daß der heilige Geist zeuget in deinem Herzen, da er spricht: „deine Sünden sind dir vergeben". Denn also hält es der Apostel Röm. 3, 28, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben."

Dieses Wort und die öfteren Belehrungen Staupitzen's zerstreuten die Nebel seines umdüsterten Geistes und gemarterten Gewissens. Staupitz schenkte ihm eine Bibel und empfahl ihm die Forschung in derselben in Verbindung mit den Schriften des h. Augustinus. Von da an wurde das Schriftwort: „Der Herr unsere Gerechtigkeit" oder „die heilsame Gnade Gottes in Christo" das Losungswort seines ganzen Lebens und Strebens. Doch mußte er noch viele Kämpfe durchmachen, bis sich ihm der Vollgehalt dieser Wahrheit erschloß.

Nach dem Empfang der Priesterweihe, der auch sein Vater beiwohnte, widmete er sich zunächst dem Studium des h. Augustinus, der ihm unter allen Kirchenvätern am meisten zusagte; doch sah er sich auf den Rath seines Priors auch in den Schriften anderer alten und auch der späteren Kirchenväter um. Da Staupitz einen so regen Forschungsgeist und einen so ernsten Wahrheitssinn an ihm wahrnahm, so empfahl er Luthern dem Kurfürsten Friedrich III dem Weisen zur Anstellung an der Universität Wittenberg, die derselbe auf Martin Pollich's (seines Leibarztes) und Staupitzen's Rath und mit ihrer Beiwirkung im Jahr 1502 gestiftet, nach dem Muster der Tübinger Hochschule hatte einrichten und mit gelehrten Männern von Tübingen, Leipzig und andern Hochschulen besetzen lassen. Luther weigerte sich zwar aus Schüchternheit;

aber Staupitz nahm seinen Ordensgehorsam in Anspruch, und so trat Luther in seinem 25. Jahre 1507 in Wittenberg, wo er das Augustinerkloster bezog, als Lehrer der scholastischen Philosophie (der Dialectik und Physik) auf, für die er zunächst berufen worden war. Bald aber erklärte er sich in seinen Vorlesungen offen gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, die ihm je länger, je mehr als eine gefährliche Feindin der Wahrheit erschien. Um gegen Einwendungen besser gerüstet zu seyn, betrieb er fleißig das Studium der alten Sprachen, das ihn zugleich zu gründlicherer Auslegung der h. Schrift hinleitete. Daher fand er immer mehr Beifall und sein wachsender Ruhm trug zur Frequenz der neuen Universität zusehends bei.

Weil ihm aber die Philosophie seiner Zeit zuwider war, bewarb er sich um das theologische Baccalaureat und erhielt es 1509 mit der Verpflichtung, die h. Schrift auszulegen. Diese seine Schriftauslegungen machten darum so großes Aufsehen und tiefen Eindruck, weil er die Schrift nicht aus den Kirchenvätern, sondern aus ihr selbst erklärte. Staupitz, der selbst sein Hauptwissen auf die h. Schrift gründete, freute sich darüber besonders, und drang in Luther, auch zu predigen. Aller Einwendungen seiner natürlichen Scheu vor öffentlichem Auftreten ungeachtet mußte er sich daran machen, und in Kurzem war Luther, dessen Vorträgen man die am eigenen Herzen erfahrene Kraft des Gotteswortes anfühlte, der beliebteste Prediger in der Stadt und Umgegend, so daß der Kürfürst selbst einmal nach Wittenberg kam, um ihn zu hören, und über diese Wirkung erstaunt war.

Im Jahr 1510 erhielt Luther von Staupitz den Auftrag, in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom zu machen, die einen entscheidenden Einfluß auf seine Richtung hatte. Noch mit der größten Ehrfurcht gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche und gegen den Sitz der christlichen Heiligkeit erfüllt und voll Erwartung, Alles daselbst im reinen Gewande wahrer Geistlichkeit zu erblicken, kniete er beim ersten Anblick der Stadt nieder mit dem Ausruf: „Gegrüßet sey'st du, heiliges Rom! hochheilig durch das Blut der Märtyrer, das hier vergossen ward!" Bald aber, als er das weltliche Treiben des päpstlichen Hofes (unter Julius II), die Unwissenheit so vieler Geistlichen, das gelbsüchtige Handeln mit Gegenständen des Aberglaubens, die Verspottung alles Heiligen selbst von Priestern an heiliger Stätte, (wovon er selbst einige traurige Beispiele erzählt) gewahr wurde, entsetzte sich der fromme deutsche Mönch und verließ die h. Stadt in völliger Enttäuschung, und nie konnte er den schlimmen Eindruck dieser Erfahrung los werden. „Ich wollte nur wünschen, schrieb er nachher, daß ein Jeder, der Priester werden soll, zuvor in Rom gewesen wäre und gesehen hätte, wie es da zugeht! Ich habe zu Rom selbst von etlichen Hofleuten sagen hören, es sei unmöglich, daß es länger sollte so stehen, es müsse brechen! Es ist gar nicht zu sagen und zu glauben, wie arg es dort ist! Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut: Rom ist die heilige Stadt gewesen, aber die allerärgste geworden!" — Der wesentliche Gewinn von dieser Reise war übrigens der, daß ihm das Schriftwort (Gal. 2, 4): „der Gerechte wird seines Glaubens leben!" das ihm schon auf der Hinreise schwer im Sinne lag und ihm auch nach erlangtem päpstlichem Ablaß in Rom keine Ruhe ließ, auf der Rückreise bei einer zu Bologna überstandenen Krankheit in seiner tiefen Bedeutung klar wurde und ihn mit himmlischem Trost erfüllte. Dieser Spruch, zusammengehalten mit Röm. 1, 17, wurde die Hauptstütze seiner christlichen Erkenntniß: denn daraus habe ich (schreibt er) durch die Erleuchtung des heiligen Geistes wahrgenommen, „daß das Leben aus dem Glauben muß herkommen, daß der Mensch vor Gott gerecht werde durch den Glauben. Da wurde mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auch geöffnet."

Nach seiner Rückkehr aus Rom drang Staupitz in ihn, die Würde eines Doctors der Theologie anzunehmen; auch hiebei sträubte er sich, weil er arm und kränklich sey. Doch Staupitz überwand seine Bedenklichkeiten und am 19. Oct. 1512 ward er

feierlich in sein neues Amt eingeweiht, und die Erinnerung an den ihm dabei abgenommenen Eid, sein Lebenlang die h. Schrift zu erforschen, zu predigen und den darin enthaltenen Glauben zu vertheidigen, stärkte ihn in seinen nachmaligen Kämpfen auf's kräftigste. Von diesem Augenblick an trat er mit mehr Entschlossenheit im Lehren und Handeln auf, da er in Gottes Namen und zu Gottes Ehre für die Ausbreitung seines Reiches zu wirken überzeugt war. Muthig kämpfte er nun mit Wort und Schrift gegen die verdorbene Schultheologie an, und da er mit der Bibel so vertraut war, „daß er von jedem Spruch wußte, auf welcher Seite oder Stelle er stand" und zugleich immer weiter in die griechische und hebräische Sprache eindrang, so überzeugte er in seinen gelehrten Disputationen, wie in seinen Vorlesungen (denen selbst Professoren beiwohnten) seine Zuhörer unschwer von dem Unterschied zwischen der Rechtfertigung aus dem Gesetze und den Werken — und der Rechtfertigung aus dem Evangelium und dem Glauben.

So war Luther schon 1516 zunächst mit dem subjectiven Grund seiner Theologie im Klaren, daß nämlich „die vor Gott geltende Gerechtigkeit" weit hinaus über unser Verdienst und Werk, in Christus selbst und nur in Ihm allein liege und daß diese Gerechtigkeit uns im Glauben durch die göttliche Gnade geschenkt werde. (Unter dem Wort „Glauben" verstand er kein todtes, unfruchtbares Werk der Lippen, kein bloßes vom Kopf ausgehendes Fürwahrnehmen ohne Antheil des Herzens, sondern eine von Gott gewirkte lebendige, feste, freudige Zuversicht und vertrauensvolle Hingebung an Christus, dadurch der Christ erst gute Werke zu thun vermöge: denn der wahre Gläubige „lebe nicht sich selber, sondern Christo und seinem Nächsten"; er lebe „Christo im Glauben und seinem Nächsten in der Liebe." Er verwirft schriftgemäß nirgends die wahren guten Werke, heischt sie vielmehr und betrachtet sie als Früchte des Glaubens, ohne welche derselbe todt wäre; doch gründet er die Hoffnung seiner Seligkeit nicht auf diese Werke, sondern einzig und allein auf den Glauben an Christus d. i. auf Christus selbst, als den alleinigen Grund des Heils. — Wie sich ihm allmählich auch die objective Seite des Glaubens erschloß, wird die weitere Entwicklung seiner innern und äußern Kämpfe darthun.

Während einer längern Reise Staupitzens nach den Niederlanden, erhielt Luther das Vicariat über 40 Augustinerklöster, bei deren Visitation er allenthalben auf ein fleißiges Lesen der heil. Schrift und einen frommen Wandel hinwies. Er selbst aber überzeugte sich bei den traurigen Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit über den Zustand des Klosterwesens und Schulunterrichts machte, mehr und mehr von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenbesserung. — Die Kraft seiner Überzeugung gewann ihm viele Herzen und auch die Zuneigung seines Kurfürsten. Dieser kam auch durch Unterredungen mit Staupitz, Pollich und besonders mit seinem Hofprediger und Geheimschreiber Spalatin (Georg von Spalt), dem besonders vertrauten Freunde und thätigen Beförderer und Beschützer Luther's, immer mehr zu der Überzeugung, daß die h. Schrift als Gottes Wort allein es ist, worauf der Glauben ruht, und an dieser Überzeugung hielt er im Stillen fest, obwohl er selbst nie offene Partei für Luther nahm, — während sein Vetter, der Herzog Georg (der Bärtige oder Reiche) von Sachsen, vor welchem Luther in Dresden einmal predigen mußte sich von Luther abgestoßen fühlte und ihm später offen entgegenstand. — Um diese Zeit trat Tetzel mit seinem Ablaßkram auf.

Als sich Tetzel der sächsischen Gränze näherte und in den letzten Monaten des Jahres 1517 zu Jüterbogk sein Wesen trieb, liefen auch von Wittenberg aus die Leute schaarenweise dahin, um sich Ablaß zu holen, den sie in den Beichtstühlen der ernstern Priester nicht so leicht bekommen konnten. Da Luther an manchen seiner Beichtkinder den Schaden ge-

wahrte, indem sie auf die gekauften Beichtzettel hin von ihm absolvirt seyn wollten, empörte ihn dies Unwesen so, daß er sie mit diesen Beichtzetteln abwies. Darüber ward Tetzel zornig, predigte gegen Luther und ließ auf dem Markte zu Jüterbogk etlichemal ein Feuer anzünden mit der Erklärung, daß er alle, die sich wider des Papstes Ablaß legen würden, als Ketzer zu verbrennen den Befehl habe. Nun hielt Luther es für Pflicht, auf der Kanzel gegen diesen Ablaßhandel zu predigen. In dieser Predigt, die gedruckt wurde, gab er noch zu, daß man Niemanden wehren solle, den Ablaß zu lösen, drang aber darauf, daß man die Christen durch gründlichere Belehrung über den wahren Ablaß von dem falschen abhalten solle.

Nachdem er sich so als Seelsorger seiner Pflicht gegen seine Gemeinde entledigt hatte, wollte er auch, als Vertreter der theologischen Wissenschaft, die academische Jugend über den Mißbrauch des Ablasses belehren und schlug nach herkömmlicher Gewohnheit auf den damaligen Gelehrtenschulen am 31. Oct. 1517 fünf und neunzig Theses oder theologische Streitsätze über den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg (die zugleich Universitätskirche war) an, ohne zu ahnen, welche Folgen diese nicht ungewöhnliche Handlung für die ganze Christenheit haben sollte.

Daß diese Sätze nicht auf das Volk, das sich eben in der Schloßkirche den dieser Kirche vom Papst Bonifacius VIII bewilligten und von Julius II neu bestätigten Portiuncula-Ablaß holen wollte (wiewohl während der Dauer des von Leo ausgeschriebenen Ablasses alle andern Abläsße ungültig seyn sollten) berechnet waren, erhellet daraus, daß sie in lateinischer Sprache und auch außerdem so ausgedrückt waren, daß sie der gemeine Mann nicht wohl verstand. Er wollte bloß eine Disputation im gelehrten Kreise veranlassen, und die Art, mit der er hiebei auftrat, war weder etwas Ungewöhnliches, noch auch etwas allzu Kühnes, zumal er dabei erklärte, jeden gegründeten Widerspruch bereitwillig annehmen zu wollen. Überdieß muß erwähnt werden, daß Luther diese Sätze, ehe er sie anschlug, an den Kur-Erzbischoff von Mainz, als Ablaßcommissär, ferner an den Bischoff von Brandenburg, seinen Vorgesetzten, und an die Bischöffe von Meissen, Merseburg und Zeiz mit der Bitte sandte, dem Mißbrauche, den Tetzel mit dem Ablaß trieb, Einhalt zu thun, ihn selbst (den Luther) aber, wenn er in irgend einem Satze irre, väterlich zu belehren. Allein der Kur-Erzbischoff und die Bischöffe antworteten nicht; nur der Bischoff v. Brandenburg (Scultetus) ließ ihm durch den Abt des Klosters Lehnin rathen, seine Predigt vom Ablaß nicht wieder auszugeben, gab aber dabei zu verstehen, daß er selbst die allzu „unbedächtige“ Verkündigung des Ablasses mißbillige.

Schon in der 1. These tritt Luther der damaligen Bußtheorie mit den Worten entgegen: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: „Thut Buße 2c.“, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete Buße seyn soll. — (52.) Das Vertrauen, durch Ablaßbriefe selig zu werden, ist nichtig. (56.) Die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß austheilet, sind weder genugsam genannt, noch bekannt bei der Gemeine Christi. (62.) Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das heil. Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. — Mehrere von Luther's Thesen beweisen übrigens, daß er damals noch auf dem Standpunct eines rechtgläubigen Papisten stand, indem ihm darin der Papst noch Christi Stellvertreter ist, dem er die höchste Macht in der Kirche zuschreibt, und annimmt, daß der Papst um den gräulichen Mißbrauch, den Tetzel trieb, nichts wisse, weil er sonst denselben gleich abschaffen würde. Siehe die Thesen

6. 7. 38. 49. 69. 70. 71. 73. 91. Namentlich heißt es in den Thesen 69 u. 70: „Die Bischöffe und Seelsorger sind verpflichtet, die Commissarien des päpstlichen Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen; aber viel mehr noch sind sie verpflichtet, darauf zu achten, daß diese Commissarien nicht anstatt des Papstes Befehl ihre eigenen Träume predigen." Und nachdem er verschiedene Einwürfe, welche der gemeine Mann gegen solchen Ablaßkram vorbringen könnte, aufgezählt hat, sagt er in Thesis 91: „Würde der Ablaß nach des Papstes Sinn und Meinung gepredigt, so wären diese Einwürfe leicht zu beantworten, ja sie wären niemals vorgekommen."

Es liegt am Tage, daß Luther die päpstliche Ablaßbulle selbst, als er diese Thesen schrieb, noch nicht gelesen hatte, auch noch nicht hatte lesen können, da die Bulle erst vom 14. September 1517 datirt ist, während der Befehl zur Ablaßverkündigung an die Commissarien der förmlichen Ausfertigung vorausgegangen war.

In Befolgung des vom Bischoff Scultetus erhaltenen Winks wollte Luther mit dem Predigen gegen den Ablaß inne halten, weil er auf ein höheres Einschreiten gegen Tetzel hoffte; denn daß seine Thesen, von Andern übersetzt, in unglaublich kurzer Zeit sich in Deutschland verbreiteten, das konnte Luther nicht hindern. Daher fügte er die Protestation an, daß er mit diesen Sätzen nur das, was die Scholastiker ohne Zeugniß der h. Schrift behaupteten, verwerfe, im Übrigen aber das, was nicht wider die heil. Schrift, die Kirchenväter und das canonische Recht wäre, festhalte; daß er zwar irren könne, aber kein Ketzer sein wolle. Da nun aber Tetzel mit Hülfe des Dr. Konrad Wimpina in Frankfurt a. d. Oder eine Widerlegung der Sätze Luther's ausgehen ließ und ihn darin für einen Ketzer erklärte, so forderte ihn Luther zu einer mündlichen Disputation heraus, welche aber Tetzel nicht annahm, sondern die Thesen Luther's auf dem Markte zu Frankfurt verbrannte. Das reizte die Wittenberger Studenten, Tetzel's Gegensätze zu verbrennen. Ungeachtet Luther diesen ohne sein Vorwissen vorgenommenen Act sehr mißbilligte, so wurden die Gegner nur noch erbitterter, und man warnte bereits Luthern, Wittenberg nicht zu verlassen, weil Nachstellungen zu befürchten wären, indem auch der — aus dem oben (K. 2, 2) angeführten Streite der Kölner Universität mit Reuchlin berüchtigte — Ketzermeister Hochstraaten mit dem Scheiterhaufen drohte.

2. Der Schriftenstreit über den Ablaß. Prierias. Luther wider den Ablaß als solchen. Dr. Eck. Luther's Freunde: Andreas Bodenstein, Philipp Melanchthon. Stellung des Erasmus.

Bisher hatte Luther nur den Mißbrauch des Ablasses angegriffen; nun aber fand er sich zu einer näheren Untersuchung über das Wesen des päpstlichen Ablasses selbst veranlaßt und zwar durch eine Schrift, womit der Dominicaner Sylvester Prierias, Palastaufseher und Obercensor in Rom, dem Tetzel zu Hülfe kam und worin er behauptete, daß die heilige Schrift ihre Stärke und ihr Ansehen von der römischen Kirche und dem römischen Bischoff empfange, dessen unbedingte Macht sich auch auf die Wirkung des Ablasses erstrecke. Dadurch trat der Ablaßstreit in sein zweites Stadium: denn nun schrieb Luther, jedoch in latei-

nischer Sprache, eine theologische Abhandlung unter dem Titel Resolutiones, worin er unter Berufung auf die heil. Schrift die bestehende Ablaßlehre selbst angriff. Diese Abhandlung sandte er nachher mit einem Schreiben unmittelbar an den Papst, von dem er darin ein besseres Urtheil hofft, als von seinen Ketzerrichtern.

Das Wesentliche von dem, was Luther gegen den Ablaß vorbrachte, war im Grunde schon vor ihm von Andern, z. B. von Nicolaus von Cusa, Johann von Wesel, Johann Wessel, gesagt worden: darum eben fanden sehr Viele, selbst Bischöffe und Kirchenobere, Tetzel's Treiben so anstößig und Luther's Auftreten dagegen so gerecht und erfreulich, daher Tetzel's und seiner Genossen wüthende Drohungen im Grunde nicht so gefährlich.

Als aber nun Dr. Johann Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt, in einer Streitschrift gegen Luther, die er unter dem Titel Obelisci herausgab, mit kluger Berechnung in Luther's Behauptungen eine bedenkliche Ähnlichkeit mit hussitischen Lehren finden wollte, erschrack man im Andenken an den traurigen Ausgang jenes früheren Versuchs, es mit der päpstlichen Machtfülle aufzunehmen, und Viele, die vorher Luther's Beginnen allenthalben laut gebilligt hatten, selbst Gelehrte, Geistliche und Amtsgenossen, fanden es nun übereilt und gewagt, und zogen sich zurück, so daß Luther selbst erst inne wurde, was er Folgenschweres begonnen habe. Indeß hatte er an Spalatin eine ermuthigende Stütze, nicht minder an Staupitz (damals in Salzburg) einen gleichgesinnten, zum Schutz sich erbietenden Freund; noch mehr aber hatte er in sich eine so gewisse, mit der Gefahr wachsende Glaubenszuversicht, daß er seinen Ordensbrüdern, den Augustinern, welche fürchteten, seinetwillen leiden und gegen die Dominicaner den Kürzern ziehen zu müssen, antworten konnte: „Liebe Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßts denselben machen!“ Daher bekamen auch Luther's Freunde wieder Muth und ihre Zahl mehrte sich von Tag zu Tag, wie denn um diese Zeit in die Zahl seiner Amtsgenossen, unter denen besonders Dr. Andreas Bodenstein (von seinem Vaterstädtchen auch Karlstadt genannt) ihm zuerst am thätigsten beistand, auch Philipp Melanchthon eintrat, der, obgleich noch sehr jung, doch in der Folge eine Hauptzierde der Universität Wittenberg und Luther's Hauptgehülfe am Werk der Reformation werden sollte, indem er mit seiner größeren Ruhe und Besonnenheit Luther's natürliches Ungestüm oft heilsam milderte, und durch seine tiefere Sprachgründlichkeit die Schriftforschungen desselben unterstützte.

Zu den ersten Freunden und Beförderern der von Luther begonnenen Reformation gehörten im Jahr 1518 außer den schon genannten Männern auch der Bischoff von Würzburg, Lorenz von Bibra, der an den Kurfürsten Friedrich schrieb: „Ew. Liebden wollen ja den frommen Mann, Dr. Martin, nicht weglassen, denn ihm geschieht Unrecht.“ Er starb aber schon im folgenden Jahre. — Bei einer Disputation, die Luther in Heidelberg im April 1518 hielt, gewann er die Theologen Martin Bucer, Johann Brenz, Ehrhard Schnepf und Theobald Billicanus zu Freunden, die späterhin thätig in die Reformation mit eingriffen. — Ebenso war Reuchlin, obgleich

nicht persönlich mit Luther bekannt, doch seinem Beginnen geneigt; daher er seinen jungen Vetter **Melanchthon** dem Staupitz zur Anstellung an der Universität Wittenberg empfahl. Derselbe hieß eigentlich Schwarzerd, welchen Namen er nach der Sitte jener Zeit in's Griechische übersetzte, sich aber des Wohlklangs wegen nicht Melanchthon, sondern Melanthon schrieb. Er war den 16. Februar 1497 zu Bretten in der Rheinpfalz geboren, wo sein Vater, ein geschickter Waffenschmied und gottesfürchtiger ernstgesinnter Mann, ihn und seinen jüngern Bruder Georg in guter Zucht hielt, während seine Mutter (eine Tochter des Ortsbürgermeisters Reuter), „eine Marthaseele", die vom Vater ausgehende Anregung zur Gottseligkeit treulich mitpflegte. Sein Vater starb jedoch schon 1507 mit dem lauten Wunsch, daß seine Kinder mit der Kirche Gottes Eins bleiben, Erkenntniß des Herrn haben und einst selig werden möchten. Frühe zeigte sich in dem jungen Philipp eine mächtige Lernbegierde, vorzüglich eine große Anlage für Sprachen und Wissenschaften, so daß er schon im Knabenalter zu einer Gelehrsamkeit gelangte, welche Jedermann bewunderte. Die lateinische Sprache erlernte er im Hause seines Großvaters bei einem gebornen Ungarn, von welchem Melanchthon nachher dankbar rühmte, daß er ihn zu einem Grammatiker gebildet habe, obgleich derselbe ihm für jeden Fehler einen Schlag gegeben. Hierauf kam der Knabe in die gelehrte Schule zu Pforzheim, wo er an G. Simler einen vorzüglichen Lehrer der griechischen Sprache fand und auch schon mit Reuchlin, der aus dem Württembergischen öfters dahin kam, in einen folgenreichen Verkehr kam. Seine Entwickelung schritt so rasch voran, daß er schon im seinem 13. Jahre die Universität Heidelberg beziehen konnte, wo ihm zugleich der Unterricht zweier Söhne des Grafen von Wertheim anvertraut wurde. Schon damals wurde seine Kenntniß in der griechischen Sprache bewundert, so daß man ihm in seinem 14. Jahre das Baccalaureat der Philosophie ertheilte. Weil man ihm aber wegen seines allzujugendlichen Alters die Magisterwürde noch nicht ertheilen wollte, so gieng er 1512 nach Tübingen, wo er 1514 (also in seinem 17. Jahre) Magister wurde. Hier begründete er seinen wissenschaftlichen Ruf durch Herausgabe einer griechischen Sprachlehre und durch Vorlesungen über Schriften der Alten. Dabei genoß er die fortgesetzte Aufmunterung Reuchlin's, der von Suttgart aus öfters dahin kam. Obgleich er noch mathematische, philosophische und geschichtliche Studien betrieb, auch die Vorlesungen berühmter Rechtsgelehrten hörte, so blieb doch die Theologie das Hauptfeld seines Forschens, und besondern Eifer wendete er dem Neuen Testamente zu, wovon ihm Reuchlin ein Exemplar geschenkt hatte, das er immer mit sich im Busen trug und auch mit zur Kirche nahm. Er gab damals auch einige Schriften des Aristoteles heraus und unterstützte mit seiner Feder seinen verehrten Reuchlin in dessen Streit mit dem Ketzermeister Hochstraaten. So kam es, daß Erasmus auf Melanchthon aufmerksam wurde und schon im Jahre 1516 in seinem Commentar über den Brief an die Thessalonicher sich so über ihn äußerte: „Mein Gott! zu welchen Hoffnungen berechtigt der noch dem Jünglings-, ja fast dem Knabenalter angehörende Melanchthon, der in der Kenntniß beider Sprachen gleich hoch steht! Welcher Scharfsinn im Beweisen! Welche Reinheit und Eleganz des Ausdrucks findet sich bei ihm! welche seltene und umfassende Kenntniß, welche vielfache Belesenheit! welche Zartheit und Feinheit des Geistes!"

Als Kurfürst Friedrich von Sachsen sich zur Hebung seiner neubegründeten Universität Wittenberg nach den gelehrtesten Männern umsah, wendete er sich wegen eines ausgezeichneten Lehrers der griechischen Sprache um Rath an Reuchlin. Dieser schlug Melanchthon vor und empfahl ihn mit den Worten: „Er wird der hohen Schule und Ewr. kurfürstlichen Gnaden zu Ehren, Lob und Nutzen dienen; ich weiß unter den Deutschen keinen, der über ihm wäre, ausgenommen Erasmus, der aber ist ein Holländer und übertrifft alle Andern im Latein." — Melanchthon stand in seinem 21. Jahre, als er Tübingen verließ und nach dem Ort seiner neuen Bestimmung über Nürnberg und Leipzig zog, wo er überall mit großen Ehren empfangen

wurde. Sein Eintritt in die sächsische Universität Wittenberg geschah am 29. Aug. 1518, und seine Antrittsrede verbreitete sich über die Verbesserung des Jugendunterrichts durch eine gründliche Bildung in den alten Sprachen. — Bald erkannte Luther seinen ganzen Werth und ergoß sich in einem Briefe an Spalatin in ein großes Lob über ihn: „Ich danke es meinem guten Philipp (schrieb er), daß er uns griechisch lehrt. Ich bin älter, als er; allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr, als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." — Melanchthon's äußere Erscheinung war unansehnlich, zumal er die eine Schulter etwas gesenkt trug; seine großen blauen Augen aber und seine hohe Stirne zeugten von Geist. Ein Zeitgenosse, der damals in Wittenberg studirte, beschreibt sein Aussehen so: „Er ist von Leibesform eine kleine, unansehnliche Person: man sollte meinen, er wäre nur ein Knab, nicht über 18 Jahr, so er neben Luther geht. Wenn sie (Luther und Melanchthon) mit innerlicher Lieb ohne Unterlaß beieinander wohnen, gehen und stehen, übertrifft ihn Martinus der Länge nach mit ganzen Achseln. Nach seinem Verstande, seiner Gelehrsamkeit, seiner Kunst, ist Melanchthon ein großer starker Riese und Held, so daß man sich verwundern muß, wie in einem so kleinen Leib ein so großer, unübersehlicher Berg von Kunst und Weisheit verschlossen liegt." (S. Melanchthon's Leben und Wirken v. E. S. F. Schultz 1860). —

In Betreff ihrer beiderseitigen Characterverschiedenheit sprach sich Luther in seiner gewohnten Offenheit in der Folge so aus: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich."

Was den Erasmus und seine Stellung zu Luther betrifft, ist schon aus seinem Brief (v. Mai 1518) an den Cardinal Wolsey in England zu entnehmen, worin er sagt: „Luther ist mir so unbekannt, als einem; ich habe noch keine Zeit gehabt, in seinen Schriften zu lesen, außer eine oder die andere Seite. Sein Lebenswandel wird allgemein gerühmt, und schon das ist kein geringes Präjudiz, daß seine Sittenreinheit so groß ist, daß selbst seine Feinde nichts an ihm zu lästern finden können. Wenn ich auch noch so viel Zeit hätte zu lesen, so maße ich mir doch nicht so viel an, daß ich über die Schriften eines solchen Mannes ein Urtheil aussprechen möchte. — Auch bin ich nicht so unbesonnen, zu billigen, was ich nicht gelesen habe, und nicht so ränkesüchtig, zu verdammen, was ich nicht kenne." —!— Ähnliches schrieb er nachher auch an die Kurfürsten von Mainz und von Sachsen. An den ersten schrieb er am 1. Nov. 1519. „Ich bin in jeder Weise Reuchlin's und Luther's Sache fremd: was hat die Wissenschaft mit dem Glauben zu schaffen? was kümmert mich Reuchlin und Luther!" — So wies er sich selbst seinen Standpunct außerhalb der Kirchenreformation an, wie er denn an Luther selbst schrieb (29. Mai 1519): „Ich halte mich, so viel möglich ferne von dieser Sache, um den wiederaufblühenden Wissenschaften desto mehr zu nutzen. Auch glaube ich, kommt man mit Mäßigung weiter, als mit Ungestüm. So hat sich auch Christus die Welt unterworfen. (!) — Man muß sich überall hüten, nichts mit Anmaßung oder Parteilichkeit zu reden oder zu thun: das ist, glaub' ich, dem Geiste Christi angenehm. Das sag' ich nicht, daß du es thuest, sondern damit du, was du thust, stetig thuest."

3. Päpstliche Gegenwirkung. Vorladung Luther's. Cajetan und Luther in Augsburg. Leo's Sanctionsbulle. Unterhandlung zwischen Miltitz und Luther.

Im Anfang hatte Papst Leo, versunken in die Genüsse der Kunst und in die Sorgen weltlicher Regierung, die Geisterbewegung in Deutschland für ein bloßes Mönchsgezänke gehalten, das vorübergehen werde. Man hatte in Rom keine Ahnung von der Gemüthstiefe, dem Willensernst, der unbeugsamen Entschlossenheit und gänzlichen Furchtlosigkeit dieses Augustinermönchs, so wenig, wie von der öffentlichen Stimmung in Deutschland und von dem großen Anhang, den gerade ein so entschiedener Character, wie Luther, finden mußte. Doch hatte schon am 3. Februar 1518 der Augustinergeneral Gabriel zu Venedig den Auftrag bekommen, durch Briefe und Unterhändler Luthern zum Schweigen zu bringen; indeß ist von der Thätigkeit jenes Mannes nichts bekannt worden. Die erste amtliche Entgegenwirkung enthielt eine Aufforderung des Cardinals de Rovere an den Kurfürsten, gegen Luthern einzuschreiten, und bald darnach erhielt Luther den päpstlichen Befehl, sich binnen 60 Tagen in Rom vor einem Gericht zu stellen, bei welchem Prierias Beisitzer seyn sollte. Der Kurfürst, noch völlig in der römischen Kirche stehend, war zwar Luthern gewogen, sprach aber nie persönlich mit ihm; auch hielt er sich, obwohl ihn Luther's erste Predigt gegen den Ablaß unangehm berührt hatte, von aller Einmengung ferne, und war daher bei den Päpstlichen verdächtigt worden. Deßungeachtet fühlte er sich verpflichtet, als Landesherr Luthern gegen Fanatismus und Willkühr zu schützen und erklärte mündlich und schriftlich dem Nuntius Karl von Miltitz und andern Cardinälen, daß er den Luther zu vertheidigen sich nicht unterstehen werde; er hoffe aber, daß sich Luther belehren lassen und gegen sicheres Geleite gehorsam vor einer päpstlichen Commission stellen werde. — An demselben Tag, da diese Antwort des Kurfürsten an den Cardinal abgieng, forderte der alte Kaiser Maximilian in einem eigenen Schreiben den Papst auf, in diesem gefährlichen Lehrstreite, der „leicht auch großer Herrn und Fürsten Gunst und Beistand nach sich ziehen könnte", eine Entschließung zu fassen. Der Kaiser aber hatte dabei die Nebenabsicht, den Papst zur Einwilligung in die Wahl seines Enkels für den deutschen Thron zu stimmen.

Da zu befürchten war, Luther möchte in Rom einem traurigen Schicksal entgegengehen, so drang der Kurfürst darauf, daß die Untersuchung in Deutschland geführt werde. Daher gab der Papst dem auf dem Reichstage zu Augsburg anwesenden Cardinal Thomas de Vio aus Gaëta oder wie man ihn gewöhnlich nennt Cajetan (Cajetanus) den Auftrag, den Wittenberger Mönch zu Augsburg in's Verhör zu nehmen. Daß dieses aber nur zum Schein angestellt werden sollte, beweist das an Cajetan erlassene Breve selbst, worin die Stelle vorkommt: Wenn du an ihn kommst und seiner mächtig wirst, sollst du ihn sorgfältig und sicher verwahren lassen, bis du von uns weiteren Befehl erhältst, daß er vor Uns und Unsern

heil. Stuhl gestellt werde." Die Sache Rom's hätte aber in keine ungeschicktern Hände gelegt werden können, als in die Cajetan's, für so gelehrt er auch galt.

Luther gieng zu Fuß nach Augsburg und wartete dort, auf den Rath des Kurfürsten, erst den seine Person sichernden kaiserlichen Geleitsbrief ab, ehe er sich vor Cajetan stellte. Dieser, ein Dominicaner, empfieng ihn freundlich, aber gleich mit der Erklärung, er habe vom Papste die Weisung, ihn zum Widerruf und zum Schweigen zu bringen. Dann versuchte er es, ihn mit verschiedenen Hinweisungen auf die Kirchenväter und auf päpstliche Bullen und Decrete als einen Verirrten auf den kirchlichen Weg zurückzuführen. Da aber Luther in den drei Unterredungen, die er mit ihm hatte, stets Beweise aus der h. Schrift verlangte, so wurde der Cardinal zuletzt heftig, verlangte unbedingten Widerruf und wies ihn auf seine Weigerung unter Androhung kirchlicher Strafen von sich. „Ich mag — äußerte er sich nachher entrüstet — mit dieser Bestie (so pflegten die Italiener die Deutschen zu nennen) nicht mehr sprechen: denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopf!"

Weil nun Staupitz, der eigens nach Augsburg gekommen war, um Luthern Rath und Beistand zu leisten, sich für ihn nichts Gutes versah, so rieth er ihm, sich rasch aus Augsburg zu entfernen, und verschaffte ihm dazu ein Pferd, auf dem er durch ein Mauerpförtchen, das ihm ein Rathsherr offen ließ, in der Frühe des 20. Octobers aus Augsburg ritt und unverletzt in Wittenberg ankam. Bei seiner Entfernung aus Augsburg hinterließ Luther nach den Formen des gemeinen Rechts seine (erste) „Berufung von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden."

Unter den Augsburgern selbst hatte Luther während seines dortigen Aufenthalts große Theilnahme gefunden, und bedeutende Männer im geistlichen und weltlichen Stande (wie Dr. Peutinger), ja der gesammte Rath, ehrten Luther außerordentlich. Über seine Verhandlung mit Cajetan gab nachher Luther selbst eine Relation heraus, die ungemeinen Eindruck machte.

Cajetan war über Luther's Entweichung so entrüstet, daß er sogleich an den Kurfürsten schrieb und ihn bei seinem Gewissen und der Ehre seiner Vorfahren aufforderte, den Ketzer auszuliefern oder wenigstens aus dem Lande zu jagen. Anfangs schwankte der Kurfürst, und Luther wollte sich daher schon aus Wittenberg nach Böhmen entfernen, — als der Kurfürst auf eine Äußerung des päpstlichen Nuntius Karl v. Miltitz, daß er die Sache durch eine Unterredung mit Luthern beilegen zu können hoffe, wieder umgestimmt wurde und Luthern zu bleiben erlaubte.

Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, war nämlich vom Papste als Nuntius an den Kurfürsten abgesandt worden, um ihn durch Überreichung der goldenen Rose, als höchsten Zeichens päpstlicher Gunst, wornach der Kurfürst in früherer Zeit gestrebt hatte, für den päpstlichen Stuhl zu gewinnen. Bei seiner Reise durch Deutschland machte Miltitz die Beobachtung, daß drei Viertheile der Deutschen an Luther hiengen. In Wittenberg angekommen, mußte der Nuntius eine halb Jahr lang warten, bis

ihm die besagte Rose nachgeschickt wurde und als sie ankam und überreicht wurde, konnte man leicht sehen, daß sie auf den Kurfürsten nicht den erwarteten Eindruck machte, weil er schon länger her in diesen Beziehungen seine Ansicht geändert hatte.

In der Antwort auf Cajetan's tactlosen Drohbrief erklärte der Kurfürst, der sich hier seiner Macht als erster Reichsfürst bewußt war: Luther's Lehre sey noch von keinem der vielen Gelehrten seines Landes als unchristlich und ketzerisch erklärt worden; sobald demselben eine Ketzerei nachgewiesen werde, so wolle er sich als christlicher Fürst erweisen, der keiner solchen Ermahnung bedürfe. Zugleich ließ er den Brief des Cardinals Luthern lesen und ihn zur Abfassung einer Verantwortung auffordern. Diese in einem ruhigen Tone verfaßte Verantwortung Luther's legte der Kurfürst dem Antwortschreiben an den Cardinal bei.

Nun ließ Leo die sogenannte Sanctionsbulle v. 9. Nov. 1518 in Deutschland bekannt machen, worin die päpstliche Ablaßlehre in allen von Luther bestrittenen Puncten bestätigt wurde, um die bisher von Vielen gehegten Zweifel an der Rechtgläubigkeit des päpstlichen Stuhls niederzuschlagen. Diese Bulle führte aber den Streit weiter über die bisherigen Gränzen d. h. über die Ablaßfrage hinaus zur Untersuchung anderer kirchlichen Lehrsätze, zunächst über den Umfang der päpstlichen Gewalt selbst.

Indeß schien vorerst eine gütliche Beilegung eintreten zu wollen: denn Miltitz ließ sich auf den Wunsch des Kurfürsten zu einer gütlichen Unterredung mit Luther geneigt finden und brachte in der Unterhandlung mit ihm, die am 19. Januar 1519 zu Altenburg Statt hatte, es durch Freundlichkeit und Milde, welche Luther mit Unrecht für verstellt hielt, dahin, daß dieser versprach, in der angefangene Sache zu schweigen, wenn der Widerpart auch schwiege; ferner daß er in einem Schreiben an den Papst bekannte, er sey zu scharf und hitzig gewesen, habe aber dadurch der römischen Kirche nicht zu nahe treten wollen; endlich daß er in einer gedruckten Ansprache an das Volk Jedermann ermahnte, der römischen Kirche Gehorsam und Ehrerbietung zu leisten. Luther that dies, weil er damals wirklich noch an der römischen Kirche als solcher hieng und der Gedanke an eine Trennung ihm gar nicht im Sinne lag.

Miltitz schied von Luther mit großer Zufriedenheit und mit der Meinung, durch seine Weltklugheit die Sache in Güte abgethan zu haben. Er hatte auch den Tetzel nach Altenburg vorgeladen: dieser aber, der sich in einem Kloster zu Leipzig aufhielt, hatte aus Furcht vor dem Anhang Luther's, es nicht gewagt, die Reise zu unternehmen. Miltitz begab sich daher selbst nach Leipzig, verwies dem Tetzel sein früheres Treiben und bedrohte ihn mit der päpstlichen Ungnade so hart, daß derselbe wie man sagte, an den Folgen der Alteration starb. — Luther selbst schreibt darüber: „Wie ich solches Alles erfahren, hab' ich ihn noch vor seinem Tode auf das allerfreundlichste getröstet und ihm geschrieben, er sollte einen guten Muth haben, und sich vor mir und meinem Namen nicht fürchten."

4. Die Leipziger Disputation. Eck's Aufforderung an den Kurfürsten von Sachsen zum Einschreiten. Selbständigkeit Friedrich's des Weisen. Haltung des Bürgerstandes, der Humanisten und des deutschen Adels. Ulrich von Hutten. Reichsgefährliche Pläne Sickingen's und seiner Freunde.

Wenn nun das Stillschweigen, das der päpstliche Nuntius beiden Parteien auferlegte, gehalten worden wäre, so möchte sich (wiewohl sich auch daran zweifeln ließe) der Sturm in den Gemüthern nach und nach gelegt haben, da von Rom aus alles still blieb, weil man dort seit dem Ableben des Kaisers Maximilian (K. 4, 5) mit der bevorstehenden Kaiserwahl zu sehr beschäftigt war. Allein Dr. Eck glaubte um der Kirche willen, die er gefährdet hielt, nicht schweigen zu dürfen, und in dem eitlen Gefühl, in den gelehrten Zweikämpfen jener Zeit schon auf acht Universitäten Sieger geblieben zu seyn, nöthigte er den Dr. Karlstadt, den er schon gegen Ende des Jahres 1518 zu einer Disputation herausgefordert hatte, nun dieser Herausforderung Folge zu geben und bestimmte Leipzig zum Kampfplatz. Daß es im Grunde auf Luthern dabei abgesehen war, geht aus den von Eck aufgestellten Streitsätzen hervor, welche sämmtlich die durch Luther angeregten Fragen betrafen. Da zugleich auch die Ehre der Universität Wittenberg auf dem Spiele stand, so konnte Luther nicht zurückstehen. Entschlossen daher, seine Sache selbst zu führen, betheiligte sich Luther an der am 27. Juli 1519 feierlich eröffneten Disputation zu Leipzig, wo im Beiseyn des Herzogs Georg von Sachsen 17 Tage lang von Seiten Eck's mit der größten patristischen und canonistischen Gelehrsamkeit und dialectischen Gewandtheit, von Seiten Luthers mit der ganzen Kraft seiner damaligen Schriftkenntniß und Glaubensüberzeugung über die wichtigsten römischen Kirchenlehren gestritten wurde, bei deren Bekämpfung sich jedoch Luther in der Hitze des Streites zu Behauptungen fortreißen ließ, die ihn in den ausgesprochensten Gegensatz gegen den Papst sowohl, als gegen die römische Kirche selbst brachten. Denn damit, daß er die Autorität des Papstes und der Concilien der Autorität der heil. Schrift unterordnete, gab er dem Protestantismus, noch ehe dieser Name vorhanden war, seine positiv-evangelische Stellung.

Anfangs hatte Herzog Georg, ein nicht ungelehrter und im Grunde redlicher, doch den Ansichten der Wittenberger abgeneigter Fürst, in dem richtigen Gefühl, daß ein solches öffentliches Schulgefecht bei der großen Aufregung in Deutschland der Kirche gefährlich werden könnte, die Erlaubniß dazu verweigert; allein Eck wußte sie ihm doch zu entlocken. Ernster nahm der Bischoff von Merseburg, als Curator der Universität Leipzig, die Sache und untersagte die Disputation (nur zu spät) durch einen Anschlag an den Kirchenthüren. Allein da Eck schon angekommen war und der Stadtrath, durch ihn bestimmt, diesen Schritt des Bischoffes für einen Eingriff in die obrigkeitlichen Rechte erklärte, so nahm der Bischoff das Verbot zurück. Nach einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche gieng der Zug nach dem Saale des herzoglichen Schlosses, der Pleißenburg, wo der Act selbst in Gegenwart des Herzogs Georg, des Herzogs Barnim von Pommern und vieler andern Vornehmen, deßgleichen vieler Professoren verschiedener Universitäten, vieler Studenten, davon allein aus Wittenberg 200 den Wagen Luther's begleitet hatten, endlich vieler andern Hörbegierigen mit den herkömmlichen

Formen eröffnet wurde. Sämmtliche Reden und Verhandlungen wurden durch bestellte Notarien nachgeschrieben; auch andere Personen, darunter Melanchthon, schrieben nach. In der ersten Woche disputirten Eck und Karlstadt über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Gnade, wobei Karlstadt die augustinische Lehre vertheidigte, sie aber auf die äußerste Spitze trieb; in der zweiten Woche stritten Eck und Luther über den Primat des Papstes, über Fegfeuer, Buße und Ablaß, worauf in den letzten Tagen Eck und Karlstadt mit der Fortsetzung der Controverse über die Willensfreiheit den Kampf beschloßen. Hinsichtlich des päpstlichen Primats behauptete Luther, daß der Apostel Petrus nur den Ehrenprimat, nicht den Primat der Macht und Regierung erhalten habe, da auch die andern Apostel das Bischoffsamt empfangen hätten; der historischgegebene Primat des römischen Bischoffs sey blos aus menschlichem Recht, nicht aus göttlichem entsprungen, der Glaube an die Alleinberechtigung der römischen Kirche daher zur Seligkeit nicht nöthig. Als Eck zu zeigen suchte, daß die Lehre Luther's in Betreff des Kirchenregiments mit Hus übereinstimme, wies Luther anfangs diesen Vorwurf entschieden zurück; da aber Eck einige von den hussitischen Sätzen anführte, welche vom Constanzer Concilium verworfen, aber von Luther so eben behauptet worden seyen, gab Luther zu, daß unter Husens Lehren allerdings auch einige echt christliche seyen. Dieses Zugeständniß ergriff Eck und warf ihm vor, daß er also damit die Autorität eines Conciliums verwerfe. In diese Enge getrieben erklärte Luther, daß ihn hierin nur die Autorität der Schrift, nicht die des Conciliums leiten könne. Bei diesen Behauptungen, die den Grund des römischen Kirchenbaues gefährdeten, rief Herzog Georg im Unwillen laut aus: „Das walt' die Sucht!" ließ es aber doch zu, daß noch mehrere Tage über diesen gefährlichen Punct gestritten wurde.

Der Eindruck des ganzen Acts auf die Zuhörer war getheilt: je nach ihrer Stellung zur Sache schrieben sie entweder dem Eck oder dem Luther den Sieg zu. Doch war Eck im Vortheil: seine Disputationsgewandtheit erhielt allgemeine Bewunderung und die Leipziger erwiesen ihm alle mögliche Ehre, so daß er sich förmlich des Sieges rühmte. Selbst Melanchthon gewährt in seinem Bericht dem Eck große Anerkennung: „an Luther aber — fährt er fort — muß ich seinen lebhaften Verstand, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit bewundern und sein aufrichtiges und durchaus christliches Gemüth lieben." — Der berühmte Dr. Mosellanus, der im Namen des Herzogs die Einleitungsrede gehalten hatte, schrieb an Dr. Julius Pflug und an andere seiner Freunde: „Ihr glaubt nicht, wie fast Alle, die wir hierher gekommen, gegen Martinum viel milder gestimmt worden sind." — Selbst Eck's Schreiber, Poliander, ward so für ihn gestimmt, daß er sich nachher ganz an Luther's Sache anschloß. — Luther selbst aber war mit dem für ihn ungünstigen Gang der Disputation nicht zufrieden: er hielt daher für nöthig, seine dabei gethanen Äußerungen in einer eigenen Schrift näher zu begründen, welche damit schloß, daß der Fürst der Welt gegen den Geist der Wahrheit nichts ausrichten werde, und wenn auch die gegenwärtige Zeit ein übles Urtheil fälle, so werde die Nachwelt besser urtheilen.

Was zur Abwendung der Gefahr für die römische Kirche hatte dienen sollen, das zog dieselbe nur näher herbei. Während Eck triumphirte und nicht nur die Universitäten zur Verbrennung der Schriften Luther's und den Kurfürsten als nunmehrigen Reichsverweser zu ähnlichem Einschreiten gegen die gefährliche Irrlehre aufforderte, sondern sich auch ein halb Jahr darauf nach Rom begab, um den päpstlichen Stuhl zum nachdrücklichsten Einschreiten zu vermögen, wenn das Papstthum nicht unterliegen solle, — gewann die Sache Luther's gerade seit der Leipziger Disputation immer mehr Anhang in allen Ständen und Schichten des deutschen Volks

und die „evangelische Freiheit" wurde für den größten Theil desselben die allgemeine Loosung.

Eck's Aufforderung an den Kurfürsten, die Ketzerei nicht aufkommen, sondern sie durch eine Provincialsynode untersuchen zu lassen, war schon darum unpractisch, weil Luther durch seine Ordensprivilegien vor der richterlichen Einmischung der Bischöfe geschützt, und überdieß seine Sache schon in Rom anhängig gemacht war. Auch wurde Eck's Aufforderung durch ein fast zu gleicher Zeit an den Kurfürsten gerichtetes Schreiben des Erasmus mehr als entkräftet: denn als Erasmus, der Mann der Wissenschaft, vernahm, daß die Dominicaner in Köln und Löwen triumphirend erklärten, nun läge das Unheil zu Tage, das sie längst prophezeiht hätten: „Erasmus habe das Ei gelegt, Luther es ausgebrütet; die ganze Ketzerei komme von dem Griechisch-Wissen und den Schönrednern her", — schrieb er dem Kurfürsten, „er möge doch nicht zulassen, daß unter dem Vorwand der Religion ein Unschuldiger ruchlosen Leuten preisgegeben werde; auch Papst Leo denke so und liebe die nicht, die an den Gliedern seiner Kirche tyrannische Gewaltthat üben wollten." — Der Eindruck dieses Briefs von dem größten Gelehrten in ganz Europa, der denselben allerdings nur im Interesse des Humanismus geschrieben hatte, bestimmte den Kurfürsten noch mehr, Luthern seinen Schutz nicht zu entziehen. — Dagegen beeilten sich die Universitäten Köln und Löwen Luther's Schriften zu verbrennen, wodurch Luther gereizt wurde, gegen diese beiden Ketzergerichtssitze die ganze Schärfe seiner Waffen zu kehren.

Es waren aber die Geister, welche die evangelische Freiheit zur Losung nahmen, von gar verschiedener Artung und Gebahrung, und obgleich sehr Viele aus innerstem Trieb und Bedürfniß des Herzens in ihr den Weg des Heils und des Friedens erkannten, so jauchzte doch auch eine große Anzahl von ihnen dem aufgehenden Tag der Freiheit aus unlautern, eigennützigen Absichten zu. Zu dem Anhang Luther's gehörte, außer nicht wenigen Gliedern des geistlichen Standes, nicht nur der größte Theil des Bürgerstandes, der sich übrigens am unbefangensten über Luther's muthiges Auftreten gegen die offenkundigsten Mißbräuche freute, wie denn ein Hans Sachs den angeschlagenen Ton „der Wittenbergischen Nachtigall" kindlich begrüßte; sondern auch der Stand der Humanisten, unter denen die Meisten sich innerlich schon von dem kirchlichen Boden losgemacht hatten, wiewohl Keiner von ihnen dem kecken Trotzmuthe Ulrich von Hutten's gleichkam, der, dem antik-heidnischen Geiste des Alterthums bis zur Berauschung hingegeben, mit der verzehrenden Gluth seiner Feuerseele einzig der „Leidenschaft des Reformirens" lebte und der unversöhnlichste und schonungsloseste Gegner der Hierarchie nicht nur, sondern auch der Kirche selbst war; — endlich ein großer Theil des niedern Reichsadels, der zu nicht geringem Theil aus Unzufriedenheit mit seiner durch den „ewigen Landfrieden" beschränkten politischen Lage unter dem Vorgang Franz von Sickingen's sich mit reichsgefährlichen Gedanken der Umwälzung trug, zu der ihm und seinen Freunden Luther's Sache ganz gut als Mittel dienen zu können schien. So war es kein Wunder, daß die von so verschiedenen Seiten her erschallenden Beifallsstimmen den weltunerfahrenen sächsischen Mönch, dem die verschiedenen Quellen dieses Beifalls unbekannt waren und dem arglos alle diese Stim-

men als Zeichen des lautersten religiösen Bedürfnisses vorkamen, mit um so größerer Zuversicht erfüllten und zu standhaftem Vorschreiten ermunterten.

Ulrich von Hutten, geb. d. 21. April 1488 auf dem Schlosse Steckelberg am Spessart, in der Nähe der Kinzigquellen unweit Fulda, aus einem alten, angesehenen fränkischen Rittergeschlechte, war von seinen Ältern zum geistlichen Stande bestimmt, entzog sich aber demselben nach einem fünfjährigen Aufenthalt im Kloster zu Fulda (noch ehe er Profeß gethan) durch die Flucht und betrieb von seinem Vater verstoßen, zunächst auf der Universität zu Erfurt, unter Eobanus Hessus, Mutianus und Crotus Rubianus, nachher auch auf den Universitäten Köln, Frankfurt a. d. Oder, Greifswalde, Rostock und Wien die Humanioren mit nur allzugroßer Hingebung an den Geist der Alten, so daß er zwar wahrhaft classisches Latein schrieb und überhaupt Meister im Stil war, aber im Umgang mit jenen zum Theil dem Christenthum ganz entfremdeten Humanisten bald eine feindliche Richtung gegen die Kirche nahm. Er begnügte sich nicht, die Unwissenheit des geistlichen Standes und die Mißbräuche der Hierarchie mit den Waffen des Witzes und der Satire zu geißeln, sondern sein Haß gegen die ganze Geistlichkeit steigerte sich bei ihm zu einem wahren Vernichtungskrieg, wobei er auch vielfach das innerste Heiligthum des Glaubens selbst angriff. Von Natur ein genialer, aber regelloser Geist, zog er, ergriffen von einer abenteuernden Wanderlust, seit 1509 theils als fahrender Gelehrter, theils als Kriegsmann in Italien, Deutschland und Frankreich von Ort zu Ort umher, und lebte ohne speciellen Beruf und festen Standpunct, bald an Fürsten- und Prälatenhöfen bald bei gelehrten Freunden, bald krank oder Hunger und Noth leidend, von den Einen geehrt, von den Andern gefürchtet, von den Angriffenen gehaßt und verfolgt, unstät und ruhelos seine edle herrliche Kraft vergeudend. Um sich die Gunst seines Vaters wieder zu erwerben, beschloß er die Rechtswissenschaft zu ergreifen, gieng nach Pavia, wurde aber dort krank und von den in die Stadt eindringenden Schweizern geplündert und so lange umhergeschleppt, bis er sich mit dem Wenigen, was er noch hatte, loskaufte. Um sich zu erhalten, nahm er eine Zeit lang Kriegsdienste und schrieb während derselben Gedichte an den Kaiser Maximilian, durch die er bewies, wie ungebrochen sein Geist geblieben, dessen Schwingen sich unter dem Druck des Elends immer kühner entfalteten. Darin gießt er besonders seinen Zorn auf den Papst Julius II, so wie auch gegen den Ablaß aus. In seinem witzigen Gedichte „Der Niemand“ tritt besonders seine deutsche Gesinnung hervor, worin er dem vaterländischen Rechte — (gegenüber dem immer mehr eindringenden römischen Rechte) — das Wort redet. — Die durch den Herzog Ulrich von Württemberg veranstaltete Ermordung seines Vetters Hans von Hutten veranlaßte ihn zu einem Trostgedicht an des Ermordeten Vater, das ihm die Rückkehr in das Älternhaus zuweg brachte, worauf er mit Unterstützung des Kurfürsten von Mainz sein Rechtsstudium noch eine Zeit lang in Bologna betreiben konnte. — Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, betheiligte er sich lebhaft an dem Streit Reuchlin's mit dem Kölner Ketzerrichter Hochstraaten und half auch ohne Zweifel mit an den schon oben erwähnten „Briefen der Dunkelmänner“, an denen übrigens Crotus Rubianus den meisten Theil hat.

Im Jahr 1517 wurde Hutten in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Poëta laureatus gekrönt und darauf in Mainzische Dienste genommen. — Bei dem durch Luther angeregten Kirchenstreite hatte er anfangs seine Freude, daß die Theologen „einander auffräßen“; bald jedoch gab die Reformation, die er jedoch mehr nur als Opposition gegen Rom auffaßte, seiner oberwähnten Leidenschaft neuen Stoff, die anderseits auch durch seinen Antheil an dem Kampfe des schwäbischen Bundes gegen den vertriebenen Herzog Ulrich genährt wurde, wider welchen Hutten fünf Reden schrieb, die ihn berühmt und den Herzog verhaßt machten. Denn hier, wie überall gieng er gerade auf sein Ziel los und nahm eben so wenig Rücksicht auf sich, wie

auf Andere. In diesem Feldlager schloß er sich an Franz von Sickingen an, für dessen politische Pläne ihm die Sache der Reformation wie gemacht schien. Und nun ließ er, zum Theil mit Hülfe einer eigenen geheimen Druckerei, eine Angriffsschrift nach der andern ausgehen und zog dazwischen rastlos agitirend umher. Als er aber einst den Hochstraaten auf offener Straße anfiel, wurde er auf Betrieb des Papstes, den er durch seine Schrift Trias romana, welche einen förmlichen Aufruf zur Losreißung deutscher Nation und Kirche von Rom enthielt, besonders aufgebracht hatte, von dem Kurfürsten von Mainz in den Bann gethan. Er fand jedoch bei Sickingen auf der Ebernburg eine sichere Zufluchtsstätte, von wo aus er zwei Jahre lang im Bunde mit Sickingen und Sylvester von Schaumburg als eine Haupttriebfeder ihrer politischen Pläne nach allen Seiten hin Flug- und Streitschriften, als eben so viele Brandpfeile seines kühnen Feuergeistes gegen das Papstthum, aussandte. Seine erwähnte Trias war noch erst auf die Gebildeten berechnet und darum in lateinischer Sprache verfaßt. Als Hutten aber sich auch öffentlich für Luther erklärte und ihm seine Hülfe antrug, schrieb er in deutscher Sprache einen Aufruf an das Volk unter dem Titel: „Klag' und Vermahnung gegen den übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen."

Das politische Bündniß, in welchem die auf Sickingen's Burgen sich zusammenfindenden Männer des Schwerts und der Feder mit einander standen, hatte in folgenden Verhältnissen seinen Grund. Der niedere Reichsadel fand sich nämlich seit Errichtung des Landfriedens durch die rechtliche Unmöglichkeit, nach Belieben Fehde anzufangen und durch seine Bündnisse den Fürsten gewissermaßen das Gleichgewicht zu halten, gegenüber der dadurch in ihrem Wachsthum befestigten fürstlichen Macht in empfindlichen Nachtheil gesetzt, und es war daher in einem großen Theile der Ritterschaft eine tiefe Erbitterung gegen den Kaiser und die Fürsten entstanden. So kam es bei der Schwäche der Reichsregierung, daß in dem starken, hochstrebenden Geiste des Ritters **Franz von Sickingen**, der an der Spitze der unzufriedenen Ritterschaft stand, sich Gedanken zum Umsturz der bisherigen Verfassung des Reichs bildeten. Er war 1481 aus einem alten schwäbischen Adelsgeschlechte zu Sickingen im Kraichgau (bei Bretten im heutigen badischen Pfinz- und Murchkreis) geboren, hatte für seinen Stand viele Bildung und genoß durch seine Tapferkeit und seine verbreiteten Verbindungen ein großes, ja gefürchtetes Ansehen. Er trat anfangs in einzelnen Fehden gegen Städte und Fürsten als Vertheidiger Solcher auf, die, um sich selber Recht zu schaffen, zu seinem Schutze ihre Zuflucht nahmen, und war dabei zu jedem Opfer und Wagstück bereit. Da er sich bei allen seinen Fehden hohe Abfindungssummen von den Besiegten zahlen ließ, so erwarb er sich dadurch reiche Besitzungen und gebot über mehr als 15000 Söldner. In seiner Opposition gegen den Kaiser und die Fürsten gieng er so weit, daß er von dem französischen König Franz I Jahrgelder annahm und dagegen versprach, ihn bei seiner Bewerbung um die deutsche Krone zu unterstützen! Weil ihm aber König Franz kein Heer anvertrauen wollte, so suchte er sich wieder mit dem alten Kaiser Max zu versöhnen, welcher dann unter der Bedingung, daß er aus dem Dienste Frankreichs trat, die über ihn ausgesprochene Reichsacht aufhob. Nach Maximilians Tod stimmte Sickingen für Karl V und machte einen Zug gegen Frankreich mit. Als Luther auftrat, strebte Sickingen mit seinen Freunden die neue geistige Bewegung zu seinem oben ausgesprochenen Ziele zu benützen, und eine Versammlung seiner Anhänger zu Landau übertrug ihm förmlich die Vertretung des Adels gegen die Fürstenmacht zur Wiedergewinnung seiner frühern Freiheiten. Die von den Verbündeten bezweckte Waffenerhebung richtete sich zunächst gegen den Kurfürsten Richard von Trier, den sie als das Haupt der Gegenlutherischen ansahen. Vergebens ließ Luther den Sickingen warnen. Als derselbe Trier belagerte,

zogen der Kurfürst Ludwig V von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen dem Trierer zu Hülfe, und alle drei brachten den Ritter bald in ein solches Gedränge, daß er sich in seine neubefestigte Burg Landstuhl einschloß, die sie nun belagerten. Spottend ließ er ihnen hinaussagen: er habe neue Mauern, sie neues Geschütz, das er nun gerne hören möchte! Allein ihre Antwort: er solle gemach thun, ihr Geschütz werde er bald mehr zu hören bekommen, als ihm lieb wäre! erfüllte sich wörtlich. Das ununterbrochene Geschützfeuer zerbrach ihm die dickften Mauern. Als Sickingen, der gerade an der Gicht litt, sich an eine Mauerstelle führen ließ, um den Schaden zu besichtigen, schlug die Kugel einer feindlichen Nothschlange so heftig an einen Balken, daß ein Stück desselben in seine Seite fuhr, und ihm eine Wunde beibrachte, durch welche man Lunge und Leber im Leibe sehen konnte. Man trug ihn in sein Gemach, aber auch dorthin verfolgte ihn das Geschützfeuer so heftig, daß man ihn in ein unterirdisches Gewölbe trug (das man noch zeigt), wo er noch einige schmerzhafte Tage verbrachte, während welcher er Unterhandlungen wegen der Übergabe anknüpfte. Nach erfolgter Übergabe traten die drei Fürsten zu dem Schwerverwundeten in das Gewölbe, und konnten sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe zu machen, die er aber ehrerbietig beantwortete. Nur vom Kurfürsten von Trier wandte er sich unwillig ab mit den Worten: „Ich habe jetzt mit einem größeren Herrn zu reden!" Als sich die Fürsten entfernt hatten und in einer Berathung saßen, that Sickingen seine Beichte; doch ehe ihm noch das h. Sacrament gereicht werden konnte, verschied er (am 7. Mai 1523). Auf die Nachricht hievon, beteten die Fürsten ein „Vater Unser" für seine Seele. Darauf brachen sie seine übrigen Burgen und theilten seine Güter untereinander, ohne seinen Kindern etwas zu lassen. Erst in der Folge wurden diese in einen Theil ihrer Güter wieder eingesetzt.

Schon als Sickingen die Belagerung von Trier hatte aufgeben müssen und wieder mit der Reichsacht belegt wurde, verließ Ulrich von Hutten die Ebernburg, und suchte Bergung in der Schweiz. Nachdem er das Bad Pfeffers gegen eine, ihn schon seit vielen Jahren quälende Krankheit vergebens gebraucht hatte, starb er auf der Insel Ufnau im Zürchersee in seinem 36. Lebensjahre 1523. — So brausende und gährende Geister wie Hutten konnten wohl aufregen und anfeuern, dazu durch Satire und Spott theils ergötzen, theils erboßen; aber zu einer Reformation hätten sie es nie gebracht. Nur ein so tiefes Glaubensgemüth wie Luther konnte durch die von ihm aufgeworfene Zeitfrage dem Kampfe „ein würdiges und faßliches" Object geben.

Hätte sich Luther's guter Sinn und Tact nicht den Anerbietungen Sickingens und seiner Genossen entzogen und sich von einer politischen Verbindung mit ihnen ferne gehalten, so wäre seine Sache dem gleichen Verderben anheimgefallen, wie die Sache Arnold's von Brescia und Savonarola's. — „Ich möchte nicht (schrieb er), daß man das Evangelium mit Gewalt verfechte: durch das Wort (Gottes) ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wieder in Stand kommen!" — Vollends aber mißbilligte er die rohen Artikel eines von dem pseudonymen Ritter „Karsthans" und seinen Genossen gegen den Papst und die „Pfaffen" geschlossenen Bündnisses.

5. Maximilian's Ableben. Wahl seines Enkels Karl zum König von Spanien und Erwählung desselben zum deutschen Kaiser. Luther's Aufruf an den Kaiser und an den Adel deutscher Nation; seine Verwerfung des Papstthums und der Hierarchie.

Unterdessen war die neue Kaiserwahl eingetreten. Es hatten sich um die deutsche Kaiserwürde, die, obwohl fast keine greifbare Machtfülle mehr

mit ihr vereinigt war, doch durch ihren ideellen Werth noch immer eine große Macht über die Gemüther der Nationen übte, drei auswärtige Fürsten beworben: Heinrich VIII von England, Franz I von Frankreich und König Karl von Spanien. Vergebens hatte Max auf seinem letzten Reichstag zu Augsburg (1518) die Wahl seines Enkels betrieben: die Kurfürsten hatten aus Besorgniß für ihre Selbständigkeit ihre Zustimmung versagt, weßhalb der alte Kaiser mißmuthig Augsburg verließ und auf der Rückreise zu Wels, in Oberösterreich, starb.

Maximilian kränkelte schon länger her. Am 6. Oct. ritt er von Augsburg weg; an der Rennsäule auf dem Lechfelde wandte er sich um, schlug ein Kreuz nach Augsburg hin und sagte in einer Vorahnung: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt: nun werden wir dich nicht mehr sehen!" Als er nach Innsbruck kam, nahmen die Bürger, weil sie noch eine Geldschuld an ihn zu fordern hatten, seine Wagen und Pferde nicht unter Dach, sondern ließen sie die ganze Nacht auf der Gasse stehen. Dieser Schimpf kränkte ihn tief und förderte das in ihm schleichende Fieber, das allmählich so zunahm, daß er in Wels liegen bleiben mußte. Seine Gedanken waren nur auf das Jenseits gerichtet, wie er denn auch seit vier Jahren seinen Sarg mit sich führte. Nach Empfang der Absolution und des Abendmahls kleidete er sich selbst in sein Todtenhemd und erwartete ruhig sein Ende, und als die Umstehenden weinten, rief er ihnen tröstend zu: „Was weint ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben seht?" Kurz darauf verschied er am 11. Januar 1519 im 60. Jahre seines Lebens, im 26. seiner Regierung.

Von jenen drei Bewerbern mußte Heinrich VIII zuerst zurücktreten, und die Wahl schwankte nun zwischen Franz und Karl; da aber der Papst beide gleich ungern sah, weil er von der Vermehrung der französischen Macht durch den Zuwachs der deutschen eben so große Gefahren für den Kirchenstaat fürchtete, als von der spanischen Macht durch ihren Besitz der beiden Sicilien: so verwendete sich der päpstliche Legat nur zum Schein für Frankreich; insgeheim aber bestimmte er die Kurfürsten, einen aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Auf diesen Rath eingehend, wählten sie den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen, der bei ihnen wegen seiner Besonnenheit, Redlichkeit und Geschäftserfahrung, vorzüglich aber weil er stets ein ständisches Regiment angestrebt hatte, im größten Ansehen stand. Allein er fühlte sich mit seiner geringen Hausmacht den damaligen Verwicklungen in und außer dem Reiche, zu denen ein drohender Türkenkrieg gehörte, nicht gewachsen und empfahl den jungen Karl zur Wahl, der als Besitzer der österreichischen Erblande ohnedies der natürliche „Gränzhüter des Reiches" war. Die Fürsten befolgten seinen weisen Rath und wählten am 28. Juni 1519 Karln, den Beherrscher von Spanien, den Niederlanden und Österreich, Neapel und Sicilien, Mexico und Peru, in dessen weitem Reiche, wie man zu sagen pflegte, die Sonne nicht untergieng. Er mußte jedoch zuvor einen besondern Wahlvertrag eingehen, in welchem die Fürsten sich ihre Selbständigkeit zu wahren suchten. Da die Krönung erst im folgenden Jahre vor sich gehen

konnte, so blieb unterdeß das deutsche Reichsregiment noch in den Händen der Kurfürsten Friedrich.

In Spanien war nämlich Ferdinand der Katholische am 23. Januar 1516 gestorben und hatte in seinem letzten Willen die Kronen von Aragon und Castilien dem erstgebornen seiner beiden Enkel, dem Erzherzog Karl (XVIII. 3, 4. a. E.) zugewendet. Weil derselbe aber als Herr der Niederlande in Brüssel lebte, so sollte, bis er die Regierung in Spanien antreten könne, der Cardinal Ximenez (der in der letzten Zeit der Regierung Ferdinands sich hatte von der Verwaltung entfernen müssen) die Regentschaft über Castilien führen. Diese Zwischenzeit benützte der in seinem Erzbisthum Toledo an Unumschränktheit im Kirchenthum gewöhnte Staatsmann, um in Castilien, wo die Cortes bisher einen bedeutenden Einfluß gehabt hatten, eine absolute Herrschaft einzuführen. An keinen Einspruch der Cortes sich kehrend, drang er auf unbedingte Anerkennung des königlichen Testaments, concentrirte die Verwaltung des Landes durch Feststellung eines Regierungssitzes (wozu er das unschön und einsam gelegene Madrid wählte, weil es in seinem Bisthumssprengel lag), demüthigte den stolzen Adel durch die Errichtung städtischer Milizen zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes, durch Zurückforderung der Krongüter, durch Einziehung vieler Hofämter und durch Aufnahme vieler Niederländer in die höhern Staatsämter, und bahnte so dem neuen Herrscher den Weg zum absoluten Königthum. Daher klagten die Stände und besonders der Adel über Härte und Willkühr des Regenten: Viele begaben sich nach Brüssel und lagen Karl'n mit Bitten an, so schleunig wie möglich die Regierung ihres Landes selbst zu übernehmen und persönlich nach Spanien zu kommen. Karl, in den Niederlanden an ständischen Beirath gewöhnt und daher über die Eigenmacht des Cardinals unwillig, willfahrte dem Wunsch der Castilier, landete im September 1517, umgeben von niederländischem Adel, in Asturien und wurde von allen castilischen Granden begrüßt. Sein Erstes war, daß er den Cardinal Ximenez, ohne ihn nur zu sehen, in seine Erzdiöcese zurückwies. Tief gekränkt, sich von dem, welchem er eine unbeschränkte Gewalt hatte übergeben wollen, anstatt des Dankes, mit Verbannung belohnt zu sehen, verfiel der Cardinal vor Schmerz in eine Krankheit und starb zwei Monate darnach. Wie Karl nachher dennoch auf der ihm von Ximenez hinterlassenen Grundlage sein Regierungssystem in Spanien aufbaute, wird unten in der spanischen Geschichte weiter angegeben werden.

Anderthalb Jahre nach der Huldigung der Spanier (die am 7. Jan. 1518 Statt hatte) erfolgte seine Wahl zum deutschen König. In dem Vertrag, den er deßhalb eingehen mußte und der in der Folge den Namen Wahlcapitulation bekam, verpflichtete sich Karl, alle bestehenden Gesetze und Ordnungen des Reichs aufrecht zu erhalten; den Ständen ihre herkömmliche Landeshoheit nicht zu schmälern; ohne ihre (zum wenigsten der Kurfürsten) Einwilligung weder Reichskriege anzufangen, noch fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu führen, noch unnöthige Auflagen zu machen; keine Reichstage deutscher Nation außerhalb des Reiches zu halten; die Reichs- und Hofämter nur mit Deutschen zu besetzen; in öffentlichen Reichs-Verhandlungen und Schriften keine andere als die deutsche Sprache anwenden zu lassen; keinen Reichsstand vor ein Gericht außer dem Reich zu fordern u. a. dgl. — dagegen alle gegen die Fürsten gerichteten Adels- und Städtebündnisse, insbesondere die der „Kaufleute" zu verbieten; den römischen Stuhl zur Zurücknahme der wider die Concordate deutscher Nation gerichteten Maßregeln und zu pünctlicher Haltung dieser Concordate zu vermögen, dabei aber doch als Schirmherr der Kirche den päpstlichen Stuhl zu schützen.

Wiewohl nun die Macht Karl's als Inhabers vieler Königreiche und Herrschaften übergroß zu seyn schien, so war sie es doch wegen der

zerstreuten Lage dieser Länder und wegen der Verschiedenheit der verfassungsmäßigen Gewalt, die er darin besaß, nicht in dem Grade, als es das äußere Ansehen hatte. Zugleich hatte er in Spanien wegen Begünstigung der mitgebrachten Niederländer, welche durch Eigenmächtigkeiten das spanische Nationalgefühl beleidigten, keinen leichten Stand, und ungern sah der spanische Stolz seine Erwählung in Deutschland. Nichts desto weniger nahm Karl freudig die längst erstrebte Wahl und deren Bedingungen an und trat den Weg dahin — aus Mißtrauen gegen die Gesinnung des französischen Königs — zur See über England und die Niederlande an, erschien im Herbst zu Aachen und ward am 22. Oct. 1520 als **Karl der Fünfte** gekrönt, wobei der Papst ihm sogleich den römischen Kaisertitel gewährte. Und da nicht nur die politischen Verhältnisse Deutschlands, sondern auch die große religiöse Aufregung daselbst eine baldige Beruhigung heischten, so schrieb Karl sogleich nach seiner Krönung für das folgende Jahr einen Reichstag nach Worms aus.

Schon im Januar desselben Jahres hatte Luther ein Schreiben an den Kaiser gerichtet, worin er bat, daß man ihn nicht ungehört verdammen möchte. Zwar erhielt er darauf keine Antwort; allein die Haltung seines Kurfürsten, der die innere feste Überzeugung gewann, Luther's Lehre gründe sich auf die Schrift, — und der Umstand, daß ihm die Ritter Sickingen und Schaumburg für den Fall, daß er aus Sachsen weichen müßte, eine Zuflucht auf ihren Burgen boten und Letzterer dabei erklärte, daß noch hundert fränkische Ritter bereit wären, ihn bei sich zu schützen, steigerten seine Kühnheit, mit der er nun im Juli desselben Jahrs seinen „Aufruf an Kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" erließ. Denn darin griff er nicht mehr bloß die Mißbräuche in der römischen Kirche, sondern diese Kirche selbst in ihren Grundfesten an, indem er um des Mißbrauchs willen das Papstthum als Institut völlig verwarf, ja nicht einmal die Existenz desselben „aus menschlichem Rechte" mehr gelten ließ, also daß er sich im Grunde schon mit dieser Schrift öffentlich und entschieden von der Kirche lossagte, weil er dadurch mit dem Grundgedanken der römischen Kirche und der historisch gegebenen Form derselben in den schroffsten Gegensatz trat, der eine Ausgleichung geradezu unmöglich machte.

Luther spricht nämlich in dieser Schrift allen Christen auf den Grund der Taufe, des Evangeliums und des Glaubens, das allgemeine Priesterthum zu: zwischen Laien und Priestern sey kein Unterschied, als der des Amtes, insofern das Priesteramt als solches wohl dazu da sey, zu weihen und andere priesterliche Verrichtungen vorzunehmen, daß es aber nicht im Stande sey, einen innerlich-geistlichen Menschen zu machen; des äußern Amtes dürfe sich freilich Niemand anmaßen, aber es sey ein Ausfluß der Gemeinde, daher müsse der geistliche Stand der weltlichen Obrigkeit unterworfen seyn und diese das Recht haben, sich vergehende Priester zu strafen und abzusetzen. — Man sieht, daß Luther in dieser ersten Zeit der Entwicklung seiner Kirchentheorie in ein Extrem verfiel, von dem er späterhin auf Grund der

Schrift selbst wieder zurückkam. Denn von dem Ideal des allgemeinen Priesterthums ausgehend, dachte er sich freilich die Gemeinde, so wie auch die Obrigkeit in ihrer christlichen Vollendung, und erst als ihn die Erfahrung belehrte, daß die in der Wirklichkeit gegebenen Gemeinden und Obrigkeiten so gar fern von dieser Voraussetzung waren, und daß namentlich seine behauptete Unterwerfung der Kirche unter den Staat späterhin zur Unterdrückung und Verarmung der Kirche führte, gab er die Herleitung des Priesterthums „aus dem Auftrag der Gemeinde" wieder auf; — wie denn überhaupt Manches von dieser ersten lutherischen Kirchentheorie nur Entwurf blieb. Doch blieb jedenfalls der Grundgedanke dieser Schrift, daß nämlich an die Stelle der „Papstkirche" die „allgemeine Kirche" in rein evangelisch gedachter Katholicität zu treten habe, als ein fruchtbarer Keim für spätere Weiterentwicklung. — Die päpstlichen und kirchlichen Mißbräuche wurden übrigens in dieser Schrift mit der ganzen Macht volksthümlicher, durch sittliche Entrüstung geschärfter Beredsamkeit gerügt, wiewohl mehrere seiner Vorschläge zur Abstellung jener Mißbräuche gleichfalls einem Extrem angehörten, das selbst alle diejenigen Anhänger der bestehenden Kirche, welche nur die Reinigung, nicht den Umsturz derselben wünschten, nothwendig abstoßen mußte. Bereits in dieser Schrift nannte er den Papst, als solchen, den Antichrist, und wendete auf ihn die Stelle Theff. 2, 3. 4. an; er spricht ihm selbst den Besitz des Kirchenstaats ab und beschränkt ihn auf Bibel und Gebetbuch, — verwirft somit die Hierarchie in der Wurzel. Kein Wunder, daß dieselbe auch in denjenigen ihrer Träger, welche aufrichtig und ohne eigensüchtige Hintergedanken an eine Berechtigung der hierarchischen Grundidee glaubten und sich Kirche und Kirchenordnung nicht ohne Papst denken konnten, den ernstlichsten Widerstand entgegensetzte, — einen Widerstand, den man wohl von demjenigen unterscheiden muß, der von Solchen ausgieng, welche in den wirklichen, selbst den verwerflichsten Mißbräuchen der Kirche ihres Lebens und Strebens Bedingung setzten. — Bald darauf (im Oct. 1520) ließ er eine zweite Angriffsschrift folgen, die den Titel „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" führte und worin er, auf die Kirchenlehre weiter eingehend, von den sieben Sacramenten der römischen Kirche fünf als nicht schriftgemäß verwarf und nur zwei, nämlich Taufe und Abendmahl (und damals in gewisser Beziehung noch die Buße) als Sacramente anerkannte, obwohl er darin noch manches Einseitige vorbrachte, das er selbst späterhin klarer erkannte und berichtigte.

6. Die päpstliche Bannbulle. Luther von der christlichen Freiheit. Aufforderung der Legaten zu Luther's Auslieferung. Das Gutachten des Erasmus. Luther's Appellation an ein allgemeines Concilium. Verbrennung der päpstlichen Bulle und dadurch ausgesprochene Kirchentrennung.

Inzwischen hatte man in Rom auf Eck's Betrieb schon im Juni 1520 eine Bulle ausgefertigt, welche 41 Sätze aus Luther's Schriften als ketzerische Irrlehren bezeichnete und alle diejenigen, welche sie annehmen würden, mit dem Banne bedrohte, Luthern selbst aber binnen 60 Tagen unter Verheißung sichern Geleits nach Rom beschied, widrigenfalls er als Ketzer mit dem großen Banne würde belegt werden. Diese Bulle sandte Papst Leo durch seine Legaten Caraccioli und Aleander an den Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz, mit dem Auftrag, sie zu vollstrecken. Zu gleicher Zeit aber machte sich Eck nach seiner Rückkehr von Rom ein Geschäft daraus, sich selbst als Verkündiger und Vollstrecker jener Bulle in Sachsen zu benehmen, wodurch er sich, weil er dadurch als Ankläger und Richter zugleich und seine Handlung als Rachsucht erschien,

einen großen Haß zuzog, zumal er die Drohung der Bulle willkührlich auch auf angesehene Freunde Luther's (z. B. auf Karlstadt, Wilibald Pirkheimer, Lazarus Spengler ꝛc.) ausdehnte. Daher wurde er in Leipzig von den Studierenden beschimpft und die Bulle selbst in den meisten Städten Sachsens entweder herabgerissen oder im Anschlage verhindert.

Diese Bulle (Exsurge, Domine!), welche die beiden obgenannten neuern Schriften Luther's noch nicht vor Augen hatte, beklagt im Eingang mit einer gewissen Mäßigung die eingerissenen Ketzereien und erwähnt besonders diejenigen, welche der Feind des Menschengeschlechts unter einigen Leichtsinnigen bei der herrlichen deutschen Nation ausgestreut habe. Leider sey man dort nicht zeitig genug mit den früher bewährten Strafen entgegengetreten und so habe sich das pestilenzialische Gift dieses Irrthums verbreitet, das man nun nicht länger dulden könne. Von den 41 aus Luther's Schriften hervorgehobenen Sätzen werden etliche ketzerisch, etliche irrig, etliche ärgerlich, etliche verführerisch, etliche vor christlichen Ohren unleiblich genannt, ohne jedoch die einzelnen Sätze darnach zu unterscheiden (worüber sich Luther mit Recht beklagte). Viele darunter waren von Luther in einem andern Sinn aufgestellt worden, neben solchen, die allerdings evangelische Wahrheit enthalten. Alle aber ohne Unterschied werden als verpestend verdammt, so daß selbst Sätze wie der 7. Satz, daß „die größte Buße im Nichtmehrsündigen und die beste Buße in einem neuen Leben bestehe", oder wie der 34. Satz, daß „der Grundsatz, Ketzer zu verbrennen, gegen den Willen des h. Geistes sey", unter jenem Prädicate mitbegriffen waren! —

Selbst mancher Bischoff fühlte durch Eck's sich vordrängendes Verfahren sich in seiner Amtswürde verletzt; besonders aber sah sich Miltiz als päpstlicher Nuntius in Sachsen durch jenen Afternuntius zurückgesetzt, und nahm daher, um denselben zu beschämen, die frühern Unterhandlungen mit Luther wieder auf. Wirklich brachte er diesen durch seine Überredungskunst dahin, in einem Schreiben an den Papst noch einmal die Hand zu einer friedlichen Ausgleichung zu bieten. Allein da Luther's innere Stellung zum Papstthum seit seinem ersten Schreiben eine entschieden abgekehrte geworden war, so erhielt dieses neue Schreiben einen Ton, der nicht Versöhnung bewirken konnte, sondern nur größere Erbitterung erregte, zumal Luther dem Briefe sein jüngst verfaßtes Büchlein „von der christlichen Freiheit" beilegte, in welchem er alle von der römischen Kirche bisher angewandten Mittel zur Erzeugung wahren Glaubens für unnütz und kraftlos erklärte.

In diesem Brief an den Papst scheidet er die Person des Papstes von dem Amt desselben, und bezeugt der ersteren eine bloß höfliche Anerkennung, verwirft aber das letztere als eine „Erfindung des Satans" und nennt den römischen Hof ein „Sodom und Babel", die römische Kirche selbst eine Mördergrube und Reich der Sünde und des Todes, worin der böse Geist zu regieren verdiene; es sey aus mit dem römischen Stuhl: Gottes Zorn habe ihn überfallen, denn er sey den allgemeinen Concilien feind, wolle sich nicht reformiren lassen und möge doch sein wüthendes, unchristliches Wesen nicht mindern, und so erfülle er nur, was von seiner Mutter, der alten Babel, in Jer. 51 geschrieben stehe: „Wir haben viel geheilet an Babylon, noch ist sie nicht gesund worden: wir wollen sie fallen lassen!" — Solche Sprache konnte freilich nicht zu dem Ziele führen, das der diplomatische Miltitz erstrebte, so wenig als die in der Schrift „von der christlichen Freiheit" vorkommende Schilderung der hohen Berechtigung eines im vollen Glauben stehenden, seine Seligkeit nicht auf die Werke bauenden Christen

vom Standpuncte des Gegners aus begriffen werden konnte, welcher in der von Luther aufgestellten Lehre den Weg zum Abgrund des Verderbens, zum Umsturz aller sittlichen, kirchlichen und staatlichen Ordnung sah. — Welch eine Freiheit aber und welch einen Glauben Luther meinte, zeigen folgende, den Grundgedanken dieser Schrift enthaltende Stellen: „Ein Christenmensch ist (einerseits) ein Freiherr über alle Dinge; ein Christenmensch (ist anderseits) ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan. Frei ist er durch den Glauben, dienstbar und unterthan durch die Liebe.“— „Der Glaube vereiniget die Seele mit Christo, wie eine Braut mit ihrem Bräutigam: so (daher) werden auch beider Güter, Fall und Unfall, und alle Dinge gemein (-schaftlich), so daß, was Christus hat, das ist eigen (Eigenthum) der gläubigen Seele, was die Seele hat, wird eigen Christi. — — Also wird die Seele von ihren Sünden lauter (rein) durch ihren Mahlschatz, d. i. des Glaubens halber, ledig und frei, und begabt mit der ewigen Gerechtigkeit ihres Bräutigams Christi.“ — Auf diesen Glauben gründet er dann die Liebe, die aus dem Baum wie die Frucht käme, also daß man sprechen könne: „Wohlan! mein Gott hat mir unwürdigem und verdammtem Menschen ohne alles Verdienst, lauterlich umsonst (unentgeltlich) und aus eitel Barmherzigkeit (ge-) geben durch (Christum) und in Christo vollen Reichthum, alle Frömmigkeit und Seligkeit, so daß ich hinfort nichts mehr bedarf, als glauben, es sey also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen unüberschwänglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst thun, was ihm wohl gefällt!“

Übrigens enthält diese Schrift die Grundlage der evangelischen Ethik und Kirchendisciplin.

Den Gegnern Luther's kam es nun vor Allem darauf an, ihm den Schutz seines Landesherrn zu entziehen. Daher suchten die beiden Legaten den Kurfürsten von Sachsen, der gerade zu Köln den von Aachen rückkehrenden Kaiser erwartete, mit Hülfe des päpstlichen Breve's zur Verbrennung der Schriften Luther's sowohl, als auch zur Gefangennehmung oder Auslieferung desselben zu bewegen. Der Kurfürst, in sich zwar solchem Begehren abgeneigt, fragte doch um des Gewissens willen den damals gleichfalls in Köln anwesenden Erasmus um seinen Rath, und dieser fiel dahin aus, daß der Kurfürst den Legaten erklärte, erst müsse Luther's Sache von frommen und gelehrten Schiedsrichtern geprüft und aus der Schrift widerlegt werden, ehe dem gestellten Ansinnen willfahrt werden könne. Zwar wendeten sich die Legaten nun an den Kaiser, der auch wirklich für seine burgundischen Lande den Befehl gab, Luther's Schriften zu verbrennen; allein zu einem Haftbefehl verstand er sich nicht, da er wohl bemerkte, daß bei der allgemein herrschenden Stimmung in Deutschland gegen den römischen Stuhl an keine Ausführung zu denken war.

Erasmus hatte in seiner Unterredung mit dem Kurfürsten anfangs scherzend geäußert, Luther habe in zwei Dingen gefehlt, daß er nämlich dem „Papst an die Krone und den Mönchen an den Bauch gegriffen“ habe; äußerte sich aber dann alles Ernstes, daß die Grundursache des Streites in dem Haß der Mönche gegen die aufstrebende Wissenschaft liege, welche die Herrschaft derselben zu zerstören drohe; was Luther'n betreffe, so sey derselbe noch nicht gehörig widerlegt worden, und die gegen ihn — vor aller gründlichen Untersuchung angewandte Härte sey ungerecht und unklug, und zieme sich für den Statthalter Christi nicht: man solle ein Schiedsgericht von angesehenen, klugen und unverdächtigen Männern, Gelehrten und

dreien Fürsten (dem Kaiser Karl, dem König von England und dem König von Ungarn) niedersetzen und nach deren Ausspruch den Mann beurtheilen. Des Papstes Ansehen verliere nichts, wenn er solchem Schiedsgerichte etwas von seinem Rechte abgebe zum Besten der evangelischen Wahrheit und des Friedens der Christenheit. Beliebe man kein Schiedsgericht, so stelle man ein allgemeines Concilium an, das ohnehin der Kirche vielverderbter Zustand fordere. — Da Erasmus dieses Gutachten auch schriftlich abgegeben hatte, kam ihn eine Furcht vor dem Legaten Aleander an und er forderte es wieder zurück! allein Kurfürst Friedrich gab es nicht mehr heraus und benützte es, um den Kaiser für den bevorstehenden Reichstag in Luther's Sache günstig zu stimmen.

Während so — zum Theil durch des Erasmus Gutachten — die Wirkung der Bulle entkräftet wurde, ließ Luther die Bulle selber mit einer Gegenerklärung drucken und wiederholte am 17. November — dem von Martin V gegebenen und von Pius II verschärften Verbote zuwider — seine schon zwei Jahre zuvor eingelegte, jetzt aber noch in gerichtlicher Form ausgestellte Appellation an ein allgemeines, freies Concilium, in welcher er in der kühnsten Sprache den Papst als einen ungerechten Richter, als einen Irrlehrer und Ketzer, als einen Widersacher und Unterdrücker der h. Schrift, als einen Verächter und Lästerer der christlichen Kirche und eines freien Conciliums darstellte.

In seiner Schrift „Wider die Bulle des Antichrist's" macht er darauf aufmerksam, daß es Rom nicht um die Wahrheit, sondern nur um den Schein zu thun sey: „Sie geben mir allesammt (Cajetan, Miltitz, Eck) Zeugniß darinnen, daß ich recht gethan, daß ich den Ablaßpredigern widerstanden habe, und bekennen, daß jene haben unrecht und falsch gepredigt, das arme Volk schändlich verführt und an Leib und Seele beschädigt. Dennoch ist Niemand zu Rom, der dieselben citirt, bannet, straft, treibt zu widerrufen! Hier ist Niemand, der für die Wahrheit emsig ist! Da kann man keine Bullen machen! Die gehen alle frei und ledig aus!" — In Betracht des Gebots, seine Bücher zu verbrennen, sagt er, das Bücherverbrennen sey so leicht, daß es auch Kinder thun könnten, geschweige der h. Vater und seine Hochgelahrten, denen es fein anstände, wenn sie etwas mehr Kunst bewiesen, als Bücher verbrennen. „Überdieß darf ich, fährt er fort, auf mein Gewissen sagen, daß ich nichts Lieberes haben möchte, denn aller meiner Bücher Untergang, welche ich auch nur darum habe ausgehen lassen, die Leute vor solchem Irrthum zu warnen und in die Biblien (in die h. Schrift) zu führen, damit man derselben Verstand erlangete und dann meine Büchlein verschwinden ließe." — Und damit man nicht wähne, er wolle durch diese Schrift sich Andere zum Beistand gewinnen, sagt er: „Es soll Jedermann wissen, daß er mir keinen Dienst daran thut, so er die frevelige, ketzerische, lügenhaftige Bulle verachte, wiederum keinen Verdruß, ob er sie hochachte. Ich bin von Gottes Gnaden frei, darf und will mich der Dinge keines weder trösten, noch entsetzen. Ich weiß wohl, wo mein Trost und Trotz stehet, der mir wohl sicher steht vor Menschen und Teufeln; Ich will das Meine thun; ein Jeglicher wird für sich antworten an seinem Sterbetage und am jüngsten Tage, und dann meiner treulichen Warnung wohl inne werden."

Daß namentlich in dieser Schrift Stellen vorkommen, die als eine Aufforderung zu gewaltsamem Umsturz des römischen Kirchenwesens gedeutet werden können, ist nicht zu läugnen; denn in der festen Überzeugung, daß seine Schriften neben menschlichen Irrungen und Gebrechen dennoch den Kern der evangelisch-apostolischen Lehre enthielten, die man sonach in der Bulle mitverdamme, hält er das Papstthum für vertilgungsreif, und ruft aus: „Wird der Papst diese Bulle nicht widerrufen und verdammen, so soll Niemand daran zweifeln, der Papst sey Gottes Feind, Christi Verfolger,

der Christenheit Verstörer und der rechte Antichrist: denn bisher ist es noch nie gehört, daß Jemand den christlichen Glauben verdammt habe, wie diese höllische, verfluchte Bulle thut!" — Alle diese und andere gewaltigen Ausbrüche zorniger Entrüstung sollen auch keine andere Entschuldigung finden, als sie die Heftigkeit seines Temperaments und die Größe des außerordentlichen Kampfes an die Hand giebt, in welchen er zur Wahrung des vom Pharisäismus mißbrauchten Heiligsten gestellt worden ist.

Angekommen auf dieser Höhe subjectiver Entgegensetzung, aber dabei seines Rechtes völlig gewiß, that Luther auch den letzten formellen Schritt zur Lossagung von der bisherigen Kirchengemeinschaft. Auf die Nachricht, daß man seine Schriften in Köln und an andern Orten verbrannt hatte, gieng er am 10. Dec. 1520, nach geschehenem Anschlag an's sog. schwarze Brett, im Geleite von Magistern und Studenten vor das Elsterthor, und nachdem dort einer der Magister einen Holzstoß errichtet und die canonischen Bücher nebst Eck's und Emser's Schriften darauf gelegt und dann das Ganze angezündet hatte, warf Luther die päpstliche Bulle mit den Worten in's Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Es war dieß unläugbar eine Gewalthandlung des Eifers, die um so auffallender erschien, da Luther kurz vorher das Verbrennen seiner Bücher für ein gewaltsames Verfahren des Gegners erklärt hatte. Daher suchte er sie sogleich in einer Druckschrift dadurch zu rechtfertigen, daß er aus den canonischen Rechtsbüchern, die er mit verbrannt hatte, 30 Sätze über den päpstlichen Primat als schriftwidrig aushob, worauf er seine Rechtfertigung mit den Worten schloß: „So wie sie mir gethan, so habe ich ihnen gethan!" wobei ihm freilich wiederum entgieng, daß er in derselben Schrift kurz vorher die Lehre von der Vertreibung der Gewalt mit Gewalt als eine unchristliche dargestellt hatte.

Hiedurch wurde die Kirchentrennung auch zur äußern Thatsache, die Losreißung eines großen Theils der Christenheit von Rom entschieden und die Brücke zur Rückkehr dahin abgebrochen, — ein Schritt, der für die Kirche Christi überhaupt, insbesondere für die Entwicklung einer einzig auf das Evangelium gegründeten Kirche von den zerstörendsten Folgen gewesen wäre, wenn nicht bereits in dem vorausgegangenen Kampfe die positive Grundlage der Kirche gerettet und abermaliger Vernachlässigung, Verkümmerung oder Entstellung entzogen worden wäre. Auch würde Luther'n der Vorwurf des Frevels von allen Seiten treffen müssen, wenn er jenen gewaltigen Schlag in das seit einem Jahrtausend nicht ohne providentielle Leitung aufgeführte „Kunstwerk des menschlichen Geistes" nicht in der vollsten, felsenfesten Überzeugung gethan hätte, daß das Papstthum „aus menschlicher Willkühr entstanden und eine dem Worte Gottes widerstrebende Macht geworden" sey.

„Wir glauben fest, schreibt er an Joh. Langen, daß das Papstthum des wahren und leibhaften Antichrist's Stuhl sey, und meinen, wir dürfen um der Seelen Heil willen Alles wider seinen Betrug thun. Meines Orts bekenne ich, daß ich dem Papste keinen Gehorsam schuldig sey, als den, welchen ich dem Antichrist schuldig bin.'

Aus dieser Glaubensüberzeugung holte er sich seine Berechtigung

zum Widerstand und Angriff auf das bestehende Kirchensystem und Kirchenregiment; nur dieser sein unerschütterlicher Glaube gab ihm die Kraft, mitten in den Stürmen, die dem Zusammensturz jenes, allerdings in seiner sinnreichen geistigen Architectonik bewundernswürdigen Kunstbau's folgten, mit ruhigem, ja freudigem Gewissen festzustehen. Denn wenn er auch die historische Bedeutung jenes Gesetzthums, das in Ähnlichkeit der in Matth. 21, 33 vorkommenden Umzäunung, zur Bewahrung des Christglaubens aufgebaut wurde, erkannt und anerkannt hätte, so war es ihm doch ausgemacht, daß aus diesem Bau der Geist entflohen und daß zur Erhaltung der ewigen Wahrheit einzig das geschriebene Wort Gottes und der Gottesgeist, welcher durch dasselbe in den ihm unbedingt sich hingebenden Menschenherzen wirket, hinreichend sey.

Die Frage daher, ob das, was dieser That zu Grunde lag, Wahrheit oder Irrthum sey, beantwortet sich je nach dem Standpunct, den der Beurtheilende einnimmt. Dem Einen wird die auf diesem Wege erstrebte Reformation als Abfall von der Wahrheit, dem Andern als von Gott zugelassene Befreiung von einem die Wahrheit hemmenden Joch erscheinen. Wenn aber Beide gegeneinander noch so hitzig streiten, so werden doch Beide, wenn auch ein Jeder in seiner Weise und mit seinen Mitteln, stets gegen denjenigen Dritten sich kehren, der, diesen Geisterkampf unredlich benützend, auch die Abschüttelung des sanften Joches Christi und die Wegwerfung der Seile und Bande der gottgewollten und gottgewirkten Zucht des Geistes erstrebt, um ohne Christus die Autonomie des der Selbstsucht fröhnenden Ich's aufzurichten. Nicht in der Losgebundenheit vom Mittelpunct des christlichen Glaubens suchte der Reformator die Freiheit; diese war ihm vielmehr einerseits Gewißheit der durch den Glauben wiedererlangten Gemeinschaft mit dem in Christo versöhnten Gott und unbedingte Untergebung unter dessen heiligen, in seinem Worte geoffenbarten Willen, anderseits (und zwar aus eben jenem Grunde) war sie ihm Unabhängigkeit von allem menschlichen, nicht auf diesem Worte Gottes gegründeten Gesetz, Befreiung von aller äußerlich zwingenden, willkührlich gemachten Satzung und Autorität. Die Autonomie, die er in Anspruch nahm, ruhte auf „Theonomie" und wollte sich nur in den Schranken göttlicher Offenbarung und Ordnung bewegen. Wo er oder einer der Seinen im Einzelnen dagegen aus menschlichem Eifer irrte und fehlte, da mußte er oder mußten sie es früher oder später immer selbst büßen, gleichwie auch die von ihm verworfene Hierarchie die Folgen der Fehlgriffe empfunden haben mußte, die sie je und je gemacht hatte. Von dieser Seite betrachtet ist der Riß, welcher durch jenen verhängnißvollen Schritt Luther's in die ganze abendländische Christenheit geschah, weil er durch fast alle innern und äußern Lebensverhältnisse hindurchgeht, für beide getrennte Theile eine fortwährende ernste Mahnung zur Buße.

Wenn von da an allenthalben die an das Beispiel eines so kühnen Glaubensmannes sich haltende Opposition gegen das „alte" Kirchthum noch heftiger und rückhaltloser auftrat, also daß plötzlich Schmähschriften in großer Zahl gegen die Päpstlichgesinnten durch ganz Deutschland flogen, so kam dieß großentheils von jener schon erwähnten Einmischung und Angesellung des in der Abkehr von Christus selbst lebenden Zeitgeistes her, der diese Bewegung für seine unheiligen Zwecke auszubeuten suchte. Bald wagte es fast Niemand mehr, für den Papst und seine Sache das Wort zu ergreifen, und Eck klagte späterhin über diejenigen,

welche im Besitze der besten kirchlichen Pfründen, die sie dem römischen Hofe zu danken hatten, sich „wie stumme Fische" benahmen. Aber auch Luther, obgleich er noch immer unter diesen verschiedenartigen Beifallsstimmen die echten von den unechten nicht immer unterscheiden konnte, mußte später bei weitergehender Erfahrung klagen, daß so Viele von denen, die seiner Sache zufielen, die evangelische Freiheit nur zum Deckel der Bosheit nahmen und aus ihr eine zügellose Freiheit des Fleisches machten. Gegen diese glaubenslose Masse, deren unevangelisches Treiben den Gegnern als unmittelbare Folge der Reformation erschien, kämpfte Luther sein Leben lang mit eben so heftigem Unmuth, wie gegen die „Papisten", und wenn er in seiner Weise in dem Papste den „Antichrist" sah, so erschien ihm nicht minder die Rotte der falsch-evangelischen Christen als „vom Teufel besessen."

7. Der Reichstag zu Worms. Die Beschwerden der Reichsstände gegen den päpstlichen Stuhl. Vorladung Luther's. Dessen Reise nach Worms. Luther vor dem Reichstag. Vergebliche Unterhandlungen über den Widerruf. Luther's Abreise. Das Wormser Achtsedict. Luther in Sicherheit auf der Wartburg.

Mit dem Anfang des Jahres 1521 wurde der Reichstag zu Worms eröffnet, auf dem die Errichtung des kaiserlichen Regiments im Reich, die Wiederherstellung des Reichskammergerichts, die Bewilligung ständischer Beihülfe zum bevorstehenden Kampf mit Frankreich, der voraussichtlich in Italien geführt werden mußte, endlich hauptsächlich die Mittel zur Unterdrückung der kirchlichen Bewegung besprochen werden sollten. Am meisten war man gespannt, auf welche Seite sich der neue Kaiser in der Kirchenfrage wenden werde. Aber Karl war noch jung, mit dem Wesen und der Sprache der Deutschen völlig unbekannt und zugleich der Beihülfe des Pastes sowohl bei seinem bevorstehenden Römerzuge, als auch in seiner Stellung zu den spanischen Ständen bedürftig. Diesen Ständen zu Gunsten hatte der Papst kurz vorher eine Milderung der Inquisition, die in Spanien dem weltlichen Regimente zum Werkzeug diente, empfohlen, so daß Karl dadurch seine dortige Regierung gefährdet sah. Er drang daher beim Papste auf Zurücknahme des Milderungsbreve's und dieser gewährte sie für Karl's Beistand gegen Luther's Lehren, denen außer dem Kurfürsten von Sachsen schon auch der Landgraf Philipp von Hessen und der Markgraf Albrecht von Brandenburg zugeneigt waren.

Luther's Bitte in jenem frühern Briefe an den Kaiser, daß man weder die Wahrheit, noch die Lüge unverhört und unüberwunden verdammen möchte, war indeß durch den Kurfürsten Friedrich so kräftig unterstützt worden, daß der Kaiser auf seiner Reise nach Worms versprach, die Sache solle auf dem Reichstag untersucht werden, und daß er den Kurfürsten aufforderte, Luther'n mit dahin zu bringen. Allein kurz

darauf ließ sich der Kaiser durch die Vorstellung der päpstlichen Legaten, daß einem Gebannten kein Gehör mehr gebühre, zur Zurücknahme jener Weisung bewegen, und befahl, daß Luther in Wittenberg bleiben solle, bis er widerrufen haben würde. Um jede Unterhandlung des Reichstags mit Luthern unmöglich zu machen, hatte der Legat Aleander bereits eine neue Bulle (v. 3. Jan. 1521) von Rom erwirkt, in welcher nunmehr ganz unbedingt der große Bann über Luther's Person, so wie über alle seine Beschützer und Anhänger ausgesprochen und allen Geistlichen und Mönchen befohlen war, „gegen Martin und seine schändliche Ketzerrotte" zu predigen. Aber weder die starken Ausdrücke in dieser Bulle, noch die feierliche Rede Aleander's in der Reichsversammlung zur Hintertreibung einer mit Luther anzustellenden Vernehmung, noch des Kaisers Antrag zur allgemeinen Verbrennung der lutherischen Schriften machten auf die Stände den gehofften Eindruck. Sie stellten in ihrem Gutachten dem Kaiser vor, wie gefährlich es bei der herrschenden Stimmung in Deutschland wäre, wenn Luther ungehört verdammt würde, und trugen auf die Vorladung desselben und auf ein sicheres Geleite dazu an. Diesen Antrag mußte der Kaiser um so eher beachten, da sämmtliche Reichsstände — unter ihnen selbst der eifrig katholische Herzog Georg von Sachsen — eine Beschwerdeschrift gegen den päpstlichen Stuhl eingereicht hatten.

Der in dieser Ständeschrift enthaltenen Beschwerden (gravamina) waren hundert und eine. Sie enthielten unter andern Klagen auch die, daß der Papst die Rechte Deutschlands nicht achte, geistliche Ämter an unfähige Menschen vergebe, ja oft um hohen Preis verkaufe, sich die Vergebung der Sünden bezahlen lasse, indem „päpstliche Heiligkeit täglich so viel Indulgenz und Ablaß in deutsche Nation schicke, daß die armen Einfältigen verführt und durch Behendigkeit um ihre Baarschaft bethört" würden. Auch klagten sie über den „unleiblichen" Mißbrauch des Banns und nannten es „eine Blutsaugerei, daß oft um 4 oder 8 Kreuzer willen mit dem Banne gedroht" würde. — Herzog Georg ließ überdieß noch 12 besondere Klagepuncte vorlegen, worin er sich über den Unfug des Ablasses und über die schlechten Sitten der Geistlichkeit mit starken Ausdrücken beschwerte und auf Berufung eines allgemeinen Conciliums drang.

Es wurde daher Luther zur persönlichen Erscheinung auf dem Reichstag aufgefordert und ihm am 6. Mai ein in jeder Beziehung richtig formulirter Geleitsbrief, worin das Reichsoberhaupt den vom Kirchenoberhaupt Verfluchten das herkömmliche Prädicat „Ehrsamer, Lieber und Andächtiger" zukommen lassen mußte, sammt noch andern vom Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Johann, vom Herzog Georg und Landgraf Philipp ausgestellten Geleitsbriefen durch einen Reichsherold zugesendet. Nun ließ sich Luther durch keine Vorstellungen seiner Freunde von dieser gefährlichen Reise abhalten: denn er sah in dieser Berufung vom Kaiser eine unzweifelhafte „Berufung von Gott", auf dessen Schutz er mehr vertraute, als auf den der Menschen.

„Wollen sie, schrieb er an Spalatin, die Sache mit Gewalt handeln, so ist die Sache Gott zu befehlen: (denn) der lebt und herrschet noch, der die drei Männer im Feuer-

ofen erhalten hatte. — Will er mich aber nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf eine schlechte Sache, wenn derselbe gegen Christum gehalten wird: denn hier muß man auf keines Menschen Gefahr sehen, sondern nur darauf achten, daß wir nicht das Evangelium den Gottlosen zur Verspottung stecken lassen, und uns scheuen, unser Blut dafür zu vergießen. — Versehet Euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde!"

Luther's Reise nach Worms (vom 2. bis 16. April) glich einem Triumphzug, weil Jedermann begierig war, den Mann zu sehen, der es gewagt hatte, sich dem Papst und seiner ganzen Macht entgegenzusetzen, um sie zu brechen. In Erfurt holte ihn die ganze Universität, der Magistrat und die Bürgerschaft feierlich ein und noch an mehreren andern Orten widerfuhr ihm dieselbe Ehre, und wo er, von dieser allgemeinen Stimmung gehoben, predigte, hinterließ er einen mächtigen Eindruck. Auch an neuen Warnungsstimmen, sich nicht in diese Gefahr zu begeben, fehlte es nicht und bereits in der Nähe von Worms ließ selbst Spalatin ihn warnen, die Stadt zu betreten. Aber Luther antwortete ihm unerschrocken: „Wenn so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein!" Und so fuhr er am 16. April auf einem offenen Wägelein in seiner Mönchskutte unter ungeheuerm Zulauf des Volkes in Worms ein und stieg in des Herzog Friedrich's Herberge ab, wo er gleich bis in die Nacht hinein von Fürsten, Grafen und Herren besucht wurde. Tags darauf, den 17., Nachmittags 4 Uhr, ward er vom Reichsmarschall von Pappenheim und einem Ehrenherold in das Rathhaus vor die Reichsversammlung geleitet.

Obgleich seine Begleiter den Gang dahin durch Nebenstraßen machten, um den Unannehmlichkeiten des Volksgedränges auszuweichen, so waren doch alle Dächer und Häuser mit Menschen besetzt, um Luther'n zu sehen und die zudrängende Menge mußte durch Trabanten vom Eindringen in's Rathhaus abgehalten werden. Vor dem Eintritt in den Rathssaal klopfte der alte Feldherr Georg von Frundsberg Luthern auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, desgleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sey getrost: Gott wird dich nicht verlassen!" — Seine Persönlichkeit selbst imponirte nicht, da er damals noch mager und bleich und von der Reise und den vielen in der Herberge erhaltenen Besuchen abgemattet, dazu bei dem Anblick der glänzenden Reichsversammlung etwas befangen war.

Als er vor Kaiserlicher Majestät, den Kurfürsten und allen Ständen des Reichs durch den Dr. Eck, als erzbischöfflichen Official und kaiserlichen Orator, befragt wurde, ob er erstens alle seine, hier vorliegenden Bücher und Schriften, als von ihm ausgegangen, anerkennen, und zweitens, ob er sie widerrufen oder auf seiner Meinung bestehen wolle? fiel der ihm beigegebene Rechtsbeistand, Dr. Schurff, rasch ein, man solle erst die Bücher nach ihren Titeln benennen. Als diesem vorsichtigen Begehren willfahrt worden war, erkannte Luther sie für die seinigen an, bat sich aber in Betreff der zweiten Frage Bedenkzeit aus, um weder „das Wort Gottes", noch „seiner Seele Seligkeit" durch eine unbedächtige Antwort

in Gefahr zu setzen. Diese, Vielen als ein Zeichen von Unsicherheit erscheinende Bitte, so wie die ganze unansehnliche äußere Erscheinung des Mannes machte auf den Kaiser keinen günstigen Eindruck; doch wurde ihm ein Tag zur Überlegung gewährt, jedoch nicht ohne den Vorwurf, daß er ja seit seiner Vorladung Zeit genug zu dieser Überlegung gehabt habe.

Am folgenden Tag um dieselbe Zeit vor die Versammlung geführt, erklärte nun aber Luther zum Erstaunen Vieler, die sich schon auf einen verzagten Widerruf gefreut hatten, mit eben so großer Bescheidenheit als Freudigkeit, in einer langen Rede, und zwar zuerst in deutscher, dann um des Kaisers willen in lateinischer Sprache, daß er das, was er in seinen Büchern vom christlichen Glauben und von des Papstes Tyrannei geschrieben habe, nicht widerrufen könne; nur in Betreff der gegen Privatpersonen gerichteten Streitschriften müsse er frei bekennen, daß er oft heftiger und schärfer gewesen sey, als es sich für einen Lehrer der Religion gezieme: er gebe sich nicht für einen Heiligen aus und wolle seine Natur nicht vertheidigen, aber in Betreff der von ihm erkannten Lehre könne er nicht widerrufen.

„Weil ich ein Mensch und nicht Gott bin, kann ich meinem Büchlein nicht anders helfen, noch sie (anders) vertheidigen, denn mein HErr und Heiland Jesus Christus Seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, von dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Habe ich übel gered't, so beweis't es, daß es böse sey! Hat nun der HErr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugniß wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, — wie vielmehr ich, der ich Erde und Asche (bin) und leichtlich irren kann, soll begehren und erwarten, ob Jemand Zeugniß wider meine Lehre geben wollte? Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sey hohes oder niedriges Standes, wollen Zeugniß geben und mich mit apostolischen und prophetischen Schriften überweisen, daß ich geirrt habe. Alsdann, so ich deß überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit seyn, allen Irrthum zu widerrufen und der Erste seyn, der meine Bücher in's Feuer wirft."

Da ihm aber durch den Official erklärt wurde, daß man nicht mit ihm disputiren könne, sondern daß er rund heraus sagen solle, ob er widerrufen wolle, oder nicht, so erklärte Luther mit Entschiedenheit: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner, noch Zähne haben soll: Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der h. Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde — denn ich gläube weder dem Papst, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widerwärtig sind (sich selbst widersprochen haben) — und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei: so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder

sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Nachdem er diese Rede auf Begehren auch lateinisch wiederholt hatte, ließ man ihn gehen und gab ihm zwei Begleiter mit, bei deren Anblick sich im Vorplatze ein Getümmel erhob und viele Edelleute laut riefen, ob er etwa gefangen geführt werde? worauf Luther sie beruhigte und getrost in seine Herberge zurückkehrte.

Am folgenden Tage hielten die Fürsten mit ihren Theologen Berathschlagungen, kamen jedoch immer nur auf die Nothwendigkeit des Widerrufs zurück. Ohne aber ihr Gutachten abzuwarten, eröffnete der Kaiser, den natürlich die vorübergehende Erscheinung und Rede des Reformators nicht hatte andern Sinnes machen können, den Ständen in einem Schreiben vom 19. April, daß er als Nachkomme deutscher Kaiser, spanischer Könige und österreichischer Fürsten, welche alle die entschiedensten Vertheidiger und Beschirmer der römischen Kirche gewesen, fest entschlossen sey, die Kirche zu erhalten und Leib und Leben, Reich und Herrschaft daran zu setzen, daß dieses Mönches gottloses Vorhaben nicht weiter um sich greife und der deutschen Nation Schande bringe. Er wolle ihn daher nicht weiter hören und gebiete, daß derselbe mit sicherem Geleite zurückgebracht und dann gegen ihn als offenbaren Ketzer verfahren werden solle.

In den Berathungen über dieses Schreiben, äußerten einige Stimmen, daß man den Luther so behandeln solle, wie einst den Hus; allein selbst Herzog Georg von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein erklärten sich gegen diese Meinung, weil Deutschland zu viel Schande und Unrecht aus jenem Verfahren gehabt hätte, als daß die Wiederholung desselben gerathen seyn könnte. Selbst der Kaiser soll eine solche Anmuthung mit den Worten zurückgewiesen haben: „Ich will nicht mit Sigismund erröthen!" und „wenn Treue und Glauben aus der Welt entweichen, so müssen sie bei mir eine Zuflucht haben!" Ja er genehmigte sogar den vermittelnden Vorschlag, Luther'n noch drei Tage weitere Bedenkzeit zu geben, während welcher ein Ausschuß von Fürsten, Bischöffen und Doctoren mit ihm wegen des Widerrufs unterhandeln sollte. Allein Luther's Gewissen hielt sich zu fest durch Gottes Wort gebunden, als daß er hätte nachgeben können. Und als ihn der Erzbischoff von Trier aufforderte, selbst einen Ausweg anzugeben, antwortete er: er kenne keinen andern Rath, als den Gamaliel's: „Ist das Werk aus den Menschen, so wird es bald untergehen; ist's aber aus Gott, so werdet ihr es nicht dämpfen!" Als hierauf einige Doctoren (darunter Peutinger) den Vorschlag machten, die Entscheidung einem Concil zu überlassen, damit der Kaiser eines eigenen Ausspruchs überhoben wäre, — ein Vorschlag, dessen Annahme Luther'n bei der Schwierigkeit, ein Concil zu Stande zu bringen, noch auf weit hinaus unangefochten gelassen hätte, — so wollte sich Luther „in der Aufrichtigkeit seines Gemüths" zu diesem Winkelzug nicht hergeben, sondern bat einfach um seine Entlassung.

Nachdem Luther'n das freie Geleit auf noch 21 Tage erstreckt worden war, machte er sich am 26. April auf den Rückweg, und richtete am zweiten Tag darauf von Friedberg aus ein Schreiben an den Kaiser und eines an die Reichsstände, worin er darthat, daß er nicht widerlegt, sondern bloß verurtheilt sey. Kurz nachher verließ der Kurfürst von

25*

Sachsen den Reichstag, und noch andere Fürsten, darunter der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, folgten seinem Beispiel. Nun erst (am 26. Mai) erschien ein, den vier noch zurückgebliebenen Kurfürsten geschickt abgewonnenes und auf den 8. Mai (als auf einen Tag, da die Versammlung noch vollständig war, zurückdatirtes, von Aleander in höchst leidenschaftlicher Sprache abgefaßtes kaiserliches Edict, worin Luther zur Vollziehung des vom Papste verhängten Bannes in die Acht und Aberacht erklärt, seine Bücher zum Feuer verdammt, ihr Verkauf verpönt und Jedermänniglich geboten wurde, Luther'n nach abgelaufenem Geleit wohlverwahrt an den Kaiser abzuliefern.

Allein dieser Blitz und Schlag traf nicht: denn bereits war Luther durch die Fürsorge seines Landesherrn in Sicherheit. Denn um den Gebannten und Geächteten den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen, ohne ihn öffentlich schützen und dadurch sich gerade gegen Kaiser und Reich ungehorsam zeigen zu müssen, hatte Friedrich der Weise gestattet, ihn heimlich irgend wohin zu bringen, und so ward die Wartburg bei Eisenach sein Bergungsort. Ohnedieß wurde die Acht, ungeachtet der ihr angehängten Strafandrohung gegen die, welche ihm Beistand leisten würden, nirgends in Deutschland beachtet; selbst seine Schriften fanden nur um so mehr Abgang und bloß in Köln und Wien bereitwillige Hände, sie zu verbrennen.

Der geheime Plan des Kurfürsten, Luther'n in Sicherheit zu bringen, war schon zu Worms kurz vor Luther's Rückreise mit demselben verabredet worden. Auf dieser Rückreise wurde Luther in allen Orten, durch welche er kam, selbst in Abteien, mit Ehren empfangen, und wo sich Gelegenheit gab, predigte er, ohne sich an das kaiserliche Verbot zu kehren, weil er hierin nur Gott gehorchen zu müssen glaubte. Als er von Möhra aus, wo er Verwandte besucht hatte, am 4. Mai vor Walters hausen (in Thüringen) ankam, schickte er seine Reisegefährten in dieses Städtchen voraus und nur Nicolaus von Amsdorf war bei ihm im Wagen. Eben fuhren sie in einem Hohlwege, da sprengten zwei Edelleute mit ihren Knechten herbei und fielen den Pferden in die Zügel, rissen Luther'n scheinbar gewaltthätig aus dem Wagen und ließen ihm Reiterkleidung anlegen. Dann setzten sie ihn auf ein Pferd und ritten mit ihm in der Nacht auf die Wartburg. Dort mußte er sich unter dem Namen Junker Georg (Jörgen) verborgen halten, bekam Bücher und Schreibmaterialien und Kost und Pflege vom Schloßverwalter. Der Kurfürst selbst wußte diesen seinen Aufenthalt nicht und wollte absichtlich nicht darum wissen. In Deutschland aber verbreitete sich das Gerücht, Luther sey durch Mord aus dem Wege geräumt worden, nun wurde von den Meisten geglaubt. Die Trauer darüber sprach Albrecht Dürer von Nürnberg, der zu Luther's entschiedenen Bewunderern gehörte, in seinem Tagebuch mit den Worten aus: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende!" — Späterhin wurde zwar Luther's Aufenthalt bekannt, doch ohne ihm Gefahr zu bringen, da Niemand den Bann und die Acht berücksichtigte.

8. Des Kaisers Entfernung aus Deutschland. Das deutsche Reichsregiment. Ferdinand Statthalter. Leo's Tod und Hadrian's VI fruchtlose Reformbestrebungen. Die 100 Beschwerden der Reichsstände. Tod Hadrian's. — Luther's Thätigkeit auf der Wartburg. Positivere Begründung seiner reformatorischen Wirksamkeit.

Nach dem Schlusse des Reichstags begab sich der Kaiser auf lange Zeit nach Spanien und überließ die Regierung der deutschen Lande dem vom Reichstag angeordneten Reichsregimente, d. i. einem Collegium von Reichsständen, worin der Kaiser durch einen Statthalter in der Person seines jüngern Bruders Ferdinand mit zwei Räthen, und das Kurfürstencollegium durch einen der Kurfürsten mit fünf Räthen, desgleichen die übrigen Stände durch einen geistlichen und weltlichen Reichsfürsten, einen Grafen, einen Prälaten, zwei Städteabgeordnete und sechs Ritter und Doctoren vertreten waren, und das zu Nürnberg seinen Sitz hatte. Es hatte jedoch eine sehr beschränkte Gewalt, indem es in wichtigen Fällen an das Kurfürstencollegium oder an einen ohne den Kaiser abzuhaltenden Reichstag gebunden war, indeß der Kaiser sich in den wichtigsten Angelegenheiten die eigene Entscheidung vorbehielt.

Dieses Reichsregiment konnte demnach schon wegen Mangels an freier Bewegung und an hinreichenden Vollziehungsmitteln gegen Luther und seinen Anhang nicht viel ausrichten, am wenigsten da, wo die Behörden der einzelnen Länder für Luther gestimmt waren. Dazu kam, daß Ferdinand, erst 18 Jahre alt, in Spanien erzogen und ohne Kunde der deutschen Sprache war, so daß ihm Pfalzgraf Friedrich als Gehülfe beigeordnet werden mußte, der noch dazu nachher sich als ein Freund der Reformation erwies.

So erfolgte weder von Seite des Kaisers, der acht Jahre lang in Spanien blieb, noch von Seite des Reichsregiments etwas wesentlich Hemmendes, und da auch Leo X in diesem Jahre starb, und sein Nachfolger, der edle und redliche, aber staatsunkluge Hadrian VI, ein geborner Deutscher, bei seinem übrigens wohlgemeinten Streben, selbst eine Reformation und zwar zunächst des päpstlichen Hofes vorzunehmen, es weder den Deutschen, noch den Italienern zu Dank machte: so konnte die von Luther begonnene Reformation sich immer weiter ausbreiten, und des Spaniers Valdez' Weissagung, daß der Achtspruch, den man an Leo's Hof für das „Ende der Tragödie" angesehen hatte, nicht das Ende, sondern erst der Anfang derselben seyn werde, gieng in Erfüllung.

Hadrian VI, geboren zu Utrecht, Sohn eines Handwerkers, gebildet unter Hegius zu Deventer, nachher zu Paris, war zuerst Professor der Theologie an der Universität Löwen, wurde wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit Lehrer Karl's V, dann zum Bischoff von Tortosa und Cardinal erhoben und im Januar 1522 zum Papst erwählt. Als solcher bildete er mit seiner schlichten Einfalt, geringen Weltbildung und völligen Unbekanntschaft mit der Politik und Diplomatie gegen den feinen, in allen Kirchenregierungskünsten gewandten Leo den größten Contrast. Er erkannte viele Gebrechen der Kirche (wie er denn selbst noch früher als Luther, den Mißbrauch des Ablasses angegriffen hatte) und fühlte sich berufen, vor Allem die Miß-

bräuche am päpstlichen Hofe abzustellen, um dadurch, wie er glaubte, den Klagen der Gegner allen Grund, somit der lutherischen Reformation, die ihm auf seinem theologischen Standpuncte nichts desto weniger als eine verdammenswerthe Ketzerei erschien, allen Boden zu entziehen. Er machte daher an seinem Hofe die äußersten Einschränkungen, lebte ganz zurückgezogen und streng ascetisch, bewies sich allen schöngeistigen Bestrebungen abhold (indem er z. B. beim Anblick der nicht lange zuvor (1506) aufgefundenen, vom Papst Julius II angekauften Gruppe des Laokoon gleichgültig sagte: „das sind Götzenbilder der Alten!") und fieng an, alle auf Gelderwerb gerichteten hierarchischen Einrichtungen zu beschränken, und bei vorkommender Gelegenheit die Ämter mit frommen und gelehrten Männern zu besetzen. Dadurch zog er sich den Spott und Haß der Italiener zu. Cardinal Pucci erklärte ihm geradezu, es sey eine vergebliche Hoffnung, die Lutheraner durch eine Reform des päpstlichen Hofes zu bekehren, vielmehr würde dieses Verfahren ihren Behauptungen in den Augen des Volkes nur noch mehr Gewicht geben und sie gewissermaßen bestätigen.

Hadrian ließ sich in seiner Weise zu reformiren nicht irre machen; ja als sich im Jahr 1522 die deutschen Reichsstände zu Nürnberg versammelten, ließ er daselbst durch seinen Legaten einen Vortrag halten, in welchem er in der unumwundensten Sprache das Verderbniß der herrschenden Kirche, das von dem Haupt zu den Gliedern gedrungen sey, bloßlegte und eine gründliche Reformation versprach, dagegen aber von den Ständen forderte, zur Unterdrückung der lutherischen Ketzerei mitzuwirken. Allein gerade dieses ehrliche päpstliche Bekenntniß ermuthigte die Reichsstände, sich gegen den päpstlichen Stuhl in 100 Artikeln über die, von Seite Rom's, durch vielfache Verletzung der Concordate bewiesene Mißachtung der deutschen Kirche zu beschweren und auf ein freies Concil auf deutschem Boden, und zwar in einer ansehnlichen Stadt, anzutragen.

Die Unzufriedenheit der Italiener mit diesem Papste stieg dadurch nur noch höher: er wurde von allen Seiten mit Schmähschriften überhäuft und jede seiner noch so gutgemeinten Absichten hintertrieben, so daß der edle Mann, von Kummer gedrückt, schon am 14. Sept. 1523 starb und als Beweis dasteht, daß es selbst nicht in des Kirchenoberhaupts Macht allein lag, eine Besserung der Kirche und des Papstthums zu Stande zu bringen.

Er erhielt von seinen wenigen Freunden die Grabschrift: „Hier liegt Hadrian VI, der es für das größte Unglück gehalten, daß er regierte!" — Und ein späteres Denkmal, das ihm der einzige Cardinal, den er ernannt hatte, errichten ließ, enthielt die von Hadrian selbst oft im Munde geführten Worte: „Wie viel kommt es auch für den besten redlichsten Mann darauf an, in welche Zeit sein Leben fällt!"

Unterdessen war Luther auf der Wartburg nicht müßig gewesen. In der Stille des Asyls, in dessen Beschränkung sein an beständige Thätigkeit gewöhnter Geist sich ungern fügte, konnte er den Grundgedanken seines Lebens desto innerlicher verarbeiten, und bald sollte die Welt erfahren, daß der Todtgeglaubte noch lebe und seine Wirksamkeit nicht minder groß wäre. Denn von diesem „Patmos" aus, wie er seinen Aufenthalt nannte, setzte er sein Reformationswerk dadurch fort, daß er nicht nur Briefe und

Abhandlungen ausgehen ließ, sondern auch das Neue Testament zu übersetzen begann, ja überhaupt den Plan zur Übersetzung der ganzen heiligen Schrift aus den Grundsprachen faßte, — einen Plan, den er in der Folge auch ausführte (K. 4, 9).

Welch' eine Gewalt das Wort des gebannten und geächteten Mannes selbst aus seiner Verborgenheit heraus auf manchen Gegner übte, beweis't seine Schrift „Wider den Abgott zu Halle." Diese wurde dadurch veranlaßt, daß der leichtsinnige Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz die Abwesenheit Luther's benützte und, auf Acht und Bannbulle sich stützend, in Halle, wo er auch ein Hoflager hatte, von Neuem den Ablaß in alter Weise predigen ließ, worauf ihm Luther in einem derben Briefe drohte, daß er, wenn er den Ablaßunfug nicht sogleich abstellen würde, jene Schrift wider ihn werde drucken lassen, um zu zeigen, welch' ein Unterschied „zwischen einem Bischoff und einem Wolfe" sey. Wie ein Schulknabe vor seinem Zuchtmeister erschrocken, stand der Kur-Erzbischoff unverweilt von seinem Beginnen ab und versprach in seiner Antwort an Luther, sich „dergestalt zu halten und zu zeigen, wie es einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zustehe." Luther erkannte wohl, daß dieses nur die Sprache der Heuchelei war, und machte darüber dem Beichtvater desselben Capito, der ihm diese Antwort an die Hand gegeben hatte, ernste Vorwürfe. — Zu den Schriften, die Luther auf der Wartburg schrieb, gehört auch die Schrift über die Beichte, die Schrift über Klostergelübde, seine Kirchenpostille und die Auslegung einiger Psalmen.

So entgieng Luther durch seinen Aufenthalt in jener Abgeschiedenheit auch der Gefahr einer verderblichen Wendung seiner innern Entwicklung, in so fern seine durch die Hitze des Kampfes in die äußerste Spannung versetzte Seele, wenn sie nicht durch jene völlige Hingebung an den göttlichen Stoff der Schriftoffenbarung zu tieferer positiver Begründung geistlicher Erkenntniß gelangt wäre, leicht hätte nur beim Niederreißen bleiben und nicht zum Aufbauen kommen können, — leicht sich hätte in subjectiver Einseitigkeit verlieren und die andere objective Seite der christlichen Wahrheit sich ihm völlig verschließen können. Denn bis dahin hatte ihm sein vorherrschender Kampf gegen Hierarchie und schädliche Menschensatzung die Wichtigkeit des objectiven Daseyns der sichtbaren Kirche und deren innern Zusammenhang mit der unsichtbaren vielfach übersehen lassen, und aus diesem schiefen Sehwinkel subjectiver Auffassung heraus war ihm so manches maßlose Urtheil entschlüpft, das bei näherem Eingehen in die heil. Schrift und bei der weitern Fortbildung des daraufgegründeten Reformationsprincips theils von ihm selbst, theils von den ihm treugebliebenen reformatorischen Freunden berichtigt wurde.

Selbst Melanchthon, der in dem gleichen Jahre (1521) durch seine Loci communes rerum theologicarum d. i. durch ein unmittelbar aus der heil. Schrift zusammengestelltes Lehrgebäude des christlichen Glaubens die Reformation förderte, faßte in der ersten Ausgabe derselben einseitig nur die Lehre von der Sünde, vom Gesetz und Evangelium ꝛc. in's Auge, während er die Lehre von Gott, der Schöpfung, der Menschwerdung ꝛc. übergieng. Auch er blieb in diesem Buche anfangs nur bei der unsichtbaren Kirche (als der congregatio sanctorum et vere credentium, der Versammlung der Heiligen und wahrhaft Gläubigen) stehen, bis er in den spätern Ausgaben diesen Mangel ergänzte, also daß beide Reformatoren in

der Folge die Zusammengehörigkeit der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche festhielten und in dem Begriff der „Kirche“ Geist und Leib, Wesen und Erscheinung zwar wohl unterschieden, aber nicht auseinanderrißen. (Das Verhältniß der unsichtbaren und der sichtbaren Kirche zu einander dachten sie sich nicht etwa in moderner Weise wie das Verhältniß zwischen Ideal und Wirklichkeit, also daß es etwa zwei verschiedene Kirchen wären, davon „die eine die wahre wäre, aber nicht wirklich existirte, die andere zwar existirte, aber nicht die wahre wäre“, sondern die wahre Kirche existirte ihnen einerseits in den wahrhaft Gläubigen, anderseits in der reinen evangelischen Lehre und der geordneten Verwaltung der Sacramente. Als solche war ihnen die Kirche sowohl „Product des heil. Geistes und Organ der Wirksamkeit desselben“, als auch „Sammlung der Gläubigen und [nach Matth. 13, 47 ff.] sammelnde Anstalt für den Glauben.“

9. Cultusreformen in Wittenberg. Die Schwärmereien der Zwickauer Wiedertäufer. Karlstadt's Bilderstürmerei. Luther in Wittenberg zur Stillung der Unruhen. Steigendes Ansehen Luther's. Seine Bibelübersetzung und Ordnung des evangelischen Kirchenthums. Die Reformation Volkssache. Reformationseifer der Städte.

War aber die zu einem vertiefenden Studium nöthige Zurückgezogenheit, neben zwischeneintretenden Leibesbeschwerden und Gemüthsanfechtungen, seiner Entwicklung zum Positiven zuträglich, so sollten besonders noch heilsam demüthigende Erfahrungen durch Gefahren, die das ganze Reformationswerk in seinem innersten Bestande bedrohten, den Reformator von seiner Neigung zur Subjectivität gründlich befreien und seiner durch die Versenkung in den Schriftgrund aufkeimenden Befähigung zum positiven Aufbau den nöthigen Anstoß geben.

Luther selbst hatte bisher noch nicht geradezu eine Änderung der bestehenden äußerlichen Kircheneinrichtungen gefordert, weil er der Überzeugung war, es werde sich bei zunehmender lebendiger Aneignung des Evangeliums allmählich aus dem Cultus von selbst alles das ausscheiden, was der heil. Schrift widerspricht. Diese Mäßigung aber beobachteten mehrere seiner Wittenberger Freunde nicht, sondern schafften ohne Rücksprache mit Luther in hastigem Eifer verschiedene Kirchengebräuche ab. Den Anfang mit solchen Änderungen machten Luther's Ordensgenossen, die Augustiner, welche auf einem Klosterconvent gegen den Einspruch ihres Priors und mehrerer ältern Brüder durch Stimmenmehrheit nicht nur die „bezahlten Messen“ aufhoben, die Bettelei einstellten, sondern auch die Ordensgelübde für nicht bindend erklärten, alles unter Berufung auf die h. Schrift.

Obgleich nun Luther selber in frühern Abhandlungen die Schriftwidrigkeit der genannten Einrichtungen dargethan hatte, so äußerte er doch in einem Schreiben nach Wittenberg sein Bedenken über die rasche Änderung so lang gewohnter Satzungen und wünschte, daß dergleichen Änderungen nicht anders als in Folge einer im Volke bewirkten freien Überzeugung geschehen möchten. Ein vom Kurfürsten der Universität abverlangtes Gutachten, an dem auch Melanchthon Theil hatte, stimmte in-

deß den Beschlüssen der Augustiner bei, und von 1522 an wurde in dem Gottesdienste zu Wittenberg bei der Messe die deutsche Sprache eingeführt und die Anbetung der Hostie abgeschafft.

Aber dergleichen Reformen giengen der Ungeduld des Augustinermönchs Didymus und der leidenschaftlichen Verstandesschwärmerei des unklaren D. Karlstadt viel zu langsam: jener predigte gegen die Messe an sich und nannte sie einen „Götzendienst"; dieser gab das Zeichen zur Abschaffung des Cölibats, indem er, obgleich Priester, mit absichtlicher Aufsehen-Erregung in den Ehestand trat, worin übrigens schon Plebanus in Meißen, Probst Seideler in Kemberg und Bernhardi in Feldkirch mit dem Beispiel vorangegangen waren. Weitergehend stürmte er mit Didymus und einem Haufen Bürger und Studenten in alle Kirchen, warf die Bilder hinaus, zertrümmerte die Altäre, schaffte die Messe ab, theilte das Abendmahl ohne vorhergehende Beichte in doppelter Gestalt aus, und setzte sich, als eine kurfürstliche Commission ein ermäßigendes Abkommen treffen wollte, in seinem Schwindelgeist über jede kirchliche Ordnung hinweg.

Der Unfug wurde noch größer durch die schwärmerischen Lehren der in Zwickau aufgekommenen Anabaptisten oder Wiedertäufer (so genannt von ihrer Verwerfung der Kindertaufe und von ihrer Forderung an Erwachsene, sich noch einmal taufen zu lassen). Diesen gieng Luther im Reformiren nicht weit genug, und in völlig subjectiver Willkühr sich innerlicher Offenbarungen rühmend, stellten sie das sogenannte „innere Wort oder innere Licht" über die heilige Schrift. Ihr Haupt, der Tuchmacher Nicolaus Storch, behauptete ausgesandt zu seyn, das wahre Reich Christi auf Erden zu verwirklichen und umgab sich mit 12 Aposteln und 72 Jüngern. Ehe aber diese „neuen Propheten" noch die Oberhand bekamen, wurden sie durch die Obrigkeit von Zwickau vertrieben. Ein Theil unter Thomas Münzer wandte sich nach Böhmen, ein Theil unter Storch und Magnus Stübner gieng nach Wittenberg, wo sie durch ihre fanatische Begeisterung das Volk in solche Aufregung zu setzen wußten, daß selbst Melanchthon die Haltung verlor und dem Kurfürsten rieth, den Luther entscheiden zu lassen, an den auch diese Leute appellirt hatten. Luther erkannte die Sache sogleich als eine die Autorität der h. Schrift untergrabende Schwärmerei und rieth, die Leute auszuweisen, doch ohne physische Gewalt dabei zu gebrauchen. Allein sie wichen nicht, und auch der ganz von ihnen hingenommene Karlstadt trieb es mit seinen Gesellen täglich ärger.

Das Wesen des Anabaptismus jener Zeit bestand keineswegs in bloßer Verwerfung der Kindertaufe, sondern in einem bis zum Fanatismus gesteigerten Spiritualismus, welcher Geistliches und Weltliches zugleich durch den aus Christus ununterbrochen ausströmenden, in diesen Propheten vorgeblich wirkenden „Geist" den Entwicklungsgang der Reformation, der ihnen zu langsam verkam, beschleunigen wollte. Es ist dasselbe idealistische Streben, das sowohl im ältesten christlichen Zeit-

alter, als auch im Mittelalter von Zeit zu Zeit hervorbrach und jetzt nur in einer neuen Form auftrat. Diese fanatisch-apokalyptischen Propheten oder „Geistler" traten in verschiedenen Gegenden auf und suchten eine kirchlich-bürgerliche Reformation der Massen, eine „Verbesserung für das Volk durch das Volk" zu Stande zu bringen. Ihre Grundsätze waren sehr verschieden, giengen aber nachher in Thomas Münzer am weitesten.

Schon jubelten viele Gegner der Reformation; auch Erasmus erinnerte an seine Prophezeihung und der Kurfürst sah sich auf's ärgste compromittirt. Da ließ sich Luther, ohne vor dem Wormser Edict und vor dem warnenden Verbot seines Landesherrn, der ihn außerhalb der Wartburg nicht schützen zu können erklärte, zu erschrecken, nicht länger zurückhalten, sondern eilte, sich unmittelbar und unbedingt unter Gottes Schutz stellend, am 3. März 1522 nach Wittenberg zurück, um den widerchristlichen Aufruhr zu dämpfen.

Unterwegs, von Borna aus, schrieb er an den Kurfürsten einen Brief, dessen Inhalt von Manchen als Ausdruck verwegenen Übermuths und hochfahrenden Trotzes, von Andern als Beweis der heldenmüthigsten Glaubenszuversicht betrachtet wird. „Ich habe — schreibt er unter Anderm — Ew. kurf. Gnaden genug gethan, daß ich dieses Jahr (dem Feinde) gewichen bin. Der Teufel weiß fast (sehr) wohl, daß ich's aus keinem Zagen gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich doch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. — Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium gemacht hat (zu) freudigen Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben hat den Reichtbum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: „herzliebster Vater! — (so) kann Ew. kurf. Gnaden selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, wenn wir nicht so viel ihm vertrauen wollten, daß wir auch Herren über Herzog Georg's Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge Georg regnete, und ein jeglicher neunfach wüthender, als dieser ist. — Solches sey Ew. Gnaden geschrieben (in) der Meinung, daß Ew. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Gnaden Schutz zu begehren: ja ich halte, ich wollte Ew. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sachen soll, noch kann kein Schwert rathen noch helfen: Gott muß allhie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, wird am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. kurf. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich (in) keinerlei (Weise) Ew. kurf. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — — Gott will und kann nicht leiden Ew. Gnaden (Sorgen) oder mein Sorgen; — da mag sich Ew. Gnaden darnach richten! Glaubt sie (Ew. Gnaden) nicht, so glaube doch ich, und muß Ew. Gnaden Unglauben seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will Ew. Gnaden folgen, so ist Ew. Gnaden vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew. Gnaden also sich halten, nämlich der Oberkeit als ein Kurfürst gehorsam seyn und kaiserliche Majestät lassen walten — nach Reichsordnung und ja nicht wehren, — ob sie mich fahen oder tödten will. Denn die (rechtmäßige) Gewalt soll Niemand brechen, noch (ihr) widerstehen, denn allein der, der sie eingesetzt hat, sonst ist sie Empörung und wider Gott. Werden sie (nämlich Kais. Majestät) so unvernünftig seyn und gebieten, daß Ew. Gnaden die Hand

an mich lege, so will ich Ew. Gnaden schon sagen, was zu thun ist. Ich will Ew. Gnaden vor Gefahr und Schaden sicher halten, es gläube es Ew. Gnaden oder gläub's nicht. Hiemit befehle ich Ew. Gnaden in Gottes Gnaden. — — Es ist ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle: der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. kurf. Gnaden gläubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil sie aber noch nichts gläubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sey Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen!"

So spricht nur der, welcher sich im unmittelbarsten Schutze Gottes weiß, wenn auch, wie oft bei Luther, die natürliche Kraft und Gottes Kraft wie Zettel und Einschlag bei einem Gewirke sich finden.

Also erschien Luther unvermuthet in Wittenberg und betrat eine Woche hindurch täglich die Kanzel, auf der er in acht Predigten voll Mäßigung und Schonung den wilden Sturm der „Schwarmgeister und Sacramentirer" beschwichtigte, so daß Karlstadt sich äußerlich eine Zeitlang ruhig verhielt, die geistestreiberischen Zwickauer Propheten aber (darunter auch Thomas Münzer, der sich wieder zu ihnen gefunden hatte) sich wenigstens aus Wittenberg entfernten, um sich aus der Ferne an Luther durch Schmähungen zu rächen.

Im ersten Sermon vertheidigte Luther die christliche Freiheit des Gewissens: er giebt zu, daß die Cultusformen allerdings nicht die Seligkeit zu Wege brächten, tadelt aber das Bestreben, die Nichtbeobachtung jener Formen erzwingen zu wollen: das gebe einen Glauben ohne Liebe, folglich nur einen Scheinglauben. — Im zweiten Sermon sagt er, auch er wünsche die Messe allenthalben abgethan: dennoch gebiete die Liebe, dabei nicht mit Gewalt zu verfahren; man hätte Gottes Wort allein wirken lassen sollen. Den Glauben könne man nicht eingießen, noch Jemand dazu bringen oder zwingen, sonst werde Heuchelei und Gleißnerei daraus entstehen. „Wo ihr also verharret und wollet euch nicht lenken lassen, so wisset, daß ich nicht will bei euch stehen: ich will euch dürre abgesagt haben; die Liebe erfordert's, daß du Mitleid habest mit den Schwachen, bis sie auch im Glauben stärker werden. Also haben alle Apostel gethan. Summa Summarum: predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich Niemand, denn der Glaube will willig, ungenöthigt angezogen werden. — Wenn ich hätte mit Ungemach (äußerer Gewalt) (ver)fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben; ja ich wollte zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht sicher wäre gewesen. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele! — Was meinet ihr wohl, daß der Teufel gedenkt, wenn man das mit Rumor ausrichten will? Er sitzet hinter der Hölle und denket: o wie sollen nun die Narren ein so feines Spiel machen! Aber dann so geschieht ihm leid, wenn wir allein das Wort (Gottes) treiben und das allein wirken lassen. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen sind, so muß das (Außen-) Werk hintennach von selbst zerfallen! — Darum soll man (sagt er im 5. Sermon) keine Neuerung aufrichten, das Evangelium sey denn durch und durch erkannt!" — — In Betreff der Bilderstürmerei erklärt er in der 4. Predigt: nur der Mißbrauch habe die Bilder schädlich gemacht; dennoch seyen sie nicht zu verwerfen. Wenn man alles verwerfen wolle, was man mißbrauchen könne, wo würde man da hinkommen! (In einer spätern Schrift sagt er, Crucifixe und Gemälde als Gedenk- und Zeugen-Bilder seyen nicht nur zu dulden, sondern auch löblich und ehrlich. Unwillkührlich mache man sich ja auch beim Lesen und Hören einer Sache innerlich ein Bild der gelesenen

und gehörten Sache oder Person, warum es denn Sünde seyn solle, wenn man das Bild auch vor die leiblichen Augen stelle?")

Der Sieg über Karlstadt und seine Genossen hob Luther's Ansehen noch mehr; ja das Volk, das sich so leicht an Persönliches und Äußerliches hängt, räumte seinem Urtheil eine Autorität ein, wie Römischgesinnte sie nur immer den Kirchenvätern oder dem Papste zuschreiben, so daß Luther selbst in jener seiner „Vermahnung an alle Christen" lauten Einspruch dagegen that.

„Zum Ersten — schreibt er — bitt' ich, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein; so bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Nicht also, liebe Freunde! lasset uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen (von Christus), deß Lehre wir haben. — Ich bin und will keines Meister seyn. Ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist.

Um so eifriger gieng er nun an den positiveren Ausbau seines Werks. Zuerst ließ er die Übersetzung des Neuen Testaments drucken, die im Sept. 1522 erschien und einen so außerordentlichen Eindruck machte, daß Herzog Georg seinen Unterthanen befahl, alle Exemplare dieser Verdeutschung auszuliefern. Deßhalb gab Luther eine Schrift „Von weltlicher Obrigkeit" heraus, worin er nachweis't, daß weltliche Obrigkeit zwar eine Ordnung Gottes sey, gegen die das Evangelium Gehorsam fordere, daß aber die weltliche Obrigkeit nicht die Macht habe, in das Gebiet des Glaubens und religiösen Gewissens einzugreifen. Thue sie das, so dürfe man nicht folgen, doch auch nicht mit Gewalt widerstehen, sondern solle lieber Unrecht leiden um Gottes Willen.

Im folgenden Jahre gieng Luther an die Übersetzung des Alten Testaments, wobei ihm außer Melanchthon, seine Freunde Cruciger, Bugenhagen (genannt Pomeranus), Justus Jonas und Aurogallus Beistand leistete. Sie erschien schriftenweise und wurde im J. 1532 vollendet. Durch diese seine Bibelübersetzung, in welcher er seinem Volke die Urkunden, auf die des Christen Glaube ruht, in volksthümlicher Sprache in die Hände gab, machte er die Reformation unüberwindlich und wurde zugleich der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache.

Dr. Mathesius, Luther's Freund und nachmaliger Biograph, schrieb: „Dies ist der größten Wunderwerke eines, das unser Gott durch Dr. Martin Luther vor dem Ende der Welt hat ausgerichtet, daß er uns eine schöne deutsche Bibel läßt zurichten und redet und erklärt uns, was sein ewig göttliches Wesen und gnädiger Wille ist, in guten, derben (kräftigen) und verständlichen deutschen Worten." — Luther nahm keinen Heller Lohn dafür, sondern unterzog sich der schweren Arbeit „rein zu Gottes Ehren und zum Dienst der lieben Christen." — Ließ ihm auch der damalige Stand der Sprachforschung und das Streben nach volksthümlichem Ausdruck nicht allenthalben den vollkommen entsprechenden Ausdruck zu, so hat ihn doch in keiner von allen den Stellen, welche zur Seligkeit den Ausschlag geben, der Geist Gottes verlassen, und die Versuche einer Berichtung nach dem heutigen Standpunct der Sprachkunde, können nur untergeordnete Beziehungen betreffen. Treffend bezeugt ein neuerer

Beurtheiler den hohen Werth der Bibelübersetzung Luther's mit folgenden Worten: „Luther hat im Schrecken der Sünde und im Troste des Evangeliums die Bibel übersetzt, und darum ist, wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend, so diese Übersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend geworden."

Auch beförderte er nun selbst die Abänderungen im Gottesdienst, gab eine Anweisung zum Predigen und regelte den Kirchengesang, wobei er selbst das erste evangelische Lied dichtete. Der Kurfürst gab ungern nach und suchte wenigstens die Messe festzuhalten, weil die Entscheidung darüber dem zu erwartenden Concilium vorbehalten werden müsse. Allein Luther bestand auf ihrer Abschaffung; selbst das Domkapitel fügte sich zuletzt und der Kurfürst, ohnedies länger her an Leibesschwäche leidend, konnte nichts thun, als seine Mißbilligung zu erkennen geben und die Messe wenigstens in seiner Schloßkirche noch beibehalten.

Der in diese Zeit fallende scharfe Streit des Erasmus mit Luther über die Willensfreiheit, worin Beide von einem entgegengesetzten Anschauungsgrund ausgiengen, hätte, wenn er früher eingetreten wäre, der Sache Luther's viel geschadet, wiewohl jener Vertreter einer ecclesia bonarum artium et honestorum morum weder die evangelische Reformation im Ganzen angriff, noch auch mit einem eigenen Entwurf zu einer römisch-katholischen Reform hervortrat. Nun aber, da Luther's Partei so groß und ihr Vertrauen auf ihn so unbedingt war, konnte ein solcher Angriff, wie meisterhaft er auch in dialectischer Beziehung war, die Verbreitung der Reformation nicht hindern: sie war Volkssache geworden. Gab es doch bereits sehr viele Städte, und darunter so wichtige, wie Nürnberg, Magdeburg, Frankfurt, wo man überall das Meßopfer abstellte, das Abendmahl in doppelter Gestalt austheilte, die Klöster und den Cölibat aufhob und die evangelische Predigt einführte. Wo die Domkapitel nicht nachgeben wollten, mußten sie weichen, so daß es nicht allenthalben ohne Unruhe abgieng.

Das Reichsregiment konnte nichts hindern und selbst der Reichsstatthalter Ferdinand klagte in allen Briefen an seinen Bruder, den Kaiser, daß „Luther's Lehre im ganzen Reiche eingewurzelt sey, daß es keinen Menschen gebe, der nicht ein wenig davon angesteckt wäre," und daß, wenn der Kaiser nicht bald Einhalt thue, alle Mittel zu spät seyn würden.

„Ich fürchte — schreibt Ferdinand (1523) — es werde nicht in meiner Macht stehen, Abhülfe zu leisten, wie ich denn keine Mühe scheue und von Tagesanbruch bis Nachts berathschlage und mit dem Einen oder dem Andern verhandle, um die großen Übel zu entfernen, die ich herannahen sehe." — In einem andern Briefe schreibt er: „Die lutherische Secte herrscht überall in diesem deutschen Lande so mächtig, daß schon die guten (römischen) Christen das Bekenntniß scheuen. Und wenn Gott und Ihr und der h. Vater nicht bald einschreiten, so ist zu fürchten, daß die Sache in die allerschlimmste Lage kommen werde."

Die frühsten und entscheidendsten Schritte für das von Luther aufgedeckte Evangelium that die Stadt Nürnberg, wo vorher schon Männer, wie Wilibald Pirkheimer, Albrecht Dürer, Hans Sachs, sich auch so für Luther ausgesprochen hatten, und nun der kräftige und gelehrte Osiander schon 1522 die erste evangelische

Predigt hielt und nach dem Vorgang der Wittenberger den neuen Gottesdienst mit voller Übereinstimmung des Raths und der Bürgerschaft einführte. — Auf Frankfurt am Main hatte der warme Reformationseifer des Ritters Hartmuth von Cronberg, (der seine Unterthanen, die Einwohner des in der Nähe von Frankfurt liegenden Städtchens Cronberg, zum evangelischen Glauben anleitete) einen großen Einfluß. — In Straßburg reformirten besonders Kaspar Hedio, Fabricius Capito und Martin Bucer. — Die Stadt Magdeburg bat den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, ihr zu diesem Zweck den lutherisch gesinnten Domherrn Nicolaus von Amsdorf auf ein Jahr zu überlassen, und als das Reichsregiment entgegentreten wollte, nahm die Stadt 1500 Reiter in Sold, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt abzuwehren, — ein Verfahren, das jedoch Luther mißbilligte.

Die kräftigsten Verkündiger der Reformation lieferten — die Mönchsklöster. So entschieden sich fast alle Augustiner für Luthers Lehre; von den Franciscanern neigte sich ihr diejenige Fraction zu, die von jeher gegen die päpstliche Allgewalt und gegen die Verweltlichung der Kirche geeifert hatte. Thätig reformirende Volksprediger aus diesem Orden waren Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach, der hessische Reformator Lampert, der hamburger Reformator Stephan Kempen, Myconius, Luthers Freund. Auch aus andern Orden giengen Reformatoren hervor: so aus den Dominicanern der straßburger Reformator Martin Bucer; aus den Benedictinern der württembergische Reformator Ambrosius Blaurer; aus den Carmelitern Urbanus Rhegius, aus den Prämonstratensern Bugenhagen, den Pomeraner, aus den Cartäusern Otto Braunsfels. — Auch mehrere deutsche Bischöffe schenkten der Reformation ihre Theilnahme, doch nur dadurch, daß sie ihr kein Hinderniß bereiteten. Dagegen lieferte die niedere Weltgeistlichkeit Schaaren von Zeugen und Bekennern. Wo es an Geistlichen gebrach, traten Ritter und Handwerker, Frauen und Jungfrauen fördernd ein. Argula von Grumbach, geb. v. Staufen, nöthigte durch ihre Schriftkenntniß einen jungen Magister zum Widerruf und forderte die ganze Ingolstädter Universität zu einer Disputation auf den Grund des Wortes Gottes heraus.

10. Die Reformation der Schweiz in ihrem Anfange. Ulrich Zwingli. Sein Verhältniß zu Luther. Die Disputation Zwingli's mit Faber. Reformation des Kirchenwesens zu Zürich. Verbreitung derselben am Oberrhein und in andern oberdeutschen Städten.

Unterdeß hatte die Reformation auch in der Schweiz Boden gewonnen, wo ohnedieß schon frühe die gegen den Klerus gerichteten Bestrebungen des Jahrhunderts um sich gegriffen, auch die deutschen Poetenschulen durch den literarischen Einfluß des in Basel wirkenden Erasmus Eingang, und nachher Luther's Schriften so große Theilnahme gefunden hatten, daß im J. 1518 schon in Basel und Bern reformatorische Bestrebungen rege waren. Selbst in's Gebirg drang dieser Geist durch die aus Wittenberg zurückkehrenden Studierenden hie und da ein. Seit dem Jahr 1519 trat die Reformation auch in Zürich öffentlich hervor und zwar durch Ulrich **Zwingli**, dessen Wirken daselbst bis zum Jahr 1522 ein von Wittenberg sowohl, als von Basel und Bern unabhängiges und mehr für sich bestehendes war, wie denn auch beide Reformationsbewegungen die lutherische und die zwinglische, in Bezug auf Gehalt und Umfang dessen, was sich bis zu dem letztgenannten Zeitpunct aus dem ersten gemeinsamen Grunde entwickelt hat, von wesentlicher Verschiedenheit sind.

Huldreich (Huldericus) **Zwingli**, geb. am 1. Jan. 1484, Sohn des Ammans zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg, erhielt seine humanistische Vorbildung bis zu seinem 15. Jahre zu Bern, ergab sich dann zu Wien den philosophischen Studien und erhielt nach deren Vollendung eine Lehrerstelle in Basel, wo er daneben von dem durch seine freie theologische Richtung berühmten Thomas Wyttenbach tiefer in das Studium der Classiker eingeführt wurde. So kam sein Geist mehr auf dem Wege der Wissenschaft, als auf dem schwerer innerer Kämpfe, welchen Luther geführt wurde, zu seiner theologischen Erkenntniß, zu welcher jedoch bald das Forschen in der Schrift hinzutrat, deren Urtext ihm die Mißbräuche der herrschenden Kirche noch schärfer erkennen ließ. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit verschaffte ihm schon in seinem 22. Jahre die Anstellung als Prediger in Glarus, wo er von 1506—1516 das Studium der Classiker sowohl, als der h. Schrift fortsetzte, welche letztere seinem vorherrschenden subjectiven Verstand einen festeren Halt gab, wenn sie auch sich demselben in verschiedenen Beziehungen fügen mußte. Bereits im Jahr 1516 erklärte er dem Cardinalbischoff Schinner von Sitten unverholen, daß das Papstthum in der Schrift keinen Grund habe. Dabei aber beschäftigten ihn schon länger her auch die politischen Verhältnisse, da die Kriege in Italien damals die Schweiz in große Bewegung setzten und die kriegslustige Jugend dahin zogen, so daß selbst Zwingli seine kriegerische Gemeinde in's Feld (gen Marignano) hatte begleiten müssen. Die Überhandnahme des Reißlaufens und das allgemeine Nehmen von Sold und Jahrgeldern von auswärtigen Mächten und die daraus für das Land entstehenden Nachtheile (XVIII. 3, 2. a. E.) bestimmten ihn, seine Stimme gegen dieses Unwesen zu erheben und nachher selber auf die päpstliche Pension zu verzichten, die er deßhalb eine Zeit lang bezogen hatte. Dieser sein Widerstand zog ihm Verfolgungen von der französisch gesinnten Partei in Glarus zu; um ihnen zu entgehen, folgte er der Einladung des der Reformrichtung zugethanen Klosterpflegers Diebold von Geroldseck und nahm eine Leutpriesterstelle in Mariä Einsiedeln an (1516). Hier wurde er durch den Anblick der vielen Tausende, die zu dem Marienbild in Einsiedeln wallfahrteten, bewogen, das Volk daselbst zu belehren, daß Gott überall den suchenden Herzen nahe sey und daß es nur Einen Erlöser von Sünde und Tod gebe. Als hierauf im J. 1518 ein päpstlicher Ablaßkrämer, Namens Bernardino Samson aus Mailand, nach Schwyz kam und es wie Tetzel machte, predigte Zwingli so gegen ihn, daß derselbe Schwyz verlassen mußte. Zwingli nahm hierauf einen Ruf als Leutpriester am Münster in Zürich an, dem einzigen eidgenössischen Hauptorte, der keine französischen Jahrgelder mehr annahm. Hier nun trat er vom 1. Jan. 1519 an gegen die politischen und kirchlichen Mißbräuche mit offener Entschiedenheit auf, so daß es ihm zunächst gelang, die Ablaßverkäufer fern zu halten, wobei ihn sogar seine bischöffliche Behörde zu Constanz unterstützte. Seine Predigten, worin er ganze Bücher der h. Schrift im Zusammenhang erklärte, waren von so eindringlicher Wirksamkeit, daß der Zürcher Rath schon 1520 Reform-vorbereitende Verordnungen erließ. Auch nahm Zwingli nun nähere Kenntniß von Luther's Sache und vertheidigte ihn gegen die päpstliche Bulle. Daß er bis zum Jahr 1519 ganz unabhängig von Luther seinen Reformweg gegangen war, sagte er nachher selbst mit folgenden Worten: „Ich habe angehebt zu predigen, ehe ich den Luter je hab ghört nennen. Zu Anfang des Jahrs 1519 hatte Nieman by us (in Zürich) von dem Luter üzib gewüsset, usgenommen, daß von dem Ablaß etwas usgegangen was von ihm, das mich wenig lerete: dann ich vorhin von dem Ablaß bericht was, wie es ein Betrug und Farbe wär', us einer Disputation (von Wyttenbach); dannenhar mich des Luters Gschrift aus derselben Zyt wenig geholfen hat." Dabei zollte er aber Luther'n volle Anerkennung: „Luter (schrieb er) ist so ein treffenlicher Stryter Gottes, der da mit so großem Ernst die Gschrift durchfündelet, als dheiner in tusend Jahren auf Erden je gsyn ist; und mit dem manlichen, unbewegten Gmüt, damit er den Papst von Rom

angegriffen hat, ist ihm kheiner nie glych worden. — Weß ist aber söliche That? Er selbst spricht: Gottes! Noch will ich Luter's Namen nit tragen; denn ich siner Lehr gar wenig gelesen hab. Was ich aber gelesen hab, so viel Dogmata, Lehr' und Meinungen und Sinn der Gschrift an- (be) trifft (denn siner Spänen nimm ich mich nit an), das ist gemeinlich so wohl besehen und gegründt im Wort Gottes, daß nit möglich ist, daß khein Creatur umkehr'." — Auch als Zwingli Luther's Werk näher kennen lernte, blieb er mehr für sich stehend, da der ganze Kreis, in welchem er sich bewegte, nicht blos ein engerer, sondern auch ein ganz „anderer" war. So wie Zwingli seine Reformation weniger mit der Reinigung der Lehre, als mit der Besserung des Äußern, des Cultus und der Verfassung begann, so war ihm auch das materiale Schriftprinzip, nämlich die Rechtfertigung durch den Glauben mehr das secundäre, während er das formale Schriftprincip d. i. die alleinige Autorität der heiligen Schrift voranstellte, dabei aber im subjectiven Ermessen mehrfach das Wort Gottes meisterte und sich nicht, wie Luther, unter dasselbe beugte. (Davon ein Näheres K. 5, 7. a. E.)

Während Luther durch Reinigung des Glaubens auf die Umgestaltung des sittlichen Lebens zu wirken strebte und in seiner monarchischen (conservativen) Gesinnung nur so viel am Bestehenden änderte, als sich mit dem klaren Worte Gottes nicht vereinbaren ließ, indem er die Kirche nur reinigen und von unbegründeten Zusätzen und Verunstaltungen befreien wollte; — gedachte Zwingli gleich von vorne herein und unmittelbar die Sitten zu bessern, und gieng in seiner republicanischen Gesinnung darauf aus, durch völlige Umstoßung alles Bestehenden die Kirche auf die Idee der Gemeinde zu gründen und zugleich die Eidgenossenschaft auf ihre ursprünglichen Grundsätze zurückzuführen.

Da die neuen Grundsätze Zwingli's schon in vielen eidgenössischen Orten (s. am Schluß dieses Abschnitts) Eingang fanden, so trat Lucern entgegen und suchte durch den Bischoff von Constanz (aus dem Hause Landenberg) die Reformation zu unterdrücken, vertrieb den Dr. Myconius, der in Lucern zu lehren begonnen hatte, und gewann die Tagsatzung für Verwerfung der Anträge von eilf schweizerischen Reformatoren; nur Zürich blieb standhaft. So lange Zwingli daselbst die äußere Kirchenordnung noch nicht berührt hatte, hatte ihn — während Luther schon längst in Bann und Acht war — sein Bischoff gewähren lassen, damit nur die Werbung der schweizerischen Mannschaft, deren der päpstliche Hof bedurfte, nicht gestört wurde. Als man aber zu Zürich im März 1522 die Fasten brach, da forderte der Bischoff endlich den Züricher Rath auf, die Ceremonien der Kirche aufrecht zu erhalten. Der große Rath erließ hierauf eine Weisung an die Prediger, sich auf der Kanzel und bei Disputationen zu mäßigen. Als aber Zwingli den feurigen Franciscanermönch Franz Lambert von Avignon, der, obwohl schon für Luther gestimmt, doch die Ceremonien und die Anrufung der Heiligen beibehalten wissen wollte, in einer deßfalls angestellten öffentlichen Disputation durch Aussprüche der Schrift so vollkommen überzeugte, daß derselbe die Hände emporhebend Gott dankte und gelobte, ihn allein anzurufen und allen Rosenkränzen zu entsagen: da gebot der Rath, daß künftig nichts anderes, als „das reine Wort Gottes" in der Stadt geprediget werden solle.

Zwar erließ der Bischoff ein verdammendes Decret dagegen; allein Zwingli erklärte, die Gemeinde und an ihrer Stelle der Rath habe im Einverständniß mit den Dienern der Kirche allein das Recht, die nothwendigen kirchlichen Einrichtungen zu treffen. So sah er also nicht blos in politischer Beziehung das Recht der Gesammtheit in dem freistädtischen Rathe dargestellt, sondern er schrieb ihm auch in kirchlicher

Beziehung die höchste Gewalt zu, gründete also seine Kirche und ihre Verfassung auf den Begriff der Gemeinde, als deren Diener er auch den Geistlichen betrachtete, — eine Annahme, durch die sich sein Kirchenbau wesentlich von dem Luther's unterschied, der (von einem frühern oben K. 4, 5. a. E. berührten Irrthum zurückgekehrt) den Prediger und Seelsorger als Diener Gottes an die Gemeinde und dessen Amt als eine göttliche Einsetzung betrachtete, in so fern nämlich Gott das Evangelium, das der Geistliche zu verkündigen, und die Sacramente, die er zu spenden hat, als Mittel gab, durch welche Gott den heiligen Geist mittheilt.

Da sich indeß noch Anhänger der alten Kirche in Zürich fanden, welche in Zwingli einen Ketzer sahen, so suchte der Rath der Uneinigkeit durch ein von ihm angeordnetes Religionsgespräch ein Ende zu machen. Dieser am 29. Jan. 1523 gehaltenen Disputation, wobei Zwingli 67 Thesen aufstellte, wohnten auch bischöffliche Abgeordnete bei, unter welchen sich auch der Generalvicar Faber befand. Da sich dieser auch in die Disputation hineinziehen ließ und sich rühmte, einst einem gefangenen Prediger die Anrufung der Heiligen aus der Schrift nachgewiesen zu haben, so forderte ihn Zwingli auf, diesen Beweis hier auf der Stelle noch einmal zu führen. Als sich der Generalvicar bei seinem Beweisversuch stark verwickelte, ward er von Zwingli aus der h. Schrift so vollständig geschlagen, daß der Rath Zwingli's Lehre bestätigte und die Geistlichkeit anwies, nichts zu lehren, was sich nicht aus der h. Schrift beweisen ließe.

Und nun kam die Reformation des zürcherischen Kirchenwesens durch Aufhebung der Klöster, Abschaffung des Cölibats 2c. erst recht in Gang. (Auch Zwingli heirathete im folgenden Jahre, und zwar die Wittwe Hans Meyer's von Knonau.) Als sich dabei Streit über die Bilderverehrung und über die Messe erhob, so berief der Rath abermals eine kirchliche Versammlung (im Oct. 1523), um die Verwerfung beider Puncte zu beantragen, und da fast Niemand zu opponiren wagte, so befahl der Rath allen Geistlichen, nicht wider die Abschaffung derselben zu predigen. Zwingli aber arbeitete eine Instruction für die Geistlichen aus, welche ein Symbol der reformirten Kirche der Schweiz wurde.

Hiemit war die Trennung von der römischen Kirche vollzogen und das von Zwingli aufgestellte Prinzip der Gründung der Kirche auf den Begriff der Gemeinde practisch geworden. Denn nun wurden auch ferner keine Neuerungen anders eingeführt, als bis man des Erfolges „durch den ausgesprochenen Beifall der städtischen Gemeinde" sicher war.

Dem Beispiele Zürich's folgten bald auch andere Schweizerstädte, und zwar zunächst Basel und Bern, dann Mühlhausen, Biel, St. Gallen, Appenzell, Glarus.

In **Basel** hatten zuerst Wolfgang Fabricius Capito (Köpflin) und Caspar Hedio durch biblische Predigt einen Grund gelegt, waren aber bald einem Ruf zuerst nach Mainz, dann nach Straßburg gefolgt. Im Jahr 1516 wurde Johann **Ökolampadius** (Hausschein) als Prediger in Basel angestellt, folgte aber bald einem Ruf nach Augsburg, wo er Luthers Schriften studierte, aber deswegen verfolgt wurde. Er nahm seine Zuflucht zu Sickingen, bei dem er eine Zeit lang die Stelle eines Burgkaplans einnahm. Nach dem Sturze Sickingens 1523 floh Ökolampadius nach Basel, wo er Prediger an St. Martin und Professor an der Universität wurde. Durch ihn erweckt, sammelten sich auch andere reformirende Kräfte um ihn; er predigte in deutscher Sprache und theilte das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, bis 1524 das Auftreten Farel's und eine siegreiche öffentliche Disputation mit den Reformgegnern den Rath der Stadt bewog, dem neuen Gottesdienst Eingang zu lassen. (Die völlige Durchführung derselben erfolgte aber erst 1529 nach einem heftigen Bildersturm.)

In **Bern** förderte schon seit 1518 Berchthold **Haller** (aus Rothweil in Schwaben) mit zwei Gehülfen die Reformation in Zwingli's Geist, so daß der Stadtrath 1523 den

Austritt aus dem Kloster erlaubte. Obgleich sich nun die Gegner heftig erhoben, so hielt sich doch Haller standhaft und die Reformation erhielt freiern Lauf. — Im Walliser Lande bereitete ihr der merkwürdige Thomas Plater (fahrender Schüler, gelehrter Seiler, zuletzt Rector der gelehrten Schule zu Burg) den Eingang.

Da sonach diese Bewegungen gegen die römische Kirche in der Schweiz immer weiter um sich griffen, so betrieben Faber und Eck 1526 die Abhaltung eines Religionsgesprächs zu Baden im Aargau, worin Haller und Ökolampadius ihren Gegnern den Sieg nicht einräumten, so daß nun sowohl in den obgenannten Städten, als auch in andern Orten der Schweiz die Reformation immer freieren Lauf bekam. Dagegen hielt im Innern der Schweiz, und zwar in Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden, in Zug und Freiburg, das Bergvolk und der Adel am alten Glauben fest und traten zur Erhaltung der römischen Kirche zusammen.

Von der Schweiz aus verbreitete sich Zwingli's Reform auch am Oberrhein und in verschiedenen Orten Deutschlands, namentlich durch Bucer und Capito in Straßburg, Lindau, Memmingen, Ulm, Augsburg, Kostnitz und Reutlingen.

5. Kapitel. Fortgang der Reformation durch innere Kämpfe und äußere schwere Läuterungen.

1. Der Nürnberger Reichsabschied v. 1523. Die katholische Separat-Convention zu Regensburg und Anfang zur öffentlichen Spaltung unter den Reichsständen in drei Parteien. Die ersten protestantischen Märtyrer. Versammlung der Reichsstädte zu Speyer zur Einführung der Reformation. Reformerklärung Philipp's v. Hessen und Casimir's von Brandenburg.

Hatte der erste Reichstag, den das neue Reichsregiment am Ende des Jahres 1522 zu Nürnberg eröffnete, gleich im Beginn durch die von dem erwählten Ausschuß beantragte Zurückweisung der päpstlichen Aufforderung, dem Wormser Achtsedict eine ernste Folge zu geben, die Ohnmacht des Papstthums dargethan, so schien zwar der Reichsabschied von 1523 ein günstigeres Ergebniß für den Papst zu haben, in so fern die Stände sich verpflichteten, die Presse zu überwachen und dem Achtsedicte nachzukommen. Allein der Zusatz „so viel ihnen möglich“ ließ erkennen, daß es auch fernerhin werde unvollzogen bleiben, und da der Reichstag zugleich seine Forderung eines allgemeinen freien Conciliums der Christenheit erneuerte und zu diesem Zweck demnächst eine Vorberathungsversammlung zu Speyer zu halten beschloß, so war sowohl der Papst, als auch der Kaiser mit diesem Ausgang höchst unzufrieden; der Letztere verbot in einem eigenen Schreiben diese Versammlung und bestand auf unbedingtem Vollzug der Acht gegen den Mann, der an Bosheit dem Mahommed gleich sey.

Zwar wurde die Wirkung dieses kaiserlichen Schreibens durch eine

neue, das Verfahren des Kaisers und Reichsregiments äußerst kühn strafende Volksschrift Luther's größtentheils entkräftet; indeß unterblieb doch jene Versammlung. Dagegen schloßen die Fürsten von Österreich und Bayern mit zwölf Bischöffen eine Separat-Convention zu Regensburg, welche, neben Abschaffung einzelner Mißbräuche, die Aufrechthaltung des alten Gottesdienstes, durch Aufstellung von Agenten zur Anzeige ketzerischer Regungen, durch gegenseitige Auslieferung der Flüchtigen und überhaupt durch gegenseitige Hülfe gegen etwaige Empörungen zum Zweck hatte. Wie uneinig aber die Gegner Luther's im Allgemeinen waren, zeigt der Umstand, daß selbst die heftigsten darunter, der Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachsen, so wie die drei geistlichen Kurfürsten, sich von jenem Regensburger Bündnisse fern hielten. So war dasselbe der erste Anfang zur öffentlichen Spaltung unter den Ständen, die nunmehr in drei Parteien zerfielen, von denen die eine die „römische Scheinreform", die zweite eine „katholische Halbreform", die dritte die „evangelische Reformation" darstellte.

In Folge jener Regensburger Verabredungen wurden nun in Österreich, Bayern, Franken, Schwaben und am Oberrhein geschärftere Maßregeln gegen die Lutherischgesinnten ergriffen; dennoch schlugen alle Versuche zur gewaltsamen Unterdrückung der neuen Lehre zum Gegentheil aus: der standhafte Zeugenmuth der Getödteten und Eingekerkerten trug, wie alles Märtyrerthum, seine gewöhnlichen Früchte in der dadurch hervorgebrachten Stärkung und Ausbreitung dessen, was man auf diesem Wege vertilgen will.

In Antwerpen starben 1523 die ersten lutherischen Blutzeugen Heinrich Voes und Johannes Esch, zwei junge Augustinermönche, auf dem Scheiterhaufen, und Luther besang ihren Tod in dem Liede: „Ein neues Lied wir heben an." — In Ofen und Prag loderten die Scheiterhaufen zum Schutze des Papstthums; in Wien wurde 1524 unter andern Kaspar Tauber enthauptet und verbrannt; in Schwaben wurden einige Prediger von einem Ketzermeister an Bäume aufgehängt. In München besiegelte 1527 Georg Carpentarius, ein Geistlicher, seinen Glauben mit dem Flammentod; in Passau im gleichen Jahre Leonhard Kaiser (Käser), den die Liebe zu seinem kranken Vater dahin getrieben hatte; in Halle starb Georg Winkler den Märtyrertod; zu Mehldorf in Süddithmarschen wurde der sanfte und edle Heinrich von Zütphen, der zuvor Prediger in Bremen gewesen war, auf das schrecklichste zu Tode gemartert, so daß in ganz Deutschland die größte Theilnahme sich kund that und Luther ihn selig prieß. Als auch in Miltenberg einige getödtet, andere eingekerkert wurden, erließ Luther ein Trostschreiben an diese Gemeinde, worin er ihr räth, keinen Gedanken an Rache zu hegen, noch ihren Feinden Arges zu wünschen, sondern herzliches Erbarmen gegen sie anzuziehen: die Gegner hätten ihnen dadurch nur genützt, sich selbst arg geschadet. — In Cöln starben 1529 Adolf Klarenbach und Peter Flysteden den Zeugentod in den Flammen. — Weil die Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg sich in der Stille das Abendmahl in lutherischer Weise reichen ließ, drohte ihr Gemahl, der Kurfürst Joachim, sie einmauern zu lassen. Sie rettete sich aber, als Bäuerin verkleidet, durch die Flucht zu ihrem Vater, den Kurfürsten von Sachsen.

Dem Regensburger Bündniß gegenüber traten daher von Seiten der Evangelischen zunächst die Reichsstädte in einer Versammlung zu Speyer zusammen und vereinigten sich dahin, daß in ihren Gebieten das Evangelium lauter und ohne menschliche Zusätze solle verkündiget werden. Auch der Landgraf Philipp von Hessen, genannt der Großmüthige, der durch Luther's Schriften und in einer persönlichen Zusammenkunft mit Melanchthon für die Reformation gewonnen worden war, erklärte sich — zu großem Verdrusse seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, — am 18. Juli 1524 öffentlich für freie Verkündigung des Evangeliums in seinen Landen, und hatte hierin den Markgrafen Casimir von Brandenburg zum Nachfolger, welcher am 1. Oct. desselben Jahrs in seinem Landtagsabschiede die gleiche Erklärung erließ.

2. Beginn des Sacramentstreits. Luther im Kampf mit dem politisch-socialen Umwälzungsgeist jener Zeit. Ursachen des Bauernkriegs: die süddeutschen Bauernunruhen; Sickingen's Ausgang; Thomas Münzer's Umtriebe.

Während so im Äußern sich für und gegen die Reformation die Keime künftiger Kämpfe vorbereiteten, sollten auch aus dem Innern heraus, was sich an Fremdartigem, Unlauterem, dem Lebensbestande des neuen Kirchenorganismus Schädlichem angesammelt hatte, in gefährlichen Äußerungen hervorbrechen, und es sich zeigen, ob das neue Leben so viel Kraft habe, die bösartigsten Fieberstürme zu überwinden.

Seit der Beschwichtigung des Wittenberger Bildersturms hatte Karlstadt zwar eine Zeit lang sich ruhig verhalten, aber nichts desto weniger seinen subjectiven Spiritualismus nicht aufgegeben, so daß er im zweiten Jahre darauf mit Luther in einen heftigen Streit gerieth, in Folge dessen er aus Wittenberg verwiesen wurde. Er trieb hierauf — seit dem Anfang des Jahres 1524 — sein Wesen in Orlamünde und begann durch seine Läugnung des Mysteriums im Abendmahl den verhängnißvollen Sacramentstreit, in welchem Luther bald nachher auch mit schärferen und nüchterneren Geistern, als Karlstadt war, in einen Gegensatz gerathen sollte, der auf die Entwicklung der evangelischen Kirche den hemmendsten Einfluß hatte.

Sein Kampf mit dem Fanatiker Karlstadt war zwar zugleich ein persönlicher; deßungeachtet erhebt sich auch hier Luther über das Persönliche, indem er schrieb: „Ich bitte eure Evangelisten (Evangeliumsverkündiger), daß sie euch von Luther und Carlstadt (hinweg-) weisen und immer nur auf Christum richten, nicht aber, wie Karlstadt, bloß auf die Werke Christi", wodurch Christus zu einem bloßen „Exempel" herabgewürdigt werde, was doch „das geringste Stück an Christo" sey und worin derselbe andern Heiligen gleiche, da doch Christus vielmehr „ein Geschenk Gottes" sey, „Gottes Kraft" und uns gegeben zur „Weisheit, Gerechtigkeit, Erlösung und Heiligung": — ein Verständniß, das sich jenen sogenannten himmlischen Propheten (nämlich den Zwickauer Wiedertäufern, mit denen Karlstadt in steter Verbindung war) niemals erschlossen habe. — Und in einer andern Streitschrift zeigt er, daß diese „Rottengeister" mit ihrem

Bilderstürmen, Kirchen- und Sacramentbrechen nur sich und ihre eitle Ehre suchten, und vom Glauben und dem h. Geiste nie etwas gefühlt hätten, ja daß sie im Grunde aus dem Christenthum in's Judenthum, aus dem Evangelium Christi in das Gesetz Mosis zurückgefallen seyen.

Daß das niederreißende Treiben dieser falschen Geister, denen gerade das Hauptstück der christlichen Lehre eine Nebensache war, bald auch in das politische Gebiet übergreifen würde, sahen Viele voraus, und selbst Luther verhehlte es sich keineswegs, vielmehr hatte er schon im Jahr 1522, als er die ersten Spuren davon entdeckte, in einer eigenen „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten", demselben zu begegnen gesucht.

„Kein Aufruhr, heißt es in dieser Schrift, ist recht, wie gerechte Sache er haben mag: es folgt allezeit mehr Schaden, als Besserung daraus. Ich halte und will es allezeit halten mit dem Theil, der Aufruhr leidet, wie ungerechte Sache er immer haben möge, und zuwider seyn dem Theil, der Aufruhr macht, wie gerechte Sache er immer habe." Aber Fürsten und Obrigkeit müßten auch ihre Pflicht thun, um zu keinem Aufruhr Veranlassung zu geben, und „nicht den armen Mann schinden und ihren Muthwillen an Gottes Wort büßen." — Während er hierauf zum Theil in grellen Ausdrücken die Unbilden der Fürsten rügt, stellt er anderseits das Bild eines wahrhaft christlichen Fürsten auf, in dessen Amte er vorzüglich die sittliche Bedeutung hervorhebt.

Nichts desto weniger sollte Luther, wie er in den kirchlichen Umwälzungsbestrebungen Karlstadt's und der Wiedertäufer einen dogmatischen Gegensatz bekämpfte, nun auch auf anderer Seite einen politisch-socialen Revolutionsgeist zu bekämpfen haben, und bei diesem Kampfe nicht frei von dem Schmerze bleiben, den derjenige empfindet, der durch Unvorsichtigkeit das Entstehen eines Unheils zwar nicht veranlaßt, aber doch der Stärke seines Ausbruchs, freilich ohne es zu wollen, indirecte Nahrung gegeben hat. Denn unläugbar hatte die nicht selten ungemessene Heftigkeit der Sprache, mit der er in seinen Schriften die geistlichen, wie die weltlichen Großen strafte, von Anfang an zur größern Aufregung des Volks beigetragen, so daß bei denen, welche der Sache des Evangeliums ohne innere, aus bußfertigem Glauben kommende Theilnahme zufielen, die in der ungebrochenen Natur des Menschen vorhandene Neigung zur Selbsthülfe nicht geringe Nahrung fand. Und so wie bei'm Beginn der reformatorischen Bewegung in dem Mißverstehen der wahren christlichen Freiheit ein Theil des Ritterstandes unter der Leitung Sickingen's und seiner Freunde vorausgegangen war, und das, was nur vom Geistlichen galt, auf das Politische übertragen hatte: so faßte jetzt besonders der in verschiedenen Gegenden Deutschlands von der Leibeigenschaft gedrückte Bauernstand das, was er von „christlicher Freiheit" vernommen, in fleischlichem Sinne auf. Indem er sie mit bürgerlicher Freiheit verwechselte, zeigte er in Gegenden, wo theils das Beispiel der Ritter vorangegangen war, vollends, wo die oberwähnten, vom einfachen Evangelium abgefallenen Schwarmgeister hinkamen, sich um so

leichter zu Empörungen geneigt, je länger er in seinen menschlichen und bürgerlichen Rechten zurückgesetzt worden war. Dieß war namentlich im Südwesten Deutschlands der Fall, wo so viele kleine, meist geistliche Fürsten regierten und wo die von ihren Feudalherren gedrückten Bauern schon im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts sich zur Erringung eines leichtern Looses mehrmalige Aufstände gegen ihre Obrigkeiten erlaubt und dabei jedesmal die Religion mit eingemischt hatten.

Die ersten Anfänge der süddeutschen Bauernunruhen (in Franken, Schwaben und am Rhein) finden sich schon in der Zeit Kaiser Friedrich's III, da im fränkischen Dorfe Niclashausen durch die Bußpredigten des Hans von Böheim, genannt das Pfeiferhänslein oder der Pauker, sich ein vom Geist des rohsten Fanatismus beherrschter Aufstand gegen „Pfaffenthum" und Fürstendruck erhob, aber mit der Hinrichtung ihres Urhebers endete. — Ein größerer Aufruhr war der sogenannte Bundschuh, der zuerst 1493 im Elsaß, dann 1505 bei Speyer und 1513 im Breisgau sich erhob und jedesmal durch Hinrichtungen gedämpft wurde. Die Pläne des Bundschuh's zielten auf Abschaffung der Leibeigenschaft, der Fürsten und des römischen Rechts, auf Freigebung von Jagd, Wald und Fischerei, auf Abstellung der Zölle und Steuern und auf Zerstörung der Klöster. Dabei mußte jeder Bundesgenoß täglich 5 Paternoster und 5 Ave Maria auf den Knieen beten! — Ein Zweig dieser Bauernverschwörung war der sogenannte arme Konrad oder Kunz im Württembergischen Remsthal, der aber durch einen Vertrag beigelegt wurde. — Nachher, als die reformatorischen Bewegungen aufkamen und die mißverstandne Forderung und Verkündigung der Freiheit des Evangeliums die altbestehende Unzufriedenheit des Landbauers und des niedrigen Handarbeiters in den Städten steigerte, vorzüglich in Südwestdeutschland, wo geistlicher Druck mit bürgerlichem Hand in Hand gieng, lag der Übergang der Bewegung aus dem geistlichen Gebiet in das weltliche nur zu nahe, vollends da, wo von Seiten der geistlichen Obrigkeit die religiösen Neuerungen mit Gewalt gehemmt wurden.

Als mit Sickingen's Fall (s. oben K. 4, 4.) die revolutionären Entwürfe der Ritter dahinfielen, wurde der Geist der Unruhe unter den Bauern am Rhein und in Schwaben, rege, da nicht nur ein Theil von ihnen schon von Sickingen zur Theilnahme an der Bewegung gegen Trier aufgefordert worden war, sondern auch vorzüglich darum, weil das Feuer der Unruhen noch von zwei andern Seiten her geschürt wurde. Es war nämlich der seine Unterthanen vergewaltigende Herzog Ulrich von Württemberg seit 1519 vom schwäbischen Bunde (XVII. 4. 3. a. E.) aus seinem Lande vertrieben worden; weil aber Kaiser Karl V mit den österreichisch-deutschen Ländern auch das schwäbische Land seinem Bruder Ferdinand gab, so verlangten die Schwaben lieber nach ihrem Herzog, der von der Schweizergränze aus sein ihm entrissenes Herzogthum wieder zu erobern drohte. Daher bildete sich zu seinen Gunsten im Jahr 1523 ein Bauernaufstand im Hegau und Klettgau. Zwar wurde dieser vom schwäbischen Bunde bald wieder unterdrückt; doch blieb eine Gährung zurück. Diese aber wurde nun anderseits durch den wiedertäuferischen Schwärmer Thomas Münzer genährt, einen Mann von vieler Schriftbelesenheit und Beredtsamkeit, aber dabei heuch-

lerischem und herrschsüchtigem Wesen, der aus Neid Luther'n heftig schmähte und, göttlicher Offenbarung sich rühmend, auf den Umsturz des geistlichen und weltlichen Regiments ausgieng, indem er die Landleute durch die Aussicht auf Freiheit von Abgaben und Frohnden für seine eigensüchtigen Zwecke zu gewinnen suchte.

Thomas Münzer, geb. zu Stolberg am Harz, war zuerst Lehrer am Gymnasium zu Braunschweig, wurde dann Diaconus in Zwickau, wo er als Anhänger der dort aufgekommenen wiedertäuferischen Lehren (s. K. 4, 9) wegen einer Aufwiegelung gegen den Magistrat aus der Stadt gewiesen wurde. Er wendete sich anfangs nach Böhmen, fand aber dort seine Rechnung nicht und gieng daher auch nach Wittenberg, wo er sammt anderen, schon vorher von Zwickau dahin gegangenen Anabaptisten in Verbindung mit D. Karlstadt jene Neuerungen begann, welche Luther's Wiederkehr von der Wartburg veranlaßten (K. 4, 9). Nach seiner Wegweisung von Wittenberg wurde er 1523 Pfarrer zu Altstädt in Thüringen. Schon hier ließ er unter andern Schmähungen gegen die Fürsten Folgendes drucken: „Siehe zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Fürsten und Herren; sie nehmen alle Creaturen zum Eigenthum: die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß Alles ihnen seyn!" — Nachdem er auch von hier verwiesen worden, weil er in der Nähe einen Wallfahrtsort zerstört hatte, trieb er sich in Mühlhausen, darauf in Nürnberg, wo er eine Schmähschrift gegen Luther schrieb, alsdann zu Waldshut an der schwäbisch-schweizerischen Gränze herum, von wo aus er durch seine vielen Prädicanten die Aufregung des Landvolks gegen die geistlichen und weltlichen Herrschaften in fanatischer Weise unterhielt und steigerte. — Nachdem er so allenthalben, stets auf Luther schmähend den bösen Samen seiner staats- und religionsgefährlichen Lehren ausgestreut hatte, kehrte er über Fulda nach Thüringen zurück, wo er das gleiche Wesen trieb. Durch die Propaganda der an allen Ecken und Enden hervortretenden Wiedertäufer und namentlich Münzers nahm die aufrührerische Bewegung einen so bösartigen Character an. Schon als er sich noch in Franken und Schwaben herumtrieb, lehrte er die Landleute ausdrücklich „keine Schlösser zu dulden", und hier wie in Thüringen war es sein und seiner Gesellen Wahlspruch: Omnia sunt communia! d. i. „alle Dinge sollen gemein seyn und Jedem nach seiner Nothdurft davon zugetheilt werden." (Also auch hier schon das Vorspiel des Communismus!)

3. Ausbruch des Bauernkriegs: sein Ziel. Der Aufstand in Schwaben. Die zwölf Artikel der Bauernschaft. Luther's Ermahnungen an die Obrigkeit und an die Bauernschaft. Verbreitung des Aufstandes. Die Prädicanten der Münzer'schen Richtung. Plünderungs- und Zerstörungslust der Bauern. Die Rottenführer. Die Gräuelthat in Weinsberg. Götz von Berlichingen. Theilnahme der Bürger in manchen Städten. Münzer in Mühlhausen.

So brach denn am ersten Tag des Jahres 1525 zunächst die Flamme des oberdeutschen Bauernaufstandes aus, der in kurzer Zeit in den großen Bauernkrieg übergieng, in welchem Schwaben, Franken und die obern und mitlern Rheinlande, darauf ganz Thüringen bis in's Hessische, Braunschweigische und Meißnische hinein unter der blutigen Schreckensherrschaft der entzügelten Volksmasse und der fanatischen Führer derselben durch Mord, Brand, Raub und Zerstörung auf das gräulichste verheert wurden. Aus dem ganzen Verlauf des Kriegs geht hervor, daß er eine überwiegend weltliche Revolution war, bei welcher dem Streben nach bürger-

licher Freiheit das der religiösen beigemischt war und ihm größtentheils zum Vorwand diente: das Ziel gieng, wenn nicht geradezu auf Errichtung eines vierten Standes, so doch auf Erweiterung des dritten Standes durch Ausdehnung seiner Rechte auf eine größere Volksmasse.

Zuerst erhoben sich in Schwaben die Bauern des Abts von Kempten und die Bürger dieser Reichsstadt und erzwangen sich durch Zerstörung des Klosters Befreiung von herkömmlichen Leistungen. Im Nu verbreitete sich der Aufstand von der Donau bis zum Bodensee. Die Bauern bildeten drei große Haufen, von denen der eine im Allgäu, der andere am Bodensee, der dritte an der Donau auf dem Ried stand. — Weil der schwäbische Bund eben wieder mit einer Rüstung gegen den von der Schweizergränze her abermals eindringenden Herzog Ulrich beschäftigt war, so suchte man die Bauern durch Unterhandlungen zu begütigen, die aber zu keinem Ziele führten, zumal die Bauern ihre Begehrungen noch in keine bestimmte Fassung zu bringen wußten. Als aber Herzog Ulrich wieder abgetrieben war, setzte sich der bei dem Reichsregimente angestellte österreichische Statthalter Georg Truchseß von Waldburg, ein strenger Aristokrat und Katholik, der sich schon 1514 bei der Bekämpfung des „armen Konrads" den Bauern furchtbar gezeigt hatte, als Anführer des bündischen Kriegsvolks, in Bewegung, überfiel den 8000 Mann starken Haufen an der Donau (zwischen Günzburg und Leipheim), sprengte einen Theil in den Strom und ließ die Rädelsführer aufknüpfen. Dann wandte er sich gegen den Seehaufen, der sich aber so tapfer schlug, daß Truchseß für gut fand, ihm einen Vergleich zu gewähren.

Noch ehe der Aufstand die Gränze von Schwaben überschritt, erschienen die Beschwerden der Bauernschaft in verschiedenen Druckschriften, darunter sich die zwölf Artikel der sogenannten „hellen, lichten, christlichen Haufen" am weitesten verbreiteten. Diese Schrift schickten die Bauern an Luther und forderten ihn auf, einen Ausspruch darüber zu thun, in der Meinung, er werde ihr Beginnen vertheidigen. Luther schrieb hierauf eine „Ermahnung zum Frieden", worin er zuerst mit rücksichtsloser Freimüthigkeit den Fürsten und Herren ihre üble Behandlung des armen Landvolks vorhält und diese als Veranlassung dieses Aufstands bezeichnet, dann sich an die Bauern wendet und sie ermahnt, nicht allen Geistern und Predigern zu glauben, den Balken im eig'nen Auge über dem Splitter des Nächsten nicht zu übersehen, kein Unrecht zu thun und sich nicht wider die von Gott verordnete Obrigkeit aufzulehnen, sondern ihre Sache einem Schiedsgericht aus dem Adel- und Bürgerstand zum Austrag zu überlassen.

Vier Wochen vor der Stellung jener Artikel hatten die oberschwäbischen Bauern einen sogenannten „Bundesvertrag" ausgehen lassen und sich darin für einen gütlichen Vergleich und gegen einen Aufstand ausgesprochen. Eine bestimmtere Ausführung davon waren nun die 12 Artikel, die wahrscheinlich einer ihrer Prediger gemacht

hat. In der Einleitung verwahren sich die Bauern gegen die Anklagen derer, welche ihr Beginnen als „Frucht des neuen Evangeliums" darstellten, das doch nie Ursache einer Empörung sein könne, sondern einig, friedlich und geduldig mache; man solle ihnen das Evangelium nicht vorenthalten; denn wer nach demselben leben wolle, den dürfe man nicht ungehorsam und aufrührerisch nennen. In den Artikeln selbst verlangten sie für ihre Gemeinden das Recht, sich christliche Lehrer zu setzen; Verwendung des Getreidezehnten auf den Pfarrer, auf die Armen und auf andere Gemeindebedürfnisse, dagegen Abschaffung des Viehzehnten; deßgleichen Abschaffung der Leibeigenschaft, wogegen sie im Übrigen der Obrigkeit allen Gehorsam zu leisten versprachen; Antheil an Jagd, Vogel- und Fischfang und Schutz gegen Wildschaden; Rückgabe der ihren Gemeinden ohne Kauf genommenen Waldungen und entfremdeten Äcker und Wiesen; Minderung der Abgaben und Pachtgelder; Abstellung willkührlicher Strafen; endlich Abschaffung des Todfalls, d. i. des herkömmlichen Antheils der Herrschaft an jeder Erbschaft. Am Schlusse erboten sie sich, alle diejenigen Forderungen zurückzunehmen, deren Ungrund man ihnen aus der h. Schrift erweise und die überhaupt gegen Gott und die Nächstenliebe wären. — Einige dieser Artikel, namentlich den ersten und eilften, hielt Luther für gegründet, und ermahnte die Fürsten, den Bauernstand billig zu behandeln, sonst werde Gott Vergeltung über sie schütten. Den Bauern aber stellte er vor, daß sie sich mit Unrecht eine „christliche" Vereinigung nennten; sie hätten die Schrift und die Erfahrung gegen sich: denn Christus sage, wer das Schwert nehme, solle mit dem Schwert umkommen, und der Apostel fordere, eine jegliche Seele solle der Obrigkeit unterthan seyn. Der Einwand aber, die Obrigkeit sey unleidlich, sie wolle das Evangelium nicht zulassen und drücke zu hart durch Beschwerung zeitlicher Güter, — entschuldige keine Rotterei, noch Aufruhr. Nach göttlichem und menschlichem Recht könne Niemand sein eigner Richter seyn. Auf denen, welche sagten: „Lasset uns Böses thun, auf daß Gutes daraus entstehe", ruhe billig und recht die Verdammniß. Nicht Wieder-Unrecht thun, nicht Sichrächen — sey des Christen Recht, sondern Selbstverläugnung, Leiden und Kreuz.

Nicht lange darauf schrieb Luther noch eine eigene „Widerlegung der 12 Artikel mit einer Vermahnung an die Obrigkeit und Bauernschaft". Darin ermäßigt er z. B. ihre Forderung, sich selbst einen evangelischen Pfarrer wählen zu dürfen, dahin, daß er sagt, wenn die Pfarrgüter der Obrigkeit gehörten, sollten sie erst die Obrigkeit demüthig bitten, dieselben ihrem gewählten Pfarrer zuwenden zu dürfen; versage dieß die Obrigkeit, so sollten sie ihn aus ihrem eigenen Vermögen ernähren: denn sonst wäre jene eigenmächtige Verwendung des Pfarrguts ein Raub und Frevel. Auch dürften sie den der Obrigkeit gebührenden Zehnten nicht an sich reißen, um ihn den evangelischen Pfarrern oder den Armen zuzuwenden, das hieße die Obrigkeit absetzen und sich selbst zum Herren machen. Besonders nachdrücklich zeigt er ihnen, daß „die christliche Freiheit nicht fleischlich gemacht werden dürfe. „Auch ein Leibeigener — sagt er unter Anderem — kann wohl Christ seyn und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker ein Christ ist und doch nicht frei ist. Es will dieser (euer dritter) Artikel alle Menschen gleich machen und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltlich äußerliches Reich machen, welches unmöglich ist; denn weltlich Reich kann nicht stehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen."

Auch **Melanchthon** schrieb wider die Bauern und that auf das Überzeugendste dar, daß selbst eine gegründete Beschwerde gegen die Obrigkeit kein Recht zum Aufruhr geben könne. Er stellte dabei folgende, mit Luther übereinstimmende, reformatorische Grundsätze auf: „Die Obrigkeit ist schuldig, das Evangelium rein predigen zu lassen; wenn aber eine Obrigkeit das nicht leiden wolle, dürfe kein Aufruhr erhoben werden, den Gott verboten habe, sondern jeder solle für sich seinen Glauben bekennen und ihn seinem Hausgesinde und wer ihn kennen lernen wolle, lesen; — wolle die Obrigkeit das nicht dulden, so dürfe man keine Rache oder Hülfe bei dem Haufen suchen; —

wolle die Obrigkeit die Pfarrgüter nicht verabfolgen lassen, so solle man den evangelischen Lehrer auf eigene Kosten halten, und wenn auch dieses die Obrigkeit wehre, solle man doch nicht Aufruhr anrichten, sondern an andere Orte ziehen, wo man die rechte Lehre hören könne; — an falschen Lehrern solle man keine Gewalt üben, sondern sie meiden, da auch Christus nicht befohlen habe, den Pharisäern die Güter zu nehmen, oder gar sie zu tödten, sondern nur ihre Lehre zu meiden. — Wo eine gottesfürchtige Obrigkeit das Evangelium predigen lassen wolle, so wäre es gut, wenn die Gemeinden ihre Pfarrer selbst wählen dürften, in welchem Fall aber auch dem Landesherrn das Aufsichtsrecht zustehen müsse, damit nichts Widerchristliches oder Aufrührerisches gepredigt werde; — der Obrigkeit den Zehnten zu verweigern, sey unrecht: „den Zehnten giebt man nicht aus Kraft des Alten Testaments, denn dasselbe verbindet uns nicht, sonderlich in Sachen, die da weltliche Ordnung und Regiment betreffen; — christliche Freiheit bestehe im Herzen und lasse sich nicht mit leiblichen Augen sehen; äußerlich trage ein Christ geduldig und fröhlich alle weltliche und bürgerliche Ordnung, möge er leibeigen und unterthan oder edel und Regent seyn, nach sächsischem oder römischem Rechte leben. Dagegen solle die Obrigkeit um des Friedens willen den Unterthanen ihre Lasten erleichtern; sie solle die Bösen strafen, aber auch den Unschuldigen behülflich seyn, daß sie in Ruhe und Stille leben könnten; insbesondere solle sie die Gerichte recht bestellen und für eine gute Erziehung der Jugend sorgen.

Alle diese und ähnliche Ermahnungen der Reformatoren drangen nicht durch: denn die Gefahr nahm nur zu schnell eine furchtbare Gestalt an. Die Odenwälder zogen hinab in's Main- und Neckarland: bald schlug die Lohe in ganz Franken auf, namentlich im Deutschordischen, Hohenlohischen, Würzburgischen, ergriff das Aschaffenburgische und Mainzische, den Rheingau, das Bisthum Speyer, das Elsaß, die Schweiz, verbreitete sich bis in's Salzburgische, Steiermärkische, in's Inn- und Etschthal; sprang über in's Hessische, Thüringische, wo Münzer in Mühlhausen und auf dem Eichsfeld schürte, drang in's Münster'sche und glimmte selbst im preußischen Samland. Nur in Bayern, in einem großen Theil von Kursachsen und in denjenigen ostdeutschen Ländern, in denen Slaven den Grundstamm bilden, blieben die Bevölkerungen ruhig. — Die zusammengerotteten Schaaren hatten meist ein weißes Kreuz (im Gegensatz gegen das rothe der Bündischen) zum Abzeichen; daneben bestanden auch andere, z. B. das Glücksrad, eine Pflugschaar, ein Paar Dreschflegel rc.

Auch die Bürger mancher Städte ergriff, nach dem Beispiel von Kempten, der Aufruhrschwindel, wie z. B. Rothenburg (wo Karlstadt schürte), Dinkelsbühl, Heilbronn, Memmingen, Wimpfen, Speyer, Worms, Frankfurt, Mühlhausen, wo überall die geistlichen Güter der Gegenstand des Gelüstens waren. In Städten, wo die Reformation schon Fuß gefaßt hatte, wie namentlich in Nürnberg und Straßburg, blieb Alles ruhig; andere, wie Schwäbisch-Hall, widerstanden den Aufrührern mit rüstiger Entschlossenheit. Zu Erfurt nahm Eobanus Hessus Theil am Aufstand, während der edle Eberlin von Günzburg nicht ermüdete, vom Aufruhr abzumahnen.

Der ganzen Bewegung aber fehlte es an Einheit, die weder in einer Persönlichkeit, noch in der Berathung und Führung, sondern nur in der „gleichartigen dämonischen Stimmung" zu erkennen war, welche „ihre nächste Befriedigung im Toben und Zerstören" fand. Die Hauptheßer waren die sog. evangelischen Prädicanten der schwärmerischen (münzerischen) Richtung, welche meist als Feldschreiber mit den Bauern herumzogen; die Verkündiger der reinen Lehre aber, die gezwungen darunter waren (wie Schappler von Memmingen, Jak. Strauß u. a.), suchten zu dämpfen und wurden daher von den Bauern zuletzt selbst schwer verfolgt.

Im völligsten Abstand gegen die gemäßigte und christlich lautende Sprache der zwölf Artikel zeigte sich das wirkliche Thun der Bauern, das ganz von dem wilden Empörungsgeiste zeugt, den eine andere Druckschrift „an die Versammlung der gemeinen Bauernschaft" athmete. Die Gräuel, die sie und ihre Rottenführer verübten, erreichten in der Weinsberger Unthat ihren höchsten Gipfel, und vor ihrem Terrorismus wußten sich Manche aus dem verfolgten Adel nur durch Concessionen oder gar durch den Übertritt zu ihrer Partei zu retten.

Fast bloß auf thierischen Genuß ausgehend plünderten und zerstörten sie Klöster und Schlösser, vorzüglich um in reichgefüllten Kellern sich toll und voll zu saufen, und was sie vom Wein nicht bewältigen konnten, wegzuschütten. So lagerte ein Haufe beim Kloster Eberbach vier Wochen lang, ohne nüchtern zu werden. Selbst die Bauernweiber rotteten sich an manchen Orten bewaffnet zusammen und schrieen nach „Plünderung der Pfaffenhäuser", oder waren mit Wagen bereit, die Beute wegzuführen. Überall in dem ganzen Treiben sprach sich kein erhebender Gedanke aus, sondern allenthalben war das Bild ekler Gemeinheit wahrzunehmen, wie es von einer Menschenklasse, die man Jahrhunderte lang auf das gewissenloseste in der tiefsten Versäumniß und Verkümmerung gelassen hatte, nicht anders zu erwarten war. — Die Führer der vielen wilden Haufen waren meist verschuldete Wüstlinge und unter ihnen Jäcklin Rohrbach aus Böckingen bei Heilbronn, sein Schreiber Wendel Hippler aus dem Hohenlohischen und Georg Metzler aus dem Odenwald die berüchtigsten.

Es war am Morgen des ersten Ostertages (16. April), als die Rotte Jäcklin's vor den Mauern von Weinsberg stand, wohin kurz zuvor Graf Ludwig von Helfenstein mit etwa 70 Reisigen von der österreichischen Regierung in Würtemberg den Bürgern zu Hülfe gesandt worden war. Da aber die Bürger entweder nicht fest, oder nicht tapfer genug zu ihm standen, drangen die Bauern ein und nahmen den Grafen sammt seinen Rittern gefangen. — Der Bauernrath beschloß, zur Rache für die durch Truchseß gefallenen Brüder im Oberland, alle Fürsten, Edelleute und Pfaffen umzubringen, und gleich mit dem gefangenen Grafen den Anfang zu machen. Fußfällig bat seine Gemahlin mit ihrem zweijährigen Söhnlein auf dem Arm die Bauern um das Leben ihres Gatten: höhnend stieß man sie zurück, riß ihr das Geschmeide ab und verwundete ihr Kind mit einem Spieß. Dann wurde der Graf mit den übrigen Edelleuten von den Bauern umringt und gezwungen, im Kreise hin- und herlaufend wider die Spieße zu rennen, bis Alle, von tausend Stichen durchbohrt, niederfielen. Einer der Aufrührer, ein ehemaliger Diener des Grafen, Melchior Nunnenmacher blies zu diesem Todeslaufe die Pfeife!

Diese Gräuelthat erschreckte selbst manchen Bauernanführer und einige kamen daher auf den Gedanken, durch eine Verbindung mit dem Ritterstand ihrer Sache eine bessere

Haltung zu geben. Nicht sowohl aus Menschlichkeit, als um seine weitgehenden Entwürfe zur Brechung der Fürstenmacht und zum völligen Umsturz der Reichsverfassung besser in's Werk setzen zu können, brachte der schlauberechnende Wendel Hippler, nach der Besetzung von Heilbronn, den dortigen Bauernrath, wiewohl mit Mühe, dahin, daß der biderbe Ritter **Götz von Berlichingen** (mit der eisernen Hand), der früherhin im Felde Herzog Ulrich's gegen den schwäbischen Bund gefochten hatte und sich gern noch an's Faustrecht hielt, zum Hauptmann gewählt wurde. Kurz zuvor hatte Götz dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz seine Hülfe gegen die Bauern angeboten; vergebens aber wartete er auf Antwort, weil seine Gattin und deren Schwiegermutter dieselbe aus Furcht vor den Bauern unterschlagen hatten. Als daher kurfürstlich-mainzische Räthe in ihn drangen, ihrem Herrn und den Fürsten zu Lieb zur Verhütung größern Übels die Hauptmannschaft anzunehmen, und die Bauern ihm mit den Spießen drohten, nahm er, um sein Leben und seine Güter zu retten, diese Stelle auf vier Wochen an, kündigte aber vorher seinem Lehnsherrn, dem Bischoff von Würzburg, den Lehensverband auf. Weil aber die Bauern ihr Gegenversprechen, von Brand und Verwüstung abzustehen, nicht hielten, so trat Götz schon nach acht Tagen von seiner Hauptmannschaft ab, die nun Metzler übernahm. Götz mußte jedoch bei den Bauern bleiben, wurde auf's strengste bewacht und war in steter Lebensgefahr. Nichts desto weniger fuhr er fort, zur Ordnung zu rathen, Unheil von seinen Standesgenossen möglichst abzuwenden und den Bauern über ihre Ausschweifungen Vorhalt zu machen, wiewohl vergebens: sie wollten sich durchaus keiner militärischen Zucht fügen, sondern nur plündern, schwelgen und die Herren spielen.

Unterdeß arbeitete Hippler daran, den Adel zu gewinnen, und wirklich ließen sich mehrere Grafen und Herren theils aus Furcht, wie zwei Grafen von Löwenstein und von Hohenlohe, theils in der Hoffnung, ihr Besitzthum auf Kosten des Klerus zu mehren, zu Verträgen mit den Bauern herbei. Die meisten Herren, darunter mehrere Bischöffe, suchten sich durch Einräumungen zu schützen: denn wer es nicht that, dessen Schloß legten die Bauern in Asche. Der Graf von Werthheim gieng mit all' seinem Geschütz ganz zu den Bauern über; desgleichen ergriff der Graf von Henneberg freiwillig ihre Partei. — Der Bischoff von Würzburg hatte vor, ihnen zu widerstehen, als aber Metzler's Haufe im Anzug war, und sich die Bürgerschaft der Stadt für die Bauern erklärte, war Widerstand unmöglich. Und obgleich dieser Metzler'sche Bauernhaufe, bei dem auch Götz und Hippler waren, sich eine besonders feste Lagerordnung gegeben hatte, so überschritten sie dieselbe doch so arg, daß „die ganze Landschaft südlich vom Main vom Feuer geröthet war und 179 Schlösser mit 28 Klöstern in Flammen aufgiengen."

Auch die Württemberger Bauern stunden nun in Masse auf (25,000 an der Zahl), wollten sich aber den Odenwäldern nicht anschließen, „um ihr Land nicht zu verderben." Sie waren, wenn auch eben so erbost auf die Klerisei, doch nachsichtiger gegen den Adel. Obwohl sie demnach im Ganzen sich minder wild benahmen, als die Andern, so sollten sie doch zuerst die strafende Macht des schwäbischen Bundes zu fühlen bekommen.

Während sich auch in Hessen, in Fulda, in Hersberg und im Hennebergischen, wo überall Münzer vorgearbeitet hatte, die Bauern und Bürger im Aufruhr erhoben, stand es besonders im Thüringischen gefährlich. Dort hatte **Münzer** seinen bösen Samen am reichlichsten ausgestreut. Zu Mühlhausen wider den Willen der Bessern zum Prediger gewählt, hatte er die Errichtung des Gottesreichs mittels „Erniedrigung der Hoheiten und Gemeinschaft der Güter" verkündigt, die Einsetzung eines neuen Stadtrathes aus seinen Anhängern erwirkt, und — nachdem er, nur stark im fertigen Reden und in großsprecherischen Auf-

rufen, aber feige zur That, sich durch einen zu jedem tollkühnen Frevel bereiten und ihm ergebenen Gehülfen, Namens Pfeiffer, einen ehemaligen Mönch, ergänzt hatte, — schickte er Briefe und Boten im Lande umher und schürte dadurch, besonders in Süddeutschland, die Flamme des Aufruhrs mächtig. Sein Hauptziel war Beseitigung der Fürstenmacht durch Vertreibung und Ermordung der „großen Hansen". Von weit und breit her strömten die Bauern nach Mühlhausen und sogen begierig seine verführerischen Reden ein.

Die Armen drangen in die Häuser der Reichen und forderten von ihnen „aus christlichem Recht", was ihnen beliebte, und wer nicht willig gab, wurde vergewaltigt. Stürmischer noch, als Münzer, drang Pfeiffer auf einen bewaffneten Auszug, dessen Ergebniß die Verwüstung von 25 Klöstern und große Beute war. Diese Züge wiederholten sich und wurden von den Bürgern von Nordhausen, Eisenach, Erfurt und von den Bauern im Mansfeldischen und Stolbergischen nachgeahmt, so daß eine Menge Schlösser und Klöster ausgeplündert und zertrümmert wurden. Dabei wurde (wie das überhaupt auch anderwärts, wo die Bauern sich erhoben, geschah) vorzüglich gegen die vorgefundenen Handschriften und Bücher gewüthet, so daß der Bauernkrieg auch der Literatur Deutschlands nicht geringen Schaden gethan hat.

4. Luther's Aufruf an die obrigkeitliche Gewalt zur Unterdrückung des Aufstands. Die Rüstungen der Fürsten und des schwäbischen Städtebunds. Unterdrückung des Aufstands in Schwaben und Franken durch Truchseß von Waldburg und Ludwig von der Pfalz, in Hessen und Thüringen durch Landgraf Philipp und seine Verbündeten. Ausgang Münzer's in Frankenhausen. Harte Bestrafung der Aufständischen.

Die Nachricht von den entsetzlichen Freveln der Bauern und dem fanatischen Treiben Münzer's und seines wiedertäuferischen Anhangs empörte Luther'n auf das Äußerste: bitterer Schmerz ergriff ihn, das von ihm betriebene Werk des Evangeliums durch den bösen Geist der Schwärmerei und des Aufruhrs von der Gefahr des Untergangs bedroht zu sehen. Er gab nun den Weg der Vermittlung auf und ergoß die ganze Kraft und Heftigkeit seines Zorneifers in einer neuen Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" aus, gegen die er wie gegen den Teufel selbst die obrigkeitliche Gewalt zur vollsten Ausübung ihres strafgerichtlichen Amtes aufrief.

„Im vorigen Büchlein (schreibt er) durft' ich die Bauern nicht verurtheilen, weil sie sich zu Recht und besserm Unterricht erboten. Aber ehe ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der Faust darein, rauben und toben, und thun wie die rasenden Hunde. — Kurzum, eitel Teufelswerk treiben sie und insonderheit ist's der Erzteufel Münzer, der zu Mühlhausen regiert und nichts als Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet. — Weil sie denn anders thun, als sie geredet, muß ich auch anders von ihnen schreiben und der weltlichen Obrigkeit das Gewissen unterrichten, wie sie sich hierin halten solle!" — — Und nun räth er in den heftigsten Ausdrücken, den Aufruhr mit aller Strenge niederzuschlagen. Zwar solle man sich vorher noch einmal zum Überfluß den tollen Bauern, ob sie es wohl nicht werth seyen, zu Recht und Gleichem (zur Ausgleichung) erbieten, darnach, wenn das nicht helfen wolle, flugs zum Schwert greifen. Ein Fürst muß hie bedenken, wie er Gottes Amtmann sey, dem das Schwert über solche

Buben befohlen ist, denn wo er kann und straft nicht, da ist er schuldig an allem Mord und Übel, das solche Buben begehen. — Darum ist hier nicht zu schlafen: es gilt auch nicht hie Geduld oder Barmherzigkeit; es ist des Schwertes und Zornes Zeit und nicht der Gnaden Zeit." — Dünkt das Jemand zu hart, der denke, daß Aufruhr unerträglich ist und alle Stunden der Welt Zerstörung zu erwarten sey." —

Der Zorn, von welchem Luther in dieser Schrift sich hinreißen ließ, scheint durch die schändlichen Angriffe Münzer's auf ihn und durch die von diesem Manne ausgehende Schändung des Evangeliums auf eine Höhe getrieben worden zu seyn, die Luthers Feinden als Grausamkeit und Blutdurst vorkam, und selbst seinen Freunden wider das Gefühl gieng, weil er in der Hitze vergaß, Verführer und Verführte zu unterscheiden. Daher er sich nachher selbst in einem Schreiben an den Mansfelder Kanzler Müller unter Anderm mit den Worten zu rechtfertigen suchte. „Barmherzig hin, barmherzig her: wir reden jetzt von Gottes Wort, der will den König geehrt und die Aufrührer verderbt haben, und ist doch wohl so barmherzig, wie wir sind!"

Zu denen, welche Luther'n offene Vorwürfe machten, gehörte besonders Erasmus, der in einer Streitschrift unter Anderm äußerte: „Du hast nun zwar in Deinem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern den Verdacht (Anstifter des gräulichen Aufruhrs gewesen zu seyn) von dir gestoßen; aber Du widerlegst die Überzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche Du gegen Mönche und Bischöffe für die evangelische Freiheit und gegen die menschliche Tyrannei hast ausgehen lassen, zumal durch die deutschgeschriebenen, zu diesem Unheil Anlaß gegeben worden ist. Ich denke nicht so übel von Dir, um zu glauben, daß dieß in Deinem Plan gelegen habe; aber schon längst hab' ich aus der Heftigkeit Deiner Feder die Vermuthung gezogen, die Sache werde dahin gelangen, wohin sie nun gelangt ist." — Erasmus vergißt dabei nur, daß er selbst früherhin unter denen, welche zuerst die Verachtung gegen die Geistlichkeit genährt hatten, der thätigste gewesen war und daß ihn noch dazu mehr frivoler Spott, als Eifer für die Sache Christi, welcher einzig und allein Luther'n beseelte, angetrieben hatte.

Indeß waren die Fürsten schon von selbst allenthalben in der Rüstung begriffen. Am eifrigsten betrieb sie Erzherzog Ferdinand, als damaliger Inhaber von Württemberg, indem er zugleich auch den schwäbischen Bund zu stärken suchte, dessen Feldhauptmann Truchseß sich nun zuerst wieder aufmachte, die in einem festen Lager bei Böblingen verschanzten Bauern angriff und durch ihre Niederlage (am 12. Mai) zuerst das Württemberger Land befreite.

Es wurden dabei an 8000 Mann erschlagen, die Übrigen zerstreut. Unter den Gefangenen befand sich jener Mensch, der den unglücklichen Edlen bei Weinsberg zu ihrem Spießlauf gepfiffen hatte. Truchseß ließ ihn mit einer Kette an einen Baum befestigen, in einiger Entfernung um ihn herum Feuer anlegen, von dessen Gluth gepeinigt er an der Kette hin- und hersprang, bis er mit verbrannten Gliedern todt niederfiel. Acht Tage darauf (20. Mai) hielt Truchseß eine zweite grause Sühnefeier. Er eroberte Weinsberg, ließ die Stadt anzünden und erklärte die Gemeinde für aufgelös't; den Jäcklin Rohrbach aber, der dabei ergriffen wurde, ließ er eben so wie jenen Nunnenmacher, mit einer Kette an einen Baum gebunden, sich am Feuer zu Tode laufen! — Am gleichen Tage schlug auch der Herzog Anton von Lothringen, nachdem er an den zwei vorhergehenden Tagen zwei Haufen (bei Lupfenstein und Zabern) vernichtet hatte, einen dritten Haufen (bei Scherrweiler) und dämpfte mit einem Opfer von wenigstens 18- bis 20,000 Bauern den Aufstand im Elsaß.

Zugleich hatte auch der junge, rasche thatkräftige Landgraf Philipp, zuerst unter den Fürsten, durch die Einnahme von Hersfeld und

Fulda den Aufstand in seinem Hessenlande gedämpft, ohne sich durch Grausamkeit zu beflecken; und zog nun nach Thüringen seinen Nachbarn, den sächsischen, braunschweigischen und mansfeldischen Herren, zu Hülfe, denen durch das täglich wachsende Bauernlager bei Frankenhausen die größte Gefahr drohte. Denn dieser Stadt hatte sich Münzer durch einen Überfall bemächtigt und sie nach der Plünderung der Reichen zu seinem Hauptquartier gemacht, während Pfeiffer in Mühlhausen das Regiment führte. Münzer hatte so eben sowohl dem Grafen Albrecht von Mansfeld, der kurz zuvor einen Bauernzuzug geschlagen hatte, als auch dem Bruder desselben im frechsten Tone schriftlich befohlen, sich ihm zu unterwerfen, und anderseits die Erfurter aufgefordert, ihm zu Hülfe zu ziehen und sich aller Barmherzigkeit und Schonung zu enthalten. An die Mansfelder Bergleute schrieb er: „Lasset euer Schwert nicht kalt werden! Schmiedet Pinkepank auf dem Amboß Nimrod! werft ihnen, den Herren, den Thurm zu Boden! Es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nichts sagen, so lange sie über euch regieren! Dran, dran, dran, die ihr Tag habt! Gott gehet euch voran, folget!" Der Übermüthige wußte nicht, daß schon das Schwert über seinem Haupte schwebte. Denn einige Tage darauf erschien Landgraf Philipp mit den verbündeten Fürsten. Bestürzt verlangten Münzer's Bauern zu unterhandeln; aber Münzer, gegen dessen Auslieferung die Fürsten Gnade vor Recht ergehen lassen wollten, suchte mit seinen gewohnten Prahlreden die Schwankenden zum Kampfe zu begeistern. Bei'm ersten Angriff jedoch zerstreuten sich die rathlosen Bauern und wurden theils niedergemacht, theils zerstreut (den 15. Mai), der feige Münzer aber aus einem Versteck hervorgeholt und nach vorausgegangener Folterung enthauptet.

Der Bauernhaufe, der auf der Anhöhe bei Frankenhausen hinter einer Wagenburg stand, betrug 8000 Mann; das Heer der Fürsten bestand aus 6000 meist Adeligen und Reisigen und war gut mit Geschütz versehen, während die Bauern kaum Pulver hatten. Bei diesem Anblick entsank den Meisten der Muth, und als Münzer wahrnahm, daß sie dem Verlangen der Fürsten, ihn auszuliefern, nicht üble Lust hatten zu willfahren, so entschloß er sich, obgleich des Krieges unkundig, zur Annahme der Schlacht, indem er ihren Muth zu befeuern suchte und unter Anderm sagte: sie sollten sich ja nicht vor dem Geschütz fürchten, er werde alle Büchsensteine, welche der Feind auf sie schösse, mit seinem Rockärmel auffangen! Zugleich benützte er einen am Himmel erscheinenden Regenbogen, um ihnen daraus die Gewißheit der Hülfe Gottes zu bezeugen, der nicht wolle, daß sie mit den gottlosen Fürsten Frieden machen sollten. Und um ihnen alle Aussicht auf die Gnade derselben zu benehmen, ließ er vor ihren Augen einen jungen, aus dem fürstlichen Lager als Parlamentär gesandten Ritter niederstechen und darauf das Lied: „Komm', heil'ger Geist", anstimmen! — Allein mit allen Kriegsbedürfnissen schlecht versehen, aller Ordnung und Zucht baar, und vom Gefühl ihrer schlechten Sache gedrückt, setzten die Bauern dem Angriff der Fürsten nichts als ihren brüllenden Gesang und eine stumpfe Erwartung entgegen, ob Münzer die Kugeln auffangen werde; denn anfangs glaubten sie's wirklich, weil die ersten Schüsse der Angreifer nicht trafen. Bald aber, als die Kugeln und Schwertschläge der ihre

Wagenburg durchbrechenden Reiter rechts und links einschlugen, da gaben sie unaufhaltsam die Flucht, auf der an 5000 getödtet wurden. In Frankenhausen, das sich sogleich ergab, wurden sodann 300 Bürger hingerichtet und unter ihnen Nicolaus Storch, das ehemalige Haupt der Wiedertäufer. Münzer selbst wurde im Bette eines Hausspeichers gefunden: er gab sich für einen Kranken aus, aber seine danebenliegende Brieftasche verrieth ihn. — Vor die Fürsten geführt, antwortete er anfangs frech, er habe ganz recht gethan, die Fürsten zu strafen, weil diese dem Evangelium entgegen wären. Als ihm Landgraf Philipp aus der Schrift bewies, daß man der Obrigkeit unterthan seyn solle, schwieg er trotzig. Als er auf der Folter vor Schmerz schrie und Herzog Georg ihm zurief: Thomas, das thut freilich weh, aber den armen, von dir Verführten hat es weher gethan! —, lachte er laut auf und sagte: „Sie haben's nicht anders haben wollen!" — Hierauf zogen die Verbündeten vor Mühlhausen, das Pfeiffer vertheidigen wollte; weil jedoch die Bürger nicht Lust hatten, Stand zu halten, entwich er, und die Stadt ergab sich am 25. Mai. Pfeiffer aber wurde bei Eisenach ergriffen und in Mühlhausen mit 24 seines Anhangs enthauptet. Münzer widerrief zuletzt nicht nur seine Irrthümer, sondern trat sogar wieder in die katholische Kirche zurück, vielleicht um sein Leben zu retten. Nichts desto weniger wurde er hingerichtet und soll noch zuvor die umstehenden Fürsten ermahnt haben, milder und gerechter gegen das arme Volk zu seyn, um in Zukunft solchem Unheil vorzubeugen. Er starb übrigens kleinmüthig und verzagt. Sein Haupt wurde auf einer Stange im Felde aufgesteckt.

Indeß hatte man angefangen, auch den hartnäckigen Aufstand in Franken niederzuschlagen, wo der Metzlerische Haufen unter Raub und Brand und Schlemmerei, allen Abmahnungen Götzens zum Trotz, auf das gräulichste hauf'te und schon geraume Zeit sich vergeblich abmühte, die Veste Marienberg bei Würzburg theils durch Unterhandlung, theils durch Sturm zu gewinnen. Der tapfern Vertheidigung derselben hatte man es zu danken, daß sich nicht das Verderben über einen noch größern Theil von Deutschland verbreitete. Denn dadurch gewannen die rheinischen und fränkischen Fürsten Zeit zu ihren Rüstungen, nach deren Vollendung sie von Heidelberg aus unter der Führung des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, der früher schon vergeblich Sühne angeboten hatte, und des streitlustigen Erzbischoffs von Trier aufbrachen. Nachdem sie bei Bruchsal einen Bauernhaufen unterworfen und sich dann mit dem Heere des schwäbischen Bundes unter Truchseß vereinigt hatten, boten sie Sühne, die jedoch verschmäht wurde; vielmehr rückte Metzler mit 8000 Bauern von Würzburg gegen sie heran, um Neckarsulm zu retten. Er wurde aber geschlagen, und da auch noch zwei andere Haufen von dem Grafen von Truchseß — und zwar ein odenwäldischer bei Königshofen an der Tauber (d. 2. Juni) und der rothenburgische bei Ingelstadt (Nigelstadt) — geschlagen wurden, die Würzburger aber mit dem Rest der Bauern sich auf Gnade und Ungnade ergaben: so war der Aufstand in Franken gedämpft und die Fürsten konnten sich wieder dem Rheine zuwenden, um die unterdeß in der Pfalz wieder ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Auch den Rest der oberschwäbischen Aufrührer war Truchseß im Begriff zu vernichten, wenn nicht der aus Italien herbeigerufene berühmte Landsknechtführer Georg von Frundsberg aus

Menschlichkeit ihnen Gelegenheit gegeben hätte, der unmäßigen Strenge des bündischen Feldhauptmanns durch schleunige Zerstreuung zu entgehen.

Nach der Niederlage Metzler's (der übrigens mit Hippler entkam) wurden 60 Theilnehmer am Weinsberger Mord hingerichtet. Bei dieser Gelegenheit gelang es dem Ritter Götz endlich, den Bauern zu entkommen. Die Niederlage bei Königshofen kostete 7000 Bauern das Leben. Der sogenannte schwarze Haufe, der nach der Ingelstadter Niederlage sich in ein festes Haus geworfen hatte, wurde gänzlich vernichtet. Von denen, die sich in Würzburg ergeben hatten, wurden 60 enthauptet. — In Franken belief sich die Zahl der förmlich Hingerichteten auf 211. — Die aufständischen Bauern am Mittelrhein wurden bei Pfeddersheim geschlagen: 5000 blieben auf der Wahlstatt, 3000 baten um Gnade, die ihnen versprochen wurde, wenn keiner zu entfliehen trachte; da aber einige zu entkommen suchten, stürmten die fürstlichen Reisigen über sie her und würgten 800 nieder, selbst der Erzbischoff von Trier stach mit eigener Hand mehrere Bauern todt. Die Stadt Weißenburg, das letzte Bollwerk des pfälzischen Aufstands, ergab sich dem Kurfürsten Ludwig erst nach einer ernstlichen Beschießung. — Die Aufständischen im Rheingau unterwarfen sich, und Mainz mußte auf seine kaum wiedererworbenen Freiheiten Verzicht leisten. Die Bauern im Breisgau suchten und empfiengen gütlichen Vergleich. In Salzburg und in Steiermark beugten sie sich nur der Gewalt. — Von den beschwertesten Häuptern des Aufstands wurde Hippler, der sich noch länger als ein Jahr in verstellter Tracht umhertrieb, in der Pfalz verhaftet und starb im Gefängniß zu Neustadt an der Haardt.

Auch in die Schweiz hatte sich, und zwar von dem österreichischen Waldshut aus, durch münzerische Prädicanten (Hubmeier, Röubli, Blaurock 2c.) die Bauernbewegung erstreckt. Sie hatte mit einem Bilderſturm im Dorfe Züllikon bei Zürich begonnen, und da die Regierungen von Zürich, Basel und Schaffhausen vermitteln wollten, so brach gegen dieselben der Sturm los. Den Zürichern gelang es zuerst, mit Hülfe des kyburgischen Vogts Rudolf Lavater ohne Blutvergießen die Ruhe herzustellen, was die Folge hatte, daß sich auch in den übrigen Theilen der Schweiz der Aufruhr legte.

Nicht genug, daß die Würgelust der fürstlichen Heere, mehr noch aber des bündischen Heers und ihres Führers, durch schonungsloses Niedermetzeln in den Treffen, durch Sengen und Brennen, Plündern und Brandschatzen in den Dörfern und Städten und durch die Ausdehnung des Standrechts ein Unmaaß von Rache an den Bauern geübt hatte: es folgten nun in den einzelnen Ländern noch die besondern Bestrafungen, von deren Härte und Willkühr auch viele Unschuldige betroffen wurden; und weit entfernt, in weiser Berücksichtigung der Zukunft das Loos der Bauernschaft in manchen Stücken zu erleichtern, übte das Herrenthum, unter Mitwirkung des confessionellen Gegensatzes, nur noch einen härtern Druck auf den ohnedieß überbürdeten Dienststand aus, und die wenigsten Fürsten und Herren zeigten durch Milderung der drückendsten Auflagen ein landesväterliches Herz.

Aus den vielen Beispielen übermäßiger Strafbehandlung nur folgende: der Bischoff von Würzburg durchzog mit gemietheten Scharfrichtern und Henkern in seinem Gefolge sein Land und ließ, wie berichtet wird, 211 Überführte köpfen, darunter einen Bauer aus Dettelbach, der, als er sein Urtheil hörte, ausrief: „daß Gott erbarm, ich soll nun sterben und habe mich mein Lebtage nicht satt gegessen!" Mit dem aus den Güter-

einziehungen gewonnenen Gelde wurden die würzburgischen Edelleute entschädigt. — Auch der Deutschmeister ließ in Mergentheim viele hinrichten und minder Schuldigen die Schwurfinger abhauen. Das Gleiche that Markgraf Casimir von Brandenburg; auch ließ er 59 Kissingern, die gesagt hatten, sie wollten ihn nie wieder ansehen, die Augen ausstechen. Doch gab er nachher auf die Vorstellungen seines Bruders, des Herzogs Albrecht von Preußen, einen Generalpardon.

Schwer empfunden wurden auch die Schatzungen, durch die man die fürstlichen Kammern füllte, aber dadurch den Hülfsquellen manches Landes auf weit hinaus schadete. Am weitesten trieb es hierin der schwäbische Bund.

Die grausamste Wiedervergeltung wurde besonders von vielen Edelleuten geübt. — Unter den unschuldig Verfolgten befanden sich auch unbescholtene lutherische Prediger, denen ihr Bekenntniß der evangelischen Lehre so gut den Tod brachte, wie den münzerischen oder wiedertäuferischen Prädicanten. Wie weit mancher katholische Fürst in der Verfolgung gieng, ersieht man daraus, daß Herzog Georg von Sachsen in Leipzig zwei Bürger bloß deßwegen hinrichten ließ, weil man lutherische Bücher bei ihnen fand. Daher sagte Luther in der obenerwähnten Rechtfertigung seiner Aufforderung an die Fürsten (den Aufruhr mit allen Mitteln niederzuschlagen), er habe zwar zur äußersten Strenge gerathen, aber daß die unsinnigen Tyrannen auch nach der Schlacht fortfahren sollten, das Blut nicht zu schonen, dazu habe er in keiner Weise gerathen: nur Blutgierigen gelte es gleichviel, ob sie Schuldige oder Unschuldige würgen. — Und in einer andern Schrift schilt er besonders die „Junker", daß sie so viele Leute unter dem Vorwand des Antheils am Aufruhr unschuldig zum Tode und deren Wittwen und Waisen um ihr Gut brächten und dabei doch vom Adel heißen wollten. Sey doch der frühere Aufstand des Adels wider den Kaiser und die Fürsten ein eben so großes Verbrechen gewesen und nicht so streng bestraft worden; nun die Bauern in das gleiche Verbrechen gefallen, müßten sie alle schwarz seyn, Fürst und Adel aber giengen fein davon und wischten den Mund, als hätten sie nie etwas Böses gethan! — Wirklich gieng z. B. der Graf von Wertheim, der sich ungezwungen mit all' seinem Kriegszeug ganz zu den Bauern gehalten hatte, straflos aus; auch die Grafen von Hohenlohe ließ man in Ruhe, während der arme Ritter Götz vom schwäbischen Bunde nach Augsburg citirt, zwei Jahre lang daselbst in hartem Gefängniß gehalten und dann unter der Bedingung frei gegeben wurde, daß er zeitlebens kein Pferd mehr besteigen, keine Nacht außer seinem Schlosse zubringen, seine Markung nicht überschreiten und sich deßhalb nicht rächen wolle. Eilf Jahre lang dauerte sein Burgbann, bis ihn Kaiser Karl löste, dem er dann noch in Ungarn und Frankreich zu Felde diente. (Er starb 1562. Prof. Zöpfl hat jüngst aus 25 Urkunden und 33 Zeugenaussagen nachgewiesen, „daß Alles, was Götz in seiner Lebensbeschreibung sagt, sich als actenmäßige Wahrheit darstellt und daß diese Lebensbeschreibung nunmehr als eine vollständig wahrheitsgetreue, eben so einfache, als bescheidene Selbstschau erkannt werden muß.")

Am mildesten handelte der Kur-Pfalzgraf Ludwig, wie er denn schon bald nach dem Aufstand manche erleichternde Einrichtungen gewährt hatte. Im Breisgau gestattete Erzherzog Ferdinand Untersuchung der bäuerlichen Beschwerden; in Österreich unter der Ens drangen die Stände darauf, die Beschwerden der Bauern zu untersuchen, und in Tyrol wurde der kleine Zehnten abgeschafft. Das sind aber auch die einzigen hellen Stellen in dem dunkeln Schatten dieser geschichtlichen Periode.

5. Folgen des Bauernkriegs. Nachlaß des Reformationseifers im Adel- und Bauernstand. Luther's Rechtfertigungsschrift und Streben nach objectiverem Standpunct. Tod Friedrich's des Weisen. Johann der Beständige und seine Bestätigung des neuen Kirchenwesens. Kursächsische Kirchenordnung. Landgraf Philipp's offenes Auftreten. Markgraf Albrecht's von Brandenburg Übertritt zum Lutherthum und Verwandlung des preußischen Ordenslandes in ein weltliches Erbherzogthum. Säcularisationsgelüste weltlicher Fürsten und Widerstand des geistlichen Fürstenthums.

Der Bauernkrieg und sein Ergebniß schnitt nicht bloß tief in die politisch-socialen Verhältnisse ein, sondern er hemmte auch den ruhigen und sichern Gang der Reformation, deren Grundsätzen ihre Gegner all' das Unheil zuschrieben, das in diesem Volksaufruhr heraustrat, obgleich sie nicht läugnen konnten, daß gerade im sächsischen Kurkreise und namentlich zu Wittenberg, dem „Sitze der Neuerung" die Ruhe nicht gestört worden war; daher auch die Freunde der Reformation stets an der Gegenbehauptung hielten, daß, wenn man der Verkündigung der neuen Lehre allenthalben Eingang gelassen hätte, es nirgends zu Empörungen gekommen wäre.

Luther selbst sprach sich darüber so aus: „Der Waizen ist nicht Schuld daran, daß Unkraut hervorwächst und die Wahrheit ist nicht Ursache an so vielem Unglück. Heut zu Tage wird uns (Evangelischen) alles Unglück beigemessen, das in der Welt geschieht und wir leiden daher die allerempfindlichste Schmach und Vorwurf. Hätte er das Papstthum zufrieden gelassen, sprechen sie, so wären nicht so viele Ketzer aufgestanden, vielleicht wäre auch nicht der Bauern-Aufstand geschehen! Aber an wem liegt die Schuld? Nicht an der Wahrheit oder am Lichte, sondern am Irrthum und an der Finsterniß. Nicht derjenige, der vor der Finsterniß flieht, sondern der in der Finsterniß bleibt, ist der Widerchrist. Wenn sie von uns ausgehen (von unserer Lehre abweichen), so geht es niemals ohne Tumult ab. Thomas Münzer war unter uns; da er aber selbst wollte klug seyn und von uns ausgieng (abwich), so wurde er ein Anstifter des Aufruhrs und seine Spießgesellen setzten — alles in Unruhe. — Ich sehe dieses Unglück und seufze darüber. — Der Tag wird es offenbar machen, welche von uns gewesen sind und von dem Evangelio gezeugt haben, und welche nicht. Denn wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie bei uns geblieben!"

Deßungeachtet hatte Luther, der im Kampfe mit dem Papste die Macht des Schriftworts erfahren hatte, im Kampfe mit der Revolution und Anarchie gelernt, daß dem Mißverstand in der Auffassung desselben nur das positivste Halten am Wort begegnen könne; und hatte er sich früher mehr von dem Ungestüm des Subjectivismus tragen lassen, so trat er nun immer fester auf dem objectiven Boden auf, ohne doch einen Fuß breit dem Papstthum wieder einzuräumen. Dasselbe war der Fall bei allen, die den Stern und Kern der Lehre aus innerer Erfahrung kannten, und obgleich der Schrecken des Bauernaufstandes den Eifer des Adelstandes, die Härte des Rückschlags aber den Eifer des Bauernstandes für die Reformation sehr abgekühlt hatte, auch sonst viele redliche Katholiken sich deßhalb nur um so fester an die römische Kirche hielten: so machte die Reformation doch weitere Fortschritte und zwar gerade in dem

besseren Theile der Land- und Bürgersleute; und selbst die blutigen Verfolgungen trugen großentheils zu ihrer Befestigung bei.

Vorzüglich aber gab der in Kursachsen unterdeß eingetretene Regierungswechsel der Reformation einen mächtigen Vorschub. Denn nicht lange vor der Niederlage der Münzerischen bei Frankenhausen war Kurfürst Friedrich gestorben und ihm sein Bruder **Johann** in der Kurwürde gefolgt, ein Fürst voll tiefreligiösen Ernstes und ganzer Hingebung an das Evangelium, der daher gleich nach seinem Regierungsantritt an die Stelle der bloßen Duldung des neuen Kirchenwesens die landesherrliche Bestätigung desselben setzte.

Kurfürst Friedrich der Weise war während des Bauernaufruhrs krank, drückte aber immer lebhaft seinen Wunsch nach gütlicher Beilegung desselben aus, indem er oft seinem Bruder schrieb, daß „die Armen in viel Wege von geistlicher und weltlicher Obrigkeit beschwert würden." Und zu seiner Umgebung sagte der fromme Fürst in seiner letzten Stunde: „Lieben Kindlein, habe ich einen von Euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten thun leicht den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Daß er sich aber durch die Revolution in seiner Neigung zum evangelischen Glauben nicht irre machen ließ, bewies er dadurch, daß er vor seinem Sterben, das am 5. Mai 1525 zu Lochau erfolgte, mit Spalatin noch viel von Gott und dem h. Evangelium sprach und sich das h. Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen ließ. „Er war ein Kind des Friedens (sagte sein Arzt), friedlich ist er verschieden." Als seine Leiche in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt wurde, hielt Melanchthon die Grabrede. Friedrich hatte 38 Jahre lang den Kurkreis allein, — sein übriges sächsisches Gebiet aber gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann in steter Eintracht regiert. Er war unverheirathet. Ohne seine feste und nüchterne Haltung wäre die Reformation nicht aufgekommen.

Den ersten öffentlichen Schritt zur Anerkennung that Kurfürst Johann dadurch, daß er die Umänderung des bisherigen Gottesdienstes in seiner Schloßkirche zugab, für welche Luther am 14. Mai den ersten evangelischen Prediger weihte, so daß von da an die bischöffliche Gerichtsbarkeit in Sachsen aufhörte. Auch bestätigte der Kurfürst die von Luther für die kursächsischen Lande verfaßte Kirchenordnung. Auch bei andern Fürsten fand das evangelische Kirchenwesen Unterstützung. Insbesondere that Landgraf Philipp seine evangelische Überzeugung immer mehr kund, wie er denn schon vor Mühlhausen einen evangelischen Prediger um sich hatte. Noch vor Beendigung des Bauernkriegs hatte Markgraf Albrecht von Brandenburg seinen schon länger her vorbereiteten Übertritt zur lutherischen Lehre vollzogen, indem er als Hochmeister des deutschen Ordens auf seine geistliche Stellung verzichtete und das Ordensland Preußen mit Einwilligung der Stände desselben unter dem Titel eines erblichen Herzogthums in weltlichen Besitz nahm, wobei er jedoch die polnische Lehnshoheit anerkannte, weil sonst sein Land bei dessen politischer Schwäche gezwungen gewesen wäre, polnische Provinz zu werden. Indem so Preußen dem germanischen sowohl, als evangelischen Einflusse sich öffnete, konnte es in späterer Zeit eine Hauptstütze für Entwicklung deutscher Cultur und Nationalität werden.

Herzog Albrecht hatte in einem unglücklichen Kriege mit der polnischen Macht, von der er 1519 überfallen worden war, durch kaiserliche Vermittlung 1521 einen Waffenstillstand erhalten, während dessen er nach Nürnberg reis'te, um auf dem dortigen Reichstag den Beistand des Reichs zu erhalten. Dort erhielt der schon früher zu Luther's Grundsätzen sich neigende Fürst von dem Prediger Andreas Osiander näheren Aufschluß über die evangelische Lehre und bei seiner Rückreise in einer persönlichen Unterredung mit Luther durch diesen den ersten Gedanken zur Umwandlung seines geistlichen Gebiets in ein weltliches Fürstenthum. Im Anfang des Jahres 1524 wurde durch die ihm von Luther zugesandten Theologen der Bischoff Georg Polenz von Samland für die Reformation gewonnen, so daß dieser der erste evangelische Bischoff war, der mit dem Bischoff von Ermeland der preußischen Geistlichkeit das Beispiel zur Nachfolge gab. Am 14. April schloß Albrecht mit dem König Siegmund von Polen zu Krakau Frieden und empfieng Preußen, so weit es nämlich seit dem Thorner Frieden noch in den Händen des Ordens war (XVIII. 10, 1), als polnisches Lehen. Die beiden Bischöffe überließen die weltliche Verwaltung ihrer Bisthümer dem neuen Landesfürsten und gaben dem Lande eine von den Landständen genehmigte Kirchenordnung. Seinen Übertritt besiegelte der Herzog durch seine Vermählung mit der Tochter des Königs von Dänemark und trat dadurch mit den nordischen Mächten in eine seinem Lande förderliche Verbindung. Gegen die Vollziehung der Acht, welche der Kaiser deßhalb über ihn verhängte, sicherte ihn die entfernte Lage seines Landes und der Schutz des Königs von Polen.

Während des Bauernkriegs hatte auch Kurfürst Albrecht von Brandenburg (der schon mehrerwähnte Erzbischoff von Mainz und Magdeburg) in der Meinung, es werde nun mit aller geistlichen Herrschaft ein Ende nehmen, Lust bezeugt, sich durch Anschluß an die Reformation im Besitz seiner Länder zu erhalten, und Luther hatte ihn dazu ermuntert; allein als die schnelle Beendung des Bauernkriegs ihm jene Sorge benahm, gab er den Plan auf und wurde ein größerer Feind der Reformation, als je zuvor.

Überhaupt begann das Streben, sich der geistlichen Gewalt zu entziehen, welches in der Bauernbewegung vorherrschend war, nun auch bei den Großen sich zu regen, und nicht bloß den evangelisch-gesinnten, sondern selbst auch den katholischen Fürsten kam der Gedanke, der Geistlichkeit die Verwaltung des Weltlichen abzunehmen; ja Erzherzog Ferdinand war der erste, der ein Bisthum (es war das Bisthum Brixen, das dessen Bischoff gegen die aufrührerischen Bauern nicht hatte behaupten können) durch einen seiner weltlichen Räthe „bis auf ein künftiges Concilium oder eine Reformation des Reichs" verwalten ließ. Schon gegen das Ende jenes Jahres (1525) brachte ein Entwurf für ein künftiges Reichsregiment, welcher selbst in der Reichsversammlung zur Sprache kam, die Säcularisation der geistlichen Güter in Vorschlag. Als Grund wurde daher angeführt, es möchte sonst, wenn eine solche Maßregel nicht vom Kaiser und den weltlichen Ständen in die Hand genommen würde, der gemeine Mann sich ungebührender Weise damit befassen. Allein noch war das geistliche Fürstenthum überwiegend stark; vielmehr zeigte sich die Geistlichkeit entschlossen, bei dem Kaiser auf die vollständigste Herstellung ihrer frühern Gewalt zu dringen, und in diesem Bestreben wurde sie von den eifrigst katholischen unter den weltlichen Fürsten unterstützt, vor allen von dem Herzog Georg, der sich auf das bestimmteste gegen jede Veränderung in der hergebrachten Ordnung erklärte.

6. Parteibündnisse. Der Torgauer Bund. Der Reichsabschied von 1526 und sein Einfluß auf die Ausbildung der deutschen evangelischen Landeskirchen. Grundlage der kursächsischen Kirchenverfassung. Der lutherische Katechismus. Die hessische Kirchenverfassung. Vereinigung der bischöflichen Rechte mit der Landeshoheit. Nachtheile davon. Weitere Ausbildung der Lehre. Der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli.

Da man von den Evangelischen einen völligen Umsturz aller Dinge im Geistlichen und Weltlichen besorgte, so hatte Herzog Georg schon im Juli 1525 mit dem Kurfürsten Albrecht von Brandenburg und dem Herzog Heinrich von Braunschweig in Dessau Verabredungen zu einem näheren Anschluß wider einen etwaigen Angriff von Seite der Lutherischen getroffen, wogegen der Kurfürst Johann von Sachsen mit dem Markgraf Casimir von Brandenburg zu Saalfeld ähnliche Vorsichtsmaßregeln berieth, ohne daß es jedoch dort oder hier zu einem förmlichen Bunde gekommen wäre. Als aber nach dem entschiedenen Übertritt des Kurfürsten Johann und des Landgrafen Philipp zur Reformation gegnerischerseits Drohungen verlauteten, daß man dem Kurfürsten, als einem Abgefallenen, die Kur entziehen müsse, da ließ Landgraf Philipp, dessen Land von lauter geistlichen Gebieten umschlossen war, im October dem Kurfürsten Johann zu Torgau, wo er Hof hielt, eine nähere Vereinigung vorschlagen, welche anfangs nur den Zweck hatte, die einmal genommene Stellung zu behaupten und daher für ein Zusammenstehen auf dem bevorstehenden Reichstage zu Augsburg noch andere Fürsten und Herren zu gewinnen. Allein da diese Reichsversammlung wegen Unvollzähligkeit bald wieder auseinander gieng, so setzte man es nur durch, daß die Anordnungen der zwei vorangehenden Reichstage aufrecht erhalten wurden, im Übrigen war für ein evangelisches Bündniß eine erweiterte Theilnahme noch nicht zu erreichen.

Indeß traten von den katholischen Fürsten der Herzog Georg, der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Kurfürst Albrecht zu Halle und Leipzig zusammen und riefen die Unterstützung des Kaisers an, der eben in Italien über seinen französischen Gegner (K. 6, 1. 2.) gesiegt hatte und nun fester als je entschlossen war, „gegen die Ketzer, die sich vom Schooße der Kirche losgerissen", einzuschreiten. Daher ermahnte er von Sevilla in Spanien aus, (wohin sich Herzog Heinrich eigens zur Rücksprache mit dem Kaiser begeben hatte) in einem kaiserlichen Schreiben vom 23. März 1526 die deutschen Fürsten und Herren, bei'm alten Glauben zu bleiben und gab jenem gegenlutherischen Bündnisse seinen ausdrücklichen Beifall.

Unterdeß aber hatten der Landgraf Philipp und der Kurfürst Johann das Torgauer Bündniß gegen Ende Februars 1526 in Gotha zum förmlichen Abschluß gebracht und sich verpflichtet, einander aus allen Kräften beizustehen, im Fall sie ihres Glaubens wegen angegriffen

werden sollten. Diesem Bündnisse traten am 12. Juni in Magdeburg der Herzog von Lüneburg, der Herzog von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die beiden Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg bei. Der Markgraf Casimir von Brandenburg verpflichtete sich, ohne förmlichen Beitritt, dem Kurfürsten von Sachsen im Fall eines Angriffs beizustehen.

Gestützt auf diese Vereinigung traten die genannten evangelischen Stände auf dem Reichstage, der noch im gleichen Jahre zu Speyer eröffnet wurde, mit solcher Zuversicht auf, daß ihnen der Reichsabschied noch ein freies, nationales Concilium zur gemeinschaftlichen Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten in Aussicht stellte und in Betreff des Wormser Edicts es jedem Reichsstande überließ, „so zu leben, zu regieren und es zu halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue."

Schon ehe die verbündeten evangelischen Stände in Speyer ankamen, zeigte sich bei den vorläufigen Berathungen der Versammelten eine dem Klerus nicht geneigte Stimmung, und selbst der Gesandte des Herzogs Georg klagte, daß bei den Laien mehr Sinn für das allgemeine Beste zu finden sey, als bei den Geistlichen. Als die Verbündeten erschienen, konnte man an ihnen einen großen Ernst nicht verkennen: sie ließen in ihren Wohnungen einen um den andern Tag predigen und ihre Leute enthielten sich aller Leichtfertigkeit. Bei den Verhandlungen selbst herrschte übrigens auf beiden Seiten ein vermittelnder Sinn vor. Das Gutachten des fürstlichen Ausschusses (der aus den Bischöffen von Würzburg, von Freising, von Straßburg und Georg Truchseß für die geistliche Bank, sodann aus Hessen, Pfalz, Baden und Solms für die weltliche Bank bestand) zeigte sich zu ernstlichen Reformen bereit: man wollte die Privatmesse abstellen, Taufe und Abendmahl in lateinischer und deutscher Sprache halten lassen, ja die Priesterehe und den Laienkelch empfehlen. Selbst im Plenum schien sich der reformirende Geist geltend machen zu wollen, — als plötzlich eine Instruction des Kaisers vorgelegt wurde, welche nicht nur den kaiserlichen Commissarien befahl, in keinen Beschluß zu willigen, der dem Herkommen der alten Kirche zuwiderlaufe, sondern auch das Wormser Edict auf's Neue einschärfte. Dadurch wurden die katholischen Stände in ihren Einräumungen zurückgehalten und es schien, als könne nun nichts erreicht werden. Jetzt aber traten die Städte Nürnberg, Straßburg, Augsburg und Ulm den evangelischen Fürsten bei und trugen darauf an, den Kaiser um ein Concilium und um Abstand vom Wormser Edict zu bitten. Der große Ausschuß stimmte bei und ordnete eine Gesandtschaft an den Kaiser ab, der damals in Sevilla war. Dieser nun war unterdeß mit dem Papst Clemens VII zerfallen, welcher, aus Besorgniß, der Kaiser möchte durch seinen Sieg über den König Franz in Italien zu mächtig und dadurch dem päpstlichen Stuhle gefährlich werden, nunmehr Frankreich begünstigte und zum Krieg gegen den Kaiser trieb. Dieser Umstand und die Besorgniß des Kaisers, von den deutschen Reichsständen für diesen wieder bevorstehenden Krieg keine Hülfe zu bekommen, bewog den Kaiser, in einem Schreiben an seinen Bruder Ferdinand ein Concilium in Aussicht zu stellen und sogar die Strafbestimmungen des Wormser Edicts aufzuheben. Allein Ferdinand fürchtete, die katholischen Stände durch die völlige Zurücknahme dieses Edicts, auf das sie ihre bisherigen Verfolgungen der Evangelischen gegründet hatten, zu erzürnen: daher setzte er die Aufhebung des Wormser Edicts noch zurück, drang aber auch nicht auf dessen Ausführung, und so erfolgte der obenerwähnte merkwürdige Reichstagsbeschluß, dessen Fassung die Evangelischen vorzüglich der Bemühung des Kur-

fürsten Johann zu danken hatten. Er war für beide Theile von verhängnißvoller Wichtigkeit: denn wäre man auf der Ausführung des Wormser Edicts bestanden, so hätte sich der evangelische Theil nicht auf gesetzlichem Wege weiter ausbilden können; und wäre es förmlich zurückgenommen worden, so würde sich die römische Kirche in Deutschland nicht haben behaupten können.

Durch diese weite Fassung war der Ausbildung der deutschen evangelischen Landeskirchen Raum gegeben, zumal des Kaisers auswärtige Politik Sicherheit vor seinem Einschreiten gewährte. In allen Reichstheilen, in welchen die Reformation durchdrang, nahm man die kursächsische Kirchenordnung zum Muster: allenthalben wurde das Klosterwesen und der Cölibat aufgehoben, der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, die Bibel in der Volkssprache verbreitet, den Laien der Antheil am Kelch zurückgegeben und der christliche Unterricht der Jugend und des Volks auf das sorgfältigste betrieben. In Kur-Sachsen insbesondere wurde auf Luther's frühern Vorschlag eine Kirchenvisitation angeordnet, zu welcher Melanchthon eine von Luther gebilligte und vom Kurfürsten bestätigte Instruction entwarf, welche die Grundlage der neuen Kirchenverfassung wurde und vom Geiste weiser Mäßigung durchdrungen war. Da Luther bei dieser Visitation (1527 bis 1528), welcher er mit Melanchthon beigegeben war, die große Unwissenheit des Volkes und der meisten Geistlichen kennen lernte, so verfaßte er seinen kleinen und großen Katechismus, davon der erstere besonders (nächst der schon erwähnten Bibelübersetzung) den allergrößten Einfluß auf die Befestigung der evangelischen Lehre und Kirche hatte. Auch die Macht des evangelischen Kirchenliedes, das gleichfalls Luther'n seine Grundlage zu danken hat, leistete zur Verbreitung des evangelischen Glaubens eine wesentliche Beihülfe.

Um seine Lehre von der „Schriftwidrigkeit des Cölibats" oder der gezwungenen Ehelosigkeit der Priester, durch sein eigenes Beispiel zu besiegeln, war er am 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora, einer gewesenen Nonne des aufgelösten Cisterzienserklosters Nimptschen, in den Ehestand getreten, indem er sich über den großen Anstoß, den seine Gegner und selbst viele seiner Freunde, darunter besonders Melanchthon, an diesem seinem kurz entschlossenen Schritte nahmen, in seiner gewohnten rücksichts- und furchtlosen Weise hinwegsetzte. Er führte bis an sein Ende eine glückliche Ehe und sein Hausstand war gesegnet. (Seine Kinder, von denen ihm das erste, Johannes, am 7. Juni 1526 geboren ward, liebte er mit großer Zärtlichkeit, wie unter vielem Andern der Brief an sein Hänschen und sein Verhalten bei'm Tode seines Magdalenchens bezeugt.) Es wurde mit Recht schon bemerkt, daß eben aus der Tiefe seines liebenden Hausvaterherzens der kindliche Ton floß, der sich in dem kleinen lutherischen Katechismus ausspricht. Er ist auch in alle Sprachen übersetzt worden. „Wenn Dr. Luther (sagt Mathesius) in seinem Lauf sonst nichts Gutes gestiftet und angerichtet hätte, denn daß er beide Katechismen in Haus, Schule und auf den Predigtstuhl gebracht, so könnte ihm die Welt das nimmermehr genugsam verdanken und bezahlen." Und ein neuerer Geschichtschreiber (Ranke) drückt sich so darüber aus: „Der Katechismus, den er im Jahre 1529 herausgab und von dem er sagt, er bete ihn selbst, so ein alter Doctor er auch sey, ist eben so kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält! Er

besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente: hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug thut." — Das vermöchte er nun freilich nicht, wenn er nicht durchweg mit der heiligen Schrift übereinstimmte: denn nur aus diesem Grund bekamen diese Katechismen symbolisches Ansehen.

Die Visitationsordnung selbst behandelt in 18 Abschnitten die Hauptrücksichten, von denen man bei Führung des geistlichen Amtes auszugehen habe. Es wurde eingeschärft, stets das Evangelium ganz, nicht stückweise vorzubringen, in jeder Predigt also zugleich sowohl auf Buße zu bringen, als auch die Gnade zu verkünden, desgleichen dabei alle persönliche Polemik zu meiden (z. B. wohl gegen das Papstthum fortzukämpfen, aber die Person des Papstes rc. aus der Sache zu lassen); die beiden Sacramente ordentlich zu verwalten, auf Beichte ernst zu halten, doch keinen Zwang daraus zu machen; in der christlichen Freiheit drei Stücke zu unterscheiden, nämlich daß der Glaube Vergebung durch Christus habe, daß Christus die Seinen nicht an Ceremonien binde und daß Kirchenordnungen zwar nothwendig, aber nicht göttliche Gebote seyen; — Kirchenzucht zu üben durch Ausschluß offenkundiger Lasterdiener vom h. Abendmahl. (Um der Schwärmerei und Sectirerei vorzubeugen, rieth Luther den in der Lehre noch unfesten Geistlichen, eine Postille zu gebrauchen: denn wo nicht geistlicher Verstand, ja „der h. Geist" selbst (der freilich besser als alle Postillen sey) durch den Prediger rede, könne es leicht dahin kommen, daß man, anstatt das Evangelium auszulegen, „von blauen Enten" predige. Zur Lesung und Erklärung der Bibel A. u. N. T. wurden Wochengottesdienste angeordnet. Um die Gemeinde auch durch Kirchengesang zu bethätigen, dichtete Luther selbst verschiedene Kirchenlieder „Legt (schrieb er an Spalatin) mit uns Hand an, damit das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe." Schon 1524 hatte er das erste deutsche Gesangbuch herausgegeben, das zwar erst acht Lieder enthielt; aber bald ergossen auch Andere die Fülle ihres Glaubens im Gesang, so daß das evangelische Kirchenlied eine Macht wurde, durch welche ganze Städte wie im Sturm für die Reformation gewonnen wurden. — An die Stelle der Bischöffe traten Superattendenten (später Superintendenten genannt), um über Befähigung, Lehre und Wandel der Geistlichen die Aufsicht zu führen.

In Hessen geschah die Kirchenreform nach Melanchthon's Gutachten in besonders schonender Form: denn dieser rieth, alle diejenigen alten Kircheneinrichtungen, welche nicht offenbar der heil. Schrift entgegen wären, fortbestehen zu lassen. Eine öffentliche, vor den zu Homberg versammelten Landständen gehaltene Disputation, in welcher der früher von Zwingli in einer Disputation bekehrte Franziscanermönch Franz Lambert (K. 4, 10) einen papistischen Gegner besiegte, bewirkte die allgemeine Zustimmung zur Durchführung im ganzen Hessenlande. Aus den eingezogenen Kirchengütern stiftete Landgraf Philipp die Universität Marburg, welche die erste war, auf der kein canonisches Recht gelehrt wurde. (An derselben bekam auch jener Lambert eine Professur der Theologie, starb aber schon 1530.)

Auch in Preußen hielt sich die neue evangelische Agende so nahe wie möglich an das Herkömmliche; Dolmetscher wiederholten jeden Satz der Predigt in altpreußischer Sprache für die, welche nicht deutsch verstanden. — In Schlesien, wo das Lutherthum schon seit 1518 Eingang gefunden hatte, wurde es von dem Herzog Friedrich II von Liegnitz befördert. Zu Breslau wurde anfangs das Evangelium slavisch verkündet. Die nachfolgende strenge Verordnung König Ludwig's von Ungarn, als obersten Herzogs von Schlesien, wurde nicht beachtet. Die Schwarmgeisterei Caspar Schwenkfeld's aber wurde durch Luther's Weisheit und Kraft glücklich niedergekämpft. — (Ebenso war durch Luther's Schüler seine Lehre schon nach Liefland, Dänemark und Schweden gedrungen.)

Da allenthalben, wo Klöster aufgehoben und die Kirchen evangelisch wurden, die weltlichen Obern nach dem geistlichen Gut ihre begehrlichen Hände ausstreckten und eine völlige Kirchenberaubung einzureißen drohte, so drang Luther mit aller Kraft auf die Verwendung der Klöster- und Kirchengüter zu frommen Zwecken, namentlich zur Unterhaltung der Pfarreien und zu Errichtung von Schulen, und forderte deßhalb seinen Kurfürsten auf, das neue Kirchenwesen seines Landes in seine besondere Obhut zu nehmen. Dasselbe that Melanchthon in seinem Gutachten an den Landgrafen von Hessen.

Weil schon in dem letzten Jahrhundert des Mittelalters die Klagen über den Reichthum der Geistlichkeit und die daraus entstandene Vernachlässigung des Seelsorgerberufes allgemein waren und schon die vorreformatorischen Bestrebungen, den geistlichen Stand auf die Demuth und Armuth der Apostel zurückgewiesen, nachher Luther und seine Freunde selbst aber jene Anklagen noch vermehrt hatten, so hatte sich bei den meisten Neuerungsbeflissenen die Ansicht gebildet, daß das Gut der Geistlichkeit ein mit Unrecht erworbenes sey, welches man ihr abnehmen müsse und es ihr durch Entziehung der bisherigen Zinsen und Gaben schmälern dürfe. Als daher bei der Bildung der evangelischen Landeskirchen besonders der Adel zu eigener Bereicherung überall nach dem Kirchengut griff und die Leute größtentheils keine Kirchengülten und Kirchenzinsen mehr geben wollten, so fiel es Luther'n schwer auf's Herz welch' ein böser Weltgeist sich an seinen Kampf gegen das römische Kirchenthum gehängt hatte, und wider diesen Geist des „fleischlichen Haufens", der von Kirchen und Schulen nichts wissen und zu diesen Zwecken nichts opfern wollte, sollte nun Luther sein Lebenlang einen eben so schweren Kampf zu kämpfen haben, wie gegen das Papstthum. Daher war es sein größtes Anliegen, der verfallenden Kirche und dem aus dem Christenglauben fließenden höhern Geistesleben eine Wiedergeburtsstätte in der christlichen Schule zu bereiten, die Schule zur Pflanzschule für die Kirche, gleichsam zur Vorkirche zu machen. Deßhalb hatte er schon 1524 eine Aufforderung an alle Bürgermeister und Rathsherren Deutschlands ausgehen lassen, daß sie sich der christlichen Schulen mit allem Fleiß annehmen und nicht nur für den Volksunterricht, sondern auch für ein gründliches wissenschaftliches Sprachstudium sorgen sollten. Die lateinische, griechische und hebräische Sprache erklärte er für die Grundlage der Bibelerkenntniß: würde man diese Sprachen fallen lassen, so würde man auch das Evangelium verlieren, ja am Ende selbst dahin kommen, nicht mehr deutsch reden und schreiben zu können, wie sich's gebühre. Bei der Aufforderung an den Kurfürsten, das neue Kirchenwesen unter seine landesherrliche Aufsicht zu stellen, drang Luther gleichfalls, außer auf Einrichtung von Pfarreien, auf Errichtung von Schulen: denn wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibe, da sey die Obrigkeit daran Schuld. Bei der obgedachten Kirchenvisitation wurde daher auf seinen Rath auch darauf gesehen, die kirchlichen Güter zu untersuchen und davon zu retten, was möglich sey. — Um die nähere Einrichtung der höheren Schulen nahm sich dann besonders Melanchthon an und erwarb sich damit den Ehrennamen Præceptor Germaniae. Dieß geschah eben bei jenen in Kursachsen und Hessen angeordneten jährlichen Visitationen. Denn auch Landgraf Philipp erklärte vor seinen Ständen, er werde keinen Heller von den geistlichen Gütern zu weltlichen Zwecken nehmen, und die eigentliche Kirchenverwaltung übertrug er einer Synode, welche jährlich in Marburg gehalten werden sollte. —

Durch diese Übertragung der bischöfflichen Rechte an den Landesherrn benahmen allerdings die Reformatoren selbst, jedoch ohne es

zu wollen und ohne es verhüten zu können, der Kirche ihre vorige Freiheit und Selbständigkeit. Denn nicht alle reformirenden Landesherren und Obrigkeiten waren so gewissenhaft wie Kurfürst Johann und Landgraf Philipp; und wenn auch an der Ausbreitung der Reformation nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, die innerste redliche Überzeugung einen Hauptantheil hat, so waren doch auch die weltlichen Vortheile, welche die Landesherren durch die Säcularisationen oder Einziehungen geistlicher Güter und durch die Vereinigung der bischöfflichen Rechte mit ihrer Landeshoheit fanden, kein geringer Grund, warum die Reformation bei so manchem Mächtigen Schutz fand, aus welchem in der Folge der Kirche sowohl, als dem Staat nicht allenthalben der rechte Segen erwuchs.

Der Kurfürst von Sachsen übernahm die bischöfflichen Rechte nur nach langem Bedenken, und als er sich endlich dazu entschloß, ließ er sie nur durch eine eigene und zwar gemischte Commission ausüben, aus der sich späterhin (nach Luther's Tod) die lutherische Consistorialverfassung entwickelte. — Anfangs zeigte sich überall, wo das neue Kirchenwesen eingerichtet wurde, rücksichtlich der äußern Form der Kirchenleitung weder ein einseitig landesfürstliches, noch auch hierarchisches Verfahren, sondern ein zusammenstimmendes „Collegialsystem", indem reformgesinnte Fürsten oder Stadtmagistrate und reformverständige Theologen, in gegenseitigem Vertrauen und beim Volke durch ihr moralisches Ansehen gestützt, sich zur Leitung der Kirchenbesserung vereinigten. Aber so blieb es (ausgenommen in Kursachsen, wo Luther's herrschendes Wort am Meisten durchdrang, und in Hessen, wo die Synode eine Schutzwehr war) nicht lange: denn bald drohten in dieser Beziehung von Seiten mancher weltlichen Regierung dem kirchlichen Leben mancherlei Hemmungen, die vornehmlich von den Juristen ausgiengen, welche theils bei Einziehung des Kirchenguts willkührlich und rücksichtslos verfuhren, theils den Pfarrern auf mannichfache Weise in's Amt zu greifen anfiengen, so daß schon Luther den Juristen scharfen Vorhalt machte, daß sie stets unbefugter Weise die Kirche regieren wollten. Aber da die Reformatoren selbst in der Ausscheidung und Begränzung der Rechte des Fürsten, des Geistlichen und der Gemeinde im Unklaren waren, so trat eine gewisse Verwirrung in dem äußern Verhältniß der evangelischen Kirche ein, und eine Einheit in der Verfassung ließ sich bei der Verschiedenheit der Territorialverhältnisse nicht erringen. Um der Vermengung der weltlichen und geistlichen Rechte Einhalt zu thun und die Juristen in die Schranken zu weisen, drang Luther späterhin (1536) auf eine strenge Sonderung des geistlichen und weltlichen Regiments. „Weltlich Regiment, schrieb er, hat für sich zu thun genug, darf sich nicht mit unnöthigem Regiment beladen!" — „Haltet ihr Juristen nur an euern Moralibus und Rechten, was äußerliche Zucht und Ehrbarkeit belanget, und strafet nur weidlich, so wollen wir unsere Ceremonialia und der Kirchen Jurisdiction und Rechte auch handhaben!" — Allein es war zu spät, ja unmöglich, die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zurückzurufen. Es mußte genügen, daß zwischen individueller Gewissensfreiheit und gemeinschaftlicher Einheit in der innern Ordnung eine „Vermittlung" gefunden war, die als ein Hauptgrundsatz der ältesten deutsch-evangelischen Kirchenverfassung erscheint.

Übrigens hatte sich, ehe an eigentliche Ausbildung einer Verfassung zu denken war, die Lehre, als der durch eine Verfassung zu schützende und zu bewahrende Inhalt, in ihren Einzelbeziehungen noch erst weiter zu läutern und auszugestalten, wenn auch bereits das jetzt sogenannte

„materielle und formale Prinzip“ derselben, nämlich die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben (oder die Rettung und Beseligung des sündlichen Menschen allein aus Gottes Gnade und nicht aus eig'nem Verdienst) und die allgemeine Autorität der h. Schrift als Gotteswortes und nicht als Menschenwortes — feststand. Namentlich hatte der Streit, den schon Karlstadt mit Luther (K. 5, 2) über die Abendmahlslehre begonnen, unterdessen weiter um sich gegriffen und Luther'n auch mit den Schweizerreformatoren in den schärfsten Gegensatz gebracht, der nun auch in der Lehre die Grundverschiedenheit der beiden Reformationsrichtungen herausstellte. Denn da Zwingli rücksichtlich der beiden Sacramente eine den Worten der Schrift widerstreitende Deutung aufstellte, so sah ihn Luther, dem jener ohnedieß im Verwerfen des in der Kirche Bestehenden (sogar des Gesangs und Glockenläutens) zu weit gieng, ebenfalls als einen Sectirer an, und der heftige Schriftenstreit, der anfangs zwischen den Anhängern beider Reformatoren, dann zwischen ihnen selbst schon seit 1523 begonnen hatte, drohte in eine völlige Spaltung der Evangelischen in zwei sich bekämpfende Parteien auszugehen.

Zwingli's Geistesrichtung verwarf überhaupt Vieles, was er nicht mit dem Verstande begreifen oder fassen konnte, wie er denn bei seiner Reformirung des Zürcher Kirchenwesens, um den Kirchengesang als unnütz darzustellen, vor den Magistrat mit einer Petition hintrat und sie nicht ablas, sondern absang. Auf die Frage wegen dieses befremdenden Beginnens, antwortete er, daß es eben so sonderbar wäre, wenn man Gott seine Bitten und Beschwerden vorsinge. — So galt ihm auch Brot und Wein im Abendmahl als ein bloßes Erinnerungszeichen. Als er über seine Abendmahls-Theorie von Bugenhagen angegriffen wurde, vertheidigte ihn Ökolampadius, welcher zwar früherhin Luther'n, der im Wein und Brot die Gegenwart Christi festhielt, beigestimmt hatte, aber allmählich auf Zwingli's Seite gerückt war. Gegen ihn erklärten sich sodann die lutherischgesinnten Prediger Brenz (in Schwäbischhall) und Schnepf (in Wimpfen). Nun griff der Streit um sich. Auch Wilibald Pirkheimer, Urbanus Regius, Billicanus (eig. Gerlacher, Prediger in Nördlingen) u. a. erklärten sich öffentlich gegen die Schweizer. Zwingli, der auch leidenschaftlich werden konnte, ließ es nicht an scharfen Entgegnungen fehlen, worauf denn Luther mit der ihm eigenen Kraft und Derbheit die gegnerische Deutung als „Sacramentsschändung“ bezeichnete. „Es ist der Groll und Ekel der natürlichen (unerleuchteten) Vernunft, der will und mag diesen Artikel des Glaubens nicht, und will sich darnach doch in die Schrift hüllen, daß man ihn nicht kennen solle.“ — „Mit solchem Ekel bereiten diese Schwärmer die Bahn, daß man (zuletzt) schier wird Christum, Gott und Alles mit einander läugnen!“ — „Es hilft nicht, daß sie rühmen, wie sie sonst Christum in andern Stücken recht lehren und preißen; denn wer Christum in Einem Stück läugnet —, der kann ihn an keinem andern Ort recht lehren. — Der Teufel bereitet aber durch diese Schwärmer die Bahn andern Ketzern, die kommen werden und sagen, daß Christus nicht sey, weder Fleisch noch Gottheit habe.“ — „Denn alle (Glaubens-) Artikel sind in einander gewunden und geschlossen, wie eine güldene Kette, daß wo man Ein Glied auflös't, so ist die ganze Kette aufgelöst und geht Alles von einander.“

Und als Capito und Bucer vermittelnd auftraten und ermahnten, daß man bei einer Glaubensverschiedenheit in diesem Artikel — doch im Übrigen die wesentliche Einigkeit nicht verkennen möge, und selbst Melanchthon Zwingli's Ansicht zwar keines-

wegs theilte, aber auch nicht als Grund einer Trennung gelten lassen wollte, so schrieb Luther: „Sie schreiben, — man solle um dieser Sache willen die christliche Einigkeit, Liebe und Friede nicht zerreißen — und schelten uns, daß wir so steif und hart darüber halten, und Uneinigkeit machen. Siehe doch da, lieber Mensch, was soll man doch sagen? Es gehet uns wie dem Schaaf, das mit dem Wolfe zur Tränke in's Wasser kam: der Wolf trat oben, das Schaaf trat unten in's Wasser; da schalt der Wolf das Schaaf, es mache ihm das Wasser trübe.... Also diese Schwärmer auch, die haben das Feuer angezündet, wie sie selbst gar herrlich rühmen als eine Wohlthat, und wollen nun die Schuld der Uneinigkeit von sich schieben auf uns!" — — „Nein, lieber Mann, mir nichts des Friedens und der Einigkeit, darüber man Gottes Wort verleurt, denn damit wäre das ewige Leben und Alles verloren! Es gilt hier nicht weichen, noch etwas einräumen dir oder einigen Menschen zu Liebe, sondern dem Wort sollen alle Dinge weichen, es heiße Feind oder Freund. Denn es ist nicht um äußerlicher oder weltlicher Einigkeit und Friedens willen, sondern um des ewigen Lebens willen gegeben. Das Wort und die Lehre soll christliche Einigkeit oder Gemeinschaft machen: wo die gleich und einig ist, da wird das andere wohl folgen; wo nicht, so bleibt doch keine Einigkeit."

Aus dieser seiner innersten Überzeugung von der gefährlichen Consequenz der Zwingli'schen Lehre wirkte Luther dahin, daß sie in Kursachsen bei Strafe verboten wurde. Entrüstet darüber, äußerte daher Zwingli: ob denn der Papst anders verfahren sey, so oft die Wahrheit ihr Haupt erhoben habe? — Luther aber verfiel in Folge der Kränkungen, die ihm dieser Streit verursachte, in eine lebensgefährliche Krankheit, die aber selbst bei dem Gedanken, daß nach seinem Tode die „Sacramentfälscher" und andere „Rottengeister" ein gräulich Wesen anrichten würden, seinen Glauben auch in diesem Puncte nicht erschüttern konnte. „Ich tröste mich deß, sagte er, „daß Christus stärker ist denn Satan: ja er ist der HErr." — „Da er solches sagte (erzählt Dr. Jonas), weinte er laut auf, daß ihm die Thränen über die Backen herabflossen."--Im nächsten Jahre darauf schrieb Luther sein „großes Bekenntniß vom Abendmahl."

Seitdem trat Luther in völlig positiver Weise auf: er hatte zu der subjectiven Richtung, welche in dem obgenannten materialen und formalen Prinzip liegt, die von ihr unzertrennliche objective Seite gefunden, und sie als das Centrum seiner Lehre in dem Satze dargestellt, daß Gott nirgends anders, als allein in Christus zu suchen und zu finden ist, Christus aber sich in der Krippe und am Kreuz, in der Taufe und im Abendmahl so wie im Predigtamt des göttlichen Wortes darstellt, also daß die Kirche äußerlich allein daran erkannt wird, daß sie das Wort Gottes d. h. die Predigt des Evangeliums und die h. Sacramente hat, so daß ihm die heil. Schrift, darin sich Gott in Christus durch den heil. Geist offenbart, nicht bloß Norm und Quelle der Lehre und des Glaubens, sondern zugleich ein Gnadenmittel ist, dadurch der h. Geist mitgetheilt wird. Dieß ist der Inbegriff seines Glaubens, in welchem sein Glaubensmuth und seine Glaubensfreudigkeit wurzelte. Da es sich ihm in diesen Dingen nicht um dogmatische Formeln, sondern um Realitäten handelte so begreift sich die Festigkeit, mit der er im Streit an diesem positiven Standpunct hielt: denn er wollte sich den Boden nicht unter den Füßen wegziehen lassen.

7. Der Reichstag von Speyer. Wiederholung des Wormser Achtsedicts und Verbot kirchlicher Neuerungen. Protestation der Evangelischen, Appellation an den Kaiser und Plan zu einem Vertheidigungsbündniß. Spaltung der Evangelischen in Lutheraner und Reformirte. Das Religionsgespräch zu Marburg. Die Schwabacher Artikel.

Inzwischen aber hatten sich in Deutschland katholischer Seits die Bischöffe zu einem bessern Zusammenhalten vereinigt, auch die weltlichen Fürsten sich verständigt; ja letztere hatten sich bei der Krönung Ferdinand's zum Könige von Böhmen (1526) zu einem gemeinsamen Widerstand gegen die lutherische Partei verbunden.

Dieß machte die Evangelischen besorgt, und besonders vermuthete Landgraf Philipp immer einen baldigen Angriff. Daher schenkte er auch dem künstlich angelegten Betrug des geldsüchtigen herzoglich-sächsischen Canzleiverwesers Otto v. Pack, der ihm im J. 1528 ein angebliches Angriffsbündniß katholischer Fürsten (mittels Vorweis einer Abschrift des Bundesinstruments) vorschnellen Glauben und begann in Hast kriegerische Rüstungen, die ganz Deutschland in Bewegung brachten. Nur der Widerstand Luther's gegen jede Gewaltanwendung und die Aufdeckung des Packischen Betrugs hielt das Schwert in der Scheide zurück. Pack irrte nach seiner Landesverweisung flüchtig umher und wurde zuletzt auf Betrieb des Herzogs Georg in den Niederlanden enthauptet.

Auch die unterdeß, wie es schien, eingetretene Wiederannäherung der beiden höchsten Gewalten der Christenheit hatte gleich eine merkliche Rückwirkung auf Deutschland geäußert, so daß nun die Reichsgewalt ungetheilt in den Händen der katholischen Mehrheit war. Als daher der Papst den Kaiser aufforderte, sich der Kirche kräftiger anzunehmen, als bisher, und als zugleich die Türkengefahr der deutschen Gränze immer näher rückte, indem die Türken nach der Eroberung Belgrad's (1521) und nach ihrem Sieg über die Ungarn bei Mohacz (1526, wobei König Ludwig von Ungarn blieb) so eben mit einem Einfalle in Deutschland drohten: so schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Speyer aus, mit dem ernstlichen Ermahnen an die Stände, sich zahlreich und zur gesetzten Zeit einzufinden.

Auf diesem Reichstag nun, der am 21. Febr. 1529 eröffnet wurde, brachte es die katholische Mehrheit durch die Unterstützung Ferdinand's und der kaiserlichen Commissarien dahin, daß der den Evangelischen günstige Reichsabschied von 1526 aufgehoben, das Wormser Achtsedict gegen Luther für die katholischen Länder auf's Neue bestätigt, jede weitere Neuerung in evangelischen Ländern untersagt, die Zwinglischgesinnten aber nebst den Wiedertäufern völlig verworfen wurden.

Da zugleich die Obrigkeit der Bischöffe auch in geistlichen Dingen wieder neu bestätigt wurde, so folgte daraus, daß ihnen damit auch die Jurisdiction, von der sie in den evangelischen Ländern und Städten bei Einführung des neuen Gottesdienstes stillschweigend ausgeschlossen worden waren, wieder eben so stillschweigend zurückgegeben, folglich das Recht zugestanden wurde, auch Prediger ab- und einzusetzen.

Wurden nun zwar die Evangelischen nicht ausdrücklich angewiesen, in den Schooß der römischen Kirche zurückzutreten, so mußte doch, wenn sie sich solchem Bescheid gefügt

hätten, alles bisher Errungene und Eingerichtete wieder untergehen. Kein Wunder also, daß sie sich dabei nicht beruhigten. Es erklärten daher zunächst die Fürsten, nach dem Vorgang des Landgrafen, daß sie der Mehrheit das Recht, solche tief in das Innere der Minderheit einschneidende Beschlüsse zu fassen, nicht einräumen könnten; und ihnen beistimmend, begegneten besonders die Städte der gegnerischen Behauptung, daß der vorige Reichstagsabschied so gefährliche Folgen gehabt habe, mit der Einrede, daß man gerade ihm die Ruhe zu danken hätte, welche Deutschland in den letzten Jahren genossen habe.

Es erklärten daher sämmtliche evangelische Stände, auf den Vorgang des sächsischen Gesandten, daß sie der Majorität in Sachen des religiösen Gewissens keine Entscheidung zugestehen könnten, und schlugen der Reichsversammlung vor, zur Vermeidung einer Spaltung lieber an dem frühern Beschlusse festzuhalten.

Vom damals noch allgemein geltenden staats- und kirchenrechtlichen Standpunct aus hatten die Evangelischen (welche das landesherrliche summum jus circa sacra sich erst später errangen) allerdings nur einen schwachen Grund zum Protestiren, nämlich den daß die Majorität ein ihr zwar an sich zustehendes Recht ohne einen hinreichend in der Sache selbst liegenden Grund — also in wenn auch mechanisch-rechtlicher, doch in unbilliger Weise anwende. Der höhere, über dem starren Recht liegende Protestationsgrund aber lag für sie in der „Gewissenspflicht“ und dem daraus fließenden „Gewissensrecht in Sachen Gottes und des Seelenheils“, so wie auf „Urkund der heiligen Schrift“. Es ist dieß das allgemeine und höchste Reformationsprinzip, das die Protestation einstweilen theoretisch in dem Vertrauen hinstellte, „die Kirche“ werde wohl auch noch die heilige Schrift „als ihre höchste Instanz“ einmal wirklich noch über sich hinstellen.

Allein die Majorität war nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen und der verlesene Abschied sollte zu den Reichsacten gelegt werden. Da, in diesem wichtigen Augenblicke, von dem das Daseyn der evangelischen Sache abhieng, traten die evangelischen Stände in ein Nebengemach, um sich zu einem Einspruch zu vereinigen. Ohne aber ihrer Bitte, sich bis zu ihrer Rückkunft ein wenig zu gedulden, Beachtung zu schenken, entfernte sich König Ferdinand mit den kaiserlichen Commissarien. Kurz nachher traten die Evangelischen wieder ein und verlasen vor den noch versammelten Ständen ihre Protestation, von der sie nachher von den Gegnern den Namen **Protestanten** bekamen. Gekränkt aber durch Ferdinand's Weggang und durch die darin liegende Mißachtung ihrer Würde und Rechte, beschloßen sie nun das Rechtsmittel der Appellation zu ergreifen, die sie vor Notar und Zeugen an den Kaiser, an das verheißene freie allgemeine Concilium und an die gesammte deutsche Nation ausstellten. Nahm auch König Ferdinand die Protestation nicht an, so war doch ihr Eindruck gewaltig, weil Jeden eine Ahnung überkam, wohinaus diese Entzweiung der Stände führen werde.

Die protestirenden Stände bestanden damals aus sieben Landesherren: Sachsen, Hessen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld und aus 15 Reichsstädten: Magdeburg, Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Nördlingen, Isny (im Württembergischen), Weißenburg, St.

St. Gallen; Köln und Frankfurt hatten auch unterschrieben, zogen aber nachher ihre Erklärung wieder zurück. Noch einige andere evangelisch-gesinnte Städte ließen sich durch verschiedene Einflüsse abhalten. — Die Besorgniß vor den Folgen dieser Spaltung bewog die katholische Mehrheit, eine Vermittelung zu versuchen. Schon gaben die damit Beauftragten eine Beschränkung des die obgenannten Rechte der Geistlichkeit betreffenden Artikels zu, wogegen die Evangelischen bis zum Concilium keine weitern Neuerungen vornehmen wollten; allein die geistlichen Stände und einige weltliche (kath.) Fürsten willigten nicht ein, und noch weniger war Ferdinand dafür zu gewinnen. Daher glaubten auch die Evangelischen auf sein Ersuchen, die Protestation nicht zu veröffentlichen, keine Rücksicht nehmen zu dürfen.

So nicht nur in ihrer religiösen, sondern auch in ihrer politischen Stellung bedroht, indem sogar eine Ausschließung von der Reichsverwaltung zu besorgen war, brachte noch in Speyer der allezeit schlagbereite Landgraf Philipp mit dem Kurfürsten Johann und den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg (von denen die beiden letzteren zwinglisch-gesinnt waren) am 22. April ein Vertheidigungsbündniß für den Fall zu Stande, daß sie um des Evangeliums willen von den Gegnern angegriffen würden oder auch daß sie „unter dem Schein geistlicher Jurisdiction" am Kirchenvisitiren gehindert werden sollten. Auch Zürich und Bern traten auf Betrieb Zwingli's in einen schweizerischen Bund zusammen, der zugleich die Nebenabsicht hatte, den Herzog Ulrich wieder in sein Württemberg zurückzuführen. Sie luden sogar den Landgrafen Philipp zur Theilnahme ein, und er war um so weniger abgeneigt, als er sich überhaupt in seinen religiösen Überzeugungen mehr dem Zwingli zuneigte. Und so schien man der Majorität des Reichs eine mehr als hinreichende Widerstandskraft entgegensetzen zu können.

Allein Luther und Melanchthon mißbilligten, wie früher immer, so auch jetzt, nicht nur jede Anwendung von Waffengewalt in Sachen des Glaubens, sondern mißriethen auch entschieden eine nähere Verbindung mit den Zwinglischen, indem Melanchthon sich nun Vorwürfe machte, nicht schon auf dem Reichstag vor einem Zusammenstehen mit ihnen gewarnt zu haben, und Luther der Meinung war, daß, wo es an Glaubensübereinstimmung fehle, auch eine volle Treue in der Noth nicht erwartet werden könne.

Da nun aber dem Landgrafen ein Bündniß zur Rettung vor der Übermacht der Gegner das einzige Mittel schien, so faßte er den Entschluß, vor Allem die Häupter der beiden theologischen Richtungen und durch sie deren Anhänger mittels eines Religionsgesprächs zu vereinigen, zu dem er sie auf das Schloß zu Marburg einlud. Mit Mühe kam es am Michaelisfeste (1. bis 3. Oct.) 1529 zu Stande, hatte aber bei der einmal festgestellten Überzeugung beider Reformatoren in den streitigen Puncten, ungeachtet einer bessern Verständigung in den übrigen Lehrstücken, nicht den gehofften Erfolg.

Den Zwingli hatte die Einladung des Landgrafen so erfreut und er hatte sie so begierig angenommen, daß er ohne Geleitsbrief, ohne Anzeige bei seiner Obrigkeit, ja

ohne Wissen seiner Frau, welche beide ihn aus Besorgniß vor Gefährdung seiner Person zurückgehalten haben würden, die weite Reise unternahm und in Begleitung des Ökolompadius, Bucer und Hedio zu Marburg erschien. Luther nahm die Einladung nur widerstrebend an, weil er voraussehe, daß doch nichts herauskommen werde, und Melanchthon hätte lieber gesehen, wenn der Kurfürst ihnen die Erlaubniß dazu nicht gegeben hätte. Lutherischer Seits erschienen noch Jonas, Brenz, Myconius, Osiander, Menius, Mecum, Schnepf, Crato, Agricola. Die Schweizer kamen mit großen Hoffnungen, zumal sie wußten, daß der Landgraf sich auf ihre Seite neigte, — die Wittenberger mit dem festen Entschluß, keiner Person zu Lieb ihrem Glauben etwas zu vergeben. — In der Disputation standen Luther und Ökolompadius, Zwingli und Melanchthon einander gegenüber. Zuerst wurden die Lehren von der Gottheit Christi, von der Erbsünde, von der Wirksamkeit des göttlichen Worts und von der Taufe verhandelt, in welchen Puncten allen Zwingli früherhin mehr oder weniger abgewichen war. Obgleich nun Zwingli im Lauf des Gesprächs sich in allen diesen Glaubensartikeln mit den Wittenbergern einverstanden erklärte, folglich wieder auf den positiven Grund der Kirche zurücktrat, und diese Übereinstimmung auch protocollirt wurde: so gab doch Zwingli in der Lehre vom Abendmahl seinen Spiritualismus nicht auf, und da Luther anderseits selbst in sich über das Wesen des h. Abendmahls den ernstesten innern Kampf bestanden und gerade in dem Mysterium der Eucharistie den Mittelpunct des Glaubens und des Cultus gefunden hatte, so konnte hierin eine Einigung nicht zu Stande kommen.

So blieb denn die Spaltung der Gegenrömischen in Lutheraner und Reformirte, — eine Spaltung, die von den traurigsten Folgen war und von Niemand mehr beklagt wurde, als von Luther selbst, der, um eine volle Übereinstimmung in der Erkenntniß der beiden Sacramente zu erzielen, „sein Leben lieber dreimal daran gesetzt hätte". Ähnlichen Schmerz empfand anderseits Zwingli, wie seine Thränen bei jenem Gespräche bezeugten.

Nichts desto weniger brachte das Marburger Gespräch den Gewinn, daß die Heftigkeit des Streits nachließ, indem Luther erkannte, daß der Gegner aus redlicher Überzeugung und ohne verwerfliche Nebenabsicht an seiner Vernunftdeutung hielt, und auch Zwingli sich überzeugte, daß er von Luther's Abendmahlslehre sich eine zu grobfleischliche Vorstellung gemacht und dessen heilige Überzeugung fälschlich für Eigensinn gehalten habe. Daher schieden beide, der deutsche und der helvetische Reformator, unter Zusicherung gegenseitiger Duldung und Liebe: doch verstand darunter Luther stets nur die allgemein christliche, nicht die speciell brüderliche Liebe, weil zu derselben eine vollkommene Übereinstimmung des Glaubens gefordert werde.

Der politische Zweck aber, den Landgraf Philipp mit dieser Disputation verbunden hatte, „war und blieb verfehlt". Denn der Kurfürst von Sachsen und der Markgraf Georg von Brandenburg giengen (zu Schleiz) ganz auf Luther's Behauptung ein, daß zu einer gegenseitigen Vertheidigung auch volle Glaubenseinheit gehöre, und als man den oberländischen Gesandten zu Schwabach ein deshalb entworfenes Bekenntniß, die sogenannten (17) Schwabacher Artikel, zur Annahme vorlegte, verweigerten diese die Unterschrift und so mußte das eingeleitete Bündniß unterbleiben.

8. Die Frage über das Widerstandsrecht. Verwerfung desselben von Seite der Reformatoren. Die Türkengefahr. Ferdinand König von Ungarn. Zapolya. Luther's Heerpredigt wider die Türken. Suliman vor Wien. Auszug der Deutschen. Rückzug der Türken nach Ungarn.

Da inzwischen der Kaiser schon von Spanien aus die Protestation der Evangelischen mißbilligt und ihre ihm nach Italien zugesandte Appellation nicht angenommen, vielmehr die Überbringer derselben gewissermaßen als Gefangene zurückbehalten hatte, so daß diese nur durch „eine Art Flucht" loskamen: so hatte sich den lutherischen Ständen die Frage über das Recht des Widerstandes gegen das Reichsoberhaupt aufgedrängt. Obgleich nun die sächsischen Juristen die Rechtmäßigkeit dieses Widerstandes behaupteten und in Luther's Abwesenheit Bugenhagen sein theologisches Votum dahin abgab, daß, wenn eine, obgleich selbst von Gott eingesetzte Gewalt sich wider Gott auflehne, der Gehorsam gegen sie aufhöre: so erklärte sich doch Luther bei seiner Rückkehr auf's entschiedenste gegen diese Ansicht: denn wenn auch der Kaiser wider seinen Eid handle, so sey und bleibe er doch die von Gott verordnete Obrigkeit, der man (ausgenommen in reinen Glaubenssachen) zu gehorchen habe.

Luther sah nämlich im deutschen Kaiserthum „eine Fortsetzung des römischen", und darum konnte er seinen Monarchismus um so leichter mit dem der Bibel begründen. Auch Brenz war der Meinung, die Fürsten seyen „eben so wenig berechtigt, gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen, wie einst die Bauern gegen Adel und Prälaten." Auch die Nürnberger Theologen traten Luther'n bei. Der Frage, ob man denn, wenn der Kaiser Gewalt brauche, ihm etwa dazu behülflich seyn solle, entgegnete Luther, das zwar würde eine Sünde seyn; aber das Land ihm zu öffnen und ihn schalten zu lassen wie er wolle, das sey Pflicht; und wenn der Kaiser seine (Luther's) Auslieferung erzwingen wolle, so solle man nicht für ihn (den Luther) in Sorgen seyn, er werde sich ihm zu stellen nicht weigern.

Da stimmten die lutherischen Fürsten und Städte auch bei, und so wie sie um des Gewissens willen nicht glaubten, sich mit dem Zwinglischgesinnten verbinden zu dürfen, so traten sie nun auch aus „reiner, großartiger" Gewissenhaftigkeit von einer Vereinigung zu gewaltsamem Widerstand gegen den Kaiser ab.

Es sollte sich auch in derselben Zeit zeigen, ob die Evangelischen den Gehorsam gegen den Kaiser und das Reich in weltlichen Dingen gelten lassen und bei einer allgemeinen, das deutsche Vaterland betreffenden Noth mit den Gegnern ihres Glaubens zusammenstehen würden. Die Türkengefahr war nehmlich unterdeß immer näher gerückt. Nun hatte man schon früher den Evangelischen zum Vorwurf gemacht, sie lehrten: dem Türken dürfe der Christ nicht widerstehen, weil Rache schriftwidrig sey, und darum habe der Türkenkrieg bisher nicht mit dem nöthigen Nachdruck geführt werden können. Schon in der kursächsischen Kirchenvisitations-Instruction aber hatte Luther gezeigt, daß dieß eine falsche Nachrede sey und den Pfarrern an's Herz gelegt, zu lehren, daß man der Obrigkeit, als einer Rächerin Gottes zum Schutz der Frommen und zur

Strafe wider die Übelthäter, gehorchen und sich daher auf den Ruf der Obrigkeit auch gegen den Türken, als den ärgsten Feind der Christenheit, wehren müsse. Kurz vor dem Speyrer Reichstag hatte er auch einen Aufruf an die evangelischen Fürsten gerichtet, sich gegen die Türken zu vereinigen und Gott zu Ehren mit dem Kaiser in den Krieg zu ziehen. Das Gleiche that er kurz darauf in seiner kräftigen „Heerpredigt wider den Türken", und bewirkte so, daß die Protestanten mit den Katholiken unter der Führung des Pfalzgrafen Friedrich, als Reichsfeldherrn, auszogen, um Wien zu retten, das nur von 17,000 Mann deutscher Truppen vertheidigt wurde.

Nachdem nämlich die türkischen Sultane Bajazeth II und Suleyman (Soliman I) ihre Waffen mehr gegen Wien gekehrt hatten, richtete Soliman II seine Hauptkraft gegen das im Innern zerrüttete Ungarn, und als dessen König Ludwig in der Schlacht bei Mohacz (27. Aug. 1526) gefallen war, lag ganz Ungarn dem türkischen Sieger offen. Gemäß den früheren zwischen Wladislav und Maximilian I abgeschlossenen Vertrag (XVIII. 3, 5 a. E.) war nach Ludwig's Tod Ungarn und Böhmen an das Haus Österreich und zwar an des Kaisers Bruder Ferdinand, den Gemahl Anna's, der Tochter Wladislav's, gefallen und derselbe am 3. Nov. 1526 zu Stuhlweißenburg gekrönt worden. Diese Machtvergrößerung der Habsburger machte manche deutsche Reichsstände, protestantische wie katholische, besorgt und wenig geneigt, Ferdinanden in Behauptung jener Krone behülflich zu seyn. Denn nur ein Theil der Ungarn hatte ihn anerkannt, der andere den Woywoden von Siebenbürgen Johann von Zapolya zum König gewählt. Zwar schlug Ferdinand denselben bei Tokay, bewirkte aber dadurch, daß Zapolya sich dem Sultan unterwarf und ihm den Einbruch in Ungarn erleichterte, das bei seinen schlecht besetzten Festungen wenig Widerstand leisten konnte, zumal Ferdinand aus Furcht vor einem Aufstand nicht wagte, die leichte ungar'sche Reiterei aufzubieten. Nachdem Ofen erobert und dessen Besatzung, ungeachtet der feierlichsten Zusage freien Abzugs, noch unter den Thoren niedergehauen worden war, wälzte sich die Türkenmacht, 250,000 Mann stark, den deutschen Gränzen zu: denn Soliman wollte den König Ferdinand aufsuchen und ihn züchtigen, weil ihm gesagt worden war, derselbe halte das Schwert in der Rechten, um ihn zu empfangen. So langte er unaufgehalten vor Wien an, — der Gebieter des Orients im Herzen von Europa, um die „staubgleichen Ungläubigen" zu lehren, daß es, wie nur Eine Sonne am Himmel, hinfort auch nur Einen Herrn auf Erden geben müsse! Aber wie täuschte er sich!

Auf der Höhe des Semmering stand sein Hauptgezelt: „um ihn herum lagerten die Truppen der Pforte; hinter ihm bis Schwechat dehnte sich das kleinasiatische Heer aus: vor ihm hielt der Seriasker mit den europäischen Siphahi's, den Rumelioten und Bosniaken, den Sandschaks von Mostar und Belgrad." Die Donau war ganz mit

türkischen Segeln bedeckt und im türkischen Lager zählte man bei 22,000 Kameele. So schlecht die Befestigung Wiens war, so gut war die Stadt aus den durch Maximilian's Liebhaberei und Erfindungskunst gefüllten Arsenalen mit Geschützen aller Art versehen, und so klein die Besatzung war, so trefflich war sie von dem alten Grafen Nicolaus von Salm und von dem aus den italischen Kriegen her vertheidigungskundigen Eitel-eck von Reischach (K. 6, 2) geleitet. Bei jedem Sturm erlitten die Osmanen mörderische Verluste und alle ihre Anstrengungen waren vergebens. Als daher die Nächte kälter wurden und die Nachricht vom Anzug eines großen deutschen Hülfsheers sich verbreitete, dachte der Sultan an den Abzug, wollte aber noch einen Hauptsturm versuchen. Allein seine Leute mußten mit Gewalt dazu getrieben werden und erlagen schaarenweise dem wohlunterhaltenen Feuer.

Die tapfere Ausdauer des Streiterhäufleins in Wien vereitelte seinen ganzen Eroberungsplan und noch ehe das deutsche Hülfsheer anlangte, zog er wieder aus der von ihm schrecklich verheerten Umgebung Wiens ab und nahm die Erfahrung mit, daß es außer ihm noch eine Macht gebe, an der die Schärfe seines Säbels sich wohl noch abstumpfen könne. Ungarn indeß blieb in seinen Händen; denn der von ihm bestätigte König Zapolya war im Grunde sein Vasall, und wenn auch Ferdinand einige Gränzplätze wieder gewann oder in seiner Gewalt behielt, so konnte er doch, aus Mangel an Geld für Söldner, seine Anhänger in Ungarn nicht unterstützen und fühlte selbst den böhmischen Thron noch unter sich wanken; daher er die endliche Rückkehr seines Bruders, des Kaisers, aus Italien mit Sehnsucht erwartete.

6. Kapitel. Karl's V Kriege mit Franz I in Italien: Übergewicht der habsburgischen Macht.

1. Erster Krieg. Die Franzosen in Mailand. Franzens Bündniß mit den Schweizern. Seine Verluste in Mailand. Georg von Frundsberg. Befreiung Mailands und Wiedereinsetzung des Hauses Sforza.

Der Kaiser hatte sich unterdeß eine Machtstellung errungen, wie sie ein deutsches Reichsoberhaupt lange nicht gehabt hatte. Seine achtjährige Abwesenheit von Deutschland war größtentheils mit den Kriegen ausgefüllt, die er gegen Frankreich besonders in Italien zu führen hatte, wo König Franz I, ein zwar ritterlich tapferer, aber leichtsinniger und launenhaft willkührlicher Fürst, noch in der letzten Regierungszeit des Kaisers Maximilian sich zum Herrn von Mailand gemacht (XVIII. 3, 5 a. E.) und seitdem nicht unterlassen hatte, seine vermeintlichen Ansprüche auf Neapel zu erheben.

Franz I stand einerseits unter der Herrschaft seiner sinnlichen Leidenschaften, andererseits unter dem verderblichen Einflusse seiner herrschsüchtigen Mutter, Louise von Savoyen, und seines Kanzlers Duprat. Auf den Rath des letztern hatte er (in einer Übereinkunft mit dem Papst Leo X 1516) auf die pragmatische Sanction, welche Frankreich aus den Beschlüssen des Basler Concils davongetragen hatte, ver-

zichtet, weil sie, als nur für eine gemäßigte Monarchie passend, die Freiheit der Wahlen und Berathungen begünstigte, und hatte sich dafür, sowie gegen Rückgabe der Annaten an den römischen Hof, das Recht der Besetzung aller Bisthümer und Abteien geben lassen. Gegen diese Willkühr protestirte das Parlament und wollte dieses Concordat nicht in seine Acten eintragen. Erst als der König mit roher Gewalt drohte, gab es nach, jedoch mit der Erklärung, daß es dazu gezwungen worden sey und mit Berufung von dem gegenwärtigen an einen künftigen besser unterrichteten Papst. Die Folge war, daß der König diese geistlichen Ämter auf das gewissenloseste nach Gunst und Vortheil an die unwürdigsten Menschen vergabte, welche durch die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise das Volk in noch tieferes sittliches Elend stürzten. Auch bei andern Gelegenheiten behandelte er das Parlament mit der empörendsten Despotie.

Als Franz bei der Kaiserwahl gegen Karl durchgefallen war, bot er in seinem Ärger alle Ränke auf, um dem Kaiser allenthalben Verlegenheiten zu bereiten und zu einem Hauptschlag gegen ihn sowohl die Hülfe des Königs von England, Heinrich's VIII, als auch den Beistand des Papstes (Leo's X) zu gewinnen. Allein der klügere und besonnenere Karl wußte seine Künste zu vereiteln und jene beiden Mächte (im Mai 1521) durch vortheilhaftere Anerbietungen zu einem Bündniß zu bestimmen, das den Zweck hatte, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben und daselbst den von Franz vertriebenen Herzog Maximilian Sforza auf den Thron seiner Ahnen zurückzuführen. Doch wollte der Kaiser den Krieg nicht ohne Herausforderung beginnen. Diese nun blieb nicht aus: denn Franz machte den Anfang zum Krieg damit, daß er sowohl in Navara, zur Unterstützung der Ansprüche des Herzogs von Albret, als auch in das Luxemburgische, zur Unterstützung des, einem Ausspruche des Kaisers sich widersetzenden Robert's von der Marc, französische Truppen einrücken ließ. Das kaiserliche Heer (unter Nassau, Sickingen und Frundsberg) aber drängte die Franzosen bald aus dem Luxemburgischen zurück, und ein spanisches Heer schlug sie aus Navarra hinaus.

Auch in Italien hatte Franz den Anfänger gemacht. Nachdem er mit den Schweizern das Bündniß zu Lucern (vom 15. Mai 1521) geschlossen hatte, das ihm gegen Erhöhung der Pensionsgelder (K. 4, 10) die Werbung schweizerischer Jungmannschaft im Betrag von 6000 bis 16,000 Mann gestattete und die Grundlage aller spätern Bündnisse zwischen Frankreich und der Schweiz geworden ist, begann er die Feindseligkeiten in Italien durch einen unüberlegten Überfall auf die Stadt Reggio.

Sogleich ließ der Kaiser seinen Statthalter von Neapel, Prospero Colonna, als Oberfeldherrn der kaiserlich-päpstlichen Truppen, von Bologna aus gegen das Mailändische vorrücken, das von dem französischen Marschall Lautrec vertheidigt wurde. Anfangs schienen Colonna's Unternehmungen (z. B. auf Parma) keinen günstigen Fortgang zu haben. Als es aber der päpstlich-kaiserlichen Partei glückte, ebenfalls eine starke Schaar Schweizer anzuwerben und diese zum kaiserlichen Heere in Italien stieß, das unterdeß den Po überschritten hatte, so überließ Lautrec, dem es

an Entschlossenheit sowohl, als an Geld zur Bezahlung seiner Söldner fehlte, (die Mutter des Königs hatte die angewiesene Summe für sich behalten!) seinem Gegner nicht nur das freie Feld, sondern mußte ihm auch einen festen Platz nach dem andern einräumen, bis er sich zuletzt auf Genua, Cremona und die Festung von Mailand beschränkt sah.

Unterdeß jedoch war es dem König Franz wieder gelungen, die zwölf Orte der Schweiz zu einem erneuerten Werbebündniß mit ihm zu bewegen, und plötzlich sah sich der Kaiser nur auf den Arm und die Treue der deutschen Landsknechte angewiesen, davon ihm Georg von Frundsberg 12 Fähnlein zuführte. Zum Glück gelang es nicht nur diesen Landsknechten, sondern auch noch einem dritten deutschen Heere unter Maximilian Sforza, sich mit dem Hauptheere zu vereinigen, noch ehe die Schweizer und Franzosen vor Mailand anlangten. Kurz darauf erfolgte das feindliche Zusammentreffen, und ungeachtet nun alle Schweizer ungetheilt zusammenstanden (in welchem Falle sie noch immer gesiegt hatten), mußten sie dennoch dem Ungestüm der deutschen Landsknechte weichen und einige tausend Todte auf der Wahlstatt zurücklassen. Doch war ihr Rückzug ein geordneter, und Frundsberg, froh des Sieges, den er nicht durch irgend einen Zufall noch gefährden lassen wollte, — unterließ es, sie zu verfolgen.

Nach der Befreiung Mailands, das mit Freuden seinen angestammten Fürsten wieder aufgenommen hatte, konnte sich auch Genua nicht länger halten: es wurde erobert und geplündert, und in Kurzem mußte Lautrec mit dem Rest des französischen Heeres Italien ganz verlassen. Der Kaiser aber war wieder Herr der „alten Reichskammerländer" und hatte die Genugthuung, ohne Hülfe der Schweizer, nur mit deutscher Kraft die Eroberung vollbracht und sich die Aussicht zur Verwirklichung noch tiefer liegender Plane geöffnet zu haben.

2. Der Kaiser und die italischen Mächte gegen Frankreich. Franz und der Connetable Bourbon. Abfall Bourbon's. Rückzug der Franzosen. Tod Bayard's. Pescara's vergeblicher Einfall in Frankreich. Einbruch der Franzosen in Oberitalien. Die Schlacht bei Pavia. Franz in Gefangenschaft, seine Abführung nach Madrid. Pescara's Tod vor Mailand. Die Friedensunterhandlungen in Madrid.

Zunächst suchte nun sein Verbündeter, Heinrich VIII von England, in welchem sich sogar das alte englische Gelüste nach der französischen Krone regte, die schlimme Lage Frankreichs zu einem Einfall in die Picardie zu benützen, und wenn er sich auch, nach Plünderung einiger Städte und Landstrecken, beim Eintritt der schlimmen Jahreszeit wieder zurückzog, so blieb er doch am Bunde mit dem Kaiser, der unterdeß in Italien den Papst (Hadrian VI), den Herzog von Mailand und die Republiken Venedig, Florenz, Genua, Lucca und Siena zur Vertheidigung Italiens gegen Frankreich vereinigt hatte.

Franz verlor zwar den Muth nicht und machte die angestrengtesten

Rüstungen, um Mailand wieder zu erobern; auch war er schon im Begriff, selbst nach Italien zu gehen und die Bewegungen seines Heeres zu leiten, als ihn der plötzliche Abfall seines mächtigsten Kronvasallen, des Herzogs Karl von Bourbon, den er etliche Jahre zuvor zum Connetable von Frankreich ernannt hatte, nöthigte, in seinem Reiche zu bleiben und die Leitung seines Heeres in Italien seinem Admiral Bonnivet zu überlassen.

Der Herzog von Bourbon stand sowohl wegen der Macht, die er besaß (er gebot über zwei Fürstenthümer, vier Grafschaften, zwei Vicegrafschaften und sieben andere Herrschaften), sondern auch wegen seiner Tapferkeit, Freigebigkeit und Leutseligkeit in allgemeinem Ansehen. Er hatte sich für den Fall, daß Franz keine legitimen Nachkommen bekäme, die Hoffnung gemacht, einst den französischen Thron zu erben, da er die nähern Ansprüche der Familie Alençon, wegen einer früheren Empörung derselben, für verwirkt hielt. Der König, den Ehrgeiz desselben gewahrend, schloß ihn daher, nachdem er seine Dynastie durch einen thronfähigen Nachkommen gesichert sah, von allen Staatsgeschäften aus und entzog ihm sogar die Connetable-Würde wieder. Dadurch machte er ihn zum Haupt der mit der Regierung unzufriedenen Partei Als vollends nach dem Tode von Bourbon's Mutter Susanna die Mutter des Königs in die Verlassenschaft derselben, also in das Hauptbesitzthum Bourbon's, eintreten und der König aus noch andern Titeln dasselbe für die Krone einziehen wollte: da bot Bourbon in der Verzweiflung seine Dienste dem deutschen Kaiser an, der sie mit Freuden annahm und ihm seine Schwester zur Gattin und die Krone Frankreichs zusagte. Auch der König von England versprach ihm gegen Anerkennung der englischen Lehenshoheit seinen Beistand.

Rasch begann Bourbon mit deutschen Landsknechten von Deutschland aus den Angriff auf Frankreich, während ein englischniederländisches Heer durch die Picardie vordrang und schon Paris in Schrecken setzte; allein der Versuch scheiterte, und Bourbon sah sich genöthigt, nach Italien zu gehen, wo übrigens Franzens Heer bereits das platte Land gewonnen und die Kaiserlich-Päpstlichen auf Como, Cremona, Mailand und Pavia eingeschränkt hatte.

Als aber nach und nach die Heere der übrigen Verbündeten — nämlich Pesaro mit den Venetianern, Lannoy, Vicekönig von Neapel, mit den Neapolitanern, der tapfere Caspar Frundsberg (der Sohn) mit den deutschen Landsknechten und der eben so tapfere Marchese de Pescāra mit den Spaniern — anlangten und dieser letztere, nach dem so eben erfolgten Tode des alten Colonna, den Oberbefehl über das vereinigte Heer übernahm: da sahen sich die Franzosen genöthigt, bei Pavia über den Tessino und bald darauf auch, nach dem Verluste von Vercelli, hinter die obere Sesia zurückzugehen, wo sie von Pescara und Frundsberg 1522 bei Bicocca so geschlagen wurden, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich in die festen Plätze zurückzuziehen, bis sie endlich binnen zwei Jahren auch aus diesen vertrieben wurden, nachdem sie vergeblich, nach eingetroffener Verstärkung, versucht hatten, wieder zum Angriff überzugehen.

Auf diesem Rückzuge fiel der durch seine ritterliche Tapferkeit, Tugend und Ehrenhaftigkeit berühmte Ritter Pierre de Terrail de Bayard, genannt „der Ritter

ohne Furcht und Tadel", welcher nach Robert du Guesclin der größte Held Frankreichs war. Er hatte sich schon unter Karl VIII und Ludwig XII durch tapfere Thaten und edle Gesinnungen und Handlungen ausgezeichnet. Seine Hauptwaffenthaten waren die glückliche Vertheidigung der Brücke bei Garigliano und der Festung Mezières. Von ihm hatte sich Franz I (vor der Schlacht bei Marignano 1515) zum Ritter schlagen lassen. Als echter Ritter hatte er einen besondern Haß gegen die Geschützkunst; auch fiel er wirklich von einer Hakenschützenkugel getroffen im Thal von Aosta 1524. Daß er noch vor seinem Sterben eine Unterredung mit Bourbon gehabt und ihm seine Untreue gegen sein Vaterland verwiesen habe, behaupten die Franzosen; doch soll er nach italienischen Berichten auch über die Ungerechtigkeit des französischen Königs geklagt haben. Er starb still betend, indem er das Gefäß seines Schwerts wie ein Crucifix vor sich hielt, bis es ihm entsank. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung und ließ seine Leiche durch Savoyen nach Grenoble in die Gruft seiner Ahnen bringen.

Bourbon's Rath, sogleich in das erschöpfte Frankreich einzudringen, wurde vom Kaiser zwar angenommen, nur nicht vollständig befolgt: denn anstatt gleich auf Lyon loszugehen, befahl der Kaiser, sich erst der Provençe und des wichtigen Marseille zu bemächtigen. Allein obgleich Bourbon die Städte Aix und Toulon eroberte, so erhob sich doch Niemand für ihn, als einen Abtrünnigen, während sich an den König Franz, ungeachtet seiner argen Fehler, alle Franzosen anschloßen und zum Aufbringen eines neuen Heeres kein Opfer scheuten. Vergebens bemühte sich der tapfere Pescara mit den ihm spärlich zufließenden Mitteln, das feste, wohlvertheidigte Marseille zu erobern, und die Gefahr, in der von den Franzosen absichtlich verwüsteten Gegend zu verhungern, wuchs mit jedem Tag. Da, als zu besorgen war, der König werde, unbekümmert um Marseille, unmittelbar nach Italien ziehen, hob Pescara, zum Verdrusse Bourbon's, die Belagerung auf und kehrte nach Italien zurück, um dieses dem Kaiser zu erhalten.

Schon aber war Franz mit einem wohlgerüsteten Heere hinter ihm her, brach über die Oberalpen in Italien ein, gieng über den Tessin und breitete sich über das offene Plattland aus, aus dem sich die kaiserlichen Besatzungen in die Festungen zurückzogen; selbst in der Stadt Mailand, wo gerade die Pest ausgebrochen war, hielt sich nur noch die Veste. Pescara selbst aber konnte die Gebirge nicht verlassen, da es ihm an Sold für die Truppen fehlte, weßhalb in Pasquino's Hand zu Rom der Spott zu lesen war, es sey in den Alpen ein kaiserliches Heer verloren gegangen, der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung auszuliefern. Allein die Würfel wandten sich wieder. Während Franz seine Zeit und Kraft mit der Belagerung der Stadt Pavia verlor, die von Deutschen auf das treuste vertheidigt wurde, hatte Bourbon in Deutschland aus dem Verkauf seiner Juwelen 18 Fähnlein Landsknechte geworben, und Lannoy die Einkünfte seiner neapolitanischen Provinzen veräußert und das Geld dem alten Georg Frundsberg geschickt, der damit 11 Fähnlein warb. Und ehe sich's der König versah, brachen

Pescara, Lannoy und Bourbon mit diesen Truppen aus den Alpen hervor, griffen den König in seinem wohlversehenen Lager an und nöthigten ihn zu der denkwürdigen Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525), in welcher vorzugsweise deutsche Kraft den vollkommensten Sieg über die Franzosen davontrug, und König Franz selbst, ungeachtet seiner großen persönlichen Tapferkeit, den Siegern sich ergeben mußte.

Der König hatte ein festes Lager im Park vor Pavia jenseits des Tessino und war mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Den Oberbefehl in dem belagerten Pavia hatte Antonio de Leyva, welcher, trefflich unterstützt von den Obersten Zollern und Laudron und von tapfern Hauptleuten (darunter Caspar Frundsberg und der K. 5, 8. a. E. erwähnte Eiteleck von Reischach), so wie von den, der Sache des Kaisers gleichfalls treu ergebenen Einwohnern von Pavia, bereits drei (Winter-) Monate hindurch alle Stürme der Franzosen tapfer abgeschlagen und sich gehalten hatte, bis das Entsatzheer herankam. Zuerst suchte Pescara den König aus seinem Lager herauszulocken: dieser aber hatte keine Lust, seine wohlgeschützte Stellung aufzugeben. So mußte sich also Pescara zu einem Angriff entschließen, bei dem freilich Ehre und Leben auf dem Spiele stund. Es gab aber keinen andern Ausweg: denn für seine Truppen begann es bereits an Nahrung und Geld zu gebrechen. Er ließ daher in einer Nacht von 2000 Landsknechten und 1000 Spaniern die festen Mauern des feindlichen Parks einreißen und nöthigte dadurch die Franzosen, in's freie Feld zu kommen. Anfangs nahm das französische Geschütz die Angreifer so stark mit, daß Franz, als sie ebendeßhalb ihren Anlauf beschleunigten, solchen für Flucht hielt, und ausrief: „Heute noch werde ich mich Herr von Mailand nennen können!“ Allmählich aber rückte das volle kaiserliche Heer in die Schlachtlinie ein, und nun erst begann die eigentliche Schlacht. Der Angriff der auf dem linken kaiserlichen Flügel stehenden und vom alten Frundsberg und Marx Sittich geführten Landsknechte auf die für Frankreich kämpfenden Lothringer und Gelderer gab die Entscheidung: die letztern unterlagen gänzlich und verloren all' ihr Geschütz. Im Centrum griff Pescara mit den spanischen Veteranen die 28 Fähnlein der Schweizer und die französische Reiterei so ungestüm an, daß letztere floh und auch die ersteren mit sich fortriß. Da nun auch die siegreichen Deutschen nachdrängten und zu gleicher Zeit die Besatzung von Pavia den Weichenden in den Rücken fiel, so war die Niederlage des Centrums allgemein. Als der König, der den rechten Flügel befehligte, die Seinen in voller Flucht sah, eilte er den Fliehenden nach, um sie zum Stehen zu bringen. Er wurde aber bald selbst von den nacheilenden Deutschen erreicht und verwundet, und als er stets, um sich hauend, als wolle er die Schlacht noch gewinnen, sich retten wollte, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er zu Boden stürzte. Zwei Spanier wollten ihn tödten; aber ein unter Bourbon dienender Franzose erkannte ihn und wandte die Gefahr ab; doch ihm wollte sich Franz nicht ergeben, sondern verlangte, man solle den Vicekönig Lannoy herbeirufen. Als dieser kam und Franz seinen Degen an ihn abgeben wollte, empfieng (so erzählen französische Berichte) Lannoy denselben knieend und gab ihm den seinen dagegen, weil es sich nicht schicke, daß ein König unbewaffnet vor einem Dienenden stehe. Darauf ließ er ihm die Wunden verbinden und gab ihn einem Ritter zur Haft. Zehntausend Todte mit fast allen französischen Anführern (darunter La Tremouille und Bonnivet) bedeckten das Schlachtfeld, und die ganze französische Artillerie ward eine Beute der Sieger.

Als der junge Kaiser Karl, in Toledo die Nachricht von diesem außerordentlichen Sieg erhielt, kniete er nieder und dankte Gott; dann begab er sich in die Messe und erklärte öffentlich, der Sieg sei allein Gott

zuzuschreiben; es durften sogar keine Kanonen gelöst, keine Glocken geläutet und keine öffentlichen Freudenbezeugungen angestellt werden. Auch im Übrigen trug er sein Glück mit Würde und äußerlicher Mäßigung. Als der König von England auf die Thronentsetzung des gefangenen Königs antrug und die französische Krone für sich in Anspruch nahm, dagegen dem Kaiser Burgund und alle ehemaligen deutschen Reichstheile zurücknehmen zu lassen versprach, und ihm mit der Hand seiner Tochter sogar den einstigen Anfall Englands und Frankreichs in Aussicht stellte, — so wies Karl solche ausschweifende Vorschläge, deren Gefährlichkeit er wohl durchschaute, besonnen zurück.

Inzwischen drückte Franz aus seiner italischen Haft in einem Briefe an den Kaiser die Hoffnung aus, er werde ihm doch nichts Unehrenhaftes zumuthen, sondern ihn lieber zu seinem dankbaren Schuldner machen, als ihn zur Verzweiflung bringen wollen. Die Bedingungen, welche der Kaiser anfangs stellte, waren allerdings so schwer, daß sie Franz nicht eingieng, und nun eine Reihe von Unterhandlungen begann, die in ihrem langwierigen Verlauf zu einer andern Stellung der Parteien führte.

Anfangs forderte der Kaiser in einem Schreiben an Franzens Mutter Louise, welche während der Gefangenschaft ihres Sohnes die Regentschaft in Frankreich übernahm, die Rückgabe des Herzogthums Burgund mit Zubehör und nebst den seit dem Tode des letzten Herzogs darin erhobenen Einkünften, dazu die Grafschaften Vermandois und Boulogne, die Ufer der Somme und den Ressort de Flandres für immer; ferner die Verzichtleistung auf die Provençe und Mailand, so wie auf seine Pension in Neapel; endlich die Zurückgabe der Normandie, Gascogne und Guyenne an den König Heinrich VIII von England, den der Kaiser dadurch aus einem unsichern Bundesgenossen zu einem treuen zu machen gedachte. — Auf so ungemessene Bedingungen ertheilte die Regentin keine Antwort, und auch Franz gieng sie nicht ein, zumal man in Frankreich überhaupt für einen Frieden nicht günstig gestimmt war. — Nach weitern Unterhandlungen forderte der Kaiser nun Burgund und Artois für sich, die Provençe für den Herzog von Bourbon, welche nebst dessen übrigen damit zu vereinigenden Besitzungen ein eigenes Königreich unter des Kaisers Oberhoheit bilden sollte; außerdem solle Franz sich zu einem gemeinschaftlichen Türkenkrieg verbindlich machen und zur Befestigung des Friedens solle der König oder der Dauphin eine Prinzessin aus kaiserlichem Geblüte heirathen. Mit dem König von England solle Franz sich separat abfinden.

Franzens Gegenbedingungen waren hierauf: in Betreff Burgunds wolle er sich einem Schiedsgerichte unterwerfen, das jedoch aus französischen Pairs bestehen müßte (!), oder, wenn der Kaiser dieß nicht zufrieden sei, so solle er ihm seine Schwester, die verwittwete Eleonore von Portugal zur Gemahlin, und ihr als Mitgift Burgund geben, das nachher deren männliche Nachkommen beherrschen sollten; sterbe sie aber ohne männliche Nachkommen, so solle der zweite Sohn des Kaisers Burgund erben; — Bourbon solle seine Güter zurückerhalten, aber sehen wolle der König ihn nicht; außerdem verzichte Franz auf Neapel, Mailand, Genua und auf die Souverainetät über Flandern, Artois, Tournay 2c. und wolle 2 Mill. Thaler zahlen, davon er aber eine Million als Heirathsgut Eleonorens abziehen werde: — in Bezug auf England und den Türkenkrieg erklärte er sich einverstanden. — Allein diesen Anerbietungen stimmte seine Mutter, die Regentin, nicht bei, sondern machte andre Vorschläge, die aber der Kaiser ablehnte, weil darin Burgunds keine Erwähnung geschah und auf die Forderungen wegen Oberitaliens nur sehr bedingt eingegangen war.

Bisher war Franz in Italien zu Pizzighettone mit aller Rücksicht auf seinen Rang verwahrt worden; jetzt sollte er nach Neapel gebracht werden. Weil aber die französische Flotte vorhatte, ihn auf den Weg dahin zu befreien, so brachte ihn der Vicekönig Lannoy selbst in aller Stille, sogar ohne Beirath und Vorwissen Pescara's und Bourbon's, nach Spanien, wo er mit ihm am 17. Juni landete.

Daher kam es, daß die beiden letztern Feldherrn mit Lannoy vollends zerfielen, auf den sie schon vorher eifersüchtig waren, weil ihn der Kaiser bloß dafür, daß sich Franz demselben bei Pavia ergeben hatte, während derselbe sonst in Bezug auf diese Schlacht wenig Verdienst in Anspruch nehmen konnte, mit Gnaden überhäuft hatte. Nicht gering war daher für den Kaiser die Gefahr, „zwei mißvergnügte Feldherrn an der Spitze des einzigen Heeres zu haben, das unbezahlt und jedem dienstbar, der es bezahlte, eben so gern für die Franzosen oder Italiener kämpfte, als für den geldarmen Kaiser." Es fühlte sich besonders Pescara für seine großen Verdienste zurückgesetzt und suchte um seinen Abschied nach. Auf diese Empfindlichkeit Pescara's gründete Moreno, der Kanzler des Herzogs Sforza von Mailand, seinen Plan in Verbindung mit den andern italienischen Staaten, die Macht des Kaisers in Italien zu untergraben. Er versuchte es, den Pescara mit der Aussicht auf die Krone von Neapel und Sicilien zum Abfall vom Kaiser zu bewegen. Pescara, zwar selbst von Geburt ein Italiener, aber schon von seinen Voraltern her ganz dem spanischen Interesse ergeben und die Italiener als feige und treulos hassend, ehrgeizig und trotzig zwar, aber stets „loyal", gab nur zum Schein keine ablehnende Antwort, um dem Plane tiefer auf den Grund zu kommen; machte aber sogleich geheime Anzeige davon beim Kaiser, und da dieser ihm unbedingte Vollmacht gab, traf er im Stillen seine Vorkehrungen. Dann nahm er plötzlich den Kanzler gefangen und forderte den Herzog Sforza auf, ihm alle festen Plätze seines Landes, selbst die Citadelle von Mailand auszuliefern. Da Sforza nicht darauf eingehen wollte, schritt Pescara zur Belagerung Mailands und ließ gegen den Herzog den Felonie-Proceß eröffnen. Allein plötzlich starb Pescara, erst 36 Jahre alt am 29. Nov. 1525, wie man glaubte durch Gift. Mit ihm verlor der Kaiser seinen tüchtigsten Feldherrn, von dem selbst sein Nebenbuhler Leyva nicht lange zuvor dem Kaiser bezeugt hatte, daß ohne Pescara's Festigkeit der größte Theil des Heeres verloren gewesen wäre: denn er thue alles Mögliche, um des Kaiser's Heer zu unterhalten und verpfände und verkaufe zu diesem Zweck sein eigenes Besitzthum. — An seiner Stelle erhielt der Connetable von Bourbon den Oberbefehl und der Kaiser hatte sogar vor, ihn mit dem Herzogthum Mailand zu belohnen, falls Sforza unterliegen würde.

Der Kaiser ließ dem Könige nach seiner Ankunft in Spanien die Wahl zwischen drei Aufenthaltsorten, von denen dieser Xativa bei Valencia wählte; doch wurde Franz schon im folgenden Monate auf seinen Wunsch nach Madrid gebracht, weil er hoffte, durch persönliche Unterhandlung mit dem Kaiser eher zum Ziel gelangen zu können. Zunächst wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der bis zum 1. Jan. des folgenden Jahres dauern sollte. Darauf begannen die Conferenzen, zuerst zwischen dem französischen Gesandten und den kaiserlichen Räthen: sie führten aber zu keinem Ergebniß, weil der Kaiser jedenfalls Burgund gewinnen, die Franzosen es aber um keinen Preiß aufgeben wollten. Da begab sich der Kaiser von Toledo aus selbst nach Madrid und besuchte

den König, der gerade am Fieber darnieder lag. Zu gleicher Zeit kam Franzens Schwester, die Herzogin von Alençon, aus Paris an; daher der Kaiser nach den ersten Begrüßungen sogleich wieder nach Toledo zurückkehrte. Dorthin folgte ihm bald die Herzogin mit ihren Räthen, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Diese hatten aber noch weniger Erfolg, weil man französischer Seits auch gar nichts that, den Kaiser geneigter zu stimmen. Denn inzwischen hatte in des Kaisers bisherigen Verbündeten die Furcht vor seinem nunmehrigen Übergewichte mannichfache Anknüpfungen zum Widerstand gegen dasselbe zu Stande gebracht So wie in Italien jene oberwähnte geheime Verbindung mehrerer Staaten zur Abschüttlung des Fremdjochs zu Tage kam, so hatte der König von England, bisher des Kaisers scheinbarer Freund, ein heimliches Bündniß mit Frankreich geschlossen, auf welches gestützt die französischen Unterhändler im Wesentlichen so wenig nachgaben, wie der Kaiser.

Der steigende Widerstand der französischen Regierung bewies sich unter Anderm darin, daß sie den gefangenen Prinzen von Oranien nicht losgab, dem Herzog von Ferrara das Geleite durch Frankreich abschlug, spanische Kriegsgefangene auf die Galeeren schickte rc. Des Kaisers Mißtrauen gegen Franz stieg besonders nach Entdeckung eines Anschlags zur Flucht, der den Kaiser nöthigte, den König schärfer bewachen zu lassen.

3. Der Friede von Madrid. Franzens Entlassung. Sein Wortbruch. Die Ligue gegen den Kaiser. Der zweite italienische Krieg. Anfängliche Schwäche der Kaiserlichen. Frundsberg's und Bourbon's Zug gegen Rom. Erstürmung und Plünderung Rom's. Bourbon's Tod. Vertrag mit dem Papst. Die Belagerung von Neapel. Doria's Abfall. Der Damenfriede von Cambray. Kaiser Karl's Krönung zu Bologna.

Endlich, nachdem der Friede Frankreichs mit England verkündigt war, erklärte Franz, welchem die lange Gefangenschaft unerträglich war, daß er alle neuern Forderungen des Kaisers bewillige und für die Aufrechthaltung des Friedensvertrags seine drei ältern Söhne zu Geiseln anbiete. Diese Instruction an seinen Gesandten wiederholte er am 19. Dec. durch einen gemessenen Befehl, den Frieden ohne irgend einen Vorbehalt zu unterzeichnen. So wurde am 14. Febr. 1526 der Friede von Madrid geschlossen und vom König mit feierlichem Eid und Ehrenwort bekräftigt.

Die Bedingungen waren: Burgund (nebst noch zwei dazu gehörigen Grafschaften und einer Herrschaft) wird dem Kaiser innerhalb 6 Wochen überliefert; die beiden ältesten Söhne des Königs werden dem Kaiser als Geißeln überliefert; erfüllt der König diese Bedingungen nicht, so muß er sich wieder als Gefangener stellen; der König verzichtet auf Neapel, Mailand, Genua und Asti, auf Arras, Tournay rc., auf die Souverainetät von Flandern und Artois; Eleonore wird des Königs Gemahlin und erhält eine Mitgift von 300,000 Sonnenthalern nebst einigen Grafschaften, entsagt aber jeden Erbansprüchen auf die kaiserlichen Erbstaaten, und die Herrschaft über das Brautgut solle auf den ältesten Sohn aus dieser Ehe übergehen. Der König entschädigt England und unternimmt mit dem Kaiser einen Kreuzzug gegen die Türken; — Bourbon und

seine Anhänger werden in ihre Güter und Rechte wieder eingesetzt. — Der Eid wurde von Franz nach einem feierlichen Hochamt auf das Evangelium geleistet, und das Ehrenwort, das er in die Hand des Vicekönigs Lannoy ablegte, lautete in dem darüber aufgenommenen Protokolle so: „Ich Franz König von Frankreich, als Edelmann, gebe dem Kaiser Karl, als katholischem Könige, auch als Edelmanne, in Eurer Person, Karl von Lannoy, durch ihn und mich dazu bestimmt und bevollmächtigt, dieses mein Wort: im Falle ich die Zurückstellung des Herzogthums Burgund und die übrigen im Vertrag bestimmten Stücke, die ich jetzt beschworen und unterzeichnet habe, nicht innerhalb 6 Wochen, von dem Tage an, wo mich der Kaiser wirklich innerhalb meines Königreichs Frankreich in Freiheit gesetzt haben wird, an dem Ort und auf die Weise, wie es gedachter Friedensvertrag vorschreibt, — und eben so, im Falle ich die Ratificationen und die andern darin versprochenen Sicherheiten innerhalb 4 Monaten nicht ausliefern würde, gelobe ich in beiden Fällen in die Gewalt des Kaisers zurückzukehren und nach Verlauf dieser Zeit ohne Verzögerung zu ihm, wo es auch immer sein mag, zu kommen. Ich werde dann wieder sein Kriegsgefangener sein, wie jetzt, und mich dorthin begeben, wohin es dem Kaiser belieben wird, bis gedachter Vertrag gänzlich erfüllt ist. In dem Augenblick, wo ich zurückgekehrt sein werde, werden auch die Geiseln, die ich gemäß dem Vertrag zu geben gehalten war, freigelassen und zurückgegeben. —"

Allein sowohl der Friedensschluß, als auch der Eid und das Ehrenwort hatte für diesen in Frankreich als ritterlich-ehrenhaft so gepriesenen Fürsten keine andere Bedeutung, als die eines „Possenspiels". Anstatt lieber als Ehrenmann in der Haft zu bleiben, nahm er, um nur um jeden Preis frei zu werden, seine Zuflucht zu einem ehrlosen Mittel: er hatte an Tage vor dieser Eidesleistung insgeheim vor seinen Räthen in einer förmlichen Protestationsurkunde erklärt, diesen Vertrag, als einen erzwungenen, nicht halten, sondern nach erlangter Freiheit Alles thun zu wollen, um die Rechte seiner Krone zu schützen und zu bewahren. So, vermeintlich im Gewissen gedeckt, gab er Eid und Ehrenwort von sich! Selbst noch beim Abschied wiederholte er den Kaiser auf die Frage, ob er alle Puncte des Beschwornen zu halten gedenke, sein Gelöbniß, indem er ein am Scheidewege stehendes Crucifix zum Zeugniß nahm.

Da ihm deß ungeachtet der Kaiser nicht traute, ließ er ihn bis an die Gränze Spaniens auf das vorsichtigste bewachen. Von Lannoy begleitet und stets von Wachen umgeben, gieng des Königs Reisezug über Burgos, Vittoria nach dem Gränzorte Fuentarabia, wo Lannoy schon vorher alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln hatte treffen lassen, um die Flucht des Königs oder einen Überfall von Seite der Franzosen zu verhindern. Soldaten waren in weitem Umkreise aufgestellt; das spanische Ufer des Gränzflusses wurde untersucht; auf dem Flusse durften in einem Umfang von 12 Meilen sich nur die zwei Schiffe befinden, deren eines den König an das jenseitige Ufer zu bringen, das andere zu gleicher Zeit die Geiseln herüber zu führen hatte. Alle Umstände der Auswechselung, die am 19. März Statt hatte, waren aufs genauste vorgeschrieben. Als man auf dem Flusse zusammengetroffen war, wurden die Geiseln (der Dauphin und sein Bruder) genau betrachtet, ob nicht eine Unterschiebung geschehen wäre. Bei der Auswechselung erinnerte Lannoy den König nochmals an die Erfüllung seiner Zusagen, worauf dieser versicherte, Alles halten zu wollen. (Vergl. W. Uhrig: die Gefangenschaft des Königs Franz I v. Frankreich. Worms 1860.)

Kaum hatte der König Franz den französischen Boden betreten und sich auf ein ihm zugeführtes Pferd geworfen, so rief er, die Hand über

den Kopf schwenkend: „Nun bin ich wieder der König, der König!“ und sprengte mit seinen Begleitern nach Bayonne, wo seine Mutter mit dem Hof ihn erwartete. Als nun der spanische Gesandte eine nochmalige Ratification des Vertrags verlangte, machte der König bereits Schwierigkeiten, und als deshalb der Kaiser den Vicekönig Lannoy an ihn sandte, um sich von ihm eine gerichtliche Gutheißung des Vertrags geben zu lassen, weigerte sich Franz, belohnte aber alle, die ihm während seiner Haft Dienste geleistet hatten, auf das freigebigste. Kaum war Franz in Paris eingetroffen, so hielt er eine feierliche Parlamentssitzung, in welcher dieser höchste Gerichtshof den Madrider Vertrag, als durch Gewalt erpreßt, für ungültig erklärte, worauf der König durch seinen Gesandten in Madrid sich zu einen angemessenen Lösegeld für die Geiseln erbot. Was half's nun dem Kaiser, daß er dem Könige zurücksagen ließ, er sei ein feiger und niederträchtiger Lügner! Franz ließ ihn deßhalb zum Zweikampf fordern. Karl nahm wirklich die Herausforderung an: er bestimmte den Ort und überließ es dem Könige, die Waffen mitzubringen. Allein Franz ließ darauf nichts weiter vernehmen: er hatte bereits andere Vorkehrungen getroffen!

Mit Sehnsucht nämlich hatten die Italiener auf die Befreiung des französischen Königs gewartet. Papst Clemens VII, der schon längst mit dem Kaiser über verschiedene Gerechtsame in Spannung und nun in Besorgniß war, der römische Stuhl möchte durch die wieder emporkommende Kaisermacht in Nachtheil kommen, war es eben, der zuerst den Gedanken der Wiederherstellung italienischer Unabhängigkeit (s. d. vorigen Abschnitt) gefaßt und daher zunächst den Herzog Sforza und die Venetianer in's Einverständniß gezogen, mit den Schweizern das alte Bündniß erneuert und die Aussöhnung zwischen England und Frankreich zu Stande gebracht hatte. Jetzt lud er den freigewordenen König Franz ein, dem allgemeinen Bunde gegen den Kaiser beizutreten und sprach ihn zu diesem Ende — von seinem Eide frei.

Franz hatte ohnedieß gleich nach seiner Befreiung die Stände von Burgund zu der Erklärung veranlaßt, daß ihre alten Verträge mit der Krone dem Könige kein Recht zur Abtretung Burgunds gestatteten, und hatte dann dem Kaiser für Burgund zwei Millionen Kronen angeboten. Da nun dieser nicht darauf eingieng, sondern verlangte, er solle, wenn er die Bedingungen nicht erfüllen könne, vertragsmäßig sich wieder zur Haft stellen: so schloß Franz mit den Italienern den Bund von Cognac (1526), der den Zweck hatte, die Folgen der Schlacht von Pavia abzuwenden und den Kaiser nicht nur aus Oberitalien, sondern auch aus Neapel zu vertreiben.

Alles war in Italien für diesen Plan begeistert und leicht hoffte man, mit Franzens Hülfe das kaiserliche Heer vor Mailand vernichten zu können. Der Kaiser, die Gefahr ahnend, machte nun dem Papst gelindere

Vorschläge; allein Clemens, zu sicher in seiner Berechnung, wies sie von sich und nöthigte dadurch den Kaiser zum Beginn des zweiten italienischen Kriegs.

Obgleich anfangs das kaiserliche Heer Mailand eroberte, so erhielten doch die allmählich auf dem Kampfplatz erscheinenden Verbündeten in den ersten Monaten die Oberhand, so daß der Kaiser dem Papste abermalige Vergleichsvorschläge machen ließ, die aber nicht angenommen wurden. Da bemächtigte sich der dem Kaiser ergebene, kriegerisch gesinnte Cardinal Pompeo Colonna, von Neapel aus, der Stadt Rom und zwang den Papst zu einem Waffenstillstand. Allein der Papst hielt denselben nicht und beließ auch seine Truppen bei dem Heere der Verbündeten, welche gegen Mailand und Genua operirten. Zum Unglück für den Kaiser konnte sein Bruder Ferdinand keine Hülfe senden, weil dieser selbst in Ungarn alle seine Streitkräfte nöthig hatte; und so stand es mit der kaiserlichen Sache in Italien höchst bedenklich.

Da wendete sich Ferdinand an den alten Georg von Frundsberg, der unterdeß den Bauernkrieg hatte beenden helfen. (K. 5, 4. a. E.) Dieser, froh, seinem Kaiser noch einmal dienen zu können, fieng an, theils aus eignen, theils aus österreichischen Mitteln, wieder deutsche Landsknechte zu werben, und bald hatte sein Name, mehr aber noch der Haß gegen den Papst, 11000 derselben aus Deutschland und 4000 aus Italien unter seine Fahne getrieben. Ehe sich's die Italiener versahen, stand Frundsberg nach Umgehung der Veroneser Klause im Gebiete von Brescia, zog, unter mancherlei Gefahren und Entbehrungen, mitten durch die Feinde hindurch, setzte bei Ostiglia über den Po und vereinigte sich bei Firenzuola mit dem aus Mailand heranziehenden Herzog von Bourbon, der gleichfalls schweren Haß gegen den Papst trug, weil dieser durchaus nicht in seine Erhebung zum Herzog von Mailand willigen wollte.

Die Begierde der beiden Führer, dem Papste, als dem Gegner des Kaisers, selbst zu Leibe zu gehen, und das Drängen ihrer Truppen nach rückständigem Sold führte nun zu dem Plan, unmittelbar auf Rom loszurücken, und in sechs Haufen getheilt, trat das 20,000 M. starke Heer den Zug mit der Hoffnung an, sich an den päpstlichen Schätzen für alle bisherigen Entbehrungen zu erholen. Als ihnen unterwegs das Gerücht entgegenkam, der Papst habe mit den Neapolitanern Waffenstillstand geschlossen und sich dabei den Rückzug der frundsbergischen und bourbonischen Truppen nach der Lombardei ausbedungen: da erhoben sich diese im Aufruhr gegen ihre Führer, und als Frundsberg sie zur Ordnung anweisen wollte und kein Gehör fand, sank er sprachlos um und konnte die Führung nicht mehr übernehmen.

Die Menterei brach bei den Spaniern aus, welche Bourbon's Zelt plünderten, so daß dieser sich nur durch Entspringen rettete. Dann theilte sich die Wuth den Deutschen mit. Frundsberg, der nie vor Jemand sich fürchtete, hieß sie einen Kreis

schließen, trat mit den vornehmsten Hauptleuten in denselben und suchte sie durch vernünftige Vorstellungen zu begütigen. Allein das half nicht; mit dem Gebrüll: „Geld, Geld!" legten sie die Spieße ein, als wollten sie ihre Obern durchbohren. Diesen Undank konnte der greise Held, stets gewohnt, von den Seinen als Lehrer und Vater geehrt zu werden, nicht ertragen. Mitten in der erregten Rede verlor er Bewußtseyn und Sprache und sank auf eine Trommel nieder. Da legte sich das wilde Toben; das Wort der andern Obersten fand nun Gehör und ruhig entfernte sich die Menge. Erst nach vier Tagen erhielt Frundsberg seine Sprache wieder; aber seine Kraft war gebrochen. Er übergab seine Leute dem Herzog von Bourbon und ermahnte ihn, mit dem Zug nach Rom nicht zu zögern.

Das Heer von Rom zurückzuhalten, war nun nicht mehr möglich: nach Übersteigung der Gebirgspässe erschien es in den Quellgegenden des Arno und der Tiber und bedrohte schon Rom. Nun suchte der Papst durch ein Geldanerbieten den Schlag von sich abzuwenden. Allein die Summe wurde zu gering befunden und selbst Lannoy's Vermittlung nicht angenommen, und da der Papst, auf die Hülfe seiner Verbündeten harrend, nicht nachgab, so erschien Bourbon mit dem aus Spaniern, Deutschen und Italienern gemischten Heere am 5. April von Campanien her vor den Mauern des Vaticans und schritt am folgenden Tag zum Sturm. Zwar fiel Bourbon gleich im Anfang desselben; dennoch wurde der Vatican erstürmt und der Papst hatte nur noch so viel Zeit, sich in die Engelsburg zu flüchten (1527).

In der Nacht vor dem Sturm hatte Bourbon sein Testament gemacht und seinem Beichtvater aufgetragen, dem Kaiser zu sagen, er rathe ihm, künftig seine Truppen zu befriedigen, vorzüglich die Deutschen, ohne welche man Italien nicht im Zaum halten könne; auch solle er sich bald in Rom krönen lassen, um in Italien mehr Ansehen zu haben; er selbst (Bourbon) habe mit der Erstürmung Rom's nichts anderes im Sinn, als dem Kaiser den Weg zur Krönung zu bahnen und den Papst zu einem Darlehen für den Truppensold zu nöthigen. — Der Angriff auf die den Vatican umgebenden Verschanzungen geschah unterhalb des h. Geistthors von den Deutschen, oberhalb desselben von den Spaniern; an der Spitze der letztern stand Bourbon ganz gepanzert und über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um allen kenntlich zu seyn. Während des Kampfes zeigte er sich aller Orten und ermunterte die Stürmenden durch Reden und Rufen. Um selbst ein Beispiel zu geben, riß er einem Spanier eine Leiter aus der Hand, legte sie an und hatte eben einige Sprossen erstiegen, als ihn ein Schuß aus einer Hakenbüchse traf, der ihm Rippen und Eingeweide zerriß. Dennoch stieg er gefaßt wieder hinunter und bat, indem er sank, die Umstehenden, ihn mit einem Mantel zu bedecken, worauf er sogleich verschied. Viele in jener Zeit sahen in seinem Fall ein Strafgericht für den Mann, der sein Vaterland zu verrathen und Rom in Jammer zu stürzen sich nicht gescheut habe. — Nach der Einnahme der ersten Schanzen wurden die Sturmleitern angelegt und die Deutschen waren die Ersten auf den Mauern, nahmen das Geschütz und öffneten den Nachdrängenden das Thor.

Noch enthielt sich das Heer der Plünderung und forderte durch seine Obersten vom Papste 300,000 Scudi. Allein dieser — immer in der Hoffnung, die Liguisten würden noch zum Entsatz kommen, — wies auch in diesem entscheidenden Augenblick alle Vorschläge zurück. Nun aber ließen sich die Kaiserlichen nicht mehr abhalten: sie erbrachen das Tiber-

brückenthor und drangen ohne Widerstand in die Stadt ein, wo sie sich zuerst auf einigen Plätzen aufstellten und bis zur Mitternacht ruhig standen. Als aber Niemand kam, ihnen Befriedigung zu bieten, so fiengen sie an, die Stadt auf das schonungsloseste zu plündern und bestialisch zu mißhandeln, und zwar so lang, bis sich der Papst, jedoch erst nach einigen Monaten, zu einem Vertrage herbeiließ, worin er ihnen 400,000 Ducaten in verschiedenen Fristen zu zahlen, mehrere feste Plätze einzuräumen und bis zur Entrichtung der Summe ihr Gefangener zu sein versprach.

Bei dieser schrecklichen, von den Dämonen der Rachsucht und des Religionshasses, der Beutegier und Rohheit geleiteten Plünderung wurde zwischen Ghibellinen und Welfen, zwischen Kirchen- und Privathäusern kein Unterschied gemacht: selbst das Grab des h. Petrus wurde durchwühlt und dem Leichnam Julius II der goldne Ring vom Finger gezogen: Kunstwerke, Alterthümer, Büchersammlungen wurden barbarisch verwüstet. Zehn Millionen Goldes an Werth sollen die Plünderer zusammengerafft haben. Die Spanier, als die geringsten, wußten sich die reichste Beute zu machen. Die Neapolitaner benahmen sich am grausamsten und bösartigsten. Die Deutschen zufrieden, daß sie Essen und Trinken hatten, verspielten meistens ihre Beute gleich wieder, im Übrigen waren sie gutmüthiger, als alle andern, ließen aber ihren muthwilligen Spott gegen das Papstthum auf die roheste Weise aus. — Der Vertrag mit dem Papste wurde durch Lannoy vermittelt und gleich nach dem Abschluß bezogen Spanier und Deutsche die Wache in der Engelsburg.

Um den übeln Eindruck, den die Plünderung Roms und die Gefangenhaltung des Papstes in Europa hervorbrachte, zu begegnen, betheuerte Karl in einem Schreiben an alle Höfe, daß die ganze Unternehmung ohne seinen Willen geschehen sei, und gewährte dem Papst in einem neuen Vertrage weit billigere Bedingungen, wogegen der Papst sich verbindlich machte, nicht nur das Kriegsvolk (aus einer großen Säcularisation geistlicher Güter im Neapolitanischen) möglichst zu befriedigen, sondern auch ein Concilium „zur Einigung und Reformirung der Kirche" zu berufen. Hierauf erhielt Clemens seine Freiheit. Da er sich aber wegen des noch in Rom befindlichen Heeres nicht sicher hielt, so entwich er aus Rom nach Orvieto in's liguistische Lager.

Obgleich der Kaiser im Vortheil schien, so war doch seine Lage, den Verbündeten gegenüber, nicht glänzend: denn auch ihm fehlte es an Geld zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs. Daher knüpfte er, vom Bedürfniß des Friedens getrieben, mit König Franz, der kurz vor der römischen Katastrophe, von englischem Geld unterstützt, ein Heer unter Lautrec in die Lombardei gesandt und sich Pavia's bemächtigt hatte, Unterhandlungen an, indem er sich geneigt zeigte, auf dessen früheres Anerbieten einzugehen und zwei Millionen Kronen für Burgund anzunehmen, wogegen der König für die Freigebung seiner Söhne sein Heer wieder aus Italien ziehen solle. Allein Franz glaubte sich im Vortheil und brach die Unterhandlungen ab.

Als hierauf Lautrec in's Neapolitanische einfiel, zogen endlich die bourbonischen Truppen, welche unterdeß, zum Theil durch Ausschweifun-

gen, auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen waren, von Rom ab nach Neapel, das nicht lange nachher von Lautrec belagert und auf der Seeseite von einer genuesischen und venetianischen Flotte bedrängt wurde. Schon schien die Stadt verloren, als der Abfall des Admirals Andrea Doria von der französischen Sache und eine im französischen Lager ausbrechende Seuche, welche fast das ganze Heer Lautrec's und ihn selbst hinraffte, die Stadt rettete und den Kaiser in Vortheil setzte.

Andrea Doria, dem seine Vaterstadt, Genua, die Wiederhebung ihrer Seemacht verdankte, hatte sich in diesem Kriege, von Franzens Versprechungen geblendet, auf die Seite Frankreichs geschlagen. Er fühlte sich aber bald von Franz zurückgesetzt, und als ihm der leichtsinnige König auf Duprat's verkehrten Rath auch die billigsten Forderungen nicht genehmigte, knüpfte Doria mit dem Kaiser Unterhandlungen an und trat, unter der Bedingung der Anerkennung Genua's als eines unabhängigen Freistaats, in kaiserliche Dienste.

Weil nun auch im folgenden Jahre das andere französische Heer, das vor Mailand lag, von dem spanischen Feldherrn Antonio de Leyva geschlagen wurde, so zeigte sich Franz zum Frieden geneigt, und da auch Karl durch die Lage der ungarischen und deutschen Angelegenheiten an einem entscheidenden Vorschreiten gehindert war, so kam unter Vermittlung Luisens, der Mutter des Königs, und Margarethens, der Tante des Kaisers, am 5. Aug. 1529 der sogenannte Damenfriede von Cambray zu Stande, in welchem Frankreich (gegen Zahlung von zwei Millionen Kronen) im Besitze von Burgund, das deutsche Reich aber im Besitze des Herzogthums Mailand, das Übergewicht in Italien also auf Seite des habsburgischen Hauses blieb.

Doch behielt sich der Kaiser in diesem Vertrage ausdrücklich seine Ansprüche auf Burgund vor. Auch mußte Franz auf Artois und Flandern verzichten und versprechen, des Kaisers Schwester Eleonora zu heirathen und die Anhänger Bourbon's in ihre Güter wieder einzusetzen. Franzens Moral verschmähte es nicht, abermals seine Zuflucht zu dem unwürdigen Mittel einer geheimen Protestation gegen alle diese Bewilligungen zu nehmen!

Mit dem Papste, der von der Ligue nur Nachtheil gehabt hatte, so daß er sich nun sogar vom Kaiser mehr Schutz versprach, hatte dieser schon am 29. Juni zu Barcelona einen eigenen Friedensvertrag geschlossen, in welchem er vom Papste Neapel als zinsloses Lehen und das Versprechen der Krönung empfieng, dafür aber die Wiederherstellung der während dieses Kriegs abermals aus Florenz vertriebenen Mediceer und die Ausrottung der lutherischen Lehre versprach. Am 9. Aug. landete Karl in Genua und trat, umgeben von lauter spanischen Granden, mit dem ganzen Gewicht eines Siegers auf, aus dessen Hand Italien den Frieden zu empfangen habe. Nach vollendeten Vorbereitungen — wozu die Wiedrebelehnung Sforza's mit Mailand gegen Entrichtung von 400,000 Ducaten und gegen eine jährliche Abgabe 50,000 Ducaten auf zehn Jahre, so wie auch ein Versöh-

nungsbündniß mit Venedig gegen Erlegung von 300,000 Ducaten für vertragsmäßige Rückstände gehörte — begab sich Karl nach Bologna zu einer Zusammenkunft mit dem Papste, bei der auf alle bisherigen Verhandlungen das Siegel durch die Ertheilung der lombardischen und römischen Krone gedrückt wurde. Die Krönung selbst hatte indeß das Auffallende, daß sie nicht nur ganz in spanischem Gepränge, sondern auch ohne Benachrichtigung und Einberufung der deutschen Kurfürsten vor sich gieng, die sich daher über diese Vernachlässigung ihrer Personen und Würden mit Recht beklagten und gegen alles, was in des Kaisers Verträgen mit den italienischen Mächten etwa dem Reiche Nachtheiliges enthalten seyn möchte, förmliche Verwahrung einlegten.

Gern hätte der Kaiser die Krönung in Rom empfangen; aber er konnte sich in Italien unmöglich länger aufhalten, da sein Bruder Ferdinand dringender als je auf des Kaisers endlicher Rückkehr nach Deutschland bestand. Nachdem er zwei Tage vorher die lombardische Krone erhalten hatte, fand die Krönung mit der römischen am Jahrstage der Schlacht bei Pavia Statt, der zugleich sein Geburtstag war. Als der feierliche Zug zur Kirche gieng, stürzte hinter dem Kaiser der hölzerne Verbindungsgang ein, den man vom Palast bis zur Kirche gebaut hatte. Lächelnd sah sich der Kaiser um, als rechnete er es „mit zu seinem Glücke", auch diesem Unfall entgangen zu seyn. Man bemerke: es war der letzte Kaiser, der zu einer römischen Krönung gelangte! — Daß der Kaiser nicht gewillet war, die Erinnerungen der Kurfürsten zu beachten und Mailand und Genua dem Reiche zurückzustellen, erkannte man bald an den Hemmungen, welche die deutschen Truppen in Italien von dem kaiserlichen Oberfeldherrn Antonio de Leyva erfuhren, den der Kaiser mit Pavia belehnte.

So ward noch einmal die Einigung der geistlichen und weltlichen Hierarchie vollzogen; ob sie aber Stand halten würde, war die Frage, und während man sich Glück wünschte, daß die höchsten Häupter wieder einig wären, war der französische Gesandte der einzige, der die stille Unzufriedenheit des Papstes über diese Vorgänge kannte und aus ihr seinem Herrn einen einstigen für ihn glücklichen Umschlag weissagte.

7. Kapitel. Der Reichstag zu Augsburg und seine Folgen.

1. Des Kaisers Einzug in Augsburg. Übergabe des evangelischen Glaubensbekenntnisses. Die Confutation. Die Apologie. Standhaftigkeit der Evangelischen.

In dieser Fülle der Macht, die das Glück dem Kaiser gewährt hatte, wandte sich dieser nun nach achtjähriger Abwesenheit von Deutschland wieder den Angelegenheiten dieses Reiches zu und schrieb einen Reichstag auf den 8. April 1530 nach Augsburg in der Absicht aus, theils seinem Bruder Ferdinand die deutsche Königswürde zu verschaffen, folglich sie beim habsburgischen Hause zu befestigen, theils künftigen Türkengefahren, denen nicht mehr bloß Ungarn, sondern selbst Deutschland ausgesetzt war, mit ausreichenderen Maßregeln vorzubeugen, theils und vorzüglich um die Kirchenangelegenheiten zu ordnen und zwar, den Verträgen mit dem Papste gemäß, die Protestanten zuerst in Güte, und wenn diese nicht hel-

fen sollte, durch Gewalt wieder zur römischen Kirche zurückzubringen, „um die Schmach, die man Christo angethan, zu rächen."

Das kaiserliche Ausschreiben athmete daher nur Milde und Frieden und drückte den Wunsch aus, „eines Jeden Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe zu hören, zu erwägen, zu einer christlichen Wahrheit zu bringen und Alles abzuthun, was zu beiden Seiten nicht recht ausgelegt worden." Die katholischen Fürsten freuten sich darüber und stellten wieder ihre frühern Beschwerden und Rathschläge zur Abstellung kirchlicher Mißbräuche sowohl, als auch der lutherischen Neuerungen zusammen.

Um sich einen guten Erfolg der bevorstehenden Reichsverhandlungen im Voraus zu sichern, verlegte der Kaiser seinen Hof von Bologna nach Innsbruck und ließ es nicht an Geschenken und Versprechungen fehlen, durch die er verschiedene Reichsglieder auf seine Seite zu ziehen suchte. Da es ihm dort gelang, seinen Schwager, den vertriebenen König Christian von Dänemark, vom Lutherthum ab- und zur katholischen Kirche zurückzubringen, worüber der Papst seine große Freude bezeugte, so hoffte der Kaiser sogar den Kurfürsten Johann gewinnen zu können, wenn es ihm nur gelänge, ihn nach Innsbruck an seinen Hof zu locken. Allein der Kurfürst, der bereits in Augsburg (am 4. Mai) angekommen war, nahm die Einladung nicht an, theils weil man ihm zumuthete, seine mitgebrachten Theologen Spalatin, Melanchthon und Jonas nicht predigen zu lassen, theils weil er so wichtige Angelegenheiten nicht an einem fremden Ort und nicht in einer Umgebung von lauter persönlichen Gegnern verhandelt wissen wollte.

Allmählich sammelten sich in Augsburg alle protestantischen Stände, welche im Gefühle der Wichtigkeit des Augenblicks die lange Verzögerung der kaiserlichen Ankunft zur Erzielung eines genauen Verständnisses untereinander benützten. Weil sich nämlich zu denen, die der Stimme der Reformatoren aus reinem Wahrheitstriebe gefolgt waren, so viele herangedrängt hatten, welche theils aus Unglauben, theils aus schwärmerischem Sectengeiste die römische Kirche verließen und überhaupt gegen alle Lehren und Anordnungen, die ihnen nicht gefielen, willkührlich protestirten, wodurch die Sache der Reformation als aufrührerische Neuerung verdächtigt wurde: so war es den evangelischen Ständen darum zu thun, deutlich und klar zu zeigen, daß sie keine neue Kirche stiften, sondern nur die alte gereinigt wieder herstellen wollten. Was ihre Reformation daher in den drei Bekenntnissen der ältesten Kirche als schriftgemäß befunden und beibehalten, auch schon mehrmals in ihren Schriften bekannt hatten, das wollten sie nun in einem klar zusammengestellten Bekenntnisse öffentlich und bestimmt aussprechen und sich dadurch gegen den Vorwurf der Häresie und Ketzerei verwahren.

Schon in Wittenberg hatte man in Betreff der Lehre, die Schwabacher Artikel (K. 5, 7 a. E.) zum Grunde gelegt; diese wurden dann nach vorhergegangenen Berathungen mit andern vorzüglichen lutherischen Theologen von Melanchthon gründlich überarbeitet und mit den Artikeln vom freien Willen und vom Glauben vermehrt, die Übereinstimmung derselben mit der Schrift und den Kirchenvätern, besonders mit

Augustinus, hervorgehoben und namentlich in der Lehre von der Bedeutung der weltlichen Obrigkeit der Vorwurf der Ketzerei zurückgewiesen. Bei der Erörterung der Mißbräuche wurde alle gehässige Polemik vermieden und bloß das Gefährliche solcher Kirchengebote durch Hinweisung auf ihre Abweichung von der h. Schrift, ja zum Theil selbst von den alten canonischen Satzungen aufgezeigt, — die Aufstellung der neuen, auf die h. Schrift zurückgehenden Grundsätze aber mit Ruhe vertheidigt. Denn man wollte nichts als Frieden und Duldung, und mied es, den frühern reformatorischen Eifer hervorzukehren, der übrigens seit der Spaltung der Protestanten in Lutheraner und Reformirte, auch nicht mehr in Bewegung zu setzen gewesen wäre.

Nachdem diese Bekenntnißschrift in Augsburg vollends beendigt und mit den anwesenden Fürsten und Städtevertretern Artikel für Artikel sorgfältig durchgegangen worden war, wurde sie Luther'n (der sich damals in dem nahen Coburg aufhielt, weil er als geächtet nicht an den Ort des Reichstags kommen konnte, ohne dem Kaiser zu trotzen,) zur Begutachtung zugesendet. Er gab seine Zustimmung in folgenden Worten: „Ich habe M. Philipp's Apologie (so hieß nach altem Ausdruck jedes christliche Bekenntniß) gelesen, — die gefällt mir fast (sehr) wohl, und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern; würde sich auch nicht schicken: denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel' und große Furcht schaffe, wie wir hoffen und bitten!"

Endlich hielt der Kaiser, der nach seinem Aufbruch aus Innsbruck in München von den Gliedern des frühern Regensburger Bündnisses prächtig empfangen worden war, am 15. Juni, umgeben von dem glänzendsten Geleite, seinen feierlichen Einzug in Augsburg.

Voran giengen zwei Fähnlein Landsknechte, dann kamen die reich und bunt gekleideten reisigen Mannen der sechs Kurfürsten; hierauf hinter vorausgehenden Herolden die Fürsten, dann die Kurfürsten, von denen Johann dem Kaiser das bloße Schwert vortrug; nun der spanisch gekleidete Kaiser selbst unter prächtigem Baldachin, welchen sechs Augsburger Rathsherren, auf weißen Hengsten sitzend, trugen; rechts davon der päpstliche Legat Campegius (Campeggi,) links König Ferdinand, darauf die deutschen Cardinäle und Bischöffe, und die fremden Gesandten und Prälaten. Kaiserliche und königliche Reiter mit der Augsburger Bürgerwehr und Soldmannschaft machten den Schluß. Der Zug gieng in den Dom, wo auch die protestantischen Fürsten dem Te Deum beiwohnten, worauf alle Fürsten den Kaiser bis an seine Pfalz begleiteten.

Gleich nach dieser Feierlichkeit ließ der Kaiser den Kurfürsten Johann, den Landgrafen Philipp, den Markgrafen Georg von Brandenburg und den Herzog Franz von Lüneburg zu sich rufen und sie durch seinen Bruder auffordern, ihren Geistlichen das Predigen während des Reichstags zu untersagen. Als Landgraf Philipp darzuthun suchte, es werde ja nichts als das reine Wort Gottes gelehrt, wurde der Kaiser roth und bestand um so mehr auf seiner Forderung. Da nahm der alte Markgraf Georg das Wort und erklärte, ehe er von Gottes Wort abtrete, wolle er sich hier auf der Stelle den Kopf abschlagen lassen. Einlenkend erwiederte der Kaiser in gebrochenem Niederdeutsch: „Löver Förſt! nit Kopp ab, nit Kopp ab!" — bestand aber nichts desto weniger auf seiner Forderung; doch erhielt er ihre Einwilligung nur, nachdem er ihnen versprochen hatte, daß er auch der andern Partei Stillschweigen auferlegen wolle. Wirklich wurde dieser Befehl durch die Herolde verkündigt und

hatte zur Folge, daß während des Reichstags nicht gepredigt, sondern nur an den Sonntagen das Evangelium und die Episteln verlesen wurden. Des Kaisers weitere Zumuthung aber, daß sie am folgenden Tag in Person mit ihm der Frohnleichnamsprozession beiwohnen sollten, lehnten die Fürsten unbedingt ab und blieben auch wirklich davon weg, was einen um so mächtigeren Eindruck machte, da man hierin auf einen Triumph über die Protestanten gerechnet hatte.

Nachdem der Reichstag am 20. Juni eröffnet war, übergaben die lutherischen Stände ihr Glaubensbekenntniß und erhielten, wiewohl mit Mühe, die Bewilligung, es am 25. Juni öffentlich vor Kaiser und Reich vorzulesen und in deutscher und lateinischer Sprache zu übergeben. Die Vorlesung geschah nicht in dem von den Fürsten vorgeschlagenen größern Locale, wo noch andere Zuhörer hätten Platz nehmen können, sondern in der Kapitelstube des bischöfflichen Hofes, den der Kaiser bewohnte, nur vor den Mitgliedern des Reichstags, von denen die meisten geistlichen in der falschen Voraussetzung wegblieben, es werde dabei die katholische Kirche scharf mitgenommen werden. Da der Kaiser die Verlesung in der lateinischen Fassung vorzuziehen schien, so verhinderte dieß der Kurfürst Johann durch die Worte: „Wir sind Deutsche, und auf deutschem Boden lasset uns deutsch reden!“ Hierauf verlas der kursächsische Kanzler Dr. Bayer das Bekenntniß so laut und vernehmlich, daß auch viele Außenstehende es verstehen konnten. Nach der Vorlesung, die beinahe zwei Stunden währte, fühlten sich alle Evangelischen freudig gehoben durch das Bewußtsein, ihr Gewissen gewahrt und ihren Glauben frei bekannt zu haben und selbst viele der Gegner staunten über die Christlichkeit der lutherischen Lehre, von der sie sich vorher so viel Entsetzliches hatten sagen lassen.

Beide Urkunden waren von dem Kurfürsten Johann und seinem Sohne, dem Kurprinzen Johann Friedrich, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Abgeordneten der Städte Nürnberg und Reutlingen unterschrieben. Jene fürstlichen Unterzeichner galten nämlich als Vertreter der meisten mittel- und norddeutschen Evangelischen und ihrer im Wesentlichen gleichen Lehre. — Von Städten traten nachträglich noch Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg bei. — Von den beiden Exemplaren des Bekenntnisses, die dem Kaiser überreicht wurden, behielt dieser das lateinische für sich, das deutsche gab er dem Reichserzkanzler (also dem Kurfürsten von Mainz) in Verwahrung. Beide Originalurkunden sind übrigens nicht mehr vorhanden: Die lateinische kam später in das brüsseler Archiv, wo sie in der Folge unter dem Herzog von Alba abhanden kam: die deutsche Urkunde ward im Mainzer Archiv niedergelegt, wo man später eine bloße Abschrift davon fand.

Alle protestantischen Fürsten und Städte hielten sich in dieser schweren Zeit der Prüfung mit der größten Standhaftigkeit, — vor Allen Kurfürst Johann, der, als ihm seine Theologen die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, vorstellten und sich erboten, das Bekenntniß bloß in ihrem Namen zu unterschreiben, die Unterzeichnung seines Namens mit den Worten gegeben hatte: „Das wolle Gott nicht, daß ihr mich

ausschließet! Ich will meinen Christus auch mit bekennen!" Und gegen seine Räthe äußerte er oft, „seine Gelehrten sollten thun, was recht sey, Gott zu Lobe, und ihn oder sein Land und Leute nicht ansehen!" Von diesem Zeugenmuth erhielt er auch den Beinamen „der Beständige." Hätte er gewankt, sagte Luther, so hätte keiner seiner Räthe festgehalten. — Landgraf Philipp, der, wie früher erwähnt wurde, sich mehr zur Zwinglischen Ansicht neigte, weigerte sich zwar anfangs zu unterschreiben, aber bloß, um dadurch eine Annäherung an die Zwinglischen zu bewirken; allein ein Brief Luther's erwirkte bald seine Unterschrift. Auch ließ er sich weder durch Drohungen, noch durch Versprechungen vom Bekenntniß abschrecken, sondern war stets voll Muth und wollte gern Leib und Gut, Land und Leute für Gottes Wort lassen. — Der Herzog Ernst wich gleichfalls nicht und erwarb sich dadurch den Beinamen „der Bekenner." — Auch den Markgrafen Georg konnten weder die Versprechungen des Kaisers, noch die bittern Vorwürfe seines katholischen Vetters, des Kurfürsten Joachim, zum Wanken bringen: „er habe es in seinem Herzen erfahren, daß Luther's Lehre auf Christum hinweise; solle er aus seinem Lande verjagt werden, so müsse er das Gott befehlen!" — Und der alte Fürst Wolfgang sagte: „Ich habe für meine Herren und Freunde manchen Ritt gethan: mein Herr Christus verdient wohl auch, daß ich etwas für ihn thue." Gleich standhaft hielten sich die Städte, besonders die Nürnberger Abgeordneten, welche schrieben: „Unsers Erachtens ist nicht zu weichen, man wolle denn des Kaisers Gnade höher anschlagen, als die Huld Gottes."

In den „Stürmen jener Tage" entstand das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" ꝛc., das nach Text und Melodie Luther'n zum Verfasser hat und stets von mächtiger Wirkung blieb. Luther selbst, immer und unausgesetzt in der vollen Überzeugung, daß seine Sache Gottes Sache, seine Lehre die Lehre der h. Schrift ist, ließ, obgleich das Kampfesfeld nur aus der Ferne beobachtend, nicht ab, seine Freunde zu ermuntern, die Zagenden zu stärken, die Ungewissen zu befestigen und nach allen Seiten hin durch seine Briefe, gleichsam wie durch fliegende Boten, ein festes Zusammenwirken der streitenden Kräfte gegen den mächtigen Feind zu unterhalten.

Dieses Glaubensbekenntniß, bei dessen Ablegung es deutlich wurde, in welch' hohem Grade die Reformation eine Angelegenheit des deutschen Volkes geworden war, wie nicht minder, daß sie sich im Grunde bereits von Luther's Person abgelös't hatte, behielt von da an den Namen **Augsburgische Confession** und gab der „lutherischen" Kirche, als solcher ihr Daseyn.

Schon von 1532 an ließen die Reformatoren selbst alle diejenigen darauf verpflichten, welche zu einem Kirchenamte wahlfähig waren. Doch sollte durch dieses Verfahren nur die Bewahrung der Kirche vor schriftwidrigen Neuerungen und kein Glaubenszwang bezweckt werden. — Der Name „lutherisch", gegen welchen selbst Luther längst protestirt hatte (K. 4, 9), war einmal im Mund des Volks und blieb nachher dieser Kirche als gegensätzliche Bezeichnung derselben gegen die in der Folge sich neben ihr geltend machende Lehre der „Reformirten." — Auch Zwingli, der seit dem Marburger Gespräch wieder mehrere der dort von ihm zugestandenen Lehrstücke zurückgenommen hatte, sandte ein eigenes, besonders den Abendmahlspunct mit Heftigkeit behandelndes Bekenntniß ein, das aber vom Kaiser nicht angenommen wurde. Die von den zwinglischgesinnten Städten Straßburg, Lindau, Memmingen und Constanz übergebene Confessio tetrapolitana, welche Bucer, Capito und Hedio entworfen hatten, nahm der Kaiser zwar an, gestattete aber die öffentliche Verlesung derselben nicht. (Übrigens folgten diese vier Städte späterhin (K. 8. 2) dem Beispiel der vier andern zwinglischgesinnten Städte und traten der augsburgischen Con fessionbei, wodurch die Tetrapolitana ihre symbolische Kraft verlor.)

Um dem Eindrucke, den das lutherische Bekenntniß hervorgebracht hatte, ein Gegengewicht zu geben, ließ der Kaiser auf den Rath des päpstlichen Legaten durch die katholischen Theologen Eck, Cochläus, Wimpina, Faber u. a. eine Confutation oder Wiederlegung desselben abfassen, die aber so leidenschaftlich und feindselig ausfiel, daß sie auf des Kaisers Befehl mehrmals umgearbeitet und zum Verdruße Eck's von mehreren hundert Blättern auf zwölf Blätter reducirt werden mußte, worauf sie am 3. August in deutscher Sprache den Reichsständen vorgelesen wurde. Die Evangelischen baten um eine Abschrift davon: sie sollte ihnen aber nur unter der Bedingung mitgetheilt werden, wenn man sie weder abschreiben, noch drucken, noch widerlegen werde. Solchem Verfahren gegenüber verzichteten die lutherischen Stände auf die Mittheilung und ließen durch Melanchthon nach dem, was Camerarius während des Vorlesens nachgeschrieben und was ein' und der andere sich gemerkt hatte, eine **Apologie** oder Schutzschrift verfassen, die zwar dem Kaiser übergeben, aber von ihm nicht angenommen wurde. (Sie war in lateinischer Sprache verfaßt und wurde nachher von Justus Jonas in's Deutsche übersetzt.)

Überhaupt erkannten die Evangelischen, daß der Kaiser ihre Sache nicht näher kennen lernen wollte und daß sie einen strengen Bescheid zu erwarten hätten. Als der Kurfürst Johann um die Belehnung mit der rechtmäßig auf ihn übergegangenen Kur, so wie um Bestätigung des Ehevertrags seines Sohnes mit der Prinzessin von Jülich und Cleve nachsuchte, wurde ihm beides aus dem geradezu erklärten Grunde abgeschlagen, weil sich der Kurfürst von der alten Kirche entfernt und dem kaiserlichen Edict widerstrebt habe. Der Kurfürst vertheidigte sich mit Würde und zugleich mit einer glaubensfreudigen Offenheit, welche gegen die schleichende Politik des Kaisers merkwürdig abstach und den Evangelischen ein fühlbares Übergewicht über ihre Gegner gab.

2. Vergebliche Vermittlungsversuche. Entwurf des Reichstagsabschieds. Standhafte Weigerung der Evangelischen. Härtere Fassung des Abschieds.

Zwar schien die Uneinigkeit der protestantischen Gesammtpartei, welche durch die verschiedenen Bekenntnisse zu Tag getreten war, des Kaisers tiefer liegenden Plan zu begünstigen. Allein auch die katholische Partei war nicht so einig, daß ein allzurasches Vorschreiten räthlich gewesen wäre. Denn standen auch die katholischen Stände noch so eifrig gegen das Lutherthum zusammen, so hielt sie doch die Besorgniß vor des Kaisers wachsender Macht ab, sich seinem Willen so unbedingt hinzugeben. Besonders war zwischen den Habsburgern und Wittelsbachern, seit diesen letztern der Plan, die böhmische Krone auf das Haupt des Herzogs Wilhelm von Bayern zu bringen, vereitelt worden war, eine Spannung eingetreten, die es der Politik der bayrischen Herzöge rieth, sich einen Halt

an Kursachsen und Hessen zu verschaffen. Dies merkte der Kaiser und gieng daher auf den Vorschlag der katholischen Stände, in der Religionssache einen Vermittlungsweg zu suchen, um so mehr ein, da die unvermuthete, ohne erhaltenen Urlaub erfolgte Abreise des Landgrafen Philipp alle Gegner der Lutherischen besorgt machte, es möchte bei dem Landgrafen auf eine Rüstung zum Angriff abgesehen sein. Allein die Vermittlungsversuche, bei denen beide Theile ungewöhnlich viel nachgaben, kamen nicht zum Ziel, da einerseits Luther an der Aufrichtigkeit der Gegner und an der Dauer einer künstlichen Aussöhnung zweifelte, auch Melanchthon ihm und seinen Glaubensgenossen in der Nachgiebigkeit all zu weit gieng, anderseits der Legat, auf erhaltene Anweisung von Rom, sich gegen jede den Protestanten zu machende Einräumung erklärte.

Bei den Vermittelungs-Unterhandlungen, die am 26. August begannen, wurden die Lehrartikel der Augsburgischen Confession zu Grunde gelegt. In den Glaubensartikeln (selbst in der Lehre von der Rechtfertigung) machten die Katholiken unerwartete Schritte des Entgegenkommens. Mehr Schwierigkeiten zeigten sich bei'm Laienkelch, dem Meßopfer, der Priesterehe und den Klostergelübden, wiewohl auch hierin beide Theile sich näherten und Melanchthon so weit gieng, daß er in einem Briefe an den Legaten sich den Papst und die ganze römische Kirchenverfassung gefallen lassen wollte, wenn man nur, außer der Garantie für die gewährten Einräumungen, die Verwerfung der Protestanten zurücknähme. Selbst Luther wollte (obgleich er die von Melanchthon gemachten Zugeständnisse mißbilligte) die bischöfflichen und päpstlichen Rechte anerkennen, wenn man seine Lehre nicht verfolgen wolle. „Wenn der Papst (schrieb er) Solches zugeben wollte, so achte ich, wir Lutheraner wollten seine Ehre und Obrigkeit besser schützen und handhaben, denn der Kaiser selbst und alle Welt: denn wir könnten's thun ohne Schwert mit Gottes Wort und Kraft, welches der Kaiser mit der Faust, ohne Gottes Wort und Kraft, nicht erhalten kann." — Da diese Verhandlungen zu keiner Vereinigung führten, so wurde ein engerer Ausschuß niedergesetzt, der es jedoch zu einem noch weniger befriedigenden Ergebniß brachte.

Nachdem der Kaiser alle Mittel der Überredung, um die Protestanten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, vergebens aufgeboten hatte, das Mittel der Gewalt aber noch scheute, weil er dazu nicht hinlänglich vorbereitet war und die katholische Standschaft sich keineswegs unbedingt dazu hergegeben hätte, so ließ er ihnen den die Religionssachen betreffenden Reichstagsabschied im Entwurf vorlegen, worin ihnen, weil ihre Confession auf den Grund der heiligen Schrift widerlegt worden sey, bis zum 15. April Bedenkzeit zur Wiedervereinigung mit der römischen Kirche gegeben und befohlen wurde, in der Zwischenzeit nichts Neues in Glaubenssachen drucken zu lassen, weder die eigenen, noch fremde Unterthanen zu ihrer Seite hinüberzuziehen, die Römischkatholischen bei ihrem Cultus nicht zu beirren und sich mit dem Kaiser und den übrigen Ständen zur Unterdrückung der Sacramentirer (Wiedertäufer) zu vereinigen.

Diesen Abschied aber erklärten die Protestanten nicht annehmen zu können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Selbst als ihnen der Kaiser durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg einen noch

strengern drohenden Vorhalt machen ließ, blieben sie fest, so daß der Kaiser höchst unwillig war. Dennoch reichte er dem Kurfürsten Johann bei dessen Beurlaubung die Hand und sagte leise die Worte: „Ohem, Ohem, dat hätt' ich mich zu Ewr Liebden nit versehen!“ Stumm verbeugte sich der Kurfürst und entfernte sich mit thränengefüllten Augen in Begleitung des Herzogs von Lüneburg und des Fürsten von Anhalt, mit denen er auch sogleich den Reichstag verließ.

Vor seiner Abreise beeilten sich viele katholische Fürsten, dem Kurfürsten Johann in verschiedenen Formen zu versichern, daß sie mit der strengen Rede des Kaisers nicht ganz einverstanden, auch nicht gewillet seyen, ihn und seine Glaubensgenossen dem Kaiser zu Lieb zu bedrängen. — Luther versäumte nicht, den Kurfürsten durch eine kräftige Zuschrift zu weiterer Standhaftigkeit zu stärken. — Auch die Städte, darunter selbst Augsburg, Frankfurt, Ulm und Schwäbisch-Hall weigerten sich standhaft, den Abschied anzunehmen. — Die zwinglisch-gesinnten Vierstädte erhielten vom Kaiser eine noch strengere Weisung; aber auch sie ließen sich durch keine Drohungen schrecken.

Und so behaupteten die Protestanten bis an's Ende dieser Verhandlungen eine sichere Haltung und ließen sich nicht einschüchtern, obgleich die Ausfertigung des Reichstagsabschieds eine noch härtere Fassung erhielt, indem der Kaiser ihnen bei strengem Vollzuge des Wormser Edicts unbedingte Rückkehr zur römischen Kirche auferlegte und die Entscheidung über alles Streitige bis zu einem Concil hinaussetzte. Unzufrieden und mit dem Vorsatz, bei nächster Gelegenheit die Protestanten sowohl auf dem Prozeßweg, als auch durch Waffenanwendung zum Gehorsam zurückzuführen, verließ der Kaiser die Stadt, worin er „wider seinen Willen dem neuen Kirchenthum so große Stärkung verschafft hatte.“ — Entschlossen, mit aller Strenge das Wormser Edict aufrecht zu erhalten, ließ der Kaiser das Reichskammergericht förmlich auf diesen Reichstagsabschied verpflichten, und gab seinem Fiscal bei demselben den Auftrag, gegen ungehorsame Stände nöthigenfalls bis zur Achtserklärung einzuschreiten.

8. Kapitel. Weitere Verbreitung und Befestigung der Reformation in Deutschland und der Schweiz.

1. Wahl und Krönung Ferdinand's zum deutschen König. Der schmalkaldische Bund. Die Wahlopposition und die Türkengefahr. Der Nürnberger Friede. Anzug der Türken. Abwehr der Türkengefahr.

Noch vor Beendigung des Reichstags hatte der Kaiser, freilich nur gegen Einräumung verschiedener Vortheile, von fünf Kurfürsten das Versprechen erlangt, seinen Bruder Ferdinand, dem er während dieses Reichstags die Belehnung über die ihm acht Jahre zuvor überlassenen deutschen Erbländer ertheilt hatte, zum deutschen König zu wählen. Ob man zur Wahlhandlung, die in Köln vor sich gieng, auch den Kurfürsten Johann zulassen solle, wurde lange erwogen, endlich aber, vorzüglich auf Betrieb der Pfalz, beschlossen, ihn einzuladen und daher den auf ihm

ruhenden Bann, jedoch nur für diesen Act und ohne sein Vorwissen, durch ein geheimes päpstliches Breve zu suspendiren. Obgleich dadurch der Kurfürst sein und überhaupt der Protestanten Recht der Theilnahme an den Reichsgeschäften, ungeachtet ihrer Trennung von der Kirche, noch anerkannt sah, hielt er es doch nicht für angemessen, in Person zu erscheinen, sondern sandte seinen Sohn, den Kurprinzen, und ließ durch denselben förmlich gegen diese Wahl protestiren, was dieser auch „mit Geschick und Entschlossenheit" that. Die Wahl erfolgte am 5. Jan. 1531 und am 11. wurde Ferdinand zu Aachen gekrönt. Hiermit verschwand die Sorge des Hauses Österreich, daß man bei der Schwäche des Reichsregiments und bei der häufigen und langen Entfernung des Kaisers ein neues Haupt aus einem anderen Hause küren oder die Rechte der Reichsverweser, von denen der eine der Kurfürst von Sachsen war, wieder „hervorziehen" und anerkennen möchte.

Auf den Vorgang Sachsens verweigerten auch Hessen und Anhalt dem neuen Könige die Anerkennung und die meisten Städte wenigstens den Titel. Auch die Herzöge von Bayern, die ihm ohnedieß schon in Ungarn entgegenstanden und es dort mit Zapolya hielten, erkannten ihn nicht an, wie denn schon vorher der oberwähnte Herzog Wilhelm dem Kaiser auf seinen Vorwurf, daß er nach der böhmischen und römischen Krone getrachtet habe, offen erklärt hatte, daß die Herzöge von Bayern schon Könige von Ungarn und Dänemark, ja römische Kaiser und Könige gewesen, als die Herren von Österreich noch Grafen waren."

Die Besorgniß von der dadurch vermehrten kaiserlichen Macht, sowie die strenge Weisung des Kaisers an das durch den Reichstag erweiterte und im Sinne der Ständemajorität gereinigte Reichskammergericht, die etwaigen Übertreter des Reichsabschieds im Wege Rechtens zu verfolgen, hatte die evangelischen Fürsten schon im Dec. 1530 wieder in Schmalkalden zusammengeführt, um sich über Maßregeln zum Schutz ihres Glaubens gegen Angriffe zu berathen; sie konnten sich aber nur zu einer Vorstellung an den Kaiser einigen, daß er dem Kammergerichte verbieten solle, Prozesse in Religionssachen vorzunehmen. Da aber der Kaiser keine bestimmte Antwort gab, so brachten sie auf einer nochmaligen Versammlung zu Schmalkalden (am 29. März 1531) den schmalkaldischen Bund vorläufig auf sechs Jahre zu Stande, wobei sie sich verpflichteten, demjenigen unter ihnen, der unmittelbar oder mittelbar um des göttlichen Wortes Willen würde angegriffen werden, Beistand zu leisten, und sollte es selbst gegen den Kaiser seyn.

Denn da die Juristen erklärt hatten, daß ja der Kaiser bei seiner Erwählung sich, den Fürsten gegenüber, gleichfalls durch einen Eid gebunden habe und daß das deutsche Reich nicht rein monarchischer, sondern auch aristokratischer Natur sey, Stände und Kaiser also miteinander die Reichsregierung bildeten, so ließen auch die Theologen (selbst Luther in seiner heftigen „Warnung an meine lieben Deutschen") ihr früheres Bedenken, in Betreff der Gegenwehr gegen den Kaiser, fallen, zumal er nicht

Richter in Glaubenssachen seyn könne, und ihm keine Vollziehung gebühre, bevor sie ihm durch die Entscheidung eines Concils übertragen werde. Auch solle es nur ein Vertheidigungsbündniß seyn, das um so weniger verwerflich erschien, da wirklich zwischen Ferdinand und dem Papste schon über Kriegsrüstungen gegen die Protestanten verhandelt worden war. — Doch sollte die vom schmalkaldischen Bunde verabredete Gegenwehr nicht blos auf kriegerischem, sondern auch auf juridischem Wege stattfinden, falls ein oder das andere Glied um der Religion willen von dem Reichskammergericht angegriffen würde.

In ersterer Beziehung besagte die Bundesformel, daß man sich verbunden habe „allein gegenwehr- und rettungsweise, und (daß es) gar nicht darum angesehen (ist), daß Jemand unter uns einigen Krieg anfahen soll," sondern weil es scheine, als ob man begehre, diejenigen, welche das helle, klare, reine, unvermakelte Wort Gottes in ihren Fürstenthümern und Städten, Ländern und Gebieten durch Gnade und Verleihung des Allmächtigen predigen und verkündigen lassen, wodurch allerlei Mißbräuche abgestellt und verändert (würde), — mit der That und Gewalt von solchem ihrem christlichen Vorhaben zu bringen." Weder dem Kaiser, noch sonst irgend Jemand solle durch diese Übereinkuuft Eintrag geschehen. — In Beziehung auf die Vertheidigung vor dem Kammergericht wurden Procuratoren bestellt, um „alle Sachen, die Religion, Ceremonien und was dem anhangt, anlangend, in ihrer Aller Namen zu vertreten und ausführen zu helfen." — Die Bundesurkunde wurde anfangs nur von dem Kurfürsten Johann und seinem Sohne, von den Herzögen Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und den Städten Straßburg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Bibrach, Isny, Lübeck, Magdeburg und Bremen unterschrieben. Brandenburg und Nürnberg schloßen sich vom erstern Zweck (der militärischen Gegenwehr) aus, und bloß dem juridischen an.

Diese Verbindung hatte gleich im Beginn ein solches Gewicht, daß die bayrischen Herzöge im nämlichen Jahre (am 24. Oct. 1531) mit dem schmalkaldischen Bund einen Vertrag zum Zweck der Nichtanerkennung der deutschen Königswürde Ferdinand's und der Aufrechthaltung „deutscher Freiheit" schloßen. Sie verabredeten auch mit Zapolya in Ungarn, dem Schützling der Türken, einen Einfall der Türken in Ungarn; ja man suchte sogar an Frankreich und England einen Anhalt gegen den Kaiser.

Diese von so vielen Seiten her drohenden Verwicklungen belehrten den Kaiser, daß er mit bloßen Machtsprüchen nichts ausrichten könne, und da die Türkengefahr am drohendsten war und ihm zu ihrer Abtreibung Alles an dem Beistand der Protestanten gelegen war, so gab er dem Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz und dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz Vollmacht zu einer Friedensverhandlung mit dem schmalkaldischen Bund. Die Unterhandlungen, die von Seite der Bundeshäupter, des Kurfürsten Johann und des Landgrafen Philipp, durch den kursächsischen Kronprinzen und den Kanzler Brück geführt wurden, boten dem Kaiser darum viele Schwierigkeiten, weil seine Gegner auf der Nichtanerkennung

Ferdinand's bestunden und weil sie die Einstellung der Kammerprozesse gegen sie und einen allgemeinen Frieden sowohl für die gegenwärtigen, als auch für die künftig noch hinzutretenden Anhänger der neuen Lehre, deßgleichen ein allgemeines freies Concilium forderten.

Erst als Luther und durch ihn Kurfürst Johann zum Verdrusse aller übrigen Evangelischen Stände in so weit nachgaben, daß sich dieser Friede nur auf die damaligen obgenannten Bundesstände erstrecken solle, (zu denen, außer dem Markgrafen von Brandenburg und der Stadt Nürnberg, auch noch die unterdeß hinzugetretenen Städte Goslar, Eimbeck, Eßlingen, Nordhausen und Hamburg gerechnet wurden), — fand sich auch der Kaiser zum Nachgeben bereitwilliger, zumal die Türken von Ungarn her bereits in mächtigem Anzug waren. Und so entschloß er sich, auf Ferdinand's Rath, auf der Anerkennung der Königswahl für jetzt nicht zu bestehen und sich mit den Protestanten zu vertragen. Daher schloß er am 23. Juli und 2. Aug. 1532 den **Nürnberger Religionsfrieden**, worin bis zu einem künftigen Concil die Einstellung der fiscalischen Prozesse in Glaubenssachen und die Unterlassung gegenseitiger Befehdung zugestanden, dagegen bestimmt wurde, daß „rechte Freundschaft und christliche Liebe" zwischen beiden Theilen geübt, sonach also auch die Türkenhülfe von Seiten der Protestanten gebührend geleistet werden solle.

Luther ist damals und auch nachher von seiner Partei sehr getadelt worden, daß er durch seine obberührte Nachgiebigkeit seinen frühern Standpunct verlassen habe und sich gleichsam selbst untreu geworden sey. Allein bereits ist (von K. A. Menzel) anerkannt worden, daß sein tiefster Beweggrund dazu ein „großherziger und vaterländischer" war. Denn da schon im Mai zwischen dem schmalkaldischen Bund und Bayern wider den Kaiser ein Bündniß mit Frankreich abgeschlossen worden war, worin sich König Franz zu einem Geldvorschuß von 100,000 Kronen verpflichtet hatte: so erfüllte der Gedanke an die schmachvolle Politik, durch welche sowohl der Erbfeind im Westen, als auch der Erbfeind im Osten in's Reich gezogen — und dieses sammt dem Evangelium der Gefahr des Untergangs ausgesetzt werden sollte, welcher dann der Reformation würde zur Last gelegt worden seyn —, die Seele Luther's mit Schaudern (wozu bei ihm noch die Besorgniß kam, daß man sich dabei am Ende auch mit den Zwinglischen würde verbinden müssen). Daher rieth er, ohnedieß aus Grundsatz von Ehrfurcht vor des Kaisers Majestät durchdrungen, zum Frieden um jeden Preis. Er war überzeugt, daß dann das Evangelium leicht durch alle Schranken hindurch seinen Weg finden werde. — Landgraf Philipp dagegen war über diese Selbstbeschränkung höchst unwillig, und wollte den Frieden nicht unterschreiben; ja er schloß sogar mit Mainz, Trier, Pfalz und Würzburg einen Vertheidigungsbund. Doch unterschrieb er nachher noch.

Durch diesen Frieden, darin der stolze Kaiser alle zu Worms und Augsburg gegen die neue Lehre erlassenen Verbote zurücknahm, verdarb es der Kaiser mit seiner ganzen Partei, die ihm bittere Vorwürfe machte, daß er noch kein Concil, als das einzige Mittel wider den Abfall, betrieben habe. Darum ließ er in dem Publicationsmandat an die Reichsstände den Punct der Einstellung der Kammergerichtsprozesse weg, ja er erwähnte dieses Friedens in dem Reichsabschiede gar nicht, sondern gab

bloß die Versicherung, daß er den Papst um ein Concil angehen wolle. Da also diesem Frieden die rechtsgültige Form mangelte, so konnte er den Protestanten auch keinen festen Sicherheitsgrund gewähren. Nichts desto weniger freute sich der alte fromme Kurfürst Johann kindlich darüber, überlebte aber diese Freude nur wenige Wochen, indem er am 16. Aug. 1532 plötzlich am Schlagfluß starb, worauf ihm sein Sohn Johann Friedrich, dem er einige Zeit vorher aus Kränklichkeitsrücksichten die Regierungsgeschäfte übertragen hatte, im Regiment des Kurstaats, so wie in der Vorstandschaft der Partei des Evangeliums folgte.

So unsicher der Nürnberger Friede war, so hielt er doch eine Zeitlang den Ausbruch der feindlichen Gesinnungen zurück und hatte für das gemeinsame Vaterland den günstigen Erfolg, daß die heranziehenden Türken — nach der Niederlage einer ihrer bereits in's Österreichische vorgeschobenen Abtheilung und beim Anblick des 80,000 M. starken deutschen Heeres — wieder den Rückzug nach Ungarn antraten. Damit schwand aber für Ferdinand die Hoffnung wieder, in diesem Kampfe sein Ungarn einzunehmen: denn die Deutschen hielten sich an die Gränzen ihrer eingegangenen Verpflichtung und zogen wieder heim. Der Kaiser aber begab sich von Wien aus nach Italien, um mit dem Papst über ein Concil zu verhandeln und dann nach Spanien zurückzukehren.

Schon 1530 hatte Ferdinand nach einem abermals fehlgeschlagenen Versuch auf Ofen sich zu einem Waffenstillstand mit Zapolya verstanden und hoffte Ungarn durch einen Vertrag mit der Pforte wieder zu gewinnen, dem die vielversprochenen Rüstungen der Deutschen einen Nachdruck geben sollten. Allein Suleyman kannte die Entzweiung der Deutschen und die Schwerfälligkeit derselben in Aufbringung der Mittel zu einem Reichskrieg und forderte von Ferdinand die völlige Aufgebung Ungarns. Stets mit dem Plane beschäftigt, Constantinopel zur Hauptstadt der Welt zu machen, rüstete der Sultan zu Land und zur See und brach im April 1532 an der Spitze eines mächtigen Heeres mit alt-orientalischem Prunk aus seinem Reiche nach Ungarn auf, um von da aus das Kaiserthum der Deutschen an sich zu bringen.

Erst als er schon Ungarn aufwärts zog, setzten sich in den verschiedenen Kreisen Deutschlands die auf dem Regensburger Reichstag verabredeten Rüstungen in Gang. Ganz Deutschland war in kriegerischer Bewegung und Alles voll Muth, den auch der Kaiser mit Freuden theilte. Die wunderbare Rettung der kleinen Stadt Günz in Ungarn, welche von dem tapfern Hauptmann Jurischitz nur mit 30 Reitern und 700 Bürgern und Bauern gegen den 12maligen Ansturm der Türken vertheidigt und nach dem Verlust ihrer Hauptschanzen nur durch das Verzweiflungsgeschrei der Weiber und Kinder, vor welchem die Türken erschreckt zurückwichen, erhalten wurde, war eine gute Vorbedeutung. Als sodann das deutsche Heer — das schönste und größte, das man seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen hatte und das alle jene Kräfte in sich vereinigte, durch die der Kaiser seine Siege in Italien erfochten hatte, — sich in Wien sammelte, erschrack der Sultan vor der Einigkeit der Deutschen; und als vollends eine vorausgesandte Türkenschaar von 15,000 M. vor Grätz vernichtet wurde und auch im jonischen Meere das Türkengeschwader durch Andreas Doria bedrängt wurde: so entschloß sich der Sultan, der ihm drohenden Gefahr durch jenen unerwartet raschen Rückzug auszuweichen. — Die Furcht eines so mächtigen Feindes vor der Einigkeit der Deutschen und vor ihrer daraus entspringenden Überlegenheit derselben war ein eben so wichtiger Gewinn, als eine feindliche Niederlage selbst.

2. Fortgang und Stillstand der Reformation in der Schweiz. Ausbruch des Parteihasses. Kampf der Fünforte mit Zürich. Die Schlacht bei Kappel. Zwingli's Tod. Übergewicht der Fünforte.

Nicht so ruhig, als sich die Spannung der getrennten Religionstheile in Deutschland durch den Nürnberger Frieden zu lösen schien, hatte unterdeß die Reformationsbewegung in der Schweiz ihren Fortgang genommen: dort war der Haß der Parteien ein Jahr zuvor zum blutigen Ausbruch gekommen.

Durch den Übertritt von Bern, Basel und andern Cantonen sah sich nämlich die katholische Majorität des eidgenössischen Bundes zuletzt auf fünf herabgekommen. Diese — nämlich Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug — stunden aber um so fester auf ihrem alten Glauben, wollten auf die Pensionsvortheile und auf das Recht des fremden Kriegsdienstes nicht verzichten und duldeten die neue Lehre weder in ihren Vogteien, noch in den freien Ämtern, und zwar so wenig, daß sie vielmehr jeden Abfall auf's härteste (durch Gefängniß, Ruthenschläge, Landesverweisung, insbesondere durch Verjagung, ja Hinrichtung reformirender Prediger) bestraften. Unterwalden machte sogar mit den Waffen einen landfriedensbrecherischen Einfall in das Bernische, um den Widerstand der dortigen Landsleute gegen die von der Stadtobrigkeit befohlenen Reformmaßregeln zu unterstützen. Dieser Bruch des eidgenössischen Bundes erregte den Unwillen der reformirten Städte und sie ließen es nicht an Rachedrohungen fehlen.

Die Fünforte suchten daher an Österreich einen Anhalt und schloßen mit dem König Ferdinand einen Bund zum Schutz des alten Glaubens und zur Vertheidigung gegen Angriffe, wobei sie dem Könige die Stadt Constanz, die mit Zürich im Bürgerrecht stand, zu überlassen versprachen und dagegen von ihm die gemischten Vogteien (darunter das Thurgau) garantirt erhielten.

Schon längst war Zürich über das Verfahren der Fünforte gegen Übertretende ergrimmt, und als vollends ein hintersässiger zürcherischer Prediger, Namens Jacob Kaiser, auf seinem Amtswege nach einem benachbarten Orte (Gaster) von den Schwyzern aufgegriffen und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde (1529): da wollte Zürich nicht länger duldend zusehen, sondern suchte durch ausgesandte Truppen die freien Ämter zu schützen. Und als die Feinde sich in Bar sammelten, zog das große Banner von Zürich, trefflich gerüstet, aus, und selbst Zwingli, der von keinem Frieden eher wissen wollte, bevor die Gegner das Jahrgelderwesen und die Predigt des Evangeliums dulden würden, hatte sich aus freiem Antrieb zu Pferd dem Zuge angeschlossen, obgleich man ihn seiner Pflicht, als Prediger dabei zu seyn, entbunden hatte.

Allein da Bern, zum Theil aus Eifersucht gegen Zürich, seine Hülfe nur für den Fall zusagte, wenn Schwyz den Angriff beginnen werde, so

ließen sich die Zürcher wider Zwingli's Meinung in Unterhandlungen ein, welche dahin gediehen, daß in dem ersten Kappeler Frieden sich die Fünforte (16. Nov. 1529) zur Aufhebung des österreichischen Bündnisses, zur Erstattung der Kriegskosten und zur Einwilligung in den Grundsatz, daß die Mehrheit einer Gemeinde über Einführung der Reformation zu entscheiden habe, bequemten.

Die Folge davon war, daß die Reformation sich rasch weiter verbreitete (oder nach Bullinger's Ausdruck „das Gotteswort ermehret ward)." Im Thurgau, in Schaffhausen, in Neuenburg, Glarus, St. Gallen, Toggenburg u. a. O. erhielten die Reformirten die Majorität. Desto unerschütterlicher verharrten die Fünforte bei ihrem Glauben: weder hemmten sie die Schmähreden ihrer Prediger, noch unterließen sie es, mit Österreich neue Verhandlungen zu pflegen, und erhielten für den Fall, daß sie angegriffen würden, Ferdinands Hülfeversicherung.

Anderseits sahen sich die Reformirten durch den Anschluß von Straßburg verstärkt, das 1530 in das Bürgerrecht der Schweizerstädte trat, so daß sich beide wechselseitig beizustehen versprachen. Dieser Umstand schien die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der Eidgenossenschaft mit Deutschland herbeiführen zu können, wenn nicht vorzüglich Zwingli selbst ein Hinderniß gewesen wäre.

Da nämlich in Straßburg Martin Bucer durch seine vermittelnde Auffassung der lutherischen und zwinglischen Abendmahlslehre (daß nämlich „der HErr in dem Sacrament seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken gebe zur Speise der Seele und zum ewigen Leben) es dahin gebracht hatte, daß die Reformirten der oberländischen Städte durch die Erklärung ihrer Abgeordneten für jene Auffassung förmlich in den schmalkaldischen Bund aufgenommen wurden (K. 8, 1), so suchte er nun auch die schweizerischen Reformirten zu einer Vereinigung mit den Lutheranern zu bringen und hatte schon den Ökolampadius und durch diesen Basel dafür gewonnen; allein Zwingli war nicht zur Bestimmung in jene Auffassung des Abendmahlsbegriffs zu bewegen, und da auch der Kurfürst von Sachsen seine Bedenken behielt, so unterblieb auch diesmal eine Vereinigung der beiden großen protestantischen Parteien, — und dieses hatte sowohl auf die Entwickelung des schmalkaldischen Bundes als auch auf den Gang der schweizerischen Reformation hemmenden Einfluß.

Inzwischen hatte in der Schweiz die Erbitterung der Katholiken und Reformirten in steigendem Grade zugenommen, indem jene nicht ohne Grund über Rechtsbeeinträchtigungen, diese über fortgesetzte Schmähreden klagten. Zwingli, der fortwährend nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische Umgestaltung der Schweiz zum Ziele hatte, sah mit Schmerz sein Wirken durch den Umstand gehemmt, daß die Fünforte in der Tagsatzung noch rechtlich die Majorität hatten, und wollte sie factisch den stärkern Städten Zürich und Bern zuwenden. So wie er in Zürich selbst durch strenge Maßregeln die politisch-religiöse Einheit der öffentlichen Gewalt zu Stande gebracht hatte, so hoffte er es auch im Großen, in der ganzen Schweiz, dahin zu bringen und drang daher entschieden auf Krieg.

Allein Bern trug Scheu vor dem äußersten Schritt und schlug vor, die Fünforte durch Entziehung der Zufuhr zu zwingen. Zwingli mußte nachgeben und die Gränzsperre trat ein. Doch weit entfernt, daß der Mangel an Lebensmitteln die Fünforte zum Nachgeben gebracht hätte: sie wurden dadurch nur erbitterter, daß man ihnen „unter dem Scheine des Christenthums die Früchte entziehe, die Gott frei wachsen lasse." Da alle Unterhandlungen nichts fruchteten, so kam es in ganz anderer Weise zum Äußersten, als es sich Zwingli gedacht hatte. Denn unversehens brachen die Fünfortischen, gering zwar an Zahl, aber einig, aus ihren Alpenpässen hervor, und fielen, 8000 Mann stark, plündernd in das Gebiet der Zürcher ein, welche nur 1200 Mann bei Kappel stehen hatten. Die strenge Gränzaufsicht hatte verhindert, daß den Zürchern Nachrichten von diesem feindlichen Vorhaben zukam. Und da sie versäumt hatten, den Paß über den Albis zu besetzen, so konnten die Fünforte, nachdem sie ihre Fähnlein in Zug vereinigt hatten, so schnell und so weit vordringen.

Bei der ersten Nachricht hievon sammelte man sich in der Stadt Zürich in großer Unordnung, und als die zweite Nachricht vom drohenden Überfall bei Kappel einlief, eilten die wenigen Gesammelten, kaum 700 Mann stark, zu Hülfe, ohne weitern Zuzug abzuwarten. Auch Zwingli zog wieder mit aus, und zwar als Feldprediger, da man ihn diesmal dieses Postens nicht enthob.

Die bei Kappel Stehenden hätten sich vor der Übermacht zurückziehen können, wollten aber aus Ehrgefühl nicht weichen und nahmen die Schlacht an. Gleich darauf erschien das Hülfshäuflein aus Zürich auf dem Albisberg und stutzte über die feindliche Menge; aber von Zwingli angetrieben, rückte es vollends an und theilte mit den Andern Gefahr, Kampf und — Untergang: denn von zwei Seiten angegriffen, wurden die Zürcher am 11. Oct. 1531 bei Kappel völlig geschlagen und auch Zwingli fand hier das Ziel seines Lebens.

Da die Zürcher einen kleinen Wald am Fuß des Albis unbesetzt gelassen hatten, drangen dort die Feinde hervor und übermannten die Zürcher, die ungeachtet aller Tapferkeit nach dem Verlust von 500 Mann gänzlich zersprengt wurden. Unter den Gefallenen befanden sich die angesehensten Männer, nur allein vom großen Rath 19 Glieder; auch sieben Geistliche und mitten unter den Seinen Zwingli, der nach seiner Verwundung unter einem Birnbaum saß, „die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet." Ein paar feindliche Kriegsleute, die ihn nicht kannten, ermahnten ihn, sich noch der heil. Jungfrau Maria und den Heiligen zu empfehlen. Da er den Kopf schüttelte, gaben sie ihm als einem „verstockten Ketzer," den Todesstoß. Erst am andern Tag wurde sein Leichnam von den Feinden erkannt und nach einem abgehaltenen Gericht über ihn — geviertheilt, verbrannt und seine Asche den Winden übergeben!

Jetzt erst rückte das unterdeß zusammengezogene Hauptheer der Zürcher und ihrer Bundesgenossen, 12,000 Mann stark, deßgleichen Bern, Basel, Biel, zusammen mit einer fast gleichen Anzahl, in's Feld. Bei ihrem

Anblick zogen sich die Fünfortischen an den Zugerberg zurück. Lange zögerten die reformirten Verbündeten, sie anzugreifen, und als sie sich endlich mit wenig Vorsicht dazu entschloßen, erlitten sie einen Überfall und mußten sich mit Verlust zurückziehen.

Auf Seite Ferdinand's und des Kaisers war große Freude über Zwingli's Tod und über diese Siege, und schon wurde Frankreich durch den Kaiser aufgefordert, die Fünforte zu unterstützen und die reformirten Schweizer zu bekriegen. Allein König Franz hatte die Verbindung der Fünforte mit Österreich schon ungern gesehen und ließ sich daher zu nichts herbei.

Indessen aber vertrugen sich die Schweizer selbst: Zürich zuerst und dann Bern bequemten sich zu dem zweiten Kappeler Frieden, versprachen ihre Bündnisse mit Auswärtigen aufzuheben und Kriegskosten zu zahlen. Doch behaupteten sie ihren Reformationsstandpunct, mußten aber in der Friedensurkunde schimpflicherweise zugeben, daß die Fünforte die Reformirten nicht nur in ihren Landschaften, sondern auch in drei freien Ämtern oder Landvogteien bestrafen durften, desgleichen daß es in den übrigen gemeinen Vogteien jedem Übergetretenen gestattet seyn müsse, zum alten Glauben zurückzutreten.

So kam es, daß die Fünforte in vielen Landschaften und Orten der Schweiz das volle Übergewicht behielten und der Katholicismus in demselben nicht nur hergestellt, sondern auch auf die folgenden Jahrhunderte hinaus befestigt wurde.

3. Vollzug und Entwickelung des schmalkaldischen Bundes. Auflösung des schwäbischen Bundes. Zurückführung des Herzogs Ulrich nach Württemberg durch den Landgrafen Philipp. Die Schlacht bei Lauffen. Der Friede zu Kadau.

Eben jene Ereignisse in der Schweiz beschleunigten den Entschluß des schmalkaldischen Bundes, sich eine militärische Verfassung zu geben, da er außer den fürstlichen Gliedern schon sieben ober- und sieben niederdeutsche Städte umfaßte.

Die Leitung des Bundes erhielt der stets kriegsrüstige Landgraf Philipp, welcher in Hessen und Oberdeutschland, — und der Kurfürst Johann Friedrich, welcher in Sachsen und Westfalen den Oberbefehl haben sollte, je nachdem ein Angriff auf der einen oder auf der andern Seite drohen sollte. Außerdem sollte der eine um den andern dieser beiden Häupter die allgemeinen Geschäfte besorgen. Der Nachtheil dieser Doppelhauptmannschaft trat späterhin zu Tage. Gern hätte man dem Kurfürsten die alleinige Leitung gegeben, da der Landgraf Allen zu rasch-vorgehend war: allein er war nicht zu umgehen. — In Entscheidungsfällen hatten Sachsen und Hessen miteinander vier Stimmen, die Städte auch vier und die übrigen bis jetzt dem Bunde angehörigen Fürsten eine Stimme.

Dadurch, und besonders als nach dem Nürnberger Frieden noch weitere Beitritte erfolgten, wuchs der Bund mehr und mehr an politischer Bedeutung. In welches enge Verhältniß selbst die bayerischen Herzöge zu ihm getreten waren, ist bereits erwähnt worden und die dadurch ent-

standene mächtige Wahlopposition gegen Ferdinand erhielt sich auch noch nach dem Nürnberger Frieden. Auch die andern katholischen Mitglieder des lange bestandenen schwäbischen Bundes, der bisher dem König Ferdinand in Südwestdeutschland zur Stütze gedient hatte, waren mit Österreich unzufrieden, wie denn überhaupt der schwäbische Bund in der Auflösung begriffen war: denn einerseits unterwarfen sich die fürstlichen Glieder desselben (namentlich Hessen, Trier und Pfalz) nur ungern dem Bundesrath, weil darin Städte und Prälaten gleiche Geltung mit ihnen hatten; anderseits beugten sich auch Städte, wie Ulm, Augsburg und Nürnberg, der Mehrzahl der katholischen Bundesglieder nur mit Widerwillen. Vergebens bemühte sich der Kaiser Karl und König Ferdinand, den Bund noch zusammenzuhalten, der ihnen für ihren Besitz des württembergischen Landes so dienlich war. Auf dieses Land aber machte der Sohn des verjagten Herzogs Ulrich, der junge Herzog Christoph, Ansprüche und wurde auf dem schwäbischen Bundestag zu Augsburg von den meisten Gliedern des Bundes, darunter auch von den bayrischen Herzögen, gegen Ferdinand's Unterhändler kräftig unterstützt.

Herzog Christoph war nach der Verjagung seines Vaters, als fünfjähriges Kind aus Württemberg auf Ferdinand's Anordnung weggeführt, in Innsbruck und Neustadt erzogen und von seinem treuen Lehrer, Michael Tifernus, in den Wissenschaften unterrichtet worden. Allmählich wurde er an den Hof gezogen, war 1530 mit dem Kaiser in Augsburg und sollte ihn nun nach Italien und Spanien begleiten. Allein Christoph entfloh in den Alpen, entgieng mit Hülfe seines Lehrers einer großen Lebensgefahr und fand zunächst bei den Herzögen von Bayern Schutz und Förderung in seinen Ansprüchen an Württemberg: denn seine Mutter Sabina war die Schwester des Herzogs Wilhelm von Bayern. Er wurde in der Folge einer der trefflichsten Fürsten Württembergs.

Da auch der Papst (Clemens VII) dem Bestreben des Kaisers, alle italienischen Staaten zu einem Vertheidigungsbündniß gegen Frankreich zu vereinigen, entgegen war und vielmehr zu Frankreich neigte, dessen König bereits (wie oben K. 8, 1 erwähnt) wegen Nichtanerkennung der Wahl Ferdinand's, sich mit der deutschen Wahlopposition in's Einvernehmen gesetzt und für den Fall eines Kriegs der Verbündeten gegen den Kaiser 100,000 Kronen bei den Herzögen von Bayern niedergelegt hatte, so erschien Österreich in völlig politischer Vereinzelung.

Unter so günstigen Umständen betrieb Landgraf Philipp, der schon längst eine Gelegenheit abgewartet hatte, dem Herzog Ulrich wieder zu seinem Lande zu verhelfen, mit dem höchsten Eifer die Wiedereinsetzung des Vertriebenen. Es fehlte ihm nicht an Mannschaft und Kriegsvorräthen, und das Geld dazu erhielt er in einer persönlichen Zusammenkunft mit König Franz (zu Bar-le-duc), der 125,000 Kronen als Subsidien bewilligte. Auch gaben ihm sämmtliche Kurfürsten, nachdem er ihnen gelobt hatte, der Wahl Ferdinand's wegen keinen Krieg anfangen zu wollen, insgeheim ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen. Auch die Herzöge von Bayern stimmten bei und versprachen den Kurfürsten, Ferdinand's Wahl

nicht länger beanstanden zu wollen, wenn Württemberg den Händen Österreichs entrissen würde.

Mit 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd, — meist protestantisch-gesinnten Leuten und von protestantischen Hauptleuten befehligt, — also mit einer höchst ansehnlichen Macht für einen einzelnen Reichsfürsten, — zog Landgraf Philipp aus und stieß bei Lauffen am Neckar auf das nur 10,000 Mann starke österreichisch-schwäbische Heer, das von dem österreichischen Statthalter Württembergs, Philipp von der Pfalz, befehligt wurde. Die Überlegenheit des Landgrafen besonders an Reiterei verschaffte ihm einen leichten Sieg, so daß er sich selbst wunderte, daß die sonst so tapferen feindlichen Führer, wie ein Caspar von Frundsberg und andere von den italienischen Kriegen her bekannte Hauptleute, so wenig Stand gehalten.

Mit dieser einzigen Schlacht war das Schicksal des Landes entschieden: Herzog Ulrich zog nach langer Abwesenheit wieder in sein Stuttgart ein und gewährte Verzeihung; die übrigen Städte und Ämter folgten dem Beispiele der Hauptstadt und auch die Festungen ergaben sich. So wurde Württemberg wieder seinem angeborenen Fürstenhause zurückgegeben, und Ferdinand, der vergebens bei dem Papste um Hülfe nachgesucht hatte, mußte sich zu einem Vergleich verstehen und im Frieden zu Kadan (in Böhmen d. 29. Juni 1534) das Geschehene wenigstens in der Art bestätigen, das Herzog Ulrich sein Württemberg als Afterlehen von Österreich besitzen, dabei aber doch Sitz und Stimme im Reich haben sollte. Dagegen erklärte sich nun auch Sachsen bereit, den Ferdinand — gegen erneuerte Versicherung der bis dahin noch unterbliebenen Einstellung der Kammerprozesse wider die Theilnehmer des Nürnberger Friedens — als römisch-deutschen König anzuerkennen; ein Gleiches thaten die Bayernherzöge: ja sie schloßen sich von nun an enger an Österreich an und suchten den Kaiser zu ernsten Schritten gegen die Protestanten zu bewegen.

Frankreich aber hatte von seiner eigennützigen Beihülfe keinen Gewinn und blieb in seinen italienischen Unternehmungen gegen den Kaiser auf sich selbst angewiesen, da auch kurz darauf Papst Clemens VII (d. 25. Sept, 1534) starb und somit dem Könige Franz die Verwandtschaft, in die er ein Jahr zuvor mit demselben durch die Vermählung seines zweiten Sohnes mit Katharina von Medicis, einer Base des Papstes getreten war, keinen Vortheil mehr brachte: denn Clemens' Nachfolger, der Cardinal Alexander Farnese, ein Römer, der als Paul III den römischen Stuhl bestieg, neigte sich mehr auf die Seite des Kaisers.

4. Die Wiedertäufer in Münster: Johann von Leyden und sein wahnwitzig-theokratisches Reich. Unterdrückung des wiedertäuferischen Unwesens und Wiederherstellung des Katholicismus im Münster'schen.

Unter diesen Umständen fand die Reformation im deutschen Süden und Norden noch weitern Eingang und geringeren Widerstand. Zunächst führte in Württemberg, wo bisher das österreichische Regiment die von Brenz begonnene Reformation niedergehalten hatte, Herzog Ulrich im Land oberhalb der Staig durch den Prediger Ambrosius Blaurer (einen Freund Bucer's) und im Land unterhalb der Staig durch den Marburger Professor Erhard Schnepf, einen Lutheraner, vollends durch, indem letzterer eine Abendmahlsformel aufstellte, mit der auch die Oberländer einverstanden waren. Die eingezogenen Klostergüter wurden zum Theil zur Bezahlung von Landesschulden und Landesbedürfnissen, zum Theil für die Schulen verwendet. Tübingen wurde seitdem „eine der ersten Pflanzstätten protestantischer Gelehrsamkeit."

Dem Beispiele Württembergs folgten Elsaß, Baden, Hanau, Fürstenberg und andere deutsche Landschaften, auch noch Reichsstädte, wie Weißenburg, Frankfurt und vorzüglich Augsburg, das nun endlich (d. 22. Juli 1534) förmlich zur lutherischen Kirche übergieng und dadurch ein großes Gewicht in die Wagschale der protestantischen Sache legte.

In den meisten Städten gieng die neue Lehre — anfangs unter mehr oder minder starkem Widerstand der Rathsbehörden, alsdann mit Einwilligung derselben — durch; die Geistlichkeit mußte entweder nachgeben oder aus der Stadt weichen. Doch kam es auch in mehreren Territorien, namentlich in Pommern und Westfalen, zu heftigen Kämpfen mit dem Klerus und Adel, welche beide meistens zusammenhielten.

In Pommern entzweiten sich die beiden Herzoge Georg und Barnim, weil der letztere reformiren wollte. Erst nach Georg's Tode (1534) willigte sein junger Sohn in Barnim's Absichten, die nun durch den herbeigerufenen Bugenhagen (daher Dr. Pomeranus genannt) in's Werk gesetzt wurden, obgleich Adel und Klerus noch lange sich versagten. — In Westfalen gieng die Bewegung nur in wenigen Orten, wie in Lemgo, friedlich vor sich; in Soest dagegen nur unter starker Erschütterung, und in Paderborn mißglückte sie ganz.

Am heftigsten aber war der Zusammenstoß der beiden religiösen Gegensätze in der volkreichen und wohlhabenden Hauptstadt des Bisthums Münster, wo sich mit den reformirenden Bestrebungen des Prädicanten Rottmann wiedertäuferische Umtriebe verbanden, und darauf das tyrannisch-fanatische Regiment des Johann von Leyden und seiner Helfershelfer, worin sich geistlicher Hochmuth mit fleischlicher Sinneslust, tolle Zerstörungswuth mit niedriger Habsucht, frommer Wahnsinn mit blutdürstiger Rohheit auf das widerlichste mischte, nicht nur jene Stadt in's gränzenloseste Elend stürzte, sondern auch ganz Deutschland mit einer communistisch-socialen Umwälzung bedrohte, die zugleich die Sache der Reformation völlig zurück-

geworfen hätte, wenn dieser Gräuel nicht am Herde der Entstehung noch unterdrückt worden wäre.

Seit dem Bauernkrieg, während welches auch in Münster sich eine Bewegung gegen die Geistlichkeit gezeigt hatte, die aber bei seiner Dämpfung sich legte, hatte sich in den Bürgern dieser Stadt ein Geist der Unruhe erhalten, der 1527 in eine Empörung gegen ein geistliches Gericht ausbrach, die aber von dem Rath durch Bestrafung der Rädelsführer, unter denen der Tuchmacher Knipperbolling war, abermals gedämpft wurde. Zwei Jahre darauf (1529) trat Bernhard Rottmann, ein Capellan an einer der vorstädtischen Kirchen, auf und fieng an, lutherische Grundsätze zu predigen. Die Stiftsgeistlichkeit wollte die Gefahr dadurch ableiten, daß sie ihm die Weisung und die Mittel gab, seine theologischen Studien besser zu begründen, und zwar auf der Universität Köln. Er aber gieng nach Wittenberg und dann über Straßburg nach der Schweiz, wo er die zwinglische Abendmahlslehre annahm. Nach einem Jahre kehrte er wieder auf seinen vorigen Posten nach Münster zurück und setzte nun mit größerer Keckheit das Reformiren fort. Der Bischoff verbot ihm das Predigen; allein er gehorchte nicht und erhielt bald einen so starken Anhang, daß nach einem heftigen Bildersturm der Bischoff die Stadt verließ und seine Würde niederlegte, die dann der braunschweigische Prinz Erich erhielt. Da dieser aber schon nach etlichen Wochen starb, so erhielten die Neuerer Zeit, sich in den Besitz der meisten Kirchen zu setzen, und als in einer von Rottmann angekündigten Disputation die Gegner den Streitplatz verließen, so untersagte der von den Zünften beherrschte Stadtrath den katholischen Geistlichen ihre Amtsverrichtungen und führte den neuen Gottesdienst ein.

Als von dem aus der Stadt in die Nachbarschaft geflüchteten Domkapitel ein neuer Bischoff in der Person eines Grafen von Waldeck gewählt war, ließ dieser die Landstraßen sperren, um der Stadt die Zufuhr abzuschneiden. Daher unterhandelte die Stadt mit dem schmalkaldischen Bund um Aufnahme, und als der Bischoff in dem nahen Städtchen Telgte von seiner Klerisei die Huldigung einnahm, bemächtigten sich 600 Bürger von Münster mit 300 Söldnern und einigen kleinen Kanonen in einem glücklichen Überfall jenes Städtchens und bekamen zwar nicht den Bischoff, auf den es besonders abgesehen war, aber doch 18 seiner Geistlichen gefangen, mit denen sie im Triumph nach Münster zurückkehrten. Um die Gefangenen zu retten, gieng nun der Bischoff, unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen, einen Vertrag mit der Stadt ein, worin er sich zur Freigebung der evangelischen Predigt in sechs Pfarrkirchen der Stadt (bis zum künftigen Concil) verstand; dann nahm er mit dem Kapitel seinen Sitz in Münster ein, wobei es große Festlichkeiten gab.

Mit der wiedereingetretenen Ruhe schien sich nun auch in Münster die Reformation auf ruhigem Wege entwickeln zu können. Allein während jener Streitigkeiten hatten sich einzelne Wiedertäufer eingeschlichen und ihr schwärmerisches Wesen zu treiben angefangen. Sie kamen von den Niederlanden her, wohin sie sich nach der münzerischen Niederlage gezogen hatten, und wo besonders zu Leyden ihr Haupt, der Bäcker Jan Matthies (Schüler eines damals berüchtigten Schwärmers Hoffmann) zwölf sog. Apostel aussandte, die an vielen Orten, vorzüglich in dem Handwerkerstande, ihr sitten- und staatsgefährliches Wesen verbreiteten.

Anfangs predigte Rottmann gegen sie, überließ sich aber bald selber in Betreff der Abendmahlslehre sonderbaren Ausschweifungen: daher Luther durch ein Schreiben den Münsterer Stadtrath warnte, sich vor den Münzerischen und Zwinglischen, als vor falschen Geistern, zu hüten. Allmählich aber (wahrscheinlich in Folge eines von Melanchthon näher erwähnten sittenwidrigen Verhältnisses, das Rottmann gepflogen hatte) gab sich dieser den schwärmerischen Lehren von dem nächstens eintretenden „Reiche der Kinder Gottes“ hin, so daß es zwischen den Evangelischen und Wiedertäuferischgesinnten zu einer Spaltung kam, die der Stadtrath dadurch zu

heben suchte, daß er befahl, sich alles Streits über die Sacramente zu enthalten. Aber Rottmann und seine Anhänger folgten nicht und sahen sich bald durch große Schaaren von Außen her kommender Wiedertäufer verstärkt. Als nun der Rath die wiedertäuferischen Prediger und ihre Anhänger aus der Stadt verwies, erhoben sich diese, von dem oberwähnten Knipperdolling angereizt, zum Widerstand. Um Blutvergießen zu vermeiden, gab der Rath nach und beließ die Prediger, verbot ihnen aber das Predigen. Nichts desto weniger nahm das sectirerische Unwesen so überhand, daß selbst zwei vom Rath erbotene hessische Geistliche dagegen nichts auszurichten vermochten. Die lockenden Lehren von der Herrschaft der durch das Bundeszeichen der Neutaufe Erwählten und die schwärmerischen Träume mißverstandener apokalyptischer Weissagungen zogen immer mehr Anhänger an, und als der Rath drei der ärgsten wiedertäuferischen Prediger zu einem Stadt-Thore hinausführen ließ, führten ihre Anhänger sie zum andern Thore wieder herein.

Um diese Zeit (im Anfang des Jahres 1534) erschien in Münster das Haupt der Leydner Wiedertäufer, jener Jan Matthies selbst mit einem seiner fanatischsten Jünger, dem Gewandschneider: d. i. Tuchmachergesellen Jan Bockold oder Bockelsohn aus dem Haag, genannt **Johann von Leyden**, und verschaffte den Wiedertäufern das Uebergewicht; selbst Nonnen ließen sich in nicht geringer Zahl taufen, und bürgerliche Frauen schlichen sich in die Versammlungen der Täufer und zogen allmählich ihre Männer nach sich. — Als am 23. Jan. ein bischöfflicher Amtsbefehl gegen Rottmann und seine Anhänger erschien, liefen Johann von Leyden und Knipperdolling wie besessen durch die Stadt und riefen alle Nicht-Wiedergetauften zur Buße, denn der Tag des HErrn sey nahe. Darauf drang eine Schaar Bewaffneter in's Rathhaus und nahm dort die Waffen weg. Der Rath verlor den Kopf, und obgleich Hülfe aus den Dorfschaften herbeikam, unterhandelte er doch und verstand sich in einem Vertrage zur vollen Freigebung der Predigt. Aber als die magistratische Mannschaft auseinander gegangen war, begann das Toben von Neuem. Weiber, die sich überhaupt dabei am meisten betheiligten, rannten mit fliegenden Haaren und gelösten Kleidern wahnsinnig durch die Straßen, warfen sich zur Erde, schrieen, heulten, lachten, zerkrazten sich die Brust und stießen dazwischen wildes Geschrei und Bußermahnungen, Gebete und Verwünschungen aus. Viele noch nicht Wiedergetaufte ließen sich nun aus Furcht taufen; Viele verließen vor Schrecken die Stadt, indeß eine Menge auswärtiger Wiedertäufer, von Rottmann eingeladen, mit Weib und Kind herbeizogen.

Als so die Stadt völlig in den Händen der Wiedertäufer war, wählten sie einen neuen Rath aus lauter begeisterten Handwerkern und den Knipperdolling zum Bürgermeister. Das Erste war, daß das neue Regiment die Kirchen und Klöster plünderte, im Dom die Werke der Kunst und Denkmäler des Alterthums zerstörte und alle Druck- und Handschriften, die in öffentlichen und Privatgebäuden sich vorfanden, auf offenem Markte verbrannte, um gleichsam mit der ganzen geistigen Vergangenheit zu brechen und nur die Bibel übrig zu lassen, die den theils mystischen, theils rationalistischen Auslegungen dieser Propheten auf das mißbräuchlichste dienen sollte. Alsdann ertheilte Matthies, wie von einer Eingebung ergriffen, den Rath, alle, die sich nicht taufen lassen wollten, zu vertreiben: denn nicht den Kindern Esau's, sondern den Kindern Jakob's gebühre das Erbe. Auf der Stelle wurden nun mehrere Tausend an der Zahl, von aller Habe entblößt, ohne Unterschied des Alters und Gesundheitszustandes, bei Regen und Schnee mit Prügeln aus der Stadt gejagt, um so das „neue Jerusalem" von allen Ungläubigen zu reinigen. Darauf wurde die Stadt nach Landsmannschaften vertheilt, das Eigenthum der Ausgewanderten zusammengebracht, und zu dessen Verwaltung sieben Diakonen bestellt, alsdann der Befehl gegeben, daß alles Gold und Silber, auch der Schmuck der Frauen, abgeliefert werden solle. Als Einige in der Versammlung widersprachen, tödtete Matthies auf der Stelle einen derselben und ließ zwei andere gefangen neh-

men. Da wagte Niemand mehr, sich dem Befehl zu widersetzen und Alles beugte sich dem beginnenden Schreckensregiment, unter welchem der Begriff des Eigenthums vollständig aufgehoben ward und jeder Handwerker sein Geschäft wie ein vom Staat verliehenes Amt zu betreiben hatte.

Ohne Zweifel hätten die Fanatiker zur Verbreitung ihrer Herrschaft in ganz Deutschland, wo in unzähligen Städten der wiedertäuferische Zunder vorlag und da und dort einzelne Funken schon zünden wollten, ihre Apostel ausgesandt, wenn nicht seit dem April der Bischoff mit Unterstützung von Cleve und Köln die Stadt Münster von allen Seiten umschlossen gehalten hätte. Da die Stadt mit Kriegsbedürfnissen wohl versehen war, so war sie zur äußersten Vertheidigung entschlossen, und selbst Knaben mußten sich wenigstens im Pfeilschießen üben. Aber gleich im Anfang (zu Ostern) wurde Matthies, der sich vermaß, mit einer kleinen Schaar die Feinde zu vertilgen, bei einem Ausfall getödtet.

Jetzt ergriff Jan von Leyden, der wegen seiner jugendlichen Kraft, geistigen Gewandtheit, natürlichen Wohlredenheit und feurigen Phantasie der Prophetenrolle am besten gewachsen war, die Zügel der Herrschaft, erniedrigte den Knipperdolling, (der mit Beziehung auf den Bibelspruch, daß alles Hohe erniedrigt werden müsse, den Vorschlag gemacht hatte, die Thurmspitzen abzutragen) vom Bürgermeister zum Scharfrichter, entsetzte unter Vorgebung eines himmlischen Befehls den ganzen Rath, ernannte zwölf Älteste mit unbeschränkter Gewalt und setzte auf jede Übertretung der göttlichen Gebote den Tod! Um mit dem Amte seines Vorgängers auch die junge Frau desselben zu überkommen, stellte er, da er schon verheirathet war, den Grundsatz der Mehrweiberei auf, den er mit den Patriarchen beschönigte. Noch aber waren einige bessere Elemente vorhanden, die eine solche schnöde Verhöhnung aller Sitte mißbilligten: es sammelten sich ein paar hundert um einen Schmied, Namens Mollenhök, überfielen in der Nacht den Propheten und nahmen ihn gefangen. Allein die Schlechten, meist aus Fremden bestehend, bildeten die Mehrzahl, befreiten ihr Haupt und nahmen die schrecklichste Rache, indem sie alle Gegner ohne Ausnahme auf das grausamste ermordeten. Darauf wurde die Mehrweiberei durch Jan's Vorgang sanctionirt und fortan jede Gesetzesübertretung mit dem Tode bestraft, wobei Knipperdolling in seinem neuen Amte, von vier Trabanten begleitet, mit dem bloßen Schwert durch die Straßen zog und Jeden, der ihm als Übertreter erschien, ohne Urtheil und Gericht, auf der Stelle hinrichtete.

Das Unwesen erstieg aber consequenter Weise eine noch höhere Stufe. Um ein völlig theokratisches Regiment einzuführen, ließ sich Jan von Leyden, auf die vorgebliche höhere Eingebung eines andern Propheten, zum König des neuen Jerusalems erklären, in welcher Eigenschaft er, auf David's Stuhl sitzend, über alle Fürsten zu gebieten und das Regiment über den ganzen Erdkreis zu führen habe, bis Gott das Reich wieder von ihm fordern werde.

Er legte sich nun nicht nur eine Hofhaltung bei, in welcher Rottmann als Redner, Knipperdolling als Vollstrecker der Blutbefehle, Krechting als Kanzler, und andere Fanatiker (vorzüglich Prädicanten) die angesehensten Ämter erhielten, sondern bildete sich auch einen Harem von 17 Weibern. Dreimal in der Woche setzte er sich in seiner goldenen Krone und Kette auf dem Markt auf einen Thron und hielt Gericht, und wenn er durch die Straßen ritt, mußte sich alles vor ihm auf die Kniee werfen. Auch ernannte er zwölf Herzöge für Deutschland und schrieb an die benachbarten Reichsfürsten wie an seines Gleichen. — Der Wahnsinn dieser Menschen gieng so weit, daß Knipperdolling einmal die versammelte Menge mit dem heil. Geist anblies, und daß der König mit 4200 Männern und Weibern ein Abend- und Liebesmahl auf offenen Markt hielt, wobei er einen ihm unbekannten Fremden, von dem er sagte, er habe kein hochzeitlich Kleid an, vom Tische wegführte und mit eig'ner Hand enthauptete, worauf er sich mit begeisterter Fröhlichkeit wieder zum Mahl setzte. — Als ihm einst

eine seiner Frauen den Dienst aufsagte, führte er sie auf den Markt, enthauptete sie selbst, stieß ihren Leichnam von sich und ließ von den umherstehenden Weibern das Lied: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" anstimmen!!

Während dieser Tollhauswirthschaft wagten die Belagerer einen Sturm, wurden aber, besonders durch die Wuth der Weiber, mit brennendem Pech und siedendem Kalk abgetrieben. Ungeachtet der Umschließung machten sich doch mehrere theokratische Sendlinge auf, um anderwärts das neue Heil zu verkünden, wurden aber aufgefangen und mit dem Tode bestraft.

Mit genauer Noth erhielt endlich der Bischoff auf Betrieb der niederrheinischen, oberrheinischen und sächsischen Stände von Reichs wegen etwas ernstlicheren Beistand, so daß im Juni der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten werden konnte, um sie auszuhungern. Zwar machten sich Haufen von Wiedertäufern in allen Provinzen Hollands auf, um dem König von Münster Entsatz zu bringen, wurden aber schon gleich von ihren Landesobrigkeiten meistens zerstreut und so die prophetischen Vertröstungen Jan's auf deren Hülfe vereitelt. Nun verließ ein Theil der Belagerten die Stadt: sie bewiesen durch ihren entsetzlichen Jammeranblick, wie mächtig der Hunger schon in der Stadt wüthete. Dennoch wiesen die übrigen Belagerten jede Aufforderung zur Übergabe beharrlich zurück, entschlossen, im äußersten Fall die Stadt anzuzünden und den Tod im Gefecht zu suchen.

Da gelang es, mit Hülfe eines Verräthers, 400 Landsknechten, in der Nacht auf den 24. Juni 1535 an einem unbewachten Ort in die Stadt einzubringen und die Gegenwehr der Wiedertäufer so lange auszuhalten, bis auch das Belagerungsheer durch das geöffnete Thor eindrang. Die meisten Wiedertäufer fielen im Verzweiflungskampf, unter ihnen Rottmann (doch soll er nach Anderer Annahme entkommen und verschollen seyn); ein Theil wurde gefangen, darunter Jan von Leyden, Knipperdolling und Krechting. — Beim Verhör war Jan anfangs trotzig und blieb im Gespräch mit hessischen Theologen starrsinnig auf seinen Irrthümern. Bald aber widerrief er sie alle und erbot sich, gegen Begnadigung alle Wiedertäufer zur Unterwerfung zu bringen. Auch als er sah, daß keine Gnade für ihn zu finden war, blieb er reumüthig und gestand, zehnfach den Tod verdient zu haben. Knipperdolling und Krechting aber blieben hartnäckig auf ihrer Behauptung, sich nicht wider die Gottesordnung verfehlt zu haben. Alle drei wurden auf dem Markt von Münster mit glühenden Zangen gezwickt und zuletzt mit einem glühenden Dolch getödtet. Ihre Körper wurden in drei eisernen Käfigen zur Abschreckung auf einem der Kirchthürme von Münster aufgehängt. — Zwar durften die Vertriebenen (ein Drittheil der frühern Einwohnerzahl) in die Stadt zurückkehren; diese aber büßte ihre vorigen Freiheiten ein und mußte sich's gefallen lassen, daß der Bischoff auf ihre Kosten eine Veste darin errichtete.

Nach der Unterdrückung des wiedertäuferischen Unwesens wurden in Münster alle Kirchen dem Katholicismus zurückgegeben und der Reformation hinfort kein Eingang mehr gelassen. Allenthalben in Deutschland und in den Niederlanden wurde der Anabaptismus, als ein für Staat und Kirche gefährliches Element, verfolgt, und nur in seiner ruhigsten und stillsten Form hie und da geduldet, wie denn aus den von Menno Simonis gesammelten und geregelten Gemeinden die bessere Secte der Mennoniten entstand, welche besonders in den Niederlanden, in Westfalen, an der Nord- und Ostsee Anhang fand. Sehr viele Wiedertäufer zogen sich nach England, wo sie Aufnahme fanden und wo das, was sich als Besseres und Religiös-sittliches abklärte, sich im folgenden Jahrhundert als Baptis-

mus ausbildete. — Die Sache des Evangeliums aber, die durch jenen Auswuchs in ihrer Fortentwickelung schwer bedroht erschien, zog übrigens daraus den Gewinn, daß die schriftgemäße Lehre mit desto größerer Nüchternheit und Klarheit betrieben und gegen sectirerische Einflüsse gewahrt wurde.

5. Karl's V Zug gegen Tunis. Chaireddin's Vertreibung. Tunis spanisches Lehen. Erneuerter Krieg mit Frankreich. Franzens Einfall in Italien und offenes Bündniß mit den Türken. Erneuerung und Erweiterung des schmalkaldischen Bundes. Die schmalkaldischen Artikel. Die Wittenberger Concordie.

Während die Münster'sche Katastrophe einerseits den Gegensatz zwischen falschem und wahrem Protestantismus, anderseits die Unmacht der deutschen Reichsgewalt, die so lange Zeit brauchte, um eine einzige Stadt zur Ordnung zu bringen, in's Licht setzte, befand sich der Kaiser in Spanien und rüstete sich zu einem Zug gegen Tunis. Es hatte nämlich auf Antrieb des Sultans Soliman — der 1533 in einem Krieg gegen Persien Bagdad erobert hatte, — wohl nicht ohne Einverständniß mit Frankreich der Seeräuber Chaireddin (Haradin), genannt Barbarossa, der sich in Algier festgesetzt hatte, mit List auch Tunis seinem bisherigen Beherrscher Muley-Hassan entrissen, und beunruhigte von dort aus mit seinen Kaperschiffen das ganze Mittelmeer, wodurch natürlich der spanische und italienische Handel schwer beeinträchtigt wurde. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, zog der Kaiser mit der Begeisterung eines Kreuzfahrers an der Spitze eines Heeres von 26,000 M. (darunter sich 8000 deutsche Landsknechte befanden) aus, landete im Meerbusen von Tunis, erstürmte Goletta, besiegte das 50,000 M. starke Heer Chaireddin's und zog ohne Widerstand in der Stadt Tunis ein: denn in derselben hatten bereits, auf die Nachricht vom Verluste der Schlacht, die Christensclaven das Schloß genommen und den Chaireddin genöthigt, aus Tunis zu entfliehen, das alsdann vom kaiserlichen Heere geplündert wurde. Mehr noch, als über diesen Sieg, freute sich der Kaiser über das Glück, 22,000 Christensclaven der Freiheit wiedergeben zu können. Stadt und Land aber gab er als ein spanisches Lehen dem Muley-Hassan zurück und behielt nur Goletta als Waffenplatz. — Das that Karl V für die Christenheit, während der französische König mit den Türken im engsten Vernehmen stand und sie zu einem neuen Einbruch in Deutschland ermunterte, worin er die Protestanten durch erheuchelte Hinneigung zu ihren Grundsätzen, welche er doch im eigenen Lande mit Scheiterhaufen verfolgte, gegen den Kaiser zu hetzen suchte.

Schon handelte sich's zwischen dem Kaiser und dem Papste von einem ausgedehnteren Unternehmen gegen die Türken, insbesondere gegen Constantinopel, wohin sich Chaireddin gewendet hatte; allein die Verwickelungen des Kaisers mit Frankreich ließen es nicht dazu kommen. König Franz

suchte nämlich schon lange her seine verlorne Stellung in Italien wieder zu gewinnen und verlangte nach dem Tode Franzesco Sforza's nicht nur die Belehnung mit Mailand für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, für sich aber den einstweiligen Nießbrauch dieses Landes, sondern er machte auch auf den Grund von Familienpacten Ansprüche auf Savoyen, und da ihm nicht willfahrt wurde, ließ er durch ein französisches Heer unversehens Turin besetzen. Weil er nun durch keine Unterhandlungen zum Aufgeben dieser Stellung zu bringen war, so fiel der Kaiser — auf dessen Seite jetzt alle italienischen Mächte und von den übrigen europäischen diejenigen traten, welche bis dahin die Opposition gegen den Kaiser gebildet hatten — mit einem in Italien gesammelten Heere von 30,000 M. in Südfrankreich ein, während von den Niederlanden her ein anderes kaiserliches Heer auch in Nordfrankreich eindrang.

Franz aber ließ sich dadurch nicht bewegen, aus seiner gewonnenen Stellung zu weichen, sondern suchte bloß durch mehrere feste Lager die Rhone zu decken. Da indessen die Provençalen das platte Land wüste gelegt und alle Vorräthe vernichtet hatten, um dem Feind keinen Halt zu gewähren, so kam des Kaisers Heer durch Mangel und durch daraus entstehende Krankheiten in die mißlichste Lage. Vergeblich suchte sich der Kaiser durch einen raschen Angriff auf Marseille zu helfen, allein er mißlang, und so sah sich das kaiserliche Heer zum Rückzug aus Frankreich genöthigt. Dadurch in seiner Stellung noch mehr gesichert, bereitete Franz nicht nur einen Einfall in Flandern vor, sondern trat sogar in ein offenes Bündniß mit den Türken — er, der „allerchristlichste König" mit den Todfeinden des Christennamens! —, und sagte sich damit gleichsam von der bis dahin behaupteten religiös-politisch-militärischen Einheit der lateinischen Christenheit los, — was damals noch allgemein für eine große Schmach galt, zumal es eine katholische Macht war, welche diesen verhängnißvollen Schritt that.

Obgleich sich der schmalkaldische Bund an Frankreich und England einen Halt gegeben hatte, und Franz darauf ausgieng, ihn zu seinen eigensüchtigen Absichten zu benützen, so kam doch keinem der Bundesglieder der Gedanke bei, die Einheit des Reichs zu zertrümmern und der Würde des Kaisers zu nahe zu treten. Ihr einziges Bestreben gieng nur dahin, dem Kaiser „die rechtliche Anerkennung" ihrer Glaubens- und Lebensform abzugewinnen. Die Erreichung dieses Ziels schien ihnen daher vor Allem von dem Bestehen und der Fortbildung ihres Bundes abzuhängen. Denn ungeachtet des Nürnberger Friedens war ihre rechtliche Stellung noch sehr unsicher, und das Kammergericht fuhr fort, die schmalkaldischen Stände, besonders die nicht namentlich im Frieden eingeschlossenen, fiscalisch anzugreifen, — wozu noch die einzelnen Gewaltthätigkeiten kamen, die sich katholische Stände zur Wahrung ihrer Interessen gegen Übertretende gestatteten.

Um so mehr suchte sich der Bund zu erweitern, was zwar im Nürnberger Frieden „nicht verboten", aber freilich auch „nicht vorbehalten" worden war. Doch brachte es der Kurfürst Johann Friedrich bei Gelegenheit seiner Belehnung mit der Kur, die er im Nov. 1535 in Wien erhielt, beim König Ferdinand dahin, daß dieser in einer erneuerten Bestätigung des Nürnberger Friedens die namentliche Aufführung der in denselben Eingeschlossenen wegließ, was so viel sagen wollte, daß man der Erweiterung des Bundes kein Hinderniß in den Weg legen würde. (Durch diese Begünstigung wollten nämlich der Kaiser und König eine größere Annäherung der Protestanten an Frankreich verhindern, gegen das der Kaiser damals den obenerwähnten Zug in die Provençe vorhatte.) Als sich der Bund daher im Dez. 1535 auf weitere zehn Jahre erneuerte und die Bestimmung aufnahm, daß Jeder, der das Evangelium rein und öffentlich bekenne (sich folglich an das Augsburgische Bekenntniß halte) und den Frieden liebe, zur Aufnahme in den Bund gelangen könne, so traten ihm sogleich die beiden Herzöge von Pommern, der Herzog von Württemberg, ein Pfalzgraf von Zweibrücken-Veldenz, die drei Fürsten von Anhalt und die Städte Augsburg, Frankfurt, Kempten, Hamburg und Hannover bei, die alle an dem Bund eine Stütze suchten, so daß derselbe schon ein Heer von 10,000 M. Fußvolk und 2000 Reiter auf gemeinschaftliche Kosten unterhielt, und selbst die Könige von Frankreich und England die Bundesversammlung beschickten.

Im Gefühl des politischen Übergewichts gedachten die schmalkaldischen Bundesglieder das Concilium, zu dem der neue Papst Paul III geneigt schien, zurückzuweisen, weil sie dem Papst, als ihrem Gegner, keinen Einfluß auf dasselbe einräumen wollten, während Luther nicht einmal glaubte, daß es ihm Ernst mit einem Concilium sey. Als aber der Papst, vom Kaiser bestimmt, es wirklich und zwar nach Mantua ausschrieb, nahmen sie auf einer Versammlung zu Schmalkalden den päpstlichen Nuntius Vorstius mit unverholener Mißachtung auf, und besonders blieben Luther und Johann Friedrich fest auf der Ansicht, das Concil sey ein Heuchelwerk des Papstes, womit er die Protestanten verderben wolle, da derselbe in einer andern Bulle, welche die Reformation Roms und des päpstlichen Hofes beabsichtigte, die Ausrottung der lutherischen Ketzerei als Zweck des Conciliums angegeben hatte.

Daher erhielt der Reichsvicekanzler Held von den Bundeshäuptern einen förmlichen Weigerungsbescheid, worin sie sich gegen das vom Papst ausgeschriebene Concilium erklärten und ein freies, d. i. vom Papst unabhängiges Concil auf deutschem Reichsboden verlangten. Da jedoch der Papst auf seinem Standpuncte ein solches nicht gewähren konnte, so verschob er das Concilium auf eine günstigere Zeit.

In Bezug auf die von ihm beabsichtigte Reformation des römischen Hofs setzte er wirklich eine Commission von vier Cardinälen und fünf andern Prälaten nieder, die in

ihrem Bericht an den Papst die Mißbräuche des Papstthums klar erkannte und fast mit eben so großer Strenge rügte, als es die Protestanten gethan, aber die Lehre der römischen Kirche unberührt ließ.

Für den Fall eines Conciliums hatte Luther kurz vor der Zusammenkunft in Schmalkalden auf Ersuchen des Kurfürsten die sog. schmalkaldischen Artikel abgefaßt, die von dem Kurfürsten und allen evangelischen Ständen gebilligt und auch von den anwesenden Geistlichen mit unterschrieben und nachher zu den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche gerechnet wurden.

Diese in deutscher Sprache und mit rücksichtsloser Schärfe abgefaßten Artikel sprechen das Bekenntniß des damaligen Protestantismus im Gegensatz gegen die römische Lehre aus. Widerspruch erhob sich nicht, weil Luther selbst zugegen war und dazumal so sehr an Steinschmerzen litt, daß er dem Tode nahe kam (wie denn überhaupt von da an seine Kräfte mehr und mehr abnahmen.) Nur Melanchthon gab seine Unterschrift bedingt mit folgenden Worten: „Ich Philipp Melanchthon halte diese obgestalten Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Frieden und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig seyn möchten, seine Superiorität über die Bischöffe, die er sonst hat, jure humano (d. i. nach menschlichem Rechte) auch von uns zu lassen sey." — Deßhalb wurde Melanchthon heftig angegriffen und sogar des heimlichen Papismus verdächtig, obgleich er in einem Anhang zu jenen Artikeln ausdrücklich erklärte, er halte die drei Behauptungen des Papstes, daß er 1) seine Gewalt aus göttlichem Rechte habe, 2) daß er von Gott beide Schwerter empfangen habe (d. i. daß er auch das Recht habe, weltliche Reiche zu ordnen und daher Könige ab- und einzusetzen), 3) daß, wer dieses nicht glaube, seiner ewigen Seligkeit verlustig gehe, — für „falsch, ungöttlich, tyrannisch und der christlichen Kirche schädlich".

Vor dieser schmalkaldischen Zusammenkunft war durch Bucer's Bemühung auch eine förmliche Verständigung der oberländischen Städte (an deren Spitze Straßburg) mit den Lutherischen in der sog. Wittenberger Concordie, welche Melanchthon verfaßte, zu Stande gekommen, am 25. Mai 1536 von 18 Conventsgliedern unterschrieben und am 28. Mai dadurch besiegelt worden, daß Bucer und Capito in Wittenberg das h. Abendmahl zum Zeichen ihrer Übereinstimmung mit dem Augsburgischen Bekenntnisse empfiengen. Die in jenem Vergleiche vorgenommene allgemeine Fassung des Abendmahlsartikels aber lautete nämlich dahin, daß mit dem Brot und mit dem Wein der Leib und das Blut Christi wahrhaftig und wesentlich zugegen sey, dargereicht und von den Würdigen sowohl, als von den Unwürdigen empfangen werde, von den letztern aber zum Gericht. Selbst Luther war damit nicht unzufrieden, und als im folgenden Jahr (am 12. Nov. 1537) sieben schweizerische Städte: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Mühlhausen und Biel ihre Zustimmung zu jenem Vergleiche gaben, so schrieb er ihnen: „Ich bin erstlich deß höchlich erfreut, daß ich vernommen, wie es, hintangesetzt aller vorigen Schärfe und Verdachts, so wir mit Euern Predigern gehabt, Euer ganzer Ernst sey, die Concordie anzunehmen, und sie zu fördern beschlossen habt. Der Gott und Vater aller Einigkeit und Liebe wolle selbst solch gut angefangen Werk vollführen. — Und zuvor will ich ganz demüthiglich gebeten haben: wollet Euch zu mir versehen, als Einem, der es ja auch mit Herzen meint, und (daß), was zur Förderung der Concordie dient, so viel mir immer möglich, an mir nicht mangeln soll: das weiß Gott, den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme. Denn die Zwietracht weder mir, noch Jemand geholfen, sondern Vielen Schaden gebracht hat. — — In Betreff des Sacra-

ments) wir lassen's göttlicher Allmächtigkeit befohlen seyn, wie Sein Leib und Blut im Abendmahl uns gegeben werde. Wir bleiben einfältiglich bei Seinen Worten „das ist mein Leib". Doch wo wir hierinnen einander nicht gänzlich verständen, so sey das jetzt das Beste, daß wir gegeneinander freundlich seyen und (uns) immer das Beste zu einander versehen, bis das Glüm und trübe Wasser sich setze, — — wo wir nur die Herzen zusammensetzen und allen Unwillen fahren lassen. — Hiemit befehle ich Euch Alle dem Vater aller Barmherzigkeit und alles Trostes, der verleihe uns beiden Theilen seinen heiligen Geist, der unsere Herzen zusammenschmelze in christlicher Liebe und Anschlägen, allen Schaum und Rost menschlicher und teuflischer Bosheit und Verdacht ausfege zu Lob und Ehre Seinem heiligen Namen und zur Seligkeit vieler Seelen." — In ihrem Antwortschreiben verwahrten sich die Schweizer bloß, daß aus dieser unirten Abendmahlslehre nichts gefolgert werde, was der wahren Menschwerdung und Himmelfahrt Christi, seiner himmlischen Herrlichkeit, den christlichen Glaubensartikeln und der h. Schrift zuwiderlaufen möchte. Auch darauf antwortete Luther freundlich und beruhigend und schloß mit der Hoffnung, daß Gott zu fröhlicher Aufhebung aller Irrung helfen werde. — Damit war der Streit, der zehn Jahre lang mit so großer Heftigkeit geführt worden war, für diesmal beschwichtigt. Weil aber Melanchthon, den Schweizern zu Gefallen, in der Fassung der Augsburgischen Confession bei dem Abendmahlsartikel sich einige Weglassungen und Änderungen erlaubt hatte, (vgl. K. 8, 6.) so zog er sich bei dem strengern Theile seiner Glaubensgenossen bittern Verdruß zu und gab so dem alten Streite neue Nahrung.

6. Der katholische Gegenbund. Der Frankfurter Anstand. Die Reformation im Besitz von fast ganz Norddeutschland. Versuche des Kaisers zur Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten: das Regensburger Religionsgespräch. Verlängerung des Religionsfriedens.

Obgleich dem Kaiser so viel daran lag, die Protestanten zu befriedigen, nahm doch sein Vicekanzler Held, ein ehrgeiziger, gegen die Protestanten mit Bitterkeit erfüllter Mann, auf jene Zusage des Kaisers und Königs in Betreff der Einstellung der Kammerprozesse keine Rücksicht, sondern nannte vor den versammelten Schmalkaldnern das kammergerichtliche Verfahren ein „gerechtes" und wollte auch die Aufnahme neuer Glieder nicht zulassen. Erschreckt, daß man ihnen hiemit gleichsam den Frieden aufkündige, nahmen sie wieder eine drohendere Haltung an, worauf der Vicekanzler, von einem katholischen Hofe zum andern eilend, unter den eifrigsten Anhängern Rom's ein Gegenbündniß zu Stande brachte, das zu Nürnberg 1538 unter dem Namen „Christliche Einigung", auch heiliger Bund genannt, geschlossen wurde und, als ein Nachbild des schmalkaldischen, eine ähnliche Verfassung und den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Herzog Ludwig von Bayern zu Bundeshäuptern hatte. Doch umfaßte dieser Bund nicht alle katholischen Reichsstände, und der Kurfürst von Mainz konnte nicht einmal sein Kapitel zum Beitritt bringen. Da dieser Bund sich's ausdrücklich vorsetzte, die kammergerichtlichen Urtheile gegen die Protestanten zu vollstrecken und sich dabei nur an die enge Bestimmung des Nürnberger Friedens halten zu wollen, so lag die Gefahr eines Zusammenstoßes beider Theile ganz nahe.

Zwar hatte der Kaiser in diesem Augenblicke die Protestanten in

Betreff Frankreichs nicht mehr zu fürchten, da er unter Vermittelung des Papstes, der eine Vereinigung gegen die sich wieder regenden Türken erzielen wollte, mit dem Könige Franz I einen Waffenstillstand zu Nizza geschlossen und zu Aigues Mortes eine persönliche Zusammenkunft gehabt hatte. Allein weil er eben eine Empörung in Gent unterdrücken wollte, vorzüglich aber weil er zur Abwehr der Türken, deren Flotte unter Chaireddin die Seinen unter Doria bei Santa Maura (1538) zum Weichen gebracht hatte, des Beistands der Protestanten bedürftig war, so bewilligte der Kaiser in dem sogenannten Frankfurter Anstand 1539 allen Bekennern der Augsburgischen Confession die Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse auf anderthalb Jahre, bestätigte jedoch, auf die Gegenvorstellungen des Papstes, auch den katholischen Bund, ja trat selbst dazu, wiewohl mit Ausnahme seiner Niederlande. Doch gab er den Protestanten noch die Aussicht auf eine „löbliche christliche Einigung", über welche im folgenden Jahre von Männern der Gottesfurcht und Friedensliebe solle verhandelt werden. Und so stand der schmalkaldische Bund gegen den katholischen Bund in entschiedenem Vortheil und das Vertrauen auf die protestantische Sache wuchs dadurch in Deutschland merklich.

Da nun auch schon 1535 der eifrig-katholische Kurfürst Joachim von Brandenburg gestorben war, sein Sohn und Nachfolger Joachim II aber der Reformation beitrat; — da ferner seinem Beispiele alle Fürsten aus dem brandenburgischen Hause folgten, mit Ausnahme des Kur-Erzbischoffs Albrecht von Mainz, der aber den Landständen und Städten in seinen Bisthumssprengeln Magdeburg und Halberstadt gegen Bezahlung seiner Schulden Religionsfreiheit gab, und seine Residenz aus Halle, das sich gleich durch Justus Jonas die lutherische Kircheneinrichtung gab, nach Mainz verlegte; endlich da Herzog Heinrich von Sachsen-Freiberg zum Verdruß seines Bruders, des Herzogs Georg, dieses ältesten Protestantengegners, sich für die Reformation erklärte und nach Georg's Tode, 1539, als Erbe desselben, mit Luther's persönlichem Beistande in Leipzig und Dresden die Reformation ein- und durchführte: — so war beinahe das ganze nördliche Deutschland im Besitz des Protestantismus. Und da zu allen diesen Glücksfällen noch der Tod eines andern Protestantenfeindes, des Vicekanzlers Held, hinzukam und nun der friedlichere, mit der größern Weltpolitik vollauf beschäftigte Granvella das kaiserliche Reichssiegel bekam: so hatte der Protestantismus die günstigsten Aussichten, also daß die in Bezug auf Deutschland stets schwankende Politik des Kaisers wieder einen Halt in der Hoffnung suchte, auf gütlichem Wege zur Aussöhnung der getrennten Theile zu kommen, an der ihm um so mehr lag, als der bevorstehende Beitritt von Cleve-Geldern zum schmalkaldischen Bunde seinen Niederlanden gefährlich zu werden schien.

Geldern war früherhin ein burgundisches Besitzthum und gerne hätte es der Kaiser wieder an seine Niederlande gebracht. Der Herzog Karl von Geldern aber, der kinderlos war, vermachte es lieber an Frankreich, das sich schon in den Besitz des Landes setzen wollte. Die geldrischen Stände aber schloßen mit dem Herzog Johann von Cleve, der die nächsten Ansprüche auf ihr Land hatte, einen Vertrag, wornach dessen Sohn Wilhelm Herr von Zütphen und Geldern wurde. Als sodann Johann starb und Herzog Wilhelm auch Cleve erbte, und dieser nun, das ganze Gebiet von der Werra bis zur Maas und auf beiden Seiten des Rheins von Köln bis gen Utrecht beherrschend, einer der mächtigsten Reichsfürsten wurde, so konnte dem Kaiser diese Vereinigung von Cleve und Geldern um so weniger gleichgültig seyn, da Herzog Wilhelm, als Schwager des Kurfürsten von Sachsen, sich zur Reformation neigte und sonach der Kaiser daraus nicht ohne Grund eine Gefahr für seine Niederlande sah.

Weil nun der Papst jetzt um so weniger zu einer neuen Ausschreibung des Concils zu bringen war, so wollte der Kaiser für sich den Versuch machen, die allen seinen politischen Plänen hinderliche religiöse Trennung zu heben und eine Wiedervereinigung durch Religionsgespräche herbeiführen, wozu er die angesehensten Theologen beider Theile einlud. Es kam auch wirklich zuerst in Speyer, dann in Hagenau, nachher in Worms (1540) zu dergleichen theologischen Unterhandlungen; sie wurden aber jedesmal bald nach ihrem Beginn wieder abgebrochen, bis endlich (bei Gelegenheit des Regensburger Reichstags von 1541) ein Religionsgespräch zu Stande kam, das unter dem Vorsitze des kaiserlichen Abgeordneten Friedrich von der Pfalz und unter der Leitung des päpstlichen Legaten Contarini und des kaiserlichen Kanzlers Granvella — protestantischerseits von Melanchthon, Pistorius und Bucer, katholischerseits von Eck, Pfug und Gropper gepflogen wurde und bei Vielen in Deutschland große Erwartungen erregte.

Der Cardinallegat Contarini war einer von den 50 bis 60 ausgezeichneten Männern in Italien, die in Folge der Rückwirkung der Reformation noch unter Leo X eine Gesellschaft unter dem Namen „Oratorium der Liebe" gestiftet hatten, um, gestützt auf die augustinische Rechtfertigungslehre, eine Reinigung der Kirche auch in Betreff der Heilslehre anzustreben. Er leitete die Verhandlungen des Regensburger Gesprächs mit unverkennbarem Wahrheitssinn, und alle nach einer wirklichen Verbesserung der römischen Kirche Verlangenden hofften durch ihn zu einer gemeinsamen Verständigung zu kommen. Anderseits war es vorzüglich Bucer, der den Gedanken einer solchen Vermittelung auf's eifrigste betrieb und zu diesem Zweck eine Schrift (jedoch ohne seinen Namen) verfaßt hatte, welche mit einigen von Gropper u. A. vorgeschlagenen Änderungen den Verhandlungen zum Grund gelegt wurde.

Schon hatte man sich über vier strittige Hauptartikel des christlichen Glaubens (über die Begriffe von Willensfreiheit, Erbsünde, Rechtfertigung und Kirche) in gegenseitiger Annäherung vereinigt, als der Begriff des Altarsacraments, worin die Katholiken nicht wichen, ein Hinderniß des Weitergehens wurde. Indeß wollte man wenigstens die verglichenen Artikel festhalten und selbst die Reichsstände in ihrer Mehrheit (katholische, wie protestantische) wollten sie annehmen; — allein weder Luther, an den deßhalb eine Deputation mit zwei Fürsten an der Spitze geschickt wurde,

noch der Papst bestätigten das Verhandelte: Luther aus Besorgniß, die römische Kirche möchte durch scheinbares Nachgeben die Protestanten fangen und nachher wieder unter das Joch ihrer Satzungen bringen wollen; der Papst aus Besorgniß, es möchte die päpstliche Gewalt darunter leiden und zugleich durch eine Wiedervereinigung Deutschlands die Stellung des in Italien ohnedieß so mächtigen Kaisers für Rom noch gefährlicher werden.

Somit scheiterte dieser Vereinigungsversuch gänzlich und beide Theile traten sich wieder schroff gegenüber.

Bei diesen Colloquien mit den Katholiken (davon noch eines 1546 zu Stande kam, aber auch vergeblich ablief) wurde zwar das Augsburgische Glaubensbekenntniß, aber nicht in seiner ursprünglichen, sondern in seiner von Melanchthon veränderten Gestalt zum Grunde gelegt. Derselbe hatte nämlich 1540 die Augustana ausführlicher bearbeitet, und um die Häupter der Reformirten zu gewinnen, hauptsächlich den 10. Artikel, welcher vom h. Abendmahl handelt, durch eine weniger bestimmte Fassung verändert: daher man sie die Variata nennt. Er hat zwar damit die ursprüngliche Bekenntnißschrift nicht ungültig machen wollen; doch erinnerte Luther selbst ihn daran, daß ja die Augustana nicht sein (Melanchthon's), sondern der Kirche Bekenntniß sei. Die Variata wurde die Ursache eines heftigen und langandauernden Streites. Doch wurde sie in der Folge in einigen deutschen Landeskirchen auf längere oder kürzere Zeit kirchengebräuchlich.

Obwohl nun der Kurfürst von Mainz und die Herzöge von Bayern, welche ohnedieß mit den obgenannten Vergleichsartikeln nicht einverstanden waren, gegen die Protestanten den Kaiser zu einem Krieg und den Papst zu einem Kreuzzug aufforderten, so fiel doch der Reichsabschied unerwartet milde aus: die Religionsverhandlungen wurden auf ein Concilium verwiesen; der Nürnberger Religionsfriede wieder anerkannt und „erstreckt", und die kammergerichtlichen Prozesse gegen die Protestanten stille gestellt.

Der Kaiser suchte sich diese auch noch dadurch zu verbinden, daß er, jedoch ohne Mitverbindlichkeit der Stände, in einer besondern Declaration das Zugeständniß machte, daß die Beisitzer des Reichskammergerichts nicht mehr auf den augsburger Reichstagsabschied verpflichtet werden sollten und auch Bekenner der augsburgischen Confession zu Beisitzern vorgeschlagen und nicht zurückgewiesen werden dürften; ferner daß Stifter und Klöster „zu christlicher Reformation" angehalten, endlich daß auch protestantische Geistliche ihrer Renten nicht entsetzt werden dürften. — An demselben Tage aber, da er diese Declaration unterschrieb, hielt er auch mit der katholischen Majorität eine Separatsitzung, worin der nürnberger Bund erneuert und der Papst in denselben aufgenommen wurde. Auf diese Weise hoffte er, die Hülfe beider Parteien gewinnen und vor der Hand einen gewaltsamen Zusammenstoß beider verhüten zu können.

Um insbesondere den Eintritt Cleve's in den schmalkaldischen Bund zu verhindern, suchte er den Landgrafen Philipp und den Kurfürsten Joachim durch besondere religiöse Zugeständnisse zu verpflichten, sich jener Aufnahme, sowie auch jeder Vereinigung mit Frankreich zu widersetzen. Doch nur der erstere ließ sich gewinnen, der Kurfürst Joachim gab bloß das Gelöbniß, nicht zum schmalkaldischen Bunde zu treten.

Der Landgraf erhielt vom Kaiser die Zusicherung, weder überhaupt um der Religion willen, noch auch wegen seiner frühern gegen das Haus Österreich gerichteten Unter-

nehmungen etwas befahren zu dürfen; Joachim erhielt das Versprechen, bei der in Brandenburg neu eingeführten Kirchenordnung bis zum künftigen Landtag ungefährdet bleiben zu dürfen.

7. Karl's V verunglückter Zug nach Algier. Beginn des vierten französischen Kriegs. Franz im Bund mit Cleve, Dänemark und der Türkei. Vertreibung Heinrich's von Braunschweig durch den schmalkaldischen Bund. Uneinigkeit der Bundesglieder (die Wurzener Fehde). Strafzug des Kaisers gegen Cleve. Einwilligung der Schmalkaldner in die Reichshülfe gegen Frankreich und die Türken. Karl's Zug nach Frankreich. Der Friede zu Crespy.

Schon vor diesen Reichsverhandlungen hatte der Kaiser einen neuen afrikanischen Kriegszug, und zwar gegen Algier, das seit der Eroberung von Tunis der türkische Statthalter Hassan Aga (ein Gefährte Chaireddin's) zum Sitz des türkischen Seeräuberwesens gemacht hatte, vorbereitet, um die Bewohner der spanischen und italienischen Küsten von dieser grausamen Plage zu befreien. Vergebens warnte der seekundige Admiral Doria vor einem Seeunternehmen in so später Jahrszeit; Karl's Eifer ließ sich nicht abhalten: er schiffte sich mit 22,000 Mann ein und erreichte am 24. Oct. 1541 glücklich die afrikanische Küste. Allein schon in der zweiten Nacht nach der Landung brach ein so heftiger Herbststurm mit unaufhörlichen Regenströmen los, daß die ohne Zelt unter freiem Himmel lagernden Truppen kaum Fuß fassen und der größte Theil der Schiffe theils zerstreut, theils zerstört wurde, so daß am Morgen der Strand voll Schiffstrümmer und Leichen lag. Zu gleicher Zeit machten die Türken einen Ausfall aus der Stadt, der bei dem erschwerten Gebrauch des Geschützes nur mit Noth zurückgetrieben wurde.

Die traurige Verfassung des Heers und der Mangel an Vorräthen nöthigte zum Rückzug und zum völligen Aufgeben des Unternehmens. Unter unausgesetzten Angriffen und unter Entbehrungen aller Art, an denen aber der Kaiser mit dem standhaftesten Muthe Theil nahm, zog das Heer drei Tage lang an den Küsten hin bis zum Vorgebirg Metafuz, wo sich die zerstreuten Schiffe gesammelt hatten. Kaum waren die Schiffe bestiegen, als ein abermaliger Sturm sie wieder zerstreute, bis der Kaiser nach vielen Gefahren, zu Cartagena Spanien wieder betrat.

Über dieses Unglück des Kaisers freuten sich die Franzosen und die Türken gleichermaßen. Soliman war unterdessen wieder in Ungarn eingefallen, wo der König-Woywode Zapolya in einem Kampf gegen aufrührerische Große in Siebenbürgen gefallen war. Einem zwischen Zapolya und Ferdinand geschlossenen Vertrage gemäß, nach welchem Ungarn, im Fall der Eine stürbe, an den Andern fallen solle, gedachte sich Ferdinand nun endlich in den Besitz des Landes setzen zu können; aber dem Zapolya war kurz vor seinem Tode ein Söhnlein geboren worden, in dessen Namen eine Magnatenpartei die Landesregierung fortführen

wollte. Ferdinand's schwaches Heer unterlag vor Ofen und die Stadt fiel in die Hände des Sultans, welcher der Wittwe und dem Sohne Zapolya's nur die Woywodschaft von Siebenbürgen beließ, Ungarn aber förmlich zur türkischen Provinz machte und von dort aus Deutschland wieder bedrohte. Mit Mühe brachte König Ferdinand auf dem Reichstag zu Speyer 1542 eine geringe, noch dazu schlecht ausgestattete Türkenhülfe auf, aber ihre Anstrengungen scheiterten vor Pesth.

Anderseits hatte König Franz unterdessen seine Ansprüche auf Mailand, das der Kaiser seinem eigenen Sohne Philipp verlieh, wieder hervorgeholt, sich mit dem Herzog von Cleve, mit den Dänen und mit den Türken verbündet, und indem er die zufällige Ermordung zweier französischer Geschäftsträger in Italien zum Vorwand nahm, begann er jetzt seinen vierten Krieg gegen den Kaiser durch einen Einfall in Spanien und in die Niederlande, indeß dänische Schiffe die niederländischen Küsten beunruhigten und ein französisches Heer bei Marseille die türkische Flotte zu einem Hauptangriff auf Nizza erwartete.

Da eilte der Kaiser, nachdem er in Spanien seinem Sohne Philipp die Regentschaft zugewendet hatte, nach Italien, um in dem bevorstehenden Kampfe den Papst für sich zu gewinnen; weil dieser aber neutral bleiben wollte, so sah sich Karl genöthigt, bei seinen kirchlichen Gegnern, dem König von England und bei dem schmalkaldischen Bunde Hilfe zu suchen, obgleich der letztere kurz zuvor den Herzog Heinrich von Braunschweig aus seinem Lande vertrieben und sich förmlich vom Reichskammergericht losgesagt hatte.

Herzog Heinrich hatte nämlich die zum schmalkaldischen Bund haltende Stadt Goslar, mit der er schon lange wegen eines Bergwerks haderte, und welche einige Klöster in ihrer Nähe niedergerissen hatte, damit er dieselben nicht zu Angriffsplätzen gegen sie gebrauchen könnte, beim Reichskammergericht verklagt und dieses hatte die Stadt in die Acht gethan. Obgleich der Kaiser, aus Rücksicht auf den Bund, die Acht suspendirte, so bekümmerte sich doch Heinrich — ein auch im Übrigen launenhaft-willkührlicher, faustrechtlich gesinnter Fürst — nichts um die kaiserliche Suspension, sondern beschloß auf eigene Faust die Acht an Goslar zu vollstrecken. Daher gab der Bund dem Landgrafen Philipp von Hessen den Auftrag, der Stadt Beistand zu leisten. (Die schon länger her bestandene, in häßlichen Schmähschriften sich kundgebende Feindschaft zwischen diesen beiden Fürsten war zuletzt noch dadurch verschärft worden, daß Landgraf Philipp (den, ungeachtet seines protestantischen Eifers, die Kraft des Evangeliums bei weitem nicht so durchdrungen hatte, wie den Kurfürsten Johann Friedrich) sich von seiner Gemahlin, einer dem Herzog Heinrich verwandten Prinzessin, wegen leiblicher Gebrechen und unangenehmer Gewohnheiten trennte und mit ihrer Einwilligung eine — zweite Ehe mit einem Hoffräulein seiner Schwester, Margaretha von Saale, eingieng. Zwar hatten ihn Luther und Melanchthon, mit deren Zustimmung er sein Gewissen beschwichtigen wollte, ernstlich von dieser Doppelehe abgemahnt, aber doch zuletzt seinem ungestümen Andringen in der Besorgniß, er würde sonst in beständigem Ehebruch leben, unter der Bedingung nachgegeben, daß diese Ehe ein Geheimniß bleiben müsse! Allein die Sache kam bald heraus und brachte dem Landgrafen, den Reformatoren und dem Evangelium große Schmach!) — Als der

Landgraf mit einer Bundes-Macht von 20000 M. im Felde erschien, gab Herzog Heinrich jeden Widerstand auf und flüchtete sich nach Bayern, um dort und beim Reiche Hülfe zu suchen, während der Landgraf das ganze Braunschweiger Land sammt dem festen Wolfenbüttel einnahm und in dieser Stadt die erste evangelische Predigt halten ließ (im Aug. 1542). Herzog Heinrich erhielt, anstatt der Hülfe, von des Kaisers Räthen Vorwürfe; König Ferdinand gewährte vielmehr den Protestanten Sicherheit, und auch der Kaiser unterließ jedes Vorschreiten gegen sie, um ihren Beistand zum Kriege gegen Frankreich zu gewinnen.

Das machte noch vielen Städten und Ständen Muth, die Reformation anzunehmen. Am 13. Oct. 1542 gab der Rath der Stadt Regensburg, ungeachtet des heftigsten Widerspruchs der Herzöge von Bayern, seinem Gemeinwesen eine evangelische Einrichtung. — Nachdem schon früher die Oberpfalz, gemäß dem Landtagsabschied, zu Amberg in der Annahme evangelischer Predigt vorangegangen war, reformirte nun auch Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg (durch Osiander) sein Land (die sog. junge Pfalz) und trat zum schmalkaldischen Bunde. — Am 26. Juli 1543 legte der Erzbischoff von Köln (Hermann von Wied), der schon länger her seinen Übertritt beschlossen hatte, einen von Melanchthon verfaßten Entwurf über die Anstellung einer christlichen Reformation" seinen Ständen vor, von denen die weltlichen ganz damit einverstanden waren; die Kölner Universität aber und sein Domkapitel erklärten sich beide in so heftigen Ausdrücken dagegen, daß Melanchthon in seiner musterhaften Antwort darauf sagte: „Was sollen Schmähungen bewirken? solche unwürdige Mittel müssen den Unwillen aller würdigen Männer erregen!" Indeß hinderte dieser Widerspruch des Kapitels den Erzbischoff nicht, an mehrern Orten seines Sprengels protestantisch predigen zu lassen und selbst zwei protestantische Hofprediger anzunehmen. Und als nachher der Kaiser ihn deßhalb auf's strengste bedrohte, hielt der alte Mann, dem das Evangelium Sache des Herzens geworden war, lange so standhaft aus, daß der schmalkaldische Bund ihm die Hülfe, die er bei ihm suchte, zu gewähren versprach (1545). — Auch der Fürst-Bischoff von Münster, Osnabrück und Minden (derselbe, der in Münster den wiedertäuferischen Unfug unterdrückt hatte) erklärte sich nunmehr für die Reformation und suchte um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund nach. Weil es ihm aber zur Bedingung gemacht wurde, erst mit seinen Ständen und dem Domkapitel darüber zu verhandeln, und diese standhaft ihre Einstimmung verweigerten, so kam es dort nicht zur Reformation. — Selbst in der Reichsstadt Metz regte sich der Reformgeist.

Die Schmalkaldner hätten sich damals mit der Macht, die sie im Felde hatten, die vollste Gewährung eines gesetzlichen Friedensstandes erzwingen können, aber dazu fehlte beiden Bundeshäuptern die Entschlossenheit. Ihr Schwanken und theilweises Zurücknehmen der Protestation gegen das Kammergericht, so wie ihre innerliche Uneinigkeit benahm daher den Gegnern alle Furcht.

Die Uneinigkeit unter den schmalkaldischen Bundesgliedern zeigte sich nicht nur in den heimlichen Verpflichtungen, welche Landgraf Philipp und Kurfürst Joachim (K. 8, 6. a. E.) gegen den Kaiser in Beziehung auf Cleve eingegangen hatten, wodurch die Kraft des Bundes gelähmt wurde, sondern auch in dem offenen Streit zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem jungen Herzog Moritz von Sachsen, der 1541 seinem Vater Heinrich in der Regierung gefolgt und ein Schwiegersohn des Landgrafen Philipp war. Denn als der Kurfürst (welchem Moritz gewissermaßen den ungetheilten Besitz seines Landes verdankte, das der alte Heinrich unter seine beiden Söhne hatte vertheilen wollen) in dem meißnischen Städtchen Wurzen ein ihm mit Moritz gemeinschaftlich darin zustehendes Recht ausüben wollte und Moritz der sich

weigernden Stadt beistand, so begann Johann Friedrich die Wurzener Fehde, welche zwar auf Luther's kräftige Friedensermahnung durch den Vergleich von Grimma beigelegt wurde, aber eine bleibende Spannung zwischen diesen beiden Fürsten zurückließ, welche sich dadurch verstärkte, daß sich Moritz aus dem schmalkaldischen Bunde, gegen den er gleich von Anfang an eine große Kälte bewiesen hatte, ganz zurückzog und an den Kaiser anschloß, von dem er sich mehr Vortheil versprach.

Da somit der Kaiser in diesem Augenblick vom Bunde nichts zu befahren und darum freie Hand hatte, zog er von Italien aus mit einem meist aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere von 35000 M. Fußvolk und 8000 Reitern im August des Jahres 1543 (um dieselbe Zeit, da Solimar Gran und die französisch-türkische Flotte Nizza eroberte) den Unterrhein hinab, um zunächst den mit Frankreich verbundenen Herzog von Cleve zu strafen. König Franz ließ den Herzog im Stich und so unterlag dieser übel berathene junge Fürst schon nach wenigen Tagen durch den Fall seiner für unbezwinglich gehaltenen Hauptfestung Düren. Er mußte dem Kaiser im Lager zu Venlo Abbitte thun, auf Geldern und Zütphen verzichten, der Verbindung mit Frankreich und Dänemark entsagen und die Reformation in seinem Lande wieder abstellen. Als seine Mutter Maria, eine hochgesinnte Frau, diese Bedingungen erfuhr, starb sie vor Kummer. — Auch der Stadt Metz befahl der Kaiser, den protestantischen Gottesdienst dort aufzuheben und keine Form der Neulehre ferner zu dulden.

Da die Schmalkaldner dem Kaiser bei dieser Execution durch ihre Entferntthaltung so wesentlich gedient hatten, so suchte er nun auch ihren Beistand zu seinen weitern Unternehmungen zu gewinnen. Weil sie aus Mittheilungen seines Vicekanzlers die Aussicht schöpften, des Kaisers Spannung mit dem Papste werde die protestantische Sache fördern, so kamen sie seinem Wunsche mit Vertrauen entgegen und bewilligten ihm auf dem Reichstag zu Speyer 1544 eine ansehnliche Reichshülfe zur Verwendung sowohl gegen Frankreich, dessen König wegen seines unchristlichen Bündnisses mit den Türken gestraft werden müsse, als auch gegen den Sultan, gegen den sich der Kaiser gleich nach dem französischen Krieg zu wenden gedachte. Dafür erhielten sie im Reichsabschied die wiederholte Bewilligung der Prozeßsuspension, ja die Aussicht auf Rechtsgleichheit am Kammergericht (in Betreff der Gesetze und Richter), so wie auf ein gemeines, freies, christliches Concilium, neben anderen — die Anerkennung der Landeskirchen betreffenden Begünstigungen und sonstigen Gnadenerweisungen.

Selbst über die Vertreibung des Herzogs von Braunschweig drückte der Kaiser ein Auge zu, noch dazu da ihm die Schmalkaldner das braunschweigische Gebiet gegen das Zugeständniß, die darin vorgenommene Reformation zu belassen, in Sequester überließen. Doch unterblieb diese Sequestration, als der Herzog Heinrich im J. 1545 mit französischem Gelde einen Versuch machte, sich mit den Waffen wieder seines Landes

zu bemächtigen, wobei er vergeblich Wolfenbüttel belagerte und vom Landgrafen bei Nordheim geschlagen und gefangen nach Ziegenhain in Verwahrung gebracht wurde.

So standen denn zu keiner Zeit die Angelegenheiten der Protestanten besser, zumal auch ihre Häupter ihre bisherigen Zerwürfnisse so ziemlich unter sich ausgeglichen hatten.

Nach den bemessensten Vorbereitungen, namentlich in Betreff der Lebensmittel, (denn König Franz hatte geäußert, daß er seinen Gegner weniger durch Waffen, als durch Hunger bekämpfen werde) rückte der Kaiser, nach der Eroberung von Luxemburg, mit einem größtentheils aus Deutschen bestehenden Heere von 32000 M. Fußvolk und 6000 Reitern in Frankreich ein, während der König Heinrich von England bei Calais landete und Boulogne belagerte, das er späterhin auch eroberte. Mit Vorsicht nahm der Kaiser erst die ihm im Wege liegenden festen Plätze weg, wendete sich dann gegen Chalons und zog unvermuthet die Marne abwärts gerade auf Paris los, so daß König Franz eilte, seine Hauptstadt zu erreichen, um sie zu schützen; denn seit seiner Niederlage bei Pavia vermied er grundsätzlich jede offene Feldschlacht. Schon früher hatte Franz Unterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft: jetzt da dieser schon bis Soissons vorgedrungen war, beeilte er sich, Frieden zu schließen, der auch wirklich den 14. Sept. 1544 zu Crespy zu Stande kam. In demselben gab Franz seine Ansprüche an Mailand mit Inbegriff von Piemont auf und verzichtete für sich und seine Erben auf Neapel, so wie auf die Oberherrlichkeit über des Kaisers burgundische Erblande (Flandern und Artois); der Kaiser stellte ebenfalls seine Eroberungen zurück und verzichtete auf das ältere Burgund; beide aber vereinigten sich nicht nur wider die Türken, sondern gelobten sich auch Unterstützung zur Herstellung des alten Glaubens.

Mailand sollte zwar der junge Herzog von Orleans, des Königs zweiter Sohn „als ein neues Leben, nicht als ein Erbgut des Hauses Orleans" erhalten, Stadt und Festung aber nebst Cremona in des Kaisers Hand bleiben, und alle Festungsbefehlshaber dieses Landes sollten dem deutschen Reiche den Eid der Treue leisten. Zur Befestigung dieses Vertrags sollte sich der Prinz mit des Kaisers ältester Tochter Marie vermählen; — für den Fall aber, daß er die Vermählung mit König Ferdinand's zweiter Tochter Anna verzöge, sollte er anstatt Mailands die Niederlande als Mitgabe erhalten. Aber schon nach einem Jahre starb der Prinz, und Franzens Kraft war zu erschöpft, um einen neuen Krieg zur Erwerbung jener Länder zu beginnen.

8. Berufung des Conciliums nach Trient. Weigerung der Protestanten. Des Kaisers geheimer Bund mit dem Papst und geheimer Vertrag mit Moritz von Sachsen. Kriegsanzeichen. Luther's letzte Lebensjahre und Tod.

Da der Kaiser von Seiten Frankreichs nichts mehr zu befürchten hatte und er daher bei der zunehmenden Lockerung des schmalkaldischen Bundes seinen Bemühungen für die Einigung des Reiches mehr Nachdruck geben konnte, so war der Friede von Crespy für Deutschland ein folgenreiches Ereigniß. Dieß erkannte der Papst, der aus einer solchen

Einigung die Verstärkung der kaiserlichen Macht befürchtete, gar wohl und beschwerte sich, daß man ihn weder bei den Bestimmungen des Reichsabschieds, der den „Abtrünnigen" so große Zugeständnisse machte, noch bei den Friedensverhandlungen mit Frankreich zugezogen habe. Schon im J. 1542 hatte er ein Concilium nach Trient (einer Stadt in Tyrol, die noch als reichsangehörig galt) ausgeschrieben, es aber aus Mangel an Theilnahme bald wieder suspendirt. Jetzt da der Kaiser die Protestanten in der Hoffnung, sie würden sich einem Concilium fügen, ungeachtet seiner stärker gewordenen Stellung, noch immer so rücksichtsvoll behandelte, schrieb Paul III die Wiedereröffnung des Trienter Concils auf den 13. März 1545 aus, um noch vor einem neuen Reichsabschied die gänzliche Verwerfung des Protestantismus zu erzielen.

Der Kaiser seinerseits war mit der Berufung des Concils zufrieden, in der Hoffnung, durch die Theilnahme der Protestanten daran einen vorherrschenden Einfluß auf das Concil zu gewinnen und eine Reform des Papstthums durchzuführen. Allein die Protestanten weigerten sich, es zu beschicken, theils weil nicht einmal eine Einladung oder Anzeige an sie ergangen war, theils weil es kein freies wäre, indem der Papst als Partei und Richter zugleich erscheine, (zumal das Concilium anfangs mit lauter ausländischen Theologen besetzt war,) und bestanden auf einem Concilium deutscher Nation.

Da folglich diese Weigerung die ganze Politik des Kaisers durchkreuzte, beschloß er, so wenig er selbst mit der Zusammensetzung des Concils zufrieden war, die Protestanten zur Unterwerfung unter dasselbe zu nöthigen. Zu dem Ende gab er alle seine Pläne gegen die Türken auf und schloß mit ihnen einen anderthalbjährigen Waffenstillstand, welchen diese, weil sie gerade selbst durch innere Parteiungen untereinander entzweit waren, gegen die Verzichtleistung auf Ungarn (mit Ausnahme der Gränzplätze) und gegen Erlegung eines Tributs von 10,000 Ducaten annahmen. Und da auch Frankreich und England wegen der Herausgabe von Boulogne noch miteinander im Krieg lagen, auch Dänemark nichts unternehmen konnte, — der Kaiser also die Hülfe der Protestanten nicht mehr bedurfte: so fieng er an, sich wieder dem Papste zu nähern, und dieser versäumte nichts, durch Versprechung von Mannschaft und Geld einen endlichen Bruch zwischen dem Kaiser und den Protestanten herbeizuführen.

In einem längerher unterhandelten geheimen Vertrag, den jedoch der Kaiser erst am 26. Juni 1546 unterschrieb, verpflichtete dieser sich, nicht nur keinen Vertrag mehr mit dem schmalkaldischen Bund ohne päpstliche Zustimmung einzugehen, sondern auch denselben, sowie überhaupt alle Protestanten mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen den heil. Stuhl zurückzubringen. Dagegen versprach der Papst zu diesem Kriege 200,000 Kronen (Scudi) zu erlegen und 12,000 Mann zu Fuß mit 500 Reitern auf die Dauer des Kriegs und noch auf 6 Monate weiter zu unterhalten, und erlaubte noch dem Kaiser zu diesem Zwecke die halbe Einnahme der Kirche in Spanien

und 500,000 Kronen aus dem Erlös der Klostergüter zu verwenden. — Um seine Pläne gegen die Protestanten möglichst zu verdecken, suchte der Kaiser durch ein neues Religionsgespräch zu Worms auf den Grund der schon 1541 vertragenen Artikel eine Einigung zu Stande zu bringen; da er aber drei der strengst-katholischen Eiferer (darunter den Cochläus; Eck war kurz vorher gestorben) als Collocutoren aufstellte, mit denen selbst ein Bucer nicht zurecht kommen konnte, auch die Verhandlungen durch Eidesabnahme als geheime betrieben wurden, so brachen die Protestanten bald ab.

Vorsichtig suchte der Kaiser, während er die Protestanten über seine bereits begonnenen Kriegsrüstungen durch falschen Vorwand sicher machte, sich überall — selbst mit Opfern — Verbündete zu verschaffen und erhielt sie sogar auch mitten aus den protestantischen Ständen selbst.

Unter den katholischen Fürsten gewann er die Herzöge von Bayern durch die Aussicht auf die pfälzische Kurwürde und (mittels einer Vermählung des Herzogs Wilhelm mit Ferdinand's ältester Tochter) auf die Nachfolge in Böhmen, falls Ferdinand's Mannsstamm erlöschen sollte. Und dafür versprach Bayern nur heimliche Beihülfe an Kriegsbedarf, während es äußerlich gegen die Protestanten Neutralität zu beobachten schien. In ähnlicher versteckter Weise hielten sich alle katholische Fürsten, weil ihnen ein offenes Auftreten gegen die große Macht der Protestanten zu gefährlich schien. — Selbst der alte Kurfürst Friedrich II von der Pfalz, der 1544 zur Regierung gekommen war und im folgenden Jahr durch ein Gutachten Melanchthon's die Einführung des Lutherthums vorbereitet und am 3. Jan. 1546 zu Heidelberg den Gottesdienst in protestantischer Weise öffentlich zu halten erlaubt hatte, und als be Kaiser ihm darüber grollte, bereits die Partei der Schmalkaldner ergreifen wollte, — näherte sich, aus Furcht, die Kur zu verlieren, wieder dem Kaiser und mußte das kaum begonnene Reformationswerk einstellen.

Unter den protestantischen Fürsten versprach der Kurfürst Joachim II von Brandenburg, der ohnedieß dem schmalkaldischen Bunde nicht angehörte, sich neutral zu halten; sein Bruder, Markgraf Hans von Cüstrin, schlug sich wegen der Härte, mit der man seinen Schwiegervater, den Herzog Heinrich von Braunschweig, behandelte, zum Kaiser; Herzog Erich von Göttingen-Calenberg und Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach traten in des Kaisers Dienste; die Herzöge von Pommern zogen auf Begehren ihrer Stände ihre Söldner aus dem schmalkaldischen Bundesheere zurück. Den bedeutendsten Bundesgenossen aber gewann der Kaiser an dem Haupt der albertinisch-sächsischen Linie.

Schon länger her hatte er sein Augenmerk besonders auf den Herzog Moritz von Sachsen geworfen, der ihm in dem letzten türkischen und französischen Feldzug gute Dienste geleistet und durch seinen hellen Verstand und sein kräftiges einnehmendes Wesen Achtung eingeflößt hatte. Ihn gegen seine Glaubensgenossen zu gewinnen, schien darum nicht unmöglich, weil man seine fortwährende Uneinigkeit mit dem Kurfürsten Johann Friedrich kannte, mit dem er eben wieder im Streit lag und zwar um die Oberherrlichkeit über die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, welche durch den Tod des Erzbischoffs Albrecht von Mainz erledigt waren. Nachdem ihn zuerst der kluge Granvella bearbeitet hatte, lud ihn der Kaiser zu einer persönlichen Zusammenkunft in Regensburg ein, und nach einigem Schwanken folgte der ehrgeizige Moritz, gelockt durch den Köder jenes Besitzes, ja durch die Aussicht auf die Kur in seiner Linie, und riß sich dadurch von einen Blutsverwandten sowohl, als auch von der Gemeinschaft der Evan=

gelischen los, der er doch sein Emporkommen zu danken hatte. In einem geheimen Vertrage wurden ihm einstweilen jene Stifter und für seine Landeskirche die Beibehaltung des Kelchs und der Ehe der Geistlichen zugesichert, wogegen er sich dem Kaiser beizustehen und das Concilium zu beschicken verpflichtete.

Nun erst — und da der Papst und der spanische Staatsrath die verheißenen Geldsummen sandten, — faßte der Kaiser den förmlichen Entschluß zum Krieg und der Papst sah die künftigen Beschlüsse des Concils gesichert. Die Protestanten aber hatten von des Kaisers Absichten und seinen geheimen Kriegseinleitungen bis zum letzten Augenblick keine Ahnung. Erst als der Kaiser — es war eben auf dem Reichstag zu Regensburg, auf dem die Ständemehrheit das Concil zu beschicken versprach, — auf die Forderung der Schmalkaldner in Betreff eines Nationalconcils und sichern Friedens wider seine ernste Gewohnheit lachte, wußten sie sich seine bisher gemachten Rüstungen zu deuten und dachten auf ihre Vertheidigung. Ja so wenig glaubte Johann Friedrich an einen Verrath Moritzens, daß er ihm für den Fall eines Feldzugs sogar die Verwaltung seiner Kurlande anvertraute, und dieser, den Arglosen durch Verstellung täuschend, — nahm sie an.

Ein halbes Jahr vor diesen kriegerischen Anzeichen war Luther in seinem Geburtsort Eisleben den 18. Februar 1546 in einem Alter von 63 Jahren gestorben und ihm also sein Gebet, den Ausbruch eines Religionskriegs nicht erleben zu dürfen, erhört worden. Es sollte der Schmerz, jetzt das weltliche Schwert als Schiedsrichter in Sachen des Glaubens eingreifen zu sehen, dem Manne erspart werden, welcher ungeachtet der ihn selbst oft schwer drückenden Heftigkeit seines Temperaments, doch durch seinen geraden tiefen Wahrheitssinn und vor Allem durch die unerschütterliche Kraft des Glaubens einer Sache zu dienen berufen war, die nur in dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, ihre einzige Schutzwehr sucht und suchen darf.

Schon seit mehreren Jahren hatten ihn Kopfgicht und Steinschmerzen schwer geplagt, und Kummer und Verdruß über das unevangelische Leben der meisten Prediger und ihrer Gemeinden, so wie über die Selbstsucht und Uneinigkeit der protestantischen Fürsten seine Seele erfüllt. — Unzählige Stellen in seinen Schriften (besonders aus den letzten 15 Jahren seines Lebens) ergießen sich in Klagen, daß das Volk in Ausübung der Pflichten der Frömmigkeit so nachlässig sey; daß so Viele die christliche Freiheit mißbrauchten; daß man so wenig für Kirchen, Predigtstellen und Schulen opfern wolle; daß so Wenige ihre Kinder zur Erlernung der „schönen, vornehmlich der heiligen Wissenschaften“ anhielten, sondern nur zu Gewinn und Gelderwerb; daß das fleißigste Treiben des Gottesworts Viele sogar mit Ekel und Verachtung erfülle; daß viele Gemeinden ihre Prediger verfolgten und lieber sie zum Lande hinausjagen, als ernähren möchten; daß, je mehr man die Leute ermahne, Gutes zu thun, den Nächsten zu lieben, die Bauchsorgen fahren zu lassen, sie desto fauler würden zu Allem, womit sie Glauben und christlichen Wandel beweisen sollten. Der Mangel an uneigennütziger Nächstenliebe schmerzte ihn an Andern um so mehr, da er selbst der größten Aufopferung fähig und stets bereitwillig war, all' das Seine

an Bedürftige um Christi willen hinzugeben, so daß er mit Recht von sich selbst sagen konnte: „Wenn ich mir's nicht von Herzen ließe sauer werden um des Mannes willen, der für mich gestorben ist, so könnte mir die Welt nicht genug Geld bieten dafür, daß ich ein Buch schreiben oder die Bibel verdolmetschen sollte. Ich will meine Arbeit von der Welt unbelohnt lassen, die Welt ist zu gering und arm dazu!" — Wenn er auch in andern Stunden sich freute, daß der lautern Predigt des Evangeliums die Besserung eines vorher gottlosen Lebens zu folgen pflege, so ergreift ihn bei der Wahrnehmung, daß die Meisten nur Hörer, nicht Thäter des Worts seyen, zuweilen eine Art Grimm. „Weil nun — schreibt er — die Lehre bei uns nicht so vollkommen in's Werk und Leben will kommen, wie es wohl sollte seyn, besorge ich, es werde unser HErr Gott, wo der jüngste Tag nicht d'rein schlägt, die Strafe nicht feiern lassen." — Doch tröstet er sich auch wieder: „Seht an, wie man sich allenthalben so närrisch zum Evangelium stellt, daß ich schier nicht weiß, ob ich noch predigen soll oder nicht! Ich wollte längst haben aufgehört, wo ich nicht wüßte, daß es Christo auch also ergangen wäre!" — „Wenn mir Gott (bei'm Beginn der Reformation) nicht die Augen geschlossen hätte und ich hätte diese Ärgernisse vorhergesehen, so hätte ich nie angefangen, das Evangelium zu lehren. Nun aber tröstet mich dieß, daß ich weiß, mein Amt sey Gottes Amt." — „Wer wollte (schreibt er 1538) angefangen haben zu predigen, wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Ärgerniß, Lästerung, Undank und Bosheit sollte darauf folgen? Aber nun wir darinnen sind, müssen wir herhalten und solches lernen und sehen, daß es nicht Menschen-Thun noch Kraft ist, sondern der h. Geist selbst es thun und erhalten muß: sonst wären wir die Leute nicht, die solches ertragen und ausführen könnten."

Ebenso klagte er über so viele unpractische und ungeschickte Lehrer und Prediger: „den Papst, die Mönche und Pfaffen könnten sie wohl schelten, aber des rechten Grundes, womit man das Papstthum und allerlei falsche Lehre stürzen müsse, wüßten ihrer wahrlich Wenige! — Von der Wahrheit seiner Lehre war er so unerschütterlich fest überzeugt, daß es kein leeres Wort war, wenn er schrieb: „Welcher König oder Fürst meint, daß sich der Luther vor ihm bemüthige, als reue ihn seine Lehre, der betrügt sich weiblich und macht sich selbst einen goldenen Traum! Meiner Person und Lebens halber will ich mich demüthigen vor Jedermann, auch vor einem Kinde; — aber meines Amtes und meiner Lehre halber erwarte nur Niemand Geduld, noch Demuth, sonderlich die Tyrannen und Verfolger des Evangeliums!" — Und damit man nicht wähne, er binde die von ihm gereinigte Kirche an seine Person, während er sie allein an das Wort und Sacrament bindet, schrieb er: „der Glaube macht keinen Namen. Wir haben nichts abgethan, sondern nur das hervorgethan, was unter der Bank stack; wir haben die Lampen gereinigt, daß man sehe, was Taufe, Abendmahl und Gewalt der Schlüssel sei."

Seine letzten Lebensjahre waren besonders durch die Erfahrung getrübt worden, daß das protestantische Kirchenwesen nicht zur rechten Selbständigkeit kommen konnte, weil die oft rücksichtslose Einziehung der geistlichen Güter die Kirche zu arm gemacht hatte und manche landesherrliche und stadtobrigkeitliche Gewalt die ihr von den Umständen eingeräumten bischöfflichen Rechte arg mißbrauchte.

Alle diese kirchlichen und politischen Wirrnisse, die er um sich sah, verbunden mit, seinen körperlichen Schmerzen steigerten die natürliche Heftigkeit seines Gemüths oft bis zum äußersten Unmuth, ja zu einer gewissen eigensinnigen Härte, unter der in seinen letzten Jahren besonders seine Wittenberger Collegen und Freunde zu leiden hatten, am meisten Melanchthon, der oft mit Thränen darüber klagte. Als Luther zuletzt (1544) mit den Schweizern wieder über die Abendmahlslehre Streit bekam (s. weiter unten) und in demselben von Niemand unterstützt wurde, so verließ er im Mißmuth darüber 1545 Wittenberg und konnte nur auf vieles Bitten der Universität und

durch die Vorstellungen des Kurfürsten selbst bewogen werden, von Naumburg dahin zurückzukehren.

Neun Monate darnach wurde der vielbeschäftigte und vielangegangene Mann von den beiden Grafen von Mansfeld ersucht, einen Familienstreit, der unter ihnen über Bergwerksangelegenheiten entstanden war, persönlich zu schlichten. Er mochte diesen Dienst seinen ehemaligen Landesherren nicht abschlagen und reis'te in Begleitung seiner drei Söhne und des treuen D. Justus Jonas am 23. Jan. 1546 von Wittenberg in's Mansfeldische ab. Die ausgetretenen Wasser nöthigten ihn unterwegs drei Tage in Halle zu verweilen, worauf sie auf einem Kahn unter Lebensgefahr über das Wasser setzten. An der Gränze wurde er von einem gräflichen Geleite empfangen und fuhr am 28. Jan. in Eisleben ein. Dort fühlte er sich gleich unwohl, widmete sich aber unter wechselnden Schwachheitsanfällen mit Anstrengung dem verwickelten Geschäfte der Grafen bis zum 16. Februar. Dann aber bekam er einen härtern Anfall, dem er schon in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar erlag, nachdem er viel gebetet und zuletzt auf des D. Jonas Frage, ob er auf Christus und die Lehre des Evangeliums, die er gepredigt, sterben wolle, noch mit einem klaren Ja geantwortet hatte. — Auf Befehl des Kurfürsten wurde sein Leichnam unter großem Geleite aus allen Städten, durch die der Zug gieng, nach Wittenberg gebracht und am 22. Februar, nach einer deutschen Predigt von D. Bugenhagen und einer lateinischen Rede Melanchthon's, in der dortigen Schloßkirche beigesetzt.

Mit Recht sagt ein neuerer protestantischer Geschichtschreiber (obwohl er sonst an Luther meist lieber die Schattenseite hervorhebt), daß viele seiner Verehrer zwar seinen Eifer gegen Andersglaubende, nicht immer aber seinen „Glauben an die allesversöhnende Liebe theilten;" auch könnten unter seinen Kirchenliedern besonders solche wie: „Mitten wir im Leben sind" ꝛc. das innerste Wesen Luther's treffender bezeichnen, als jede andere Characterschilderung. — Selbst einer der schärfsten neusten katholischen Gegner Luther's bezeugt (neben dem unerschöpflichen Tadel, den er über ihn ausgießt), daß er wegen des „unverkennbar Großen und Trefflichen" in ihm „unstreitig zu den ausgezeichnetsten Männern aller Jahrhunderte gehöre." — Tiefer und wahrer erfaßt den deutschen Reformator H. Gelzer in den Worten: „Er war das providentielle Organ einer neuen Epoche der irdischen Verwirklichung des Christenthums. Erst durch ihn griffen die reformatorischen Kräfte (zur Wiedergeburt der christlichen Welt in Erkenntniß und Leben) unüberwindlich in das innerste Schicksal Europa's, in den unauflöslichen Zusammenhang der Geschichte ein. Bloß als „das geistige Haupt einer besondern Confession" ist Luther noch immer nicht in seiner höchsten bleibenden Bedeutung gefaßt: er ist noch vielmehr der Reformator der christlichen Kirche (in allen ihren Confessionen), als der menschliche Begründer des Lutherthums. Es ist ein providentieller Zug in seinem Auftreten, daß ihn niemals die Überzeugung verließ, auf dem Grunde der wahren, allgemeinen christlichen Kirche stehend, reiße er den Faden der organischen geschichtlichen Entwicklung nicht ab, nehme ihn vielmehr erst wieder auf durch Aufgrabung der verschütteten lebendigen Quellen der Religion Christi." — Luther'n war im Zeitpunkt seines Abscheidens die Unumstößlichkeit seiner Sache gewiß, und nur das war ihm, weil an sich selbst, noch ungewiß, in welcher Form die durch Gott erneuerte Kirche fortbestehen — und ob auch die im alten Zustand beharrende nachfolgen werde. Das war der Zukunft vorbehalten, und bis jetzt hat die Erfahrung nur dargethan, daß die Reformation vor der Hand noch „Kirchenerneuerung und Kirchentrennung zugleich" seyn müsse, bis Gott selbst in Christus die höhere Vereinigung der Getrennten herbeiführen wird. — Die Zeit ist noch nicht gekommen, welche dem Urtheil über Luther mit Übereinstimmung gerecht werden kann. Darum bleibe das Endurtheil dem anheimgestellt, „der da recht richtet"; diejenigen aber, welche sich ein Urtheil über ihn zu

bilden suchen, mögen dabei stets jenes Wortes eingedenk seyn, das Luther's ganzen Lebensweg, selbst in seinen dunkelsten Momenten, tröstend erhellt hat: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!"

9. Kapitel. Der schmalkaldische Krieg und seine nächsten Folgen.

1. Entschlossenheit und Schlagbereitschaft der Schmalkaldischen. Ihre Manifeste. Schärtlin's Eroberung der Ehrenberger Clause. Seine Rückberufung. Des Kaisers Stärkung. Achtserklärung gegen die Bundeshäupter. Ihre Widerlegungsschrift. Ihre Unentschiedenheit in der Kriegsführung. Der Kaiser in der Offensive und Meister der Donau.

Wie schwach und zusammenhanglos der Zustand des schmalkaldischen Bundes zu dieser verhängnißvollen Zeit auch war, so einigte doch die plötzlich so entscheidend herantretende Gefahr die noch übrigen Bundesglieder schneller und fester, als die Bundesgegner dachten, welche auf die bisherige Uneinigkeit jener gerechnet und sie durch falsche Vorgebungen zu vergrößern gesucht hatten, indem z. B. Granvella die Städte versicherte, des Kaisers Vorhaben gehe nicht auf sie, sondern nur auf die rebellischen Fürsten. Alle aber fühlten, daß es ihrem Glauben gelte und brachten getrosten Muthes die größten Opfer, und ehe man sich's versah, standen sie mit einem wohlgerüsteten Heere von mehr als 40,000 M. schlagfertig da, während der Kaiser sich mit nur geringer Mannschaft in Regensburg befand und erst seine Truppen aus Italien, Ungarn und den Niederlanden erwartete.

Die beiden Bundeshäupter beschloßen, nicht vereinzelt, sondern ohne Rücksicht auf ihre Länder alle ihre Kräfte auf denjenigen Punct hin zu richten, wo der Angriff geschehen werde. Beide Fürsten brachten zusammen 16,000 M. Fußvolk und 5000 Reiter auf; unter den letztern hatte der Landgraf eine ansehnliche Zahl wohlgeübter Ausländer in seinem Sold. — Württemberg, Augsburg, Ulm und Constanz stellten zusammen 12,000 M. in's Feld; an 7000 bis 9000 die übrigen Städte, mit Ausnahme von sechsen, die ihren eigenen Weg giengen, darunter Nürnberg und Regensburg sich befanden, welch' letztere Stadt jedoch durch die Anwesenheit des Kaisers in ihren Entschließungen gehemmt war. — Die oberländischen Stände unterhandelten einerseits mit den Venetianern, daß sie den dem Kaiser zu Hülfe ziehenden päpstlichen Truppen —, anderseits mit den Eidgenossen, daß sie überhaupt keinen fremden Truppen den Durchzug durch ihr Land gestatten sollten; zugleich erhielten sie von den letztern die Befugniß, Söldner in der Schweiz zu werben. Von dem übrigen Ausland hatten sie keine Hülfe zu gewarten, selbst nicht von Schweden und Dänemark.

Als die beiden Bundeshäupter ihre Truppen in Ichtershausen (im Gothaischen) vereinigt hatten, erließen sie von dort aus zwei an den Kaiser gerichtete Schutzschriften, worin sie ihr Verhalten gegen den Vorwurf des Ungehorsams vertheidigten und die Rüstungen des Kaisers als gegen die Wahlcapitulation laufend —, ihre Gegenrüstungen aber als durch die Nothwehr geboten darstellten. Da der Kaiser begreiflicherweise seine Rüstungen nicht einstellte, das Zusammenziehen seiner Truppen aber noch Zeit erforderte, so gab der kriegserfahrene Führer der oberländischen

Städtemacht Schärtlin von Burtenbach, der schon gegen die Türken und Franzosen tapfer gefochten hatte, den Rath, unverweilt die kaiserlichen Sammelplätze zu überfallen und den Kaiser durch Besetzung der Graubündner und Tyroler Pässe von Italien abzuschneiden. Der Bundesrath willigte ein und am 9. Juli Abends stand Schärtlin mit seiner Macht vor Füssen (am obern Lech), einem der Sammelplätze der Kaiserlichen. Weil er aber, um seinen Truppen Ruhe zu gönnen, den Angriff auf Nachmitternacht aufschob, so zogen die Kaiserlichen in dieser Zwischenzeit durch das Städtchen nach Bayern ab, dessen Gränze sie glücklich erreichten.

Eben als er sie dahin verfolgen wollte, um den Kaiser in Regensburg zu überfallen, erhielt er vom Bunde den Befehl, davon abzustehen, weil Herzog Wilhelm von Bayern drohte, eine Verletzung seines Gebietes mit den Waffen zu ahnden: denn noch war ihnen das geheime Einvernehmen desselben mit dem Kaiser gänzlich unbekannt. Mit Schmerz entsagte Schärtlin seinem Plane und wendete sich nach Tyrol, um, wo möglich, das in Trient versammelte Concilium auseinander zu sprengen oder wenigstens dem Kaiser die Zuzüge aus Italien abzuschneiden. Schon hatte er die Tyroler Clausen, nämlich das Schloß Ehrenberg, das den nach Innsbruck führenden Engpaß beherrscht, erobert und die Tyroler aufgefordert, ihm den Durchzug durch ihr Land zu gewähren, — als ein Schreiben der schmalkaldischen Fürsten aus Ulm ihn von weiterem Vorschreiten abmahnte, damit König Ferdinand (als Herr von Tyrol) nicht beleidigt werde: denn sie glaubten, er werde sich vielleicht noch gegen das Beginnen seines Bruders erklären! Mit noch schwererm Herzen, als das erstemal, gehorchte Schärtlin, und ein Kriegsgefährte von ihm meinte, es sey ihm zu Muth gewesen, wie dem Hannibal, als er von seinem karthagischen Obern von Italien abberufen wurde.

So kamen „die Väter in Trient mit dem bloßen Schrecken davon". Die Clause aber und das Städtchen Füssen blieben in bündischen Händen, und mit reicher, aus den Klöstern und Schlössern jener Gegenden zusammengeraffter Beute kehrte Schärtlin an die Donau zurück. Zu Günzburg vereinigte er sich mit dem Führer der württembergischen Truppen, dem Obersten von Heideck, und eroberte mit ihm Donauwörth, wo sie die Ankunft der Bundeshäupter erwarteten.

Unterdeß war der Kaiser ruhig in Regensburg gesessen, hatte die Vermählung seiner zwei Nichten, der einen mit dem Herzog Wilhelm von Bayern, der andern mit dem Herzog von Cleve, gefeiert und den Zuzug seines Bruders aus Ungarn, so wie die italienische Hülfe abgewartet, welche Alessandro Farnese (Schwiegersohn des Kaisers und Neffe des Papstes) über Innsbruck heranführte, während vieles Geschütz von Wien auf der Donau heraufkam. An demselben Tage, als die ersten Truppen in Regensburg einrückten, erließ er die längst vorbereitete Achtserklärung gegen die schmalkaldischen Bundeshäupter, worin er sie als pflichtvergessene Rebellen, Majestätsverräther und Landfriedensbrecher „aus

dem Frieden in den Unfrieden" setzte, ihre Länder und Leute des Unterthanengehorsams entband und jedes mit ihnen geschlossene Bündniß für nichtig erklärte. Und als er die italienischen (neapolitanischen, päpstlichen, florentinischen und ferraresischen) Truppen in Landshut empfangen und mit den übrigen in Regensburg vereinigt hatte, sah er sich von einem trefflich gerüsteten Heere von 34000 M. zu Fuß und 5000 M. zu Pferd, umgeben, worunter sich 10000 Italiener und 8000 Spanier befanden, seine Niederländer aber noch nicht begriffen waren, weil sie am Rhein durch ein schmalkaldisches Kriegsheer noch aufgehalten wurden.

Unter den im kaiserlichen Achtsbrief aufgeführten Gründen fehlte gerade der Hauptgrund, der dem Kriege gegen die Protestanten wenigstens einen Schein des Rechts geben konnte, nämlich die oben erwähnte Weigerung derselben, sich dem Ausspruch des Conciliums fügen zu wollen. Alle andern im Achtsbrief angegebenen Gründe waren nicht rechtfertigend. Hatte man doch die Protestanten auf keinem Reichstage jemals des Hochverraths beschuldigt und selbst über die auffallendsten Handlungen der Schmalkaldner hinweggesehen, wenn man einen Vortheil von ihnen hoffte! Die Ursache aber, aus welcher der Kaiser die Anführung des plausibelsten Grundes unterließ, war die, weil er diesen Krieg in den Augen der nicht am Krieg betheiligten sowohl, als auch der mit ihm verbundenen evangelischen Fürsten, besonders aber in den Augen der Bewohner evangelischer Länder nicht als einen Religionskrieg erscheinen lassen wollte, durch den es auf Unterdrückung des Evangeliums abgesehen wäre. In so fern der Kaiser im Grunde selber dem Papste ein verbessertes Kirchenthum abringen wollte, erwähnte er aus Klugheit jenen Grund nicht, während umgekehrt der Papst, dem alles daran lag, diesen Krieg von aller Welt als einen Krieg zur allgemeinen Herstellung des alten Kirchenthums ansehen zu lassen, sein mit dem Kaiser gegen die Protestanten geschlossenes Bündniß in eigenen Ausschreiben bekannt machte und in einer Bulle allen Denjenigen Ablaß verhieß, welche den Zug des Kaisers gegen die Ketzer durch Gebet und Spendungen fördern würden.

Der Gemüthseindruck, den die Acht auf die beiden schmalkaldischen Fürsten, besonders auf Johann Friedrich, machte, vermehrte noch ihre bisherige Unentschiedenheit. Als ihnen aber ein aufgefangenes Schreiben des Papstes an die Eidgenossenschaft, worin der beabsichtigte Krieg ein „Kreuzzug zur Ausrottung der Ketzer" genannt wurde, die Augen über den versteckten Plan ihrer Feinde öffnete: da schwanden mit Einemmale ihre Zweifel an der Berechtigung zum Widerstand, und indem sie den Kaiser nicht mehr als selbständig, sondern als einen Dienstmann des Papstes betrachteten, wiesen sie in einer eigenen, gegen die Achtserklärung gerichteten Widerlegungsschrift alle ihnen gemachten Beschuldigungen als unbegründet zurück und beschuldigten dagegen den Kaiser des Bruchs der Bedingungen, die er bei seiner Wahl eingegangen, indem er mit Verletzung ihrer verbrieften Freiheiten wider alles Fürstenrecht sie unvorgeladen und ungehört ihrer Länder und Würden verlustig erkläre und sie mit großentheils fremdem Kriegsvolk auf deutschem Boden bekriege, wofür es ihm nun gehen werde, wie einst dem Varus.

So entschlossen sie nun waren, es mit dem Kaiser aufzunehmen, so dachten sie doch nicht weiter, als auf bloße Vertheidigung: was aus

dem Siege, wenn er ihnen zu Theil werden sollte, kommen solle, das wußten, ja bedachten sie nicht. Dazu kam, daß ein großer Theil ihres Heeres aus Söldnern bestand, denen die religiöse Frage wenig anlag. Was aber das Schlimmste war, ihrer Kriegsleitung fehlte die Einheit, indem bei eintretender Meinungsverschiedenheit der Häupter ein Bundesrath zugezogen wurde und so fast jeder Schritt vorher erst der gemeinsamen Besprechung unterworfen werden mußte, was auf den Gang der Operationen äußerst hemmend wirkte. Dagegen stand dem Kaiser der Vortheil traditionellen Ansehens und die Macht des gewohnten Gehorsams zur Seite.

Ihre militärische Stellung war indeß günstiger, als die des Kaisers: denn noch beherrschten sie das rechte Rheinufer, das linke Donauufer und den untern Lech, und es fehlte ihnen nur noch Ingolstadt als Stützpunct. Weil aber die Scheu vor Bayerns vermeintlicher Neutralität sie von der Besetzung jenes Platzes zurückhielt, zogen sie auf dem linken Donauufer hinab nach Regensburg, um den Kaiser dort zu einer Schlacht zu bringen. Allein der Kaiser, ihnen an Einsicht und besserer Berathung überlegen, wartete sie nicht in Regensburg ab, sondern zog auf der rechten Seite der Donau aufwärts und nahm nun selber in der Nähe von Ingolstadt eine feste Stellung. Alsbald zogen die Schmalkaldischen wieder Donau-aufwärts, schlugen dem Kaiser gegenüber am jenseitigen Ufer ihr Lager auf und beschossen einige Tage lang das Lager des Kaisers, um ihn zu einer Schlacht zu nöthigen. Allein er ließ sich nicht aus seiner Stellung bringen.

Ungeachtet die Kanonade furchtbar war, so behielt der Kaiser doch seinen Muth, und als eine Kugel sein Zelt zerriß und dicht neben ihm niederschlug, eben da er sich von seinem Astronomen Apian den Lauf der Planeten erklären ließ, so sagte er ruhig zu dem erschrockenen Astronomen, er solle fortfahren. Ein andermal, als er persönlich im Felde bei seiner Reiterei sich befand und ein Reiter neben ihm von einer Kugel getödtet wurde, so antwortete er seinen Offizieren, die ihn baten, sich nicht so großer Gefahr auszusetzen: „Ist denn je ein römischer Kaiser im Treffen geblieben?“

Endlich setzte sich das schmalkaldische Heer in Bewegung und ein Theil besetzte eine von den kaiserlichen Feldherrn unbeachtet gelassene Anhöhe, von wo aus man das kaiserliche Lager in den Grund schießen konnte und ein Hauptangriff das beste Gelingen versprach. Diesen wollte daher Schärtlin, von andern Obersten unterstützt, ungesäumt beginnen; — aber der Landgraf, der dazu kam, widerrieth es, und in dem schnell auf freiem Felde gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, davon abzustehen und es beim bloßen Kanoniren bewenden zu lassen.

Als hierauf die Botschaft eintraf, daß des Kaisers niederländische Truppen den Rheinübergang, woran sie bisher gehindert worden waren, mit Hülfe des Kurfürsten von Mainz bewerkstelligt hätten und unter dem Grafen von Büren, 17000 Mann stark, in raschem Anzuge begriffen wären: so brachen die Fürsten auf, um dieselben von einer Vereinigung

mit dem Kaiser abzuhalten. Allein Büren nahm seinen Weg, anstatt durch den Ries, über Aschaffenburg, Nürnberg und Regensburg und erreichte unaufgehalten das Lager des Kaisers, der nun sogleich die Offensive ergriff und sich durch die Einnahme Neuburg's zum Meister der Donau machte.

Lange zogen beide Heere, einander fast meidend und nur in kleinen Scharmützeln sich messend, bald am linken bald am rechten Donauufer hin und her. Schärtlin suchte die Bundeshäupter zu überzeugen, daß diese Kriegsführung höchst verderblich sey, gerieth aber deßhalb mit dem Landgrafen hart zusammen. Denn dieser, dem es stets um sein Land bange war, wollte nichts Entscheidendes wagen. Daher Schärtlin in seiner noch vorhandenen Lebensbeschreibung sagt, daß ihm die Lust an diesem Krieg ganz verleitet worden wäre, seit er gesehen, daß man kein Herz zu einem rechtschaffenen Handeln gehabt habe: daher ihm Stund' und Weile dabei lang geworden sey. Es war ihm daher lieb, daß ihn die Augsburger, in deren Dienst er stand, abriefen, um ihre Stadt gegen den Kaiser zu schützen. Von dort aus that er den Kaiserlichen möglichsten Abbruch; deßhalb schickte der Kaiser eine Reiterschaar aus, um sein Schloß Burtenbach zu zerstören. Allein Schärtlin hatte es mit 200 Knechten besetzt und alle Bauern der Umgegend bewaffnet, so daß der Kaiser auf die Vorstellungen benachbarter Herren den Angriff zu unterlassen befahl. Noch einmal machte Schärtlin mit dem Herzog von Württemberg den Plan, mit 40,000 M. oberländischer Truppen den Kaiser zu überfallen; allein die schmalkaldischen Häupter, ihrer zaghaften Kriegsführungsweise treu, verwarfen den Anschlag.

2. Schwankendes Waffenglück. Moritzens Hervortreten gegen seine Glaubensgenossen. Seine Besetzung des kurfürstlichen Landes. Kleinmüthiges Auseinandergehen der Bundeshäupter. Unterwerfung und Züchtigung der bündischen Städte und Fürsten in Süddeutschland.

Um nun den Krieg aus Bayern nach Württemberg zu spielen, wollte der Kaiser Nördlingen nehmen, traf aber dort mit der ganzen schmalkaldischen Macht zusammen, welche auf den Anhöhen anrückend eine so feste Stellung einnahm, daß, als sie nicht aus derselben zu bringen war, der Kaiser sich nach Ulm wandte. Sie folgten ihm dahin und lagerten sich bei Giengen. Sie da anzugreifen, wagte nun auch der Kaiser nicht, und so schleppte sich der Krieg unentschieden bis in den Spätherbst hinein, wo Kälte und Regenwetter Krankheiten erzeugten, die besonders dem kaiser-Heere nachtheilig waren, weil die Italiener und Spanier das deutsche Klima nicht gewohnt waren und in großer Zahl dahinstarben.

In der Hoffnung daher, der Kaiser werde nun zum Nachgeben geneigter seyn, machten die Verbündeten Friedensvorschläge: denn sie selbst litten Mangel, besonders an Geld zur Bezahlung der fremden Söldner, die dem Landgrafen haufenweis davon liefen. Weil aber um dieselbe Zeit der Herzog Moritz, nach Beseitigung aller Hindernisse in seinem Lande, aus seiner scheinbaren Neutralität hervortrat und offen des Kaisers Partei ergriff, indem er auf dessen Befehl die Achtsvollstreckung gegen seinen Vetter, den Kurfürsten, übernahm: so wies der Kaiser den Friedensantrag der Schmalkaldischen zurück und verlangte von ihnen Unterwerfung auf Gnade und Ungnade.

Moritz hatte nämlich seit dem Abschluß seines geheimen Bündnisses mit dem Kaiser — seine Rüstungen begonnen. Um seine Stände dazu willig zu machen, mußte er vor Allem ihre religiösen Bedenken beseitigen, was ihm erst gelang, als er ihnen sein Halten am protestantischen Bekenntnisse betheuert und ihnen auf dem Landtag zu Freiberg die förmliche Erklärung des Kaisers, sie bei ihrer Religion bis zum Austrag auf dem Concilium ungestört belassen zu wollen, vorgelegt hatte, worauf sie versprachen, nicht mehr gegen den Kaiser, als den Feind ihres Glaubens, predigen zu lassen. Um sie zur Einwilligung in die Besetzung des sächsischen Kurstaates, über die er sich zuvor mit König Ferdinand verständigt hatte, zu vermögen, stellte er ihnen vor, daß, wenn nicht er die Achtsvollstreckung ausführe, dieselbe wahrscheinlich vom König Ferdinand, der schon an der böhmischen Gränze ein die kurfürstlichen Lande bedrohendes Heer zusammenzog, zum Schaden des sächsischen Gesammthauses würde übernommen werden. Mit einem ähnlichen Vorgeben brachte König Ferdinand seine böhmischen Stände dahin, daß sie ihm Beistand zur Besetzung der kursächsischen Lande versprachen. Beide Fürsten hatten sich aber insgeheim schon über die Theilung Kursachsens verständigt, und als Moritz als letztes Unterpfand die (auf Ferdinands Betrieb) vom Kaiser besiegelte Übertragung der sächsischen Kurwürde, welche in Folge der Ächtung Johann Friedrichs auf ihn übergehen sollte, erhalten hatte, ward an die Ausführung gegangen.

Plötzlich überschritten verabredetermaßen böhmische Truppen die kursächsische Gränze und schlugen bei Adorf einen Haufen thüringischer Landleute. Die darüber bestürzten Städte (Zwickau, Schneeberg, Altenburg, Torgau ꝛc.) suchten nun bei Moritz Hülfe. Dieser versprach, sie bei ihrer Religion zu schützen, wenn sie ihm huldigen und gehorchen würden, bis sein Vetter sich wieder mit dem Kaiser versöhnt haben würde. Sie willigten ein, ohne zu ahnen, daß ihnen ihr alter Landesherr für immer genommen werden sollte!

Mit tiefem Schmerz entnahm der arglose Kurfürst aus der Freudenkanonade im kaiserlichen Lager die geschehene Einnahme seines Landes, und forderte von den zu Ulm versammelten Bundesständen eine nachhaltigere Hülfe, als sie besonders von den oberländischen Städten in der letzteren Zeit geleistet worden war. Allein die Mehrheit wollte von ernstlicheren Schritten nichts wissen und beschloß zu unterhandeln.

Die Antwort des Kaisers, weit entfernt, sie zu einem kräftigen Entschlusse zu treiben, bewirkte in sämmtlichen Bundesgliedern einen solchen Kleinmuth, daß sie den Kurfürsten Johann Friedrich — der, obwohl kein Feldherr, doch unter ihnen der standhafteste und zum Ausharren bereitwilligste war, — einmüthig baten, seinem eigenen Lande zu Hülfe zu kommen: denn die meisten, besonders die Städte, dachten, wenn sie seiner los wären, würden sie beim Kaiser leichter Gnade finden. Da nun auch der Landgraf —, der vor diesem Krieg immer zum Schlagen bereit —, während desselben aber, aus steter Besorgniß für sein Land, allen entscheidenden Schritten entgegen gewesen war, — zum Schutze seines Landes abzuziehen beschloß, so brach das ganze schmalkaldische Heer (am 22. November) von Giengen auf. Zwar folgte ihnen der Kaiser bis Heidenheim an der Brenz, fand aber dann für gut, von ihnen abzulassen. Da-

rauf trennten sich die beiden Bundeshäupter, ein jeder, um sein Land zu vertheidigen und im nächsten Frühjahr gestärkt dem Kaiser wieder entgegenzutreten, da man übereingekommen war, zu diesem Zweck unterdeß ein Winterlager bei Elwangen zu bilden und eine allgemeine Kriegssteuer auszuschreiben.

Um dieß zu verhindern, wendete sich der Kaiser, der sich nach solchem Vorgang, wenn auch noch nicht als vollen Sieger, doch als Herrn des Feldes ansah, unverweilt gegen die Bundesstädte in Süddeutschland und am Rhein, brachte eine nach der andern, zum Theil durch Religionszugeständnisse, zur Unterwerfung und züchtigte sie alle durch starke Schatzungen.

Die ersten Reichsstädte, die sich ergaben, waren Bopfingen, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rothenburg an der Tauber, Heilbronn und Schwäbisch-Hall. In der letztern Stadt (aus der sich Brenz nur mit Lebensgefahr rettete) hielt sich der Kaiser gichtkrank auf und empfieng die persönliche Demüthigung des alten Pfalzgrafen Friedrich II von der Pfalz, der wegen seiner frühern Verbindung mit den Schmalkaldischen Verzeihung suchte und erhielt. Die Furcht mancher Städte vor dem Kaiser war so groß, daß z. B., während das damals kleine Darmstadt sich erst nach tapferer Gegenwehr ergab, die Herren von Frankfurt dem nach den Niederlanden hinziehenden Grafen von Büren Gesandte nachschickten und ihn baten, ihre Stadt für den Kaiser zu übernehmen. Nichts desto weniger mußten sie 80,000 Ducaten zahlen. Das mächtige Ulm wagte nicht den mindesten Widerstand, that durch Gesandte Abbitte und war so undeutsch, daß es den Kaiser an der Gränze des Stadtgebiets mit einer Anrede in spanischer Sprache empfieng. Hierauf mußten die Ulmer 100,000 Goldgulden erlegen und 12 Geschütze ausliefern. Alle Städte, welche begnadigt sein wollten, mußten ein Strafgeld im Verhältniß zu ihrem Vermögen bezahlen: so Memmingen 50,000 Goldgulden, Eßlingen 40,000, Heilbronn 20,000, Reutlingen 20,000 u. s. f., wobei der Grundsatz angenommen wurde, daß der Bürger 1 vom 100 beizutragen habe. Die Städte konnten diese Schatzungen als eine Strafe für ihre Engherzigkeit ansehen, mit der sie in der letzeren Zeit dem Bundeszweck gedient hatten. Hätten sie einig und muthig ausgehalten, so war allein ihre Macht ausreichend, dem Kaiser zu widerstehen, aber hauptsächlich die Liebe zum Besitz und Geld benahm ihnen Muth und Macht. So gab die Stadt Augsburg, die reichste unter ihnen, umgeben von den festesten Mauern, geschützt von 1200 Kanonen, angefüllt mit allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen, ihrem tapfern Kriegsobersten Schärtlin, als er ihr zumuthete, sich zu vertheidigen, die Weisung, ihr Gebiet zu meiden, weil der Kaiser es zu einer Hauptbedingung seiner Gnade gemacht hatte, daß Schärtlin entfernt werde. Als dieser, auf seinen Vertrag sich stützend, bleiben wollte, baten ihn die reichen Bürger mit Thränen, doch im Guten zu gehen, sie wollten ihm Ersatz für seine liegenden Güter geben. Obgleich nun der reiche Fugger (der reichste Handelsherr der damaligen Zeit) selber mit dem Kaiser im Namen der Stadt auf günstige Bedingungen unterhandelt hatte, so mußte die Stadt doch 150,000 Goldgulden erlegen, 12 Kanonen hergeben und zwölf Fähnlein kaiserliche Besatzung einnehmen. Schärtlin verließ mit einer Verschreibung für seine Güter im Geleite von 35 Reitern die Stadt und erreichte unaufgehalten die Stadt Constanz. — „Es ist ganz unglaublich, schrieb König Franz von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, daß die Leute, die bei gesundem Verstand und so mächtig sind, lieber ihr Geld hingeben wollen, um sich in die Knechtschaft zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen!" Er begriff freilich nicht, daß doch auch noch die Scheu vor des Kaisers Majestät einigen Antheil an dieser demüthigen Unterwerfung hatte.

Mit Recht wiesen sie die französischen Geld- und Hülfsanerbieten zurück, selbst zu der Zeit, als der Kaiser durch den Abzug der italienischen Soldtruppen an Stärke verlor.

Von Schärtlin's weiteren Schicksalen ist bekannt, daß er nachher in französische Dienste trat und darüber geächtet wurde. Doch ward er in der Folge begnadigt und in seine reichen Güter eingesetzt, worin er, einige Fehden mit seinen Nachbarn abgerechnet, bis zu seinem Tode ein zurückgezogenes Leben führte (1577). Aus Th. Herberger's neuesten Untersuchungen über Schärtlin's Leben geht hervor, daß er das Waffenhandwerk ganz im Sinne der Söldnerführer seiner Zeit trieb. Er besaß „eine immer rege Kampflust, Keckheit, Scharfsinn, festen Willen, dabei aber auch unbeugsamen Stolz, schnelle Reizbarkeit, glühenden Zorn, verachtenden Trotz, unversöhnlichen Haß und unersättlichen Rachedurst." Dabei war und blieb bei ihm „Gewinn stets die erste Triebfeder seiner Handlungen." Im Frieden erscheint er als Familienvater und Herr seiner Unterthanen milder.

Auch einige Fürsten, die der Kaiser erreichen konnte, mußten die züchtigende Hand desselben fühlen. So konnte der alte Herzog Ulrich von Württemberg nur durch die schwersten Opfer und unter persönlicher Abbitte seine Begnadigung erkaufen. Der alte Erzbischoff Hermann von Köln, gegen den der Papst eine Absetzungsbulle erlassen hatte, wurde jetzt vom Kaiser förmlich seiner Fürstenwürde entsetzt, — eine Gewalthandlung, welche gegen das deutsche Reichsrecht lief. Auf diese Weise wurden wieder alle geistlichen und weltlichen Stände in Schwaben und am Rhein zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgebracht. — Auch in Norddeutschland erhoben sich bereits für den Kaiser die Waffen, indem die Partei Heinrichs von Braunschweig die Stadt Minden einnahm.

Der Herzog Ulrich mußte 300,000 Gulden Kriegskosten zahlen, die Festungen und Städte Hohenasperg, Kirchheim und Schorndorf herausgeben, dem schmalkaldischen Bunde entsagen, alle von den Schmalkaldnern zurückgelassenen Geschütze und Vorräthe ausliefern, alle Ansprüche des Hauses Oesterreich an Württemberg anerkennen sich noch in mehrern andern Beziehungen den An- und Aussprüchen des Kaisers unterziehen und endlich persönliche Abbitte thun. Bei dieser wurde der alte gichtkranke Mann zu Ulm von vier Männern vor den Kaiser getragen, und sein Kanzler und seine Räthe mußten knieend im Namen ihres Herrn um Begnadigung flehen. — Der Erzbischoff Hermann gab nach einiger Weigerung den Umständen nach und zog sich in sein Erbland (in die Grafschaft Wied) zurück, wo er nach sechs Jahren, dem evangelischen Glauben treu, eines ruhigen Todes starb.

3. Die ersten Verhandlungen des tridentinischen Conciliums. Mißhelligkeit zwischen dem Kaiser und Papst. Rasch abschließende Fassung der tridentinischen Rechtfertigungs-Lehre. Verlegung des Conciliums nach Bologna.

Obgleich der Kaiser um diese Zeit von seiner Gichtkrankheit auf's kläglichste angegriffen war, so daß er kaum gehen konnte, so lag doch fast das halbe protestantische Deutschland besiegt zu seinen Füßen. Zugleich aber leitete sich durch ein neu eintretendes Mißverständniß zwischen dem Papst und dem Kaiser eine künftige Wendung der Dinge ein, die einen von beiden nicht geahnten Ausgang des mit den Protestanten begonnenen Kampfes zur Folge haben sollte.

Die Ursache dieser Mißhelligkeit lag in dem Gang des Tridentiner

Conciliums und in den Absichten, welche der Papst damit verfolgte. Bereits ist erwähnt, daß dieses Concil auf den 13. März 1545 ausgeschrieben, aber, weil die Theilnehmer nur allmählich ankamen, und Papst Paul noch einen Versuch machte, es in's eigentliche Italien zu verlegen, was jedoch der Kaiser nicht zugab, erst am 13. Dez. eröffnet worden war. Der Mitglieder waren es anfangs darum so wenige, weil der Papst den Prälaten verboten hatte, sich — außer im äußersten nachweisbaren Nothfalle — durch Procuratoren vertreten zu lassen, und weil insbesondere die Deutschen, des ausgebrochenen Krieges wegen, nicht wohl kommen konnten. Das Gleiche gilt von den Theologen, die noch dazu lauter Mönche waren, vorzüglich aus dem Dominicanerorden, welcher noch überall die Lehrstühle inne hatte; auch unter ihnen waren keine Deutsche.

So bestand denn das Concilium in dieser Periode fast nur aus Italienern und Spaniern, denn die dort eingetroffenen französischen Bischöffe, hatte ihr König bald wieder zurückberufen; doch fanden sie sich nach und nach wieder ein. Zudem hatte der Papst gesorgt, daß die Leitung des Concils durch seine Legaten, welche mittelst einer in Rom für diesen Zweck errichteten Congregation mit ihm in genauer Verbindung standen, sich ganz in seinen Händen befand. Denn erstens sollte (nach Vorbereitung der Anträge in den Ausschüssen oder Congregationen) nach Köpfen und zwar nach der einfachen Mehrheit abgestimmt werden; sodann sollten die Legaten allein nicht nur das Recht der Initiative haben, so daß in der That alle Decrete „auf den Vorschlag der Legaten" ergiengen, sondern sie sollten auch das Geschäft der Vorbereitung übernehmen und zwar durch specielle Leitung der Conferenzen, sowohl der Prälaten, als auch der Theologen, welchen letzteren sie, besonders bei Beschlüssen über das Dogma, den größten Einfluß einräumten.

So saßen denn in einem Concil, das hauptsächlich um der Deutschen willen berufen worden war, nicht nur keine Deutsche, sondern nur Solche, die von vorne herein das hierarchisch-scholastische System festzuhalten angewiesen waren!

Nachdem in einer Vorversammlung die päpstliche Eröffnungsbulle verlesen, und die Bischöffe geprüft waren, verlangte ein Bischoff, daß auch die Legaten ihre Vollmachtsbriefe vorlegen sollten: dieses Verlangen wurde aber klug beseitigt, weil die Legaten nicht willens waren, die Gränzweite ihrer Instruction mitzutheilen. Die feierliche Eröffnung selbst geschah mit nur 27 Bischöffen und Erzbischöffen, 7 Äbten und Ordensgeneralen und einer Anzahl Theologen in der Hauptkirche. In der Festpredigt forderte der Bischoff von Bitonte die Versammelten auf, sich „wie im trojanischen Pferde" zu vereinigen, und apostrophirte die Wälder um Trient, sie sollten es der Welt kund thun, daß sie dem Concil sich unterwerfen; geschehe dies nicht, so könne man mit Recht klagen: „das Licht des Papstes sey in die Welt gekommen, aber die Welt habe die Finsterniß mehr geliebt, als das Licht!" Es würden nun die Thore des Concil's aufgethan, und das heiße so viel, als die Thore des Paradieses aufthun, woraus das Wasser des Lebens hervorströme, das die Erde mit Erkenntniß des HErrn tränke. Die Väter sollten ihr Herz diesem Labsal öffnen, Buße thun und sich der Besserung befleißen; wenn sie das

indeß auch nicht thäten, so werde doch der heilige Geist ihren Mund regieren, wie dem Kaiphas und Bileam. Sie sollten ohne Leidenschaft berathen, damit sie mit Recht sagen könnten: „Es gefällt dem heiligen Geist und uns." — Tactvoller und zweckmäßiger und darum auch eindringlicher waren die darauffolgenden Ermahnungen der Legaten. Nach der Eröffnungsfeierlichkeit wurde die erste Sitzung auf den 7. Januar 1546 anberaumt. In dieser wurde nichts beschlossen, als daß die Versammelten die Sonntage würdig und anständig begehen sollten. — In der Sitzung vom 13. Januar wurde über den Titel der Versammlung disputirt, indem die französischen Bischöffe die Einschaltung verlangten, daß die Synode die ganze Kirche vorstelle; allein die Legaten widerstanden dieser Forderung und verlangten vom Papste eine verstärkende Zusendung päpstlich gesinnter Glieder.

Das Begehren der kaiserlich-gesinnten Prälaten (deren Sprecher der Cardinal Madruzze war), daß man sich vor allen Dingen mit der Beseitigung der kirchlichen Mißbräuche beschäftigen und die Kirchenreform vornehmen möge, damit die Ketzer die Klerisey nicht für unverbesserlich halten, wurde von den Legaten zurückgewiesen und, als die Vornahme der Dogmen nicht durchgieng, wurde die vermittelnde Ansicht, daß man nämlich immer einen Glaubenspunct und einen Reformpunct miteinander vornehmen solle, von ihnen zwar angenommen, aber nicht förmlich den Acten einverleibt, weil dem Papste alles daran lag, das Reformrecht sich vorzubehalten und es den Händen der Synode zu entwinden. Es wurde auch wirklich vor Allem mit den Dogmen begonnen, deren Wiederbefestigung sein Hauptziel war. Man müsse sich, sagte der päpstlich-gesinnte Cardinal Poole, erst mit Waffen versehen, ehe man den Kampf mit dem Feinde beginne. Und so wurde in den ersten der nächsten Sitzungen zunächst die kirchliche Gültigkeit der Apokryphen, die Alleingeltung der Vulgata oder lateinischen Bibelübersetzung, die Gleichberechtigung der ungeschriebenen Tradition mit dem geschriebenen Wort ausgesprochen und damit der Grund zur Aufrechthaltung des ganzen, die Unfehlbarkeit beanspruchenden päpstlichen Systems gewonnen, von wo aus man, unbekümmert um die Lehren der Evangelischen, weiterschreiten konnte.

Die Apokryphen sind im 1. Jahrhundert v. Ch. und zwar in griechischer Sprache von unbekannten Verfassern (meist ägyptischen Juden) geschrieben, aber von den hebräischen Juden nie als heilige Schriften anerkannt worden, weil sie nicht von göttlich-beglaubigten Personen herrühren. Auch die erste christliche Kirche erkannte sie nicht als heilige, gesetzlich verbindende Schriften an, und aus diesen, wie auch aus andern innern Gründen gelten sie dem Protestanten nicht als Gotteswort, wiewohl dasjenige, was in ihnen nicht den canonischen Schriften widerspricht, von Luther als gut und nützlich zu lesen empfohlen wurde. Selbst die griechisch-katholische Kirche läßt sie fortwährend nicht als Glaubensregel gelten. Vom Anfang des 5. Jahrhunderts an neigte die römische Kirche zur Anerkennung derselben, weil sie denjenigen Kirchenlehrern folgte, die aus Unkunde des Hebräischen eine genaue Vergleichung mit dem hebräischen Text des alttestamentlichen Canon's anzustellen nicht im Stande waren. Dieß allein vermochte der Kirchenvater Hieronymus, der darum die Apokryphen ausdrücklich von den heiligen Schriften ausschließt. Auch die Kirchenväter Origenes, Hilarius, Athanasius, Cyrillus, Gregor v. Nazianz nahmen sie nicht in ihre Verzeichnisse der h. Schriften auf. Kirchlich festgestellt war darüber noch

nichts, als im Jahr 1441 die jacobitisch-ägyptische Kirche sich auf dem Concil zu Florenz der römischen Kirche anschloß und nun das Concil die Titel der von jener Kirche angenommenen heiligen Schriften, worunter auch die Apokryphen waren, verzeichnen ließ und sie damit gewissermaßen kirchlich bestätigte. Als nun auf dem Concilium zu Trient auch der Unterschied zwischen den canonischen und apokryphischen Schriften zur Sprache kam, begnügte man sich ohne näheres Eingehen auf den Grund jener Annahme, bloß auf jenen Vorgang des Florentiner Concils fußend, mit der bloßen Aufzählung der in jenes Verzeichniß aufgenommenen Schriften und belegte die Nichtheilighaltung der Apokryphen mit dem Anathema. (Der Evangelische erkennt, daß in den Verfassern der Apokryphen der Glaube an den Messias als Retter und Helfer aus Sünde und Tod erloschen war; daß viele Stellen dem Worte Gottes geradezu widersprechen (wie z. B. Judith 9, 2 der Stelle 1. Mos. 49, 5—7; Judith 9, 10 der Stelle Röm. 3, 8; B. d. Weish. 3, 16 den Stellen Ezech. 18, 2 u. 20; B. d. Weish. 16, 17—22 den Stellen 2. Mos. 9, 23—26; Tob. 6, 9; 8, 2—3 den Stellen 5. Mos. 18, 10 und 1. Joh. 3, 8; Sir. 25, 30 der Stelle Matth. 19, 6; Sir. 12, 4—5 den Stellen Matth. 5, 44—45; Sir. 3, 4. u. 17 den Stellen 5. Mos. 27, 26 und Jak. 2, 10; Sir. 12, 9; 25, 10 den Stellen Sach. 7, 10 und Matth. 5, 23, 24 u. s. w.); daß insbesondere die Stellen: Tob. 4, 11; 12, 9; Sir. 3, 33 und Man. 8 im Vergleich mit 1. Petr. 1, 18; 1. Joh. 1, 7 und 1 Kor. 13, 3 eine falsche Rechtfertigungslehre enthalten; daß in 2. Macc. 12, 39—46 das Opfer für die Todten empfohlen und in 2. Macc. 14, 41—46 der Selbstmord entschuldigt wird, — geschichtlicher Widersprüche und Irrthümer nicht zu gedenken. Auch findet sich in Christi vielen Hinweisungen auf die heiligen Schriften keine Spur von einer Anerkennung der Apokryphen.

Die erste lateinische Bibelübersetzung war ursprünglich wahrscheinlich in Afrika gefertigt worden und bald in der abendländischen Kirche in Gebrauch gekommen. Da sie durch vielfaches Abschreiben Verunstaltungen erlitten hatte, ließ sie Papst Damasus durch den h. Hieronymus 384 n. Chr. revidiren, der das Neue Testament nach guten griechischen Handschriften berichtigte, das alte Testament aber ganz neu aus dem Hebräischen übersetzte. Obgleich diese Übersetzung einigen andern Kirchenvätern, die des Hebräischen unkundig waren, nicht ganz gefiel, so erhielt sie doch allmählich den Vorzug vor den andern lateinischen Übersetzungen und den Namen Vulgata oder communis (die allgemein gebrauchte). Nun erfuhr aber auch die Vulgata im Laufe der Zeit Entstellungen, welche zur Zeit Karls des Großen Alkuin, in der Folge dann der Erzbischoff Lanfranc von Canterbury, im zwölften Jahrhundert der Abt Stephanus, der Cardinal Nicolaus u. a. zu entfernen suchte. Da man diese und ähnliche spätere Verbesserungen nur aus der Zusammenstellung der lateinischen Lesarten und nicht nach dem Urtexte vornahm, so wurde der Zweck nicht erreicht; und als die gedruckten Exemplare aufkamen, wurde das Bedürfniß nach gründlicherer Revision fühlbarer. Sie wurde zuerst im Jahr 1502 von Ximenes —, und während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch von andern nach verschiedenen Texten vorgenommen. Und nun setzte das Tridentiner Concilium (in seiner ersten unvollständigen Zusammensetzung) die Vulgata in der Geltung dem Urtexte gleich, ohne einen bestimmten Text als den gültigen zu bezeichnen. Aber schon Papst Sixtus V erkannte das Unzureichende dieses Beschlusses und ordnete 1588 von der Vulgata eine neue Revision an, die er für alle Zeit gültig erklärte. (Sie erschien zu Rom unter dem Titel Biblia sacra vulgatae editionis 1590.) Doch er selbst erkannte noch die Mangelhaftigkeit derselben, und Papst Gregor XIV ließ eine neue Revision besorgen, welche unter Clemens VIII 1592 vollendet wurde. Aber auch dieser Papst gab schon ein Jahr darauf eine viel veränderte und verbesserte Revision heraus, welche ungeachtet noch mannichfacher Mängel, von der römischen Kirche für unveränderlich angesehen wird.

Bei der Berathung über die Tradition erklärte ein einziger Bischoff (von Chiozza),

das geschriebene Wort enthalte Alles, was der Christ zum Heile bedürfe; er wurde aber von den Legaten mit der spöttischen Bemerkung zurückgewiesen, daß dies ein Einwurf sey, „der einem in Wittenberg Ehre machen könne!" Es wurde festgesetzt, daß es eine Überlieferung gebe, die sich aus dem Munde Christi und der Apostel bis heute fortgepflanzt habe und dem geschriebenen Wort gleichstehe; doch wurde anzugeben unterlassen, welches die Kennzeichen seyen, welche die wahre mündliche Tradition an sich tragen müsse.

Weil sich hierauf die Bischöffe beklagten, daß ihnen das wichtige Recht, sich durch Predigt und Vorlesen der heiligen Schrift als Seelenhirten zu erweisen, durch die den herumziehenden Bettelmönchen ertheilten Privilegien verkümmert worden sey, so räumte man ihnen als päpstlichen Bevollmächtigten die Aufsicht über die Mönche ein. Alsdann gieng man von der fünften Hauptsitzung an (d. 17. Juni) zur Festsetzung der Glaubenslehren über, indem vor Allem die bisherige Lehre von der Erbsünde und von der Rechtfertigung festgehalten und sonach die diesen beiden Artikeln entgegenstehenden Lehren der Protestanten verdammt wurden.

Vor der Eröffnung der Debatten über Glaubenslehren ermahnten die Legaten die Versammlung, daß, da man jetzt an lutherische Streitpuncte komme, die Väter nicht meinen sollten, ein Satz müsse schon darum verdammlich seyn, weil ihn Luther gelehrt habe. Diese lobenswerthe Ermahnung nahmen aber die Wenigsten zu Herzen und der Haß der alles Alte vertheidigenden Mehrheit gegen die Protestanten und ihre Lehre setzte zuweilen „selbst die Legaten" in Staunen. — In Betreff der Lehre von der Erbsünde wurden diejenigen anathematisirt, welche läugnen würden, daß die Erbsünde durch die Taufe vollständig getilgt werde, und daß etwas mehr als bloße Begier (die doch eigentlich keine Sünde sey, sondern nur so genannt werde) im Getauften zurückbleibe: im Gegensatz der lutherischen Lehre, welche die im Getauften zurückbleibende „böse Lust" aus demselben Grunde „Sünde" nennt, aus welchem der Same eines Giftgewächses giftig heißt, auch wenn es noch keine Frucht gebracht hat. — In Betreff der Rechtfertigungs- oder Justificationslehre nahm man zwar an, daß der Glaube rechtfertige, aber wie dieser Glaube beschaffen seyn müsse, darüber erhob sich großer Streit, bis endlich das Decret so gefaßt wurde, daß es die verschiedenen von den Vätern vorgebrachten Ansichten zu vereinigen schien: denn der Dominicaner Soto schrieb gleich nach der Sitzung eine Schrift, worin er behauptete, die Versammlung habe seine Ansicht angenommen; worauf der Franciscaner Vega eine Gegenschrift ausgehen ließ, worin er seine jenem entgegengesetzte Ansicht als vom Concil angenommen darstellte. Neun Prälaten hatten theils der vollen, theils der minderstrengen augustinischen Rechtfertigungslehre das Wort geredet, wurden aber überstimmt. Catharinus wagte die Behauptung, daß Luther's Satz, alle Werke ohne Glauben seyen Sünde, wahr sey, und berief sich dabei nicht einmal auf die Bibel, sondern auf den Thomas von Aquino; er wurde aber dafür ketzerisch gescholten. Da in der 5. (und 6.) Sitzung auch die Frage aufgeworfen wurde, ob der gerechtfertigte Mensch wissen könne, daß er im Stande der Gnade lebe, folglich seiner Seligkeit gewiß seyn könne, und das Concilium diese Frage verneinte, so zeigte der obgenannte Catharinus in einer kleinen Schrift, es wäre ein Widerspruch, wenn das Concil, welches lehre, daß der Mensch die Gnade freiwillig annehme, doch behaupten würde, man wisse nicht, ob man die Gnade habe: Niemand nehme doch eine Sache freiwillig an, von der er nicht gewiß wisse, daß sie ihm gegeben werde und er sie empfangen habe. Selbst der Legat Cervinus trat auf die Seite des Catharinus. Indeß — der Beschluß war gefaßt und dabei blieb es. — In Bezug auf Reformen kam in der 4. Sitzung ein Decret zu Stande, das den Bischöffen und Prälaten aufgab, selber zu predigen

oder tüchtige Männer dazu aufzustellen, den Mönchen aber einschärften, nicht ohne des Bischoffs Segen und in fremden Kirchen nicht ohne des Bischoffs Erlaubniß zu predigen, Ablaßkrämern dagegen nicht erlaubte, selbst zu predigen, oder predigen zu lassen.

Unterdeß war der schmalkaldische Krieg ausgebrochen und das Concil gieng auf Antrieb des Papstes mit dem Plan um, auseinander zu gehen; allein der Kaiser bedrohte die Legaten so streng, daß der Papst die Congregationssitzungen zwar fortsetzen, jedoch sie nur in weiten Zwischenräumen halten, die öffentlichen Sitzungen vollends auf unbestimmte Zeit vertagen ließ. Als aber der Kaiser nach der Unterwerfung Oberdeutschlands bei seinen Capitulationen den Unterworfenen neue religiöse Zugeständnisse machte und kein Hehl hatte, dadurch dem Concil eine andere Richtung geben zu wollen, so regte der Papst die Verlegung des Concils wieder an, und als der Kaiser sie untersagte und das Concil persönlich zu leiten drohte, da ließ der Papst in der Besorgniß, der Kaiser möchte dann auf die dogmatischen Bestimmungen seinen ganzen Einfluß geltend machen wollen, in der (sechsten öffentlichen) Sitzung vom 13. Jan. 1547 die katholische Lehre von der Rechtfertigung — und in der (siebenten) Sitzung vom 3. März die Lehre von den Sacramenten feststellen und gleich bekannt machen, um ein für allemal eine Verbindung der Protestanten mit den Katholiken unmöglich zu machen. Diese eilige Bekanntmachung war den Absichten des Kaisers völlig entgegen; denn da namentlich die Rechtfertigungslehre den Mittelpunct des ganzen Streits zwischen den Katholiken und Protestanten bildete, so war vorauszusehen, daß eine Endbestimmung dieser Lehre den ganzen in den frühern Religionsgesprächen gewonnenen Vereinigungsboden für immer entziehen und die Kluft zwischen beiden noch mehr erweitern werde. Daher verreisten des Kaisers Gesandte vor dieser Bekanntmachungssitzung, um ihr nicht anwohnen zu müssen.

Das Decret über die (katholische) Rechtfertigungslehre, das aus 16 Kapiteln und 33 Canönes (Regeln) besteht, suchte zwischen der strengen augustinischen und der pelagianischen Lehre (XIII. 13, 2.) hindurchzusteuern und setzte den Semipelagianismus (XIII. 13, 2), der zwar in der Praxis des Mittelalters herkömmlich, aber selbst von den Thomisten (die sich mehr dem Augustinismus zuneigten) nicht völlig anerkannt war, für alle Zukunft kirchlich fest. Sonach wurde durch die tridentinische Fassung dieser wichtigsten Lehre ein neuer Gegensatz gegen die in Art. 10 der Augsburger Confession aufgestellte Fassung der Evangelischen geschaffen, der vorher in dieser Schärfe nicht vorhanden war.

Als bald darauf die sechs Monate zu Ende giengen, auf welche die päpstliche Kriegshülfe gewährt worden war, lehnte der Papst den Antrag des Kaisers auf Verlängerung des Bündnisses ab und rief seine Truppen aus dem kaiserlichen Heere zurück, während er sich dem französischen Hofe wieder näherte. Damit entzog er dem Kaiser die Mittel, die Einheit der lateinischen Kirche wieder herzustellen, welche der Kaiser stets angestrebt hatte. In Folge dieses Zerwürfnisses zwischen der weltlichen und geistlichen

Macht geriethen sogleich die meisten italienischen Staaten in aufrührerische Bewegungen, denen jedoch das kaiserliche Ansehen noch gewachsen war.

Der Papst selbst aber schritt nun zur Verlegung des Concils, indem seine Legaten in Trient eine Krankheit, an welcher zwei Prälaten und einige Personen aus der Dienerschaft der Legaten starben, und welche von den städtischen Ärzten für eine gewöhnliche Folge der Jahreszeit, von dem Arzt des Concils aber und dem Arzt eines Cardinals für eine Seuche erklärt wurde, zum Vorwand nahmen und in der achten öffentlichen Sitzung (11. März) den Beschluß fassen ließen, daß das Concil sich zur Erhaltung des Lebens der Prälaten nach Bologna verlegen solle. Acht und dreißig Prälaten machten sich sogleich dahin auf; die kaiserlich gesinnte Minderheit aber, die nicht dafür gestimmt hatte (18 an der Zahl), blieb in Trient zurück und wurde deßhalb vom Kaiser belobt, wagte es aber nicht, Verhandlungen vorzunehmen, um die innerliche Spaltung nicht zu einer äußerlichen und förmlichen werden zu lassen. Als der päpstliche Nuntius die Entschuldigung des heiligen Vaters überbrachte, äußerte der Kaiser, „der Papst sey ein hartnäckiger Alter, der die Kirche zu Grunde richte; es werde wohl noch Mittel gegen dieses Übel geben: es solle zuletzt nicht an einem Concilium fehlen, das Alle befriedigen und Alles zurechtbringen werde!"

4. Fortsetzung des Kriegs im nordöstlichen Deutschland. Moritz im Gedränge. Der Kurfürst Herr an der Elbe. Feste Haltung der niederdeutschen Städte. Die Böhmen im Abfall begriffen. Aufbruch des Kaisers. Die Schlacht bei Mühlberg. Gefangenschaft des Kurfürsten. Die Wittenberger Capitulation.

Seit der Mitte des Dezembers 1546 hatte sich der schmalkaldische Krieg in das nordöstliche Deutschland an die Elbe gezogen und Kurfürst Johann Friedrich dort eine bedeutende Stellung gewonnen. Er war nämlich von Frankfurt aus, wo er viele aus Frankreich zurückkehrende Söldner an sich gezogen hatte, nach seinem Kurlande gezogen, um es den Händen seines treubrüchigen Vetters Moritz wieder zu entreißen. Dieser hatte eben nach einer an der Stadt Halle vorgenommenen Strafvollziehung (sie hatte den Schmalkaldischen Hülfe geschickt) in und um Dresden sein Heer in das Winterquartier verlegt und die kurfürstlichen Stände nach Torgau zur Huldigung beschieden. Da stürmte der Kurfürst heran, nahm Halle weg, wo er leicht die Huldigung empfieng, ließ sich von dem alten Erzbischoff Johann Albrecht die Stifter Magdeburg und Halberstadt, welche eben Moritz in Besitz zu nehmen Anstalt machte, gegen eine Jahresrente abtreten, bestürmte dann Leipzig, das er aber nicht erobern konnte, und bezog in der Gegend von Altenburg ein Winterlager. Allenthalben in den herzoglichen Landen war die Bevölkerung dem Kurfürsten, als dem Vertheidiger des Evangeliums, so sehr geneigt, daß Moritz sogar die Befürchtung aussprach, er möchte aus seinem eigenen Lande gejagt werden, und daher den Kaiser, so wie den König Ferdinand, der in Böhmen war, um schleunige Hülfe bat.

Ferdinand aber hatte selbst seine Noth, seine Rechte in Böhmen zu wahren, weil der utraquistische Theil dieses Landes seine Sympathieen für den evangelischen Kurfürsten immer lauter aussprach und, gleich den niederdeutschen Städten, von denen sich eine nach der andern für den Kurfürsten erklärte, ein mächtiges Gewicht in die Wagschale der protestantischen Sache legte.

In Böhmen, wo sich, besonders in Prag, so viele Utraquisten befanden, war die Bewegung für den Kurfürsten so stark, daß, als König Ferdinand die Stände zu einem Kriegszug gegen Sachsen aufforderte, nur der katholische Adel seine Bereitwilligkeit dazu erklärte; die Städte aber und der utraquistische Adel vereinigten sich und faßten in Prag den Beschluß, ein Heer ins Feld zu stellen, um „das Eindringen des unchristlichen hispanischen Volks zu hindern." So bedrängt daher Ferdinand war, so schickte er doch dem Herzog einige Mannschaft zu Hülfe und verabredete mit ihm, den Kurfürsten in Altenburg zu überfallen. — Was die niederdeutschen Städte betrifft, so erklärte zuerst Magdeburg, dann Bremen, Hamburg, Lüneburg und Braunschweig, nachher Goslar, Hildesheim und Hannover, beim Evangelium bleiben und die verletzten Freiheiten der deutschen Nation vertheidigen zu wollen; und andere Städte setzten den Grafen von Oldenburg und den Grafen von Mansfeld in den Stand, mit einem Heere für den Kurfürsten in's Feld zu rücken.

Indessen sandte der Kaiser dem Herzog Moritz einstweilen den jungen, kriegsbegierigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach mit 7000 Mann zu Hülfe. Dieser nahm in dem Städtchen Rochlitz, wo die weltlustige Wittwe des vorigen Kurfürsten Hof hielt, eine Stellung, ließ sich aber in die ihm von dieser Frau absichtlich gelegten Genußschlingen so verstricken, daß er vom Kurfürsten plötzlich überfallen und gefangen, sein Kriegsvolk aber theils niedergeschlagen, theils gegen das eidliche Versprechen, sechs Monate lang nicht gegen den Kurfürsten zu dienen, entlassen wurde. Auf diese Nachricht zog sich Moritz, der schon im Anzug gegen Altenburg begriffen war, eiligst nach Dresden zurück, worauf die Städte Annaberg, Marienberg und Friedberg dem Kurfürsten die Thore öffneten und sich nur noch Dresden, Pirna, Chemnitz und Zwickau in Moritzens Händen befand.

In Kurzem war Johann Friedrich Herr an der Elbe und die ganze Bevölkerung dieser Lande erkannte ihn als ihren „Verfechter". Selbst die böhmischen Stände traten jetzt mit ihm in offene Unterhandlung wegen Erneuerung der alten „Erb-Einigung zwischen der böhmischen Krone und dem Kurhause." Allein solche weitaussehende Plane, die am Ende zu einer Usurpation der Kaiserkrone hätten führen müssen, wenn sie durchgeführt werden sollten, lagen nicht im Sinne des Kurfürsten, der nur sein Land und seinen Glauben vertheidigen wollte. Anstatt nun sein Glück wenigstens so weit zu verfolgen, als es zur Sicherung seines beschränkteren Zweckes nöthig gewesen wäre, kehrte er nach Altenburg zurück und verlor die kostbare Zeit mit Friedensunterhandlungen, die sich zerschlugen, weil der Kaiser Ergebung auf Gnade und Ungnade und sogar die Auslieferung der Festungen verlangte.

Da, als eben Straßburg, zuletzt unter den süddeutschen Städten, dem Kaiser sich unterworfen hatte, und in Frankreich sein alter Gegner Franz I gestorben war, brach der Kaiser, seiner Kränklichkeit ungeachtet, von Nürnberg, dem Sammelorte seines zu einem Feldzug an der Elbe bereiten Heeres, nach Eger auf, wo sich Ferdinand und Moritz unaufgehalten mit ihm vereinigten, weil sich die Böhmen durch die Scheu vor des Kaisers Namen und ihres Königs Rechte von einem ernstlichen Losschlagen abhalten ließen. Vergebens wartete Johann Friederich, der einen Theil seines Heeres schon in's Böhmische (in den Ellenbogener Kreis) vorgeschoben —, mit dem andern aber sich bei Meißen an der mittlern Elbe aufgestellt hatte, auf eine Vereinigung der Böhmen mit ihm. Da sonach seine Kräfte getheilt waren, und ihm aus Mangel an Kundschaftern der Standort und die Bewegungen des Kaisers unbekannt blieben, so war er um so überraschter, als er erfuhr, der Kaiser sei mit 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferd von Eger aus am 22. April drei Meilen von Meißen erschienen.

Da Johann Friedrich nur noch 4000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferd um sich hatte, so gieng er über die Elbe, ließ die Brücke in Brand stecken und suchte, am rechten Elbufer abwärts ziehend, Wittenberg zu erreichen. Dieser Zug gieng aber zu langsam von Statten: denn schon in Mühlberg machte der Kurfürst Halt, da er sich durch die Elbe gedeckt glaubte. Allein der Kaiser bewerkstelligte in der Nacht vom 23. auf den 24. April den Elbübergang und nöthigte den Kurfürsten zur Schlacht bei Mühlberg, welche denselben seine Freiheit, sein Land und seinen Kurhut kostete.

Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst sein Wittenberg nicht erreichte, wollte auf einem näheren Weg, als über Meißen, an ihn kommen und beschloß sogleich den Fluß zu überschreiten. Ein spanischer Hauptmann meldete ihm, daß der Feind bei Mühlberg stehe, und daß ihm dort eine Furth gezeigt worden sey, die jedoch so tief wäre, daß die Pferde schwimmen müßten. Noch an demselben Abend mußte die Artillerie, und um Mitternacht das spanische und deutsche Fuß- und Reitervolk aufbrechen. Am Morgen des 24., nachdem die Nebel gefallen waren, langte man am Strome an, dessen jenseitiges Ufer mit Geschütz besetzt war; tiefer im Hintergrund befand sich das sächsische Lager. Als der Kaiser mit dem Herzog Moritz dem Ufer entlang ritt und dieser nach einer Furth spähte, begegnete ihnen der Herzog von Alba: dieser hatte aus dem nahen Dorfe einen Müller Namens Strauch, bei sich, der ihnen aus Rache gegen die Kurfürstlichen, die ihm ein paar Pferde mitgenommen hatten, für 200 Kronen und für den Ersatz von zwei andern Pferden die gesuchte Furth zeigte. Während der Kaiser die das jenseitige Ufer deckenden Sachsen, welche, zum Theil auf Kähnen herumfahrend, scharf herüberschossen, mit Kanonen und Hackengeschütz angreifen ließ, wurde die Furth untersucht und der Übergang unter unausgesetztem Feuer begonnen. Jeder Reiter nahm einen Fußgänger zu sich auf's Pferd; der wegweisende Müller ritt voraus und alle folgten ihm durch den Fluß. Als die ungar'sche und spanische Reiterei mit dem Herzog von Alba übergesetzt war, folgte der Herzog Moritz mit seinen Sachsen. Während sodann die übergesetzte Reiterei einstweilen die Verfolgung des flüchtigen Feindes begann, kam der Führer zurück und brachte den Kaiser Karl und den Herzog Ferdinand, die am Ufer so lange gewartet hatten, ebenfalls hinüber. Als

beide das ersehnte Ufer erreicht hatten, ließ der Kaiser eine Schiffbrücke schlagen, auf der die spanischen und deutschen Fußvölker den Übergang vollendeten. Darauf stellte der Kaiser — angethan mit einer vergoldeten Rüstung und der rothen, goldgestreiften burgundischen Feldbinde, das Haupt mit der deutschen Sturmhaube bedeckt, in der einen Hand eine große Lanze schwingend, mit der andern sein braunes, andalusisches Roß tummelnd und so gleichsam seinem Podagra Trotz bietend, — das Hauptheer in Ordnung und rückte gegen Mühlberg an.

Es war ein Sonntagsmorgen. Schon in der Frühe hatte der Kurfürst von Moritz durch Boten die Aufforderung erhalten, sich dem Kaiser zu unterwerfen, dann werde ihm der Herzog milde Bedingungen erwirken. Johann Friedrich wies aber das Anerbieten zurück und begab sich in die Kirche, wo er mit Andacht die Predigt anhörte. Während derselben ward ihm der Angriff des Kaisers auf seine Stellung am Flusse gemeldet. Er glaubte aber erst den Gottesdienst auswarten zu müssen und verlor darüber die Zeit. Als sodann die Nachricht kam, daß der Feind im Begriff sey, den Übergang zu gewinnen, geschah der Aufbruch so hastig, daß sein Abzug aus dem Städtchen einer Flucht glich. Um desto leichter fortzukommen, fuhr der Kurfürst, weil er sehr corpulent war, in einem Wagen. Als er auf der Lochauer Haide ankam, ward er von der anstürmenden ungar'schen Reiterei erreicht. Er machte daher Halt, ordnete seine Leute und ließ das Gefecht beginnen. Allein seine Reiterei ergriff bald die Flucht. Noch hätte er sich persönlich retten können, aber er wollte treulich bei seinem Fußvolk aushalten.

Indessen hatte sich das kaiserliche Hauptheer genähert und machte nun mit dem Feldgeschrei „Hispania!" den Angriff. Diesen konnten die Kurfürstlichen nicht aushalten, sondern wurden auf ihrer Flucht von Koßdorf an bis Falkenburg und Bayersdorf hinaus in Haufen erschlagen und gefangen. Da stieg der Kurfürst aus dem Wagen und ließ sich auf einen großen friesischen Hengst heben, um schneller zu entfliehen. Er wurde aber von einem leichten Reiterschwarm verfolgt und eingeholt. Ungeachtet seiner Unbehülflichkeit wehrte er sich mit Muth gegen einige an ihn herandrängende ungar'sche Husaren, erhielt aber einen Hieb auf die linke Wange, und als Thilo von Trobt, ein Ritter des Herzogs Moritz, ihm zurief, er möchte sich ergeben, zog er seinen Ring vom Finger und gab ihm denselben zum Zeichen, daß er sich ihm, als einem Deutschen, ergebe. — Eben hatte der Kaiser mitten in der Haide seinen Truppen den Befehl ertheilt, sich wieder zu sammeln, da meldete ihm der Herzog Alba die Gefangennehmung des Kurfürsten. Als der Kaiser befahl, ihn vorzuführen, bat ihn Alba, dieß zu unterlassen: denn er besorgte, der Kaiser möchte ihn zu hart anlassen. Allein der Kaiser bestund darauf und so wurde ihm der gefangene Kurfürst zugeführt. Der Anblick desselben erregte allgemeines Mitleid; denn Gesicht und Panzer war mit Blut bedeckt. Als er sich näherte, hob er die Augen gen Himmel und sagte: „Herr Gott, erbarme Dich meiner! nun bin ich hier!" — Als ihm Alba vom Pferd geholfen hatte, wollte er niederknien und dem Kaiser in deutscher Weise die Hand reichen. Dieser aber wandte sich ungnädig ab, und als der Kurfürst anhub: „Allergnädigster Kaiser!" — fiel ihm der Kaiser in die Rede: „So? bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen!" Darauf entgegnete der Kurfürst: „Ich bin Ewr. Kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß!" — „Wohlan, sagte der Kaiser, das soll Euch werden, wie Ihr es verdient!" Und König Ferdinand rief ihm zu: „Ihr seid ein feiner Mann; Ihr habt mich und meine Kinder in's Elend bringen wollen!" Darauf wurde der Kurfürst mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg in das kaiserliche Lager am Elbe-Ufer abgeführt.

Als auch der Kaiser dahin zurückkehrte und erfuhr, daß die Elbe wenige Stunden nach seinem Übergange, so hoch gestiegen war, daß derselbe, wenn er ihn um so viel später versucht hätte, nicht geglückt wäre, so rief er, das Glück dieses Tages mit dem

Glücke Cäsar's vergleichend und dessen Worte (Ich kam, sah, siegte) bescheiden parodirend aus: „Ich kam, sah und — Gott siegte!"

Nach zweitägiger Rast rückte der Kaiser über Torgau vor Wittenberg, das durch Gräben, Wälle und Basteien und durch eine zahlreiche Besatzung stark verwahrt war. Dazu kam, daß die Anwesenheit der Kurfürstin Sibylle mit ihren beiden Söhnen und das Bewußtseyn der Bedeutung des Orts, wo die neue Kirche entstanden war, den Muth der Bürgerschaft belebte. Daher forderte der Kaiser den Kurfürsten auf, den Seinigen die Übergabe zu empfehlen und bedrohte ihn, als er sich deß weigerte, mit dem Tod. Allein Johann Friedrich entgegnete standhaft, das Unglück habe ihm den Muth nicht benommen und dieser sey bei ihm keinem zeitlichen Wechsel unterworfen. Erzürnt darüber ließ der Kaiser, dem Rathe heftiger Protestantengegner folgend, wider alles Fürstenrecht über den Kurfürsten, als über einen Rebellen, das Todesurtheil aussprechen, das dieser aber mit der größten Ruhe empfieng, da er mit seinem höhern Richter längst im Reinen war. Er spielte gerade mit dem Herzog Ernst Schach, als ihm das Urtheil verkündigt wurde. „Der Kaiser wird, antwortete er, gnädiger mit mir verfahren; kann es aber nicht seyn, so bitte ich, mir den Tag meines Todes vorher anzuzeigen, damit ich noch mit meiner Gemahlin und meinen Söhnen über Manches verkehren kann!" Darauf fuhr er im Spiel mit den Worten fort: „Habt Acht auf Euer Spiel! Ihr seid matt!"

Bald indeß gewahrte der Kaiser und die Besonneneren seiner Umgebung, namentlich der Bischoff von Arras (Granvella's Sohn) und der Herzog von Alba, daß man zu weit gegangen sey und sich nur selbst schaden würde, und da auch der Kurfürst Joachim II von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve sogleich herbeieilten und sich dringend für den Gefangenen verwendeten, so unterhandelte man mit ihm. Voran stellte man die Bedingung, sich den Beschlüssen des Conciliums und den Religionsanordnungen des Kaises zu unterwerfen. Er wollte aber lieber Leib und Leben lassen, als sich dieser Zumuthung fügen, und nur in den weltlichen Beziehungen zeigte er sich nachgiebiger, da er auch nicht von Seite des Landgrafen von Hessen auf Hülfe rechnen konnte, der selbst darauf bedacht war, sich mit dem Kaiser zu vertragen.

So unterschrieb denn Johann Friedrich am 18. Mai 1547 die sogenannte Wittenberger Capitulation, worin ihm alle Rechte und Ansprüche auf sein Fürstenthum, so wie die Kurwürde abgesprochen und die Gefangenschaft auferlegt wurde, deren Dauer in dem Belieben des Kaisers stehen sollte. Einige Wochen darauf, den 4. Juni wurde Moritz noch im Lager zum Kurfürsten ausgerufen, so daß also die sächsische Kur von der ernestinischen auf die albertinische Linie übergieng.

In der gedachten Capitulation mußte er auch die beiden Festungen Wittenberg und Gotha in die Hände des Kaisers geben; nur die beweglichen Güter in seinen Schlössern durfte er behalten. Ferner mußte er seinen Ansprüchen auf die

Stifter Magdeburg, Halberstadt und Halle, desgleichen allen Bündnissen mit den Feinden und Unterthanen des Kaisers und Königs entsagen, auch den Markgrafen Albrecht frei geben und in die endliche Ledigung des Herzogs Heinrich von Braunschweig willigen. (Auch gab der Kaiser dem Herzog Ernst von Lüneburg, gegen fußfällige Abbitte, die Freiheit.) — Von den kurfürstlichen Ländern erhielt Moritz den größten Theil, mußte aber den Kindern Johann Friedrich's ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden gewähren und ihnen deßhalb eine Anzahl Städte und Ämter — darunter Eisenach, Weimar, Jena und Gotha — einräumen. Auch gab ihnen der Kaiser noch Saalfeld dazu, und dem Bruder des Gefangenen wies er Coburg an. Aus diesen Parcellen entstunden die nachherigen sächsischen Herzogthümer.

Die Stadt Wittenberg öffnete nur auf Zureden Johann Friedrichs und gegen des Kaisers Versicherung, daß den Einwohnern ihre Habe und ungestörte Religionsfreiheit gelassen werden solle, ihre Thore und erhielt auch auf ihren Wunsch keine Spanier, (vor deren Grausamkeit man sich allgemein fürchtete), sondern nur Deutsche als kaiserliche Besatzung. Als der Kaiser bei seinem Einzuge in die Stadt an der Hauptpfarrkirche eine Kreuzabbildung erblickte, entblößte er und sein Gefolge das Haupt. Als man dem Kaiser bei der Besichtigung der Schloßkirche im Innern derselben Luther's Grab zeigte, gab er auf die Äußerung Alba's und einiger andern Herren, daß man die Gebeine des Erzketzers ausgraben und verbrennen sollte, die Antwort: „Lasset ihn liegen: er hat seinen Richter! ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!" — Und als er hörte, daß man seinetwegen in dieser Kirche den protestantischen Gottesdienst eingestellt habe, sagte der Kaiser: „Wer richtet uns das an? Geschieht solches in unserm Namen, so thut man uns keinen Gefallen; haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den oberdeutschen Landen, warum sollten wir es hier thun?" — Damals hörte Bugenhagen, der in der Hauptpfarrkirche stets muthig fortgepredigt hatte, der Kaiser habe in Gegenwart von Fürsten und Gesandten unter Anderm geäußert: „Wir haben's in diesen Landen viel Anders gefunden, als uns gesagt worden ist." — Der gefangene Kurfürst wurde von ihm sehr milde gehalten und selbst die Spanier leisteten ihm ehrerbietig und aufmerksam ihre Dienste, so daß er selbst in einem Handschreiben sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen und meine Feinde thun mir Gutes."

5. Unterwerfung der niederdeutschen Bundesglieder. Alleiniger Widerstand Magdeburgs. Demüthigung und Gefangennehmung des Landgrafen Philipp. Folgen davon in der Stimmung des Volks. Wiederunterwerfung Böhmens.

Inzwischen hatten die niedersächsischen Städte festen Widerstand geleistet, ganz vorzüglich Bremen, das Herzog Erich von Braunschweig mit 29,000 Mann umlagerte, bis er durch die vereinigte Macht der Städte Magdeburg, Braunschweig und Hamburg zum Abzug gezwungen und an der Weser von einer Schaar religionsbegeisterter Städter vollends geschlagen wurde. Auf die Nachricht von der Unterwerfung Wittenbergs gieng auch das Heer der niedersächsischen Bundesglieder auseinander: eines nach dem andern unterwarf sich dem Kaiser, und nur Magdeburg allein widerstand seiner Aufforderung. Um sich nicht aufzuhalten, überließ der Kaiser die Bezwingung dieser Stadt ihrem neuen Landesherrn, ohne zu ahnen, daß er das unbezwungene Magdeburg als „einen Dorn in seinem Fuße stecken ließ, der ihm nachher sehr schmerzhaft werden sollte." Da-

rauf hielt er seinen Einzug in Halle, das 200,000 Gulden Kriegskosten erlegen mußte.

Am Abend dieses Einzugs geriethen im Heere des Kaisers die Deutschen mit den Spaniern in blutigen Streit, der den Spaniern 70 Leute kostete, und selbst seinem Neffen, dem Erzherzog Maximilian, der begütigen wollte, eine Wunde eintrug. Kaum konnte selbst der Kaiser die Wuth der Deutschen durch Bitten und völligen Straferlaß stillen! — Von Halle aus wurde Naumburg besetzt und der früher von den Protestanten vertriebene Julius v. Pflug wieder seinem Bisthum zurückgegeben.

Von Halle aus wurde die Unterhandlung, durch welche nun auch das andere schmalkaldische Bundeshaupt zur Unterwerfuug gebracht werden sollte, ernstlicher betrieben: denn schon lange zuvor hatte der Kaiser den Gedanken gefaßt, sich wo möglich der Person des Landgrafen zu bemächtigen oder ihn wenigstens aus seinem Lande zu jagen. Dieser, seines Landadels nicht sicher, hatte während der Belagerung Wittenbergs mit seinem Schwiegersohne, dem Herzog Moritz, eine Zusammenkunft gehabt, deren Erfolg aber an des Kaisers Forderung, alle Festungen auszuliefern und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, gescheitert war. Darauf versuchten Moritz und Joachim II von Brandenburg eine Vermittelung und erhielten die Zusage, daß der Landgraf nach persönlicher Abbitte weder an Leib und Gut, noch durch den Verlust des Landes gestraft, auch nicht mit ewigem Gefängniß (wie Johann Friedrich) beschwert werden solle: nur sollte er seine Festungen bis auf Eine schleifen und 150,000 Gulden erlegen. Den ihm von den beiden Kurfürsten zugesandten Capitulationsentwurf, der jene Bedingungen enthielt, nahm der Landgraf an, weil ihm die Vermittler ein freies, sicheres Geleite „ab und zu" zusichern und mit ihren Personen dafür stehen zu können glaubten.

Nichtsdesto weniger wurde der Landgraf, als er in der Residenz zu Halle vor dem Kaiser fußfällige Abbitte gethan hatte, in kaiserlichem Gewahrsam zurückbehalten und aller Fürbitten und Gegenvorstellungen der compromittirten Kurfürsten ungeachtet, nicht frei gegeben.

Es hatte nämlich König Ferdinand vor seiner Abreise aus dem Lager nach Böhmen allerdings den beiden Kurfürsten verstattet, dem Landgrafen sicheres Geleite zu geben, woraus sie schloßen, daß man ihm nicht an seine Freiheit gehen werde. In Halle wurde sogar die Zusage dieses Geleites erneuert. Auch hatte der Kaiser mündlich versprochen, ihm unmittelbar nach der Abbitte einen Sühnebrief zu geben. Dennoch befanden sich die Kurfürsten im Irrthum. Es fragt sich nur, ob der Kaiser diesen Irrthum kannte und sie doch darin beließ, um zu seinem Ziele zu gelangen? Ranke schließt dies aus dem Schreiben, das der Kaiser um diese Zeit an seinen Bruder Ferdinand erließ, worin er sagt, daß „er den Landgrafen zu behalten gedenke, wenn auch nur auf eine kleine Zeit; das würden ihm doch die Kurfürsten nicht übel nehmen, weil er ja dadurch der Versicherung nicht entgegen handle, die er gegeben habe," indem er von einem „nicht ewigen" Gefängniß gesprochen. Obgleich nun Ferdinand ihm dies zu thun widerrieth, so konnte der Kaiser doch der Versuchung nicht widerstehen, seine beiden alten Gegner, besonders den, der ihm am meisten getrotzt hatte, in seine Gewalt zu bekommen.

Als der Landgraf bei seiner Ankunft am kaiserlichen Hoflager die ihm vorgelegte, allerdings mit jenem Entwurf übereinstimmende Urkunde gelesen und unterschrieben

hatte, verlangte der Bischoff von Arras noch die schriftliche Versicherung von ihm, die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums annehmen zu wollen. Philipp verweigerte dieß; da man aber darauf bestand und sagte, der Kaiser warte schon auf ihn und werde ihm sein Zögern übel vermerken, so unterschrieb er, jedoch in anderer Form, nämlich daß er mit den beiden Kurfürsten dasjenige halten wolle, was ein christlich-freies General-Concil, darin das Haupt sowohl, als die Glieder reformirt würden, beschließen werden." Darauf trat der Landgraf in schwarzer Sammtkleidung, die rothe österreichische Feldbinde darunter, zwischen den beiden Kurfürsten in den Saal, worin die Ceremonie der Abbitte vor sich gehen sollte. Der Kaiser saß schon lange auf seinem Thron, umgeben von einer großen Anzahl deutscher, spanischer und italienischer Fürsten, Prälaten und Gesandten. Als sich der Landgraf dem Throne genähert hatte, kniete er nieder, worauf sein Kanzler Günterrode, hinter ihm knieend, die Abbitte verlas. Unter den verschiedenen Darstellungen dieser Scene von Personen, die als Augenzeugen, aber in verschiedenen Graden räumlicher Entfernung, beiwohnten, verdient die des pommerschen Gesandten Sastrowe besondre Beachtung. Dieser berichtet: Als der Landgraf während jener Ablesung sein Gesicht zum Lächeln verzog, sagte ihm der Kaiser, mit drohend gehobenem Finger: „Wel, ik sal ju leeren lachgen!" (Wart' ich will Euch lachen lehren!) Ein Anderer berichtet, der Landgraf habe (vielleicht geschah dieß nach jener Zurechtweisung) die Hände zusammengeschlagen und dabei Kopf und Augen zur Erde geneigt. — Als der Kanzler die Abbitte mit einer Danksagung geschlossen hatte, und der Kaiser mit dem Wink zum Aufstehen zögerte, stand der Landgraf ungeheißen auf und wollte dem Kaiser die Hand reichen; dieser aber hielt die seine zurück, worauf der Herzog von Alba sie ihm reichte. Darauf bemerkte ihm Kurfürst Joachim, gleichsam begütigend, der Kaiser wolle ihm die Hand der Sühne erst nach Erfüllung aller Capitulationspuncte geben, und lud ihn mit dem Kurfürsten Moritz ein, bei dem Herzog von Alba in der Moritzburg zu Abend zu speisen. Nach der Tafel, während des Brettspiels, geriethen Alba und die beiden Kurfürsten in einem Nebenzimmer bis tief in die Nacht hinein in ein eifriges Gespräch mit einander. Endlich, als der Landgraf aufbrechen wollte, erblickte er spanische Wachen und nun traten die beiden Kurfürsten bestürzt herein und sagten ihm, daß Alba aus Auftrag des Kaisers darauf bestehe, daß der Landgraf in Haft bleibe; sie hofften am andern Morgen den Kaiser von diesem Entschluß abzubringen; ja Moritz blieb, um seinen Schwiegervater nicht zu verlassen, selbst auf dem Schlosse übernacht, weil Philipp ganz außer sich war. Aber alle Vorstellungen der tief beleidigten Fürsten, alle Bitten, sie nicht in diesem „Unruhm" stecken zu lassen, vermochten den Kaiser nicht zu bewegen, der sich streng an den Wortlaut der schriftlichen Capitulation hielt. Und so war und blieb der Landgraf Gefangener und mußte als solcher gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich, dem kaiserlichen Hoflager folgen. — Da nun einmal der Kaiser den Landgrafen nicht durch Großmuth fesseln mochte, so scheint es, daß er sich durch jene Strenge vor seiner Rache habe schützen wollen, ohne zu bedenken, daß diese Politik ihm nicht nur einen großen Theil sowohl des Erfolgs seines bisherigen Kriegsglücks, sondern auch seines Nachruhms kosten werde. Gleich von Anfang an schadete ihm die mit Blitzesschnelle sich verbreitende Nachrede von einer bei der Gefangennehmung Philipps vorgegangenen Überlistung im ganzen Lande, und der Anblick der vor ihm herreisenden, nur von Spaniern bewachten gefangenen Fürsten wendete ihm die Herzen vieler Deutschen ab, die sich ohnedieß in seine kalte, abgemessene, düsterernste spanische Erscheinung nicht finden konnten, so sehr er sich auch bemühte, ihnen zu gefallen.

Unterdessen hatte sich Ferdinand mit Reiterei und Geschütz nach Böhmen gewendet, um den ersten Schrecken, den die Niederlage Johann Friedrich's dort hervorgebracht hatte, zu benützen. Nachdem er einen Theil des böhmischen Adels durch das Anerbieten der Verzeihung auf

seine Seite gezogen hatte, zwang er Prag zur Übergabe und bestrafte diese Stadt auf das nachdrücklichste. Gleiches Schicksal hatten alle übrigen Städte Böhmens und der beiden Lausitzen, und allenthalben bekam die königliche Gewalt die Übermacht.

Prag verlor alle seine Freiheiten, mußte alles Geschütz ausliefern und auf alle seine Herrschaften und Güter, Zoll- und Mautheinkünfte verzichten. Alle andern Städte hatten Ähnliches zu leiden. Ein Theil der Gefangenen wurde hingerichtet oder gestäupt. In den Lausitzen verlor der Adel, der sich mit den Städten verbündet hatte, sein freies Erbeigenthum und mußte damit beim Könige zu Lehen gehen.

6. Vergebliche Unterhandlungen des Kaisers mit dem Papste. Aufstellung des kaiserlichen Interims. Verwerfung desselben von Seiten der Katholiken; gezwungene Annahme von Seiten vieler protestantischen Stände.

Gern hätte der Kaiser auf seines Bruders Rath auch Niederdeutschland vollends unterworfen; allein sein unterdeß offen zu Tag getretenes Zerwürfniß mit dem Papste erforderte seine Gegenwart in Oberdeutschland. Der Papst hätte es freilich lieber gesehen, wenn er nun seine Waffen gegen das ketzerische England gerichtet hätte; aber der Kaiser antwortete dem Nuncius, der ihm diesen päpstlichen Wunsch vortrug, er wolle sich nicht noch einmal zum dienenden Hauptmann eines Mannes machen, der ihn schon einmal im Stiche gelassen habe. Er zog daher ungesäumt aus Sachsen nach Augsburg, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte, auf welchem sich die deutschen Reichsstände so zahlreich und gehorsam, wie noch nie, einfanden.

Unterwegs, in Nürnberg, hob er die Acht über den Landgrafen auf, ohne ihn jedoch frei zu geben; vielmehr ließ er ihn in Donauwörth zurück und härter halten, wie zuvor, während er den Johann Friedrich, den er bei sich behielt, stets mit standesmäßiger Rücksicht behandeln ließ, ja selber ihm mit Ehrerbietung begegnete. In Augsburg hatte der Kaiser gleich anfangs wieder einen blutigen Zusammenstoß der deutschen und spanischen Soldaten zu schlichten, und Galgen und Rad waren fast täglich geschäftig, das zuchtlose Heer zur Ordnung anzuhalten.

Es wäre dem Kaiser leicht gewesen, auf diesem Reichstage die Macht der Stände, darin er so eben die jahrelange Opposition vernichtet hatte, zu brechen und die Kaisergewalt bedeutend zu stärken; allein er wußte sich zu beschränken, und einzig auf Regelung der bürgerlichen und kirchlichen Zustände innerhalb der bestehenden Reichsformen bedacht, versuchte er es nur, seinen Lieblingsgedanken der Herstellung der Reichseinheit durch ein kirchliches Compromiß in Ausführung zu bringen. Nicht gewillet, weder die Verlegung des Concils nach Bologna, noch die bereits veröffentlichten tridentiner Glaubensartikel anzuerkennen, gelang es ihm nicht nur die drei geistlichen Kurfürsten, sondern auch die versammelten protestantischen Fürsten dahin zu bestimmen, daß sie sich dem Concil unterwerfen wollten, wenn es wieder nach Trient zurückverlegt und alsdann eine erneuerte Berathung der schon aufgestellten Dogmen vorgenommen werden würde.

Die Nachgiebigkeit, welche die weltlichen Kurfürsten durch diese Zustimmung bewiesen, hatte verschiedene Gründe: der Kurfürst von der Pfalz wurde durch die Furcht vor des Kaisers Ungnade, der Kurfürst Moritz durch die Hoffnung, seinem Schwiegervater dadurch die Freiheit zu erwirken, der Kurfürst Joachim durch seine frühere Stellung zur protestantischen Sache bewogen. — Herzog Ulrich von Württemberg äußerte über diesen Beschluß, „er hoffe, daß Gott in seinem heiligen Rathe ein Anderes beschließen werde." Und der gefangene Kurfürst, dem der Kaiser zumuthete, sich wenigstens den Boten Moritzens und Joachim's anzuschließen, antwortete: er „verlasse sich auf keines Menschen Standhaftigkeit und werde kein Decret des Concils annehmen, bevor er es geprüft habe."

Der Papst aber gab nicht nach und ließ sich um so weniger dazu bewegen, da der Kaiser das Herzogthum Piacenza als Reichslehen einzog, nachdem der Inhaber desselben, Pier Luigi Farnese, des Papstes Sohn, in einer Verschwörung des Adels wegen unerhörter Tyrannei ermordet worden war. Weil nun auch die in Bologna versammelten Prälaten, festhaltend an dem Begriff von der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt, gegen die Zurückverlegung nach Trient protestirten: so faßte der Kaiser den Gedanken, auch ohne den Papst aus alleiniger kaiserlicher Autorität eine Reformation der deutschen Kirche vorzunehmen, da ihm eine vollständige religiöse Restauration im Sinne Rom's unmöglich schien.

Wie groß der Einfluß des Kaisers auf diesem Reichstag war, ersieht man daraus, daß 1. als der Fürstenrath die erneuerte Besetzung des Reichskammergerichts mit lauter katholischen Mitgliedern durchsetzte, die Stände dem Kaiser das Recht zugestanden, für diesmal diese Glieder allein wählen zu dürfen; — 2. daß man sich über eine neue Kammergerichtsordnung einigte; — 3. daß man des Kaisers Vorschlag zur Bildung eines „Vorraths" d. h. einer Reichskriegskasse annahm, ihn also so zu sagen in den Stand setzte, jede innere Bewegung auf Kosten des Reichs zu dämpfen; — 4. daß er den sogenannten burgundischen Vertrag (v. 26. Jun. 1548) zur Annahme brachte, vermöge dessen seine Erbniederlande, in die er nicht nur das vormalige französische Flandern mit Artois, sondern auch seine neuerworbenen Provinzen Utrecht Oberyssel, Gröningen, Geldern und Zütphen sammt Mastricht mit einrechnete, als burgundischer Kreis in den Reichsverband aufgenommen wurden. Dieser Vertrag legte dem Reiche die Pflicht auf, die Niederlande zu vertheidigen und deren Freiheiten (Exemtionen) unverkürzt zu belassen, und gewährte dem Kaiser den Vortheil der Regierungseinheit und doch zugleich „die Befreiung von fremdartigem Einfluß benachbarter Kreisversammlungen." Ausdrücklich steht in dieser Urkunde, daß der Erb- und Oberherr der Niederlande (gleich Österreich) Sitz und Stimme am Reichstage haben sollte und daß doch diese Provinzen niemals den Satzungen und Ordnungen des Reichs verpflichtet seyn sollten. Das einzige Äquivalent, das die Niederlande leisteten, war, daß sie bei Erhebung eines allgemeinen Reichspfennings so viel aufbringen mußten, als zwei rheinische Kurfürstenthümer zusammengenommen zu zahlen hatten. — Da der Kaiser demnach so viele, seine Macht vermehrende Vorschläge durchsetzte, warum sollte er mit so gefügigen Ständen sich es nicht getraut haben, auch die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands in seinem Sinne zu ordnen?

Weit entfernt, auf den Rath seines Beichtvaters im Sinne der Römlinge, daß er durch ein Verbot der lutherischen Predigt den alten Gottesdienst allenthalben wieder herstellen solle, irgend einzugehen, ließ der Kaiser (der mit seinem Bruder Ferdinand die Verhältnisse Deutschlands besser kannte und von einer Entscheidung dieses Concils, das er doch nur auf

eine völlige Restauration lossteuern sah, nichts Befriedigendes erwartete) von zwei dazu bevollmächtigten katholischen Theologen, dem Bischoff Julius von Pflug und dem Weihbischoff Helding unter Zuziehung des brandenburgischen Hofpredigers Johann Agrigola, eine aus 26 Artikeln bestehende Glaubensvorschrift ausarbeiten, die einstweilen, bis zum Schlusse des Concils, gültig sein sollte, und daher den Namen Interim bekam. Darin wurde den Protestanten der Kelch, die Ehe der Geistlichen und der Besitz der geistlichen Güter zugestanden, die Lehre von der Rechtfertigung, von der Messe und von der Kirche der protestantischen Auffassung genähert, sonst aber die bischöffliche Jurisdiction, die sieben Sacramente, die Transsubstantiation, die Fürbitte der Heiligen und alle Ceremonien mit dem ganzen Mariencultus beibehalten. Im Übrigen sollte diese Interimskirche vom Papste weniger abhängig und der Protestantismus wegen seiner Abweichung nicht schlechthin anathematisirt seyn.

In der Rechtfertigungslehre wurde bestimmt, daß Gott den Menschen nicht aus den Werken, sondern aus Barmherzigkeit umsonst und ohne Verdienst gerecht mache und daß sich ein Jeder immer an Christi Verdienst zu halten habe; doch gab es auch Werke über die göttlichen Gebote hinaus, und diese hätten Verdienst. — In der Lehre von der Messe wurde angenommen: „Christus habe durch sein Blutopfer am Kreuz die Versöhnung erworben, und das Dankopfer sey nicht dazu eingesetzt, daß wir dadurch Vergebung der Sünden verdienten, sondern dazu, daß wir die von Christus am Kreuz uns verdiente Vergebung „uns durch den Gedanken zu Nutze machen." — In der Lehre von der Kirche erscheint der Papst als oberster Bischoff, doch seyen auch die anderen Bischöffe wahrhaftige Bischöffe „aus göttlichem Rechte": seine Gewalt habe der Papst nur zum Erbauen, nicht zum Zerstören; das Recht, die Bibel auszulegen, stehe nur der Kirche zu, bei der allein der heilige Geist sey.

Dieses Interim verwarfen aber von vorne herein, besonders auf den Vorgang Bayerns, sämmtliche katholische Stände, so daß der Kaiser zu seinem Verdrusse sich gezwungen sah, es blos auf die Protestanten zu beschränken. Allein selbst bei den protestantischen Fürsten fand es theilweisen Widerspruch. Der Kurfürst Moritz, der früherhin seinen Landständen auf das Wort des Kaisers bestimmte Religionszugeständnisse gemacht hatte, erklärte sich nur bedingt dafür; der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Markgraf Johann von Cüstrin unterschrieben nicht; der gefangene Johann Friedrich wollte seine Freiheit, die er durch seine Unterschrift leicht hätte bekommen können, nicht mit Verletzung seines Gewissens erkaufen. Nur der Kurfürst von Brandenburg und der Kurfürst Friedrich II von der Pfalz, desgleichen Markgraf Albrecht von Brandenburg und Herzog Erich von Braunschweig unterschrieben unbedingt. Erst nachdem das Interim förmlich publicirt war, empfieng der Kaiser den neuangekommenen Nuncius, der von Seite des Papstes eine Mißbilligung des Interims brachte, und so konnte der päpstliche Einspruch nichts mehr helfen.

So glaubte denn der Kaiser die Protestanten beruhigt und unter

die Hierarchie des Reichs gebracht zu haben, um nun ernstere Vorschritte zur Geltendmachung der alten Kaiserrechte auf die allgemeine Kirche thun zu können. Allein als es an die Einführung des Interims gehen sollte, erhoben die protestantischen Städte, deren Abgeordnete auf diesem Reichstage wenig beachtet worden waren, den allgemeinsten Widerspruch: denn der protestantische Volksgeist wollte sich Ceremonien und Glaubensbestimmungen, die er seinem Princip gemäß mit vollem Bedachte verworfen hatte, nicht wieder aufdringen lassen, und was ihm zur Versöhnung gereicht wurde, dünkte ihm, unleidliche Unterdrückung. Gelang es auch dem Kaiser, die süddeutschen Städte, die sich ja auch im schmalkaldischen Kriege wenig standhaft erwiesen hatten, theils durch Drohungen, theils durch Mißhandlungen zur Unterwerfung unter diesen Gewissenszwang zu bringen, so blieben doch ihre meisten Prediger, (im Ganzen wohl 400) standhaft ihrem Bekenntnisse getreu und ließen sich lieber vertreiben, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten.

Unter den freien oberländischen Städten, die sich bald fügten, war Nürnberg die erste, wie sie denn stets es gern mit dem kaiserlichen Hofe gehalten hatte. Andere, wie Memmingen, Regensburg ꝛc., wichen nur den Drohungen der kaiserlichen Beamten, die sich bei Frankfurt auch Verhöhnungen erlaubten. Augsburg wurde vom Kaiser selbst dadurch gezwungen, daß er eigenmächtig einen neuen gefügigern Rath einsetzte und die Zünfte sammt ihren Privilegien mit Einemmal abschaffte. Straßburg gab nur theilweise nach, und behielt sich in einigen Kirchen die freie Predigt vor. Die Stadt Kostnitz wurde, weil sie einen Überfall spanischer Truppen aufs tapferste abschlug, in die Acht erklärt, obgleich sie sich nun dem Interim fügen wollte; um sich zu retten, begab sie sich nun in den Schutz König Ferdinands, der ihr aber sogar die ganze katholische Kirchenordnung, ohne Rücksicht auf das Interim, aufnöthigte. — In der Pfalz fand das Interim keine Schwierigkeit und das Volk mußte bei Gefängniß- und Geldstrafen mit der Frohnleichnamsprocession gehen. In den meisten Orten am Rhein, in Westfalen und Franken erfolgte kein Widerstand. — Von den standhaften Predigern, welche lieber die Verbannung wählten, sind zu bemerken: Wolfgang Musculus von Augsburg, Veit Dietrich und Osiander von Nürnberg, Johann Brenz von Schwäbisch-Hall, der sich nur durch viele Gefahren hindurch nach Württemberg rettete, Frecht von Ulm, der dem Kaiser gefangen nachgeführt wurde, Ambrosius Blaurer von Kostnitz, der greise Ehrhard Schnepf von Tübingen, Bucer von Straßburg u. s. w.

7. Standhaftigkeit der norddeutschen Freistädte. Das Leipziger Interim (die veränderte Augustana). Verbreitung desselben. Geneigtheit vieler katholischen Stände zur Annahme des kaiserlichen Interims; der neue Papst; Zurückverlegung des Conciliums nach Trient. Beschickung desselben von Seiten mehrerer protestantischen Stände.

Fester und standhafter im Allgemeinen widerstanden die norddeutschen freien Städte, namentlich Bremen, Braunschweig, Hamburg, Minden u. a., in denen überall das Wort der Geistlichkeit die Verwerfung des Interims bewirkte. Den heftigsten Widerstand setzte Magdeburg entgegen, das schon deßhalb, weil der Kaiser es vorher in die Acht erklärt hatte, der Hauptsammelplatz aller politischen und geistlichen Opposition wurde, welche besonders darauf ausgieng, das Interim durch Predigt und Satire dem Haß und Spott preiszugeben.

Auch in fürstlichen Landen bequemte man sich nicht so leicht. Selbst Joachim von Brandenburg, der Hauptbeförderer des Interims, hatte seine Noth, da sich seine Geistlichen dagegen erklärten. Auch in den sächsischen Landen weigerten sich die Städte und Stände und hielten dem Kurfürsten Moritz seine ihnen vor dem Ausbruch des Kriegs gegebenen Versicherungen, in den religiösen Ordnungen ihres Landes bis zu einem freien Concil keine Änderung eintreten lassen zu wollen, mit aller Entschiedenheit entgegen. Diese Weigerung wurde vorzüglich durch ein „Bedenken" Melanchthon's, das man ohne sein Wissen in Magdeburg drucken ließ, befördert, so daß der Kaiser in einem Mahnschreiben an den Kurfürsten sogar die Auslieferung oder Verjagung des Unruhstifters (worunter er den Melanchthon verstand) begehrte, in welche Moritz allerdings nicht willigte. Doch mußte er sich zu Unterhandlungen mit den Bischöffen von Naumburg und Meißen verstehen; allein erst nach langen Versuchen und nur nachdem Melanchthon sich zu einer Veränderung der Augsburgischen Confession herbeigelassen hatte, setzte man auf dem Landtag zu Leipzig die Annahme des zwischen den Theologen und fürstlichen Räthen erzielten Vergleichs durch, welcher daher das Leipziger Interim genannt wurde und als Norm für die Religionsübung in sächsischen Landen gelten sollte.

In den Kriegsunruhen hatte sich die Universität Wittenberg zerstreut und war dann von ihrem neuen Landesherrn Moritz durch Zurückberufung der geflüchteten Professoren wieder hergestellt worden. Auch Melanchthon, welcher verschiedene Berufungen an andere Universitäten Deutschlands, Englands und Frankreichs bekam, zog es vor, nach Wittenberg zurückzukehren, um (nach seinem Ausspruch) aus dem Schiffbruch die Trümmer zu retten. Da ihn die kluge und gewandte Regierung Moritzens vielfach zu Rathe zog, schloß er sich ihr mit so großer Hingebung an, daß er darüber seinen früheren, festern Stand verlor, wie er denn überhaupt seit Luther's Tod haltungsloser dastand: daher sein Antheil an dem Zustandekommen des Leipziger Interims, durch das sich auch die berühmte Universität Wittenberg, die Geburtsstätte des protestantischen Glaubens, und dessen Miturheber und berühmtester Lehrer verpflichtete, die Autorität des Papstes, die Messe, die letzte Ölung, die Fasten, das Frohnleichnamsfest und alle übrigen Ceremonien der römischen Kirche sich gefallen zu lassen.

Die Lage Melanchthon's war bedauernswerth: denn während er Einige, die noch außer Berührung mit dem Interim waren, glücklich prieß, rieth er doch Andern, die sich widersetzten, sich demselben zu unterwerfen! Daher wurden seine besten Freunde an ihm irre, und Calvin, der seit 1536 der Reformator der französischen Schweiz geworden war (s. unt. Kap. 11, 1), schrieb ihm unter liebreicher Anerkennung seiner übrigen Verdienste: „Du allein hast dadurch, daß du ein wenig nachgabst, mehr Klagen und Seufzer erregt, als hundert Mittelköpfe durch ihren Abfall! — Melanchthon selbst tröstete sich und Andere in einem Schreiben an die märkischen Prediger damit, daß er sagte: „Wir wollen jetzt um so geduldiger die Knechtschaft ertragen, weil wir Alle den Vorwand der Freiheit zu sehr gemißbraucht haben. Viele Lehrer haben ihren Leidenschaften mehr als recht ist gehuldigt. Diese unsere Fehler — wollen wir nach der Warnung, welche uns die gegenwärtigen Bekümmernisse zukommen lassen, beweinen und die Knechtschaft so tragen, daß wir nicht vom Platz weichen, so lange wir etwas

nützen können." Auf diese Nachgiebigkeit zürnten die meisten Lutheraner und das Leipziger Interim war ihnen noch weit verhaßter, als das Augsburger.

Den heftigsten Widersacher erhielt das Interim mit der in ihm enthaltenen Lehre von den Adiaphoris oder sogenannten „Mitteldingen" (deren Beobachtung oder Nichtbeobachtung keinen Einfluß auf die Seligkeit hätten) an dem jungen Wittenberger Theologen Flacius mit dem Beinamen Illyricus (weil er aus Dalmatien stammte), der nach der Einführung des Interims Wittenberg verließ und ganz Niederdeutschland durchziehend in Wort und Schrift dagegen eiferte. Von Magdeburg aus, wo er mit andern vertriebenen und dort sich sammelnden strengen Lutheranern freudig aufgenommen wurde, ließ er die heftigsten Anklagen über die Wittenberger, als über Verläugner der wahren Religion und Verfälscher der Rechtfertigungslehre, — ja selbst starke Angriffe auf den Kurfürsten ausgehen. Es kam so weit, daß der Kaiser im Zorn den Rath und die ganze Gemeinde von Magdeburg, als die Hegerin und Pflegerin aller kirchlichen und politischen Widersetzlichkeit, in verstärkte Acht erklärte, zu deren Vollziehung es ihm vor der Hand nur noch an Macht fehlte.

Das Beispiel wittenbergischer Nachgiebigkeit wirkte nicht blos auf ganz Sachsen, sondern auch auf andere norddeutsche Fürstenthümer zurück, und überall in Brandenburg, Hessen, Pommern, Cleve nahm man, wiewohl „mit nicht geringer Beschwerung der Gewissen" ein mehr oder weniger im Sinn des Leipziger Interims vermitteltes Kirchenthum an; nur den Grafen von Mansfeld glückte es, ihr Land durch Einwendungen und Zögerungen vor der Einführung desselben zu bewahren.

Und so weit war schon der kaiserliche Wille durchgedrungen, daß selbst das katholische Deutschland anfieng, die vom Kaiser dargebotene Reformation anzunehmen, und daß dadurch auch der Papst bewogen wurde, dem erneuerten Andringen des Kaisers nachzugeben und durch einen abgesandten Cardinallegaten in Augsburg erklären zu lassen, daß in dem Interim nichts der Seele Gefährliches oder das Gewissen Beschwerendes enthalten sey, und daß die Bischöffe die den Protestanten darin gemachten Zugeständnisse dulden könnten.

Der Papst hielt es seinem eignen Interesse gemäß, Indulte zu ertheilen, da er hoffte, dadurch in protestantischen Ländern wieder Boden zu gewinnen. Für die katholischen Länder jedoch beschränkte selbst der Kaiser die Anwendung jener Indulte, weil die Strengeren unter den Katholiken eine Reaction gegen das Interim vorbereiteten. Dagegen steigerte in protestantischen Ländern die Art der Einführung des Interims den Haß gegen Rom und gegen Alles, was von dort kam, noch mehr, so daß einer der päpstlichen Nuncien nicht nur über die Gefahren, die er bei seiner Reise durch Oberdeutschland zu bestehen hatte, sondern auch über die geringe Zahl derer klagte, die zur katholischen Kirche zurückkehren wollten.

Schon gab Papst Paul auch so weit nach, daß er das Concil von Bologna, das ohnedieß nichts ausrichtete, weil es keine öffentlichen Sitzungen zu halten wagte, im Sept. 1549 auflöste, um eine neue Versammlung nach Rom zu berufen, — als er 18 Tage darauf starb. Den Absichten des Kaisers konnte nichts förderlicher seyn, als die Wahl eines Papstes von kaiserlicher Gesinnung: sie glückte, und wenn auch Julius III als bisheriger Cardinal-Legat (del Monte) und Vorsitzer des Concils dem Kaiser oft entgegen gewesen war, so gieng er doch als nunmehriger Papst,

der seine Erhebung dem Kaiser zuzuschreiben hatte, so dankbar in die Wünsche desselben ein, daß er nicht nur in die Erneurung des Concils, sondern auch in dessen Zurückverlegung nach Trient willigte, wogegen der Kaiser versprach die Beschlüsse, die das Concilium fassen würde, zu vollziehen.

Hierauf forderte der Kaiser die Reichsstände, protestantische wie katholische, auf, ihre Abgeordneten nach Trient zu schicken, und bei der Bereitwilligkeit der meisten Fürsten schien die Zeit gekommen zu seyn, da die Religionsfragen, durch welche Deutschland so lange her bewegt worden war, in Trient „unter Mitwirkung der Deutschen" zur Entscheidung kommen sollten.

Das Concil wurde am 1. Mai 1551 in Trient wieder eröffnet; der Kaiser sorgte aber, daß vor der Ankunft der Deutschen nichts Wesentliches vorgenommen wurde. Die drei geistlichen Kurfürsten Deutschlands erschienen Ende Augusts in Person, andere deutsche Prälaten kamen nach ihnen. Im Januar des folgenden Jahres 1552 begaben sich die Procuratoren der weltlichen protestantischen Fürsten dahin, versehen mit Geleitsbriefen und Vollmachten, insbesondre aber mit den Bekenntnißnormen, welche unterdessen zum Anhalt für ihr dortiges Verfahren entworfen worden waren. So hatte Melanchthon, der sich wieder ermannt hatte, die sogenannte sächsische Confession, die auch von Pommern und andern kleinen Territorien angenommen wurde, und Brenz im Auftrag seines Herzogs Christoph eine württembergische Confession verfaßt. Vor allem aber waren sämmtliche Protestanten darin einig, daß die früheren Decrete des Concils aufs Neue geprüft und das ganze Verfahren am Concil abgeändert werden müßte. In diesem Sinne erklärte sich auch der kaiserliche Orator Vargas.

Als hierauf die Abgeordneten des Kurfürsten Moritz sogar den Grundsatz aufstellten, daß bei der Entscheidung nur die heilige Schrift als Norm zu gelten habe, und die Forderung machten, daß die Mitglieder des Concils von der Eidesverpflichtung gegen den Papst losgebunden werden sollten, weil das Concilium ja über dem Papst stehe und die Rede frei seyn müßte — eine Forderung, die selbst manchem katholischen Bischoff aus dem Herzen gesprochen war, — da erschracken die Legaten und der Papst; — und als vollends sämmtliche spanische Prälaten, die stets mit dem römischen Hof in Opposition standen und ihm gegenwärtig das Recht der Pfründenhäufung bestritten, sich mit den Forderungen der Protestanten einverstanden erklärten: so trat dem Papste die ganze Gefahr vor Augen, welche in dem großen Übergewichte lag, das die Kaisergewalt bekäme, wenn dem Begehren der Protestanten willfahrt würde.

Der Eindruck, den dieses erste Auftreten der Protestanten und ihre freie Sprache bei manchen Prälaten machte, erhellt aus einem Briefe des Bischoffs von Orense an Granvella: „Heute — schrieb er — haben die protestantischen Gesandten in voller Versammlung weitläufig über Reform gesprochen, was wir selbst davon vorzubringen uns

bisher nicht getraut hatten, — neben einigem Schlimmen so viel Gutes, daß der Legat klüglich that, daß das Volk es nicht hörte" (weil nämlich die Sitzung keine öffentliche war). — Schon vorher hatte der Papst seine Legaten angewiesen, den Protestanten zwar freundlich zu begegnen, auch ihnen gute Versprechungen zu machen und dabei „keine Kosten zu scheuen", aber es durchaus zu keinem Religionsgespräch mit ihnen kommen zu lassen.

10. Kapitel. Die Wirren in Deutschland seit der Einführung des Interims bis zum Religionsfrieden.

1. Der Kaiser in politischen Verwicklungen mit auswärtigen Mächten. Erbitterung in Deutschland über den kaiserlichen Religionsdruck. Die Achtsvollstreckung gegen Magdeburg. Moritzens Wendung. Moritz und Hans von Cüstrin. Ihre Unterhandlungen mit Frankreich. Geheime Rüstungen gegen den Kaiser.

Während so der Kaiser seinem Ziele — der Abschaffung kirchlicher Mißbräuche und der Einschränkung päpstlicher Alleinherrschaft immer näher zu rücken schien, hatte sich allmählich der politische Horizont umwölkt, und Verwicklungen mit auswärtigen Mächten nahmen des Kaisers Sorgen nach verschiedenen anderen Seiten hin in näheren Anspruch. Ein unglücklicher Seekrieg mit dem Corsaren Dragut, dem kühnen Nachfolger Chaireddin's, hatte die Folge, daß der Malteser- d. i. der Johanniter-Orden, welcher nach dem Verlust von Rhodus von dem Kaiser Karl Malta, Gozzo und Tripoli zu Freistätten eingeräumt erhalten hatte, aus Tripoli vertrieben wurde und die Seeräuberstaaten sich in Algier und Tripoli festsetzten, somit das Übergewicht im Mittelmeer erhielten. — Eine Einmischung des Königs Ferdinand in die Angelegenheiten Siebenbürgens, dessen Besitz er um jeden Preis erstrebte, verwickelte denselben mit den Türken, die sich dort als Oberherren betrachteten, in einen gefährlichen Krieg, der auch den Kaiser beunruhigte. — Die Aufhebung der Messe in England und die Unterstützung, die der Kaiser, welcher eben im Begriff war, die Messe in Deutschland wieder aufzurichten, der englischen Prinzessin Maria, die sich jener Neuerung nicht fügen wollte, gewährte, brachte ihn mit der englischen Regierung in eine so feindliche Spannung, daß auch da ein Krieg bevorzustehen schien. — Endlich drohte dem Kaiser auch mit Frankreich wieder ein Krieg, indem dort Franzens Nachfolger, der junge kriegsbegierige Heinrich II, sich einerseits mit England ausgesöhnt, anderseits mit der Familie Farnese, die über Parma und Piacenza herrschte, verbündet hatte, um wieder einen festen Fuß in Italien zu fassen, wovon die Franzosen auszuschließen das fortwährende Bemühen des Kaisers war.

So vielen gleichzeitigen Verwicklungen und Gefahren besser begegnen zu können, glaubte der Kaiser vorerst in Deutschland den Hauptherd aller protestantischen Widersetzlichkeit zerstören lassen zu müssen, um desto leichter die Gesammtkraft Deutschlands zur vollen Disposition zu bekommen.

Denn Magdeburg trotzte noch fortwährend der Reichsacht und hatte, da Niemand ernstlich die Vollziehung derselben übernahm, seither den Feindseligkeiten, welche benachbarte kleinere Herren, zuletzt selbst der junge Georg von Mecklenburg, gegen ihr Gebiet unternahmen, leicht widerstanden. Als aber Kurfürst Moritz sich nicht nur mit letzterem, sondern auch mit dem Kurfürsten Joachim und dem Markgrafen Albrecht von Culmbach in Verbindung setzte und den Anfang zur Belagerung machte, da wurde die Sache ernster. Doch wollten diese Fürsten den Krieg mit einer so wohlgerüsteten Stadt nicht auf eigene Kosten übernehmen und forderten Reichshülfe. Diese wurde gewährt und Kurfürst Moritz durch Reichsbeschluß im November 1550 beauftragt, im Namen und auf Kosten des Reichs die Achtsvollziehung zu übernehmen.

Nun erst umlagerte Moritz auf allen Seiten die Stadt, in der sich Alles zusammendrängte, was mit der aufgedrungenen Ordnung der Dinge in offenem Widerspruch stand und dort eine sichere Freistätte gefunden hatte. Das ganze protestantische Deutschland nahm ängstlichen Antheil an der Vertheidigung dieser Stadt, von deren Schicksal das fernere Bestehen des Protestantismus abzuhängen schien, der nach ihrem Fall durch das weitere Vorgehen des Concils in Vieler Augen für verloren galt.

Die Stadt Magdeburg hatte sich daher für alle Fälle vorgesehen. Sie hatte auf zwei Jahre Lebensmittel eingenommen, alle Bollwerke und Thürme, selbst die hohen Domthürme, mit schwerem Geschütz reichlich bepflanzt, und alle Bürger und Söldner eidlich zur Treue verpflichtet. Von ihren Geistlichen aus Gottes Wort mit der vollsten Zuversicht, für Gott zu streiten, erfüllt, wiesen die Bürger jede Aufforderung zur Übergabe zurück und trauten dem Kurfürsten selbst dann nicht, als er sich erbot, ihnen freies Bekenntniß nach der augsburgischen Confession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten vom Kaiser zu erwirken: denn man traute weder ihm, noch dem Kaiser.

Was man nach dem Falle Magdeburg's zu befahren haben werde, konnte man aus der Behandlung anderer Städte abnehmen. In Augsburg wurden die Bürger vom kaiserlichen Kriegsvolk, Spaniern und Italienern, wie Besiegte behandelt: jene zerschlugen Kanzeln und Kirchenstühle, diese spielten bei einer Kirche während der Predigt Ball, so daß der Ball unter die Zuhörer fiel. Als in Ulm ein Rathsherr sein Kind nach lutherischem Gebrauch (noch dazu außerhalb der Stadt) taufen ließ, ward er abgesetzt. Wer irgend etwas wider das Interim oder wider den Katholicismus lehrte, wurde vertrieben. In Regensburg mußten die Rathsherren schwören, keine Prediger zu wählen, die nicht der römischen oder wenigstens der Interims-Kirche zugethan wären. In den meisten Städten, besonders im Mainzischen und Hessischen, machte die hohe Geistlichkeit Versuche, die alten römisch-katholischen Verhältnisse wieder herzustellen.

Überhaupt hatte jenes anmaßende, übermüthige Betragen der spanischen Soldatesca bei allen Parteien Deutschlands einen bis zur Erbitterung gehenden Unmuth —, der dazu kommende Religionsdruck aber bei den Protestanten einen Haß erzeugt, der selbst den Kaiser traf. Viele

seiner dem deutschen Herkommen und Rechtsgefühl entgegenlaufenden Regierungshandlungen verletzten auch das Selbstgefühl der Fürsten, die noch überdieß durch seine dynastischen Pläne in Besorgniß gesetzt waren: denn er wollte den Deutschen seinen Sohn Philipp von Spanien zu seinem Nachfolger im Kaiserthum aufmuthen und wußte seinen gleichfalls darüber betroffenen Bruder Ferdinand dadurch zu begütigen, daß er den Sohn desselben, Maximilian, zum einstigen Nachfolger Philipp's im Kaiserthum bestimmte. Allein die deutschen Fürsten konnten den jungen Philipp wegen seines kalten, abstoßenden Wesens nicht leiden, zumal da man allenthalben wahrnehmen konnte, daß die Spanier Deutschland bereits als eine Provinz ihres Landes ansahen. Auch konnte den deutschen Fürsten die fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen und die unwürdige Behandlung, die derselbe erdulden mußte, unmöglich gleichgültig seyn: alle ihre Verwendungen für ihn, selbst die ernstlichsten, halfen ihnen aber nichts.

Der Landgraf Philipp war nämlich unterdeß nach den Niederlanden gebracht worden, wo er anfangs zu Oudenarde, dann zu Mecheln von Spaniern bewacht wurde, die ihm ohne alle Ehrerbietung und nicht selten auf die roheste Weise begegneten. Wahr ist es, der thatkräftige und lebhafte Character des Fürsten ließ ihn sein Schicksal nicht mit Gelassenheit ertragen. Seine Haltung war daher ungleich: ja der Wunsch nach Freiheit hatte ihn bewogen, das Interim anzuerkennen und sogar einmal eine Messe zu besuchen. Indeß blieb er doch protestantisch gesinnt, las fleißig in der Schrift und im Augustinus und ermahnte seinen Sohn, dem Evangelium treu zu bleiben, auch wenn es ihm Leib und Leben kosten sollte, und die vertriebenen Prediger zu unterstützen. Einmal machte er einen Versuch zu entfliehen, und schon standen die Pferde in Bereitschaft; aber die Furchtsamkeit eines Dieners vereitelte die Ausführung. Seitdem erfuhr er eine doppelt strenge Behandlung: man nahm ihm seine deutschen Diener, ja der Kaiser gieng sogar damit um, ihn nach Spanien zu schicken.

Zog sich so der Kaiser und seine Regierung bei allen Deutschen Mißtrauen und Abneigung zu, so warfen die Protestanten ihren Haß vorzüglich auf den Kurfürsten Moritz, den man sowohl als den Verräther seines Vetters, seines Schwiegervaters und der deutschen Sache, wie auch als den Verläugner des Evangeliums und Mitunterdrücker seiner frühern Glaubensgenossen ansah, der sich nun auch gegen das bekenntnißtreue Magdeburg gebrauchen lasse. Selbst die Ritterschaft seines Landes verweigerte ihm ihren Beistand gegen Magdeburg und richtete ihre Hoffnung auf seinen Bruder August, während das Volk in den Städten und auf dem Lande, von muthigen Predigern zum Glaubenseifer entflammt, entschlossen schien, dem Kurfürsten bei weiterem Vorgehen den Gehorsam zu verweigern.

Die Wahrnehmung dieser bedenklichen Stimmung in Sachsen, wie im übrigen Deutschland, verbunden theils mit der Besorgniß, daß die fernern Beschlüsse des Tridentiner Concils einen noch größern Druck in Deutschland zur Folge haben möchten, theils mit der Furcht vor dem Verlust der deutschen Freiheiten durch das drohende Joch des spanischen

Philipp (eine Furcht, die, wenn wir auf die nachmalige Regierung desselben in Spanien hinblicken, keine leere war) —: alles dieß erzeugte in dem durch die Gefangenschaft seines Schwiegervaters gereizten Moritz eine völlig veränderte Gesinnung gegen den Kaiser, die allmählich in einer feindlichen Entgegenstellung zu Tage treten sollte. Doch gieng Moritz mit der ausgesuchtesten Verstellung an die Ausführung seines Plans. Unter der Hand unterstützte er bereits den jungen Maximilian, Ferdinands Sohn, in seinem Widerstreben gegen die Prätensionen des spanischen Philipp; ja er richtete schon seine Augen nach Frankreich.

Den eigentlichen Anstoß zu einer so folgenreichen Wendung für den Gang der Geschichte gaben indeß zwei Fürsten aus dem brandenburgischen Hause: der Markgraf Hans von Cüstrin und der Markgraf Albrecht von Culmbach. Markgraf Hans, der bisher mit dem Herzog Johann Albert von Mecklenburg, dem Interim zum Trotz, die Reformen fortgesetzt hatte, schickte — fest entschlossen, der „Schmach Christi", so viel an ihm lag, ein Ende zu machen, — eine Söldnerschaar (unter dem schon im schmalkaldischen Kriege genannten Obersten von Heideck) den Magdeburgern zu Hülfe. Obgleich Moritz die Belagerung bereits mit Absicht lässiger betrieb, so gieng er doch dem Succurs entgegen und schlug ihn bei Verden. Aber gleichsam „im Augenblick des Siegs zu der Meinung der Besiegten" übergehend leitete er durch Heideck eine Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hans in Dresden ein, bei welcher Moritz versprach, sich wieder zur augsburgischen Confession zu wenden und für den evangelischen Glauben und die deutsche Freiheit Leib und Leben zu wagen. Darauf kam zwischen beiden Fürsten ein Vertrag zur Aufstellung eines gemeinschaftlichen Heeres von 27,000 Mann zu Stande, womit sie wenigstens eine Defensivstellung einzunehmen gedachten.

Um die Mittel dazu aufzubringen, schlug der Markgraf Albrecht vor, die Könige von Frankreich und England um eine Geldunterstützung anzugehen. Diesem von Moritz gebilligten Plane schloßen sich in einer neuen Zusammenkunft zu Torgau (im Mai 1551) auch der Herzog Johann Albert von Mecklenburg und der Landgraf Wilhelm von Hessen an, worauf alle vier gemeinschaftlich die Unterhandlungen mit Frankreich begannen.

Dem damaligen französischen König Heinrich II, der, wie sein Vater, darauf ausgieng, einen Fuß in Deutschland zu fassen, war die dargebotene Gelegenheit um so willkommener, da deutsche Fürsten selbst es waren, die ihn anriefen. Obgleich er in seinem eigenen Lande die Protestanten noch grausamer wie sein Vater verfolgte, so wußte er doch eine Unterstützung derselben in Deutschland mit seiner Politik gar wohl zu vereinigen. Begierig, die Macht des österreichisch-spanischen Hauses zu mindern und seine eigene gegen Deutschland hin auszudehnen, schlug er durch seinen Gesandten den in Lochau versammelten Fürsten einen Angriffskrieg vor, auf den die-

selben, mit Ausnahme des Markgrafen Hans, sogleich eingiengen. Ob nun gleich der König für eine monatliche Hülfs=Summe von 100,000 Kronen das Reichsvicariat über die vier wichtigen, dem Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray verlangte, so gieng doch Moritz mit seinen Verbündeten darauf ein, und weder die Dankbarkeit gegen den Kaiser, der ihn erhöht hatte, noch die Rücksicht auf das deutsche Reich, dessen Unverletzlichkeit ihm als Kurfürsten heilig hätte seyn sollen, konnte ihn abhalten, seine vorige Untreue durch eine neue Untreue wieder gut zu machen! Sein Vorbehalt der Rechte des Reichs an jene Städte schien ihm den Schaden zu mindern, und dieser letztere däuchte ihm jedenfalls nicht so groß, als der Gewinn, Deutschland vom Joch der spanischen Politik des Kaisers zu befreien und die evangelische Kirche, wie dürftig auch sein Glaube war, dem Netze des Concils zu entziehen, — wiewohl ihn offenbar das Bedürfniß der Wiederherstellung seines Rufs und sein Drang nach Genugthuung für die seinem Schwiegervater zugefügte Schmach zu jenem Bündniß wider den Kaiser trieb.

Alles geschah unter dem Siegel des Geheimnisses; nur wenige Vertraute wußten darum; die meisten Verhandlungen besorgten die Fürsten persönlich. Einen großen Antheil daran hatte auch Markgraf Albrecht von Culmbach, der zwar, um sich nach allen Seiten frei zu halten, dem Bündnisse nicht förmlich beitrat, aber es übernahm, am französischen Hofe im Namen der deutschen Fürsten das Bündniß abzuschließen. Es geschah am 15. Jan. 1552 in dem Schlosse Chambord, wo der Markgraf unter einem fremden Namen durch den in französische Dienste getretenen Schärtlin eingeführt wurde (K. 9, 2. a. E.). Und nun gieng es an die Rüstungen, die ebenfalls unter allerlei Vorwänden gemacht wurden. Am leichtesten hatte es Moritz, der vor Magdeburg schon eine leicht noch zu vermehrende Macht beisammen hatte.

Als in diesen Vorbereitungen die Absicht Moritzens, sich feindlich gegen den Kaiser zu wenden und sich dabei auf die Hülfe Frankreichs zu stützen, schon von Vielen erkannt wurde, schrieb Philipp Melanchthon an den Kurfürsten Moritz einen Brief, worin er ihn vor solchem Thun warnte. Dieses Schreiben steht in Hortleder's Werk über den „deutschen" (schmalkaldischen) Krieg und enthält folgende Stellen: „Derhalben bericht' ich in Unterthänigkeit, wie ich aus andern Ländern vernommen habe, daß etliche Fürsten nun bei zwei Jahren mit Frankreich practicirt und etliche Kronen (Subsidien) genommen (haben) — — (dabei) ist (aber) zu betrachten, ob ein solcher Krieg mit ungewissen und sehr gefährlichen Leuten, welcher Zerstörung des ganzen Reichs bringen möchte, zu erregen sey. Und erstlich von den großen Potentaten zu reden, hat die Erfahrung gelehrt, daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihren ordentlichen Potentaten erregt hat und hat sie darnach verlassen, und denk' ich in meinem kurzen Leben viel Exempel, als Pfalz, Württemberg, Lübeck . . . . Weiter, so wissen Ew. kf. Gnaden, daß der Kaiser die ordentliche Obrigkeit ist und daß Gott gemeinlich seine Regel hält, daß er diejenigen stürzet, so wider die Obrigkeit etwas anfahen, wie solcher in diesem Reich viel gewesen. — — Undenklich bitt' ich um Gottes Willen, Ew. kurfürstliche Gnaden, als ein hochlöblicher Fürst wolle bedenken, was es ist, ordentliche Hoheit und ein gefaßtes Reich mit Kur- und (andern) Fürsten in einen

Haufen werfen und eine Zerrüttung und Confusion machen, deren Niemand kein Ende sehen kann." — Daß diese Warnung vergeblich war, zeigte sich bald.

Kaum hatte Moritz die Gewißheit des erfolgten Abschlusses in Händen, als er mit Magdeburg, dessen Belagerung er zum Schein fortgesetzt hatte, unterhandelte und im Namen des Kaisers, doch ohne dessen Vorwissen, günstigere Bedingungen stellte, welche die Stadt annahm. Darauf ließ er sich huldigen, entließ aber die Truppen nicht, sondern behielt sie bis auf Weiteres in seinen Diensten.

Der Kaiser hatte von der Stadt Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gefordert: Moritz milderte die Bedingung dahin, daß nach wirklicher Unterwerfung nur Gnade eintreten und die gleichfalls geforderte Unterwerfung unter die kaiserlichen Verordnungen sich nicht auf die religiösen Angelegenheiten erstrecken solle. — Als der Kurfürst Moritz am 9. Nov. in Begleitung des kaiserlichen Commissarius und anderer Fürsten und Herren seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte und der sächsische Kanzler die Vorlesung des Huldigungsactes mit den Worten begann: „Nachdem die Stadt sich nunmehr ergeben", — so rief einer der Huldigenden: „vertragen, nicht ergeben!" Sogleich sagte der Kurfürst: „Ja vertragen soll es auch heißen und bleiben!" — Auch allen Predigern, selbst denen, welche durch schmähende Ausfälle auf seine Person seinen Zorn gereizt hatten, gewährte er Vergebung (bis auf einen, der die Stadt verlassen mußte). Alle wurden ermahnt, Gottes Wort nach Inhalt der augsburgischen Confession standhaft zu lehren, gleichwie auch er, der Kurfürst Moritz, ihr bis an sein Ende getreu zu seyn denke; dabei sollten sie für das Concil beten, damit daselbst eine christliche Vereinigung geschehe. Der letztern Forderung aber setzten sie die Bemerkung entgegen, daß sie das nicht vermöchten, da Christus mit Belial nichts zu thun haben könnte. Der Kurfürst schwieg dazu und selbst Flacius gieng frei aus.

Darauf erklärte Moritz zu Torgau und Landgraf Wilhelm zu Cassel — ein Jeder seinen Landständen ihre Absicht, den Landgrafen zu befreien, und während die Franzosen von der Champagne her nach Lothringen vordrangen, vereinigten sich die hessischen, sächsischen und markgräflich-brandenburgischen Truppen bei Rothenburg an der Tauber und schlugen ihren Weg nach Augsburg ein.

Auch die sächsischen Stände machten anfangs dem Kurfürsten Gegenvorstellungen, indem sie erklärten, ein solches „Vorhaben gegen den Kaiser werde dem Kurfürsten bei Allen hohen und niedern Standes zu höchster Verkleinerung, zum Nachtheil seines Rufs und zu seinem und seiner Unterthanen Verderben gerathen. Durch Bündnisse mit fremden Potentaten seien schon manche deutsche Fürsten in verderblichen Schaden gerathen; würde auch der Kaiser unterliegen, so müsse man doch gewärtig seyn, daß eine fremde Macht die deutsche Nation erdrücke und das Wort Gottes vertilge, da man ja wisse, daß die prot. Religion durch Frankreich mehr, als durch die kaiserliche Majestät, verfolgt werde."

2. Der Kaiser in Innsbruck. Die prot. Theologen in Trient. Vorrücken der Verbündeten. Auseinandergehen des Conciliums. Die Manifeste der Verbündeten. Unterhandlungen Ferdinands mit Moritz. Überfall der Ehrenberger Clause. Des Kaisers Flucht. — Besetzung von Metz, Toul und Verdun durch die Franzosen.

Unterdessen saß der Kaiser in Innsbruck, mit den Angelegenheiten des Concils und seinen dynastischen Entwürfen beschäftigt, ohne von dem, was in seinem Rücken vorgieng, näher unterrichtet zu seyn. Wohl hatten

Gerüchte und Warnungen sein Ohr erreicht, aber er glaubte ihnen nicht, da er von seinem, bei Moritz befindlichen Commissär Lazarus Schwendi nur günstige Berichte, und von Moritz selbst stete Versicherungen erhielt, daß er bald nach Innsbruck kommen werde, daß (wie schon oben angegeben wurde) seine Gesandten und Procuratoren in Trient angekommen und daß nun auch seine Theologen, darunter Melanchthon, auf dem Wege dahin seyen. Letztere indessen hatten unterwegs in Nürnberg von ihrem Herrn den Befehl erhalten, daselbst bis auf weitere Weisung zu bleiben.

In diese Zwischenzeit fielen aber jene Kap. 9, 7. a. E. angegebenen Verhandlungen der sächsischen Gesandten und Procuratoren mit den „Vätern in Trient." Als sodann das Gerücht von einem Bündniß der deutschen Fürsten mit Frankreich nach Trient drang, verließen die Kurfürsten von Mainz und Trier das Concil, und auch die sächsischen Gesandten reis'ten in der Stille von Trient ab. Dagegen trafen nun vier württembergische Theologen (darunter Brenz) und zwei Basler ein, um an den Verhandlungen des Concils Theil zu nehmen, und blieben selbst dann noch, als auch der Straßburger Gesandte Sleidan nach vergeblichem Dringen, daß alle Artikel der vorigen Sitzungen von Neuem abgehandelt werden sollten, ebenfalls abreis'te. Aber alle ihre von den kaiserlichen Gesandten unterstützten Versuche, es zu einem Religionsgespräch zu bringen, waren rein vergeblich. Der überdieß durch eine Krankheit verhinderte Legat verschob die Sitzung von einer Zeit zur andern. Als endlich die Nachricht von dem Vorrücken der Deutschen einlief, wurde zwar noch eine Hauptsitzung (die 16.) gehalten, aber nur um die Suspension des Concils auf zwei Jahre auszusprechen und die Fürsten zur Vollziehung der bisherigen Beschlüsse aufzufordern. Zwölf spanische Bischöffe protestirten zwar dagegen, wurden aber überstimmt. Wenige Tage darauf verließen die Väter Trient. Der kranke Legat starb kurz nachher in Verona.

Noch immer konnte der Kaiser an einen Verrath Moritzens nicht glauben, da er und seine Räthe den Deutschen alles Geschick zu listigen und klugen Unternehmungen absprachen, bis nicht nur die durch ganz Deutschland fliegenden Manifeste der verbündeten Fürsten, worin ihm diese mannichfache Verletzungen seiner Wahlcapitulation und die Unterdrückung der deutschen Reichsfreiheit Schuld gaben, — sondern auch kurz darauf die Nachricht von der Besetzung Augsburg's durch die deutschen Verbündeten, so wie von der Besitznahme von Metz durch die Franzosen den Kaiser völlig enttäuschten.

In dem sächsischen Manifeste sagte der Kurfürst, daß sie nichts als den Frieden im Reich herstellen und zu dessen Aufrechthaltung eine wahre christliche, dem apostolischen Worte gemäße Ausgleichung aufrichten wollten. Der Kaiser habe unter dem Schein der Religion auswärtige Feinde aufgeregt, die deutschen Fürsten gegeneinander gehetzt und unter dem Vorwand, die Kirchentrennung heben zu wollen, durch listige und gewaltsame Unterdrückung der Augsburgischen Confession nur die Erweiterung seiner Macht und Herrschaft vor Augen gehabt. Unleidlich unbillig sey auch die fortwährende Gefangenschaft des Landgrafen, wodurch zugleich den übrigen Fürsten die größte Schmach angethan würde. Endlich habe der Kaiser, seinem Eid entgegen, fremdes Kriegsvolk nach Deutschland gebracht und Jahre lang bei den armen Unterthanen eingelegt, welche dadurch Hab und Gut eingebüßt und durch viehische unerträgliche Behandlung so gelitten hätten, daß noch Kind und Kindeskinder über diese Noth zum Himmel schreien würden. — In dem Manifeste des Markgrafen Albrecht (von Brandenburg-Culmbach)

wurde dem Kaiser auch vorgeworfen, daß er die Stände durch überhäufte theure Reichstage beschwert, durch „abgerichtete" Stimmen (vornehmlich der hohen Geistlichen) nur seinen Vortheil gewahrt, fremden Räthen die nationalen hintangesetzt, das Reichssiegel fremden Händen (dem Bischoff von Arras, Granvella's Sohne) anvertraut und die Deutschen genöthigt habe, in fremder Sprache ihr Recht zu suchen: er habe protestantischen Städten ungeheure Schatzungen abgepreßt, fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt, kurz die Freiheit der Deutschen, dieser edelsten und vornehmsten Nation der ganzen Christenheit, schmählich untertreten.

Vergebens wandte sich der Kaiser an Ferdinand mit dem Anbringen, ihn als Bruder und römischer König zu unterstützen; allein Ferdinand war selber in Ungarn auf allen Seiten von den Türken bedrängt; auf ein Anleihen wollten die Wechselhäuser Augsburgs unter den gegenwärtigen Umständen nicht eingehen. So ohne Hülfe, ohne Geld, ohne Truppen brach der Kaiser, so gichtkrank er war, in aller Stille, nur von einigen Dienern begleitet, in der Nacht des 6. Aprils von Innsbruck auf, um durch die Clausen nach Ulm und von da nach den Niederlanden zu entkommen. Als er aber in der Nähe der Ehrenberger Clause erfuhr, daß Moritz bereits gegen Füßen im Anzug sey, kehrte er eiligst wieder nach Innsbruck zurück.

Zum Glück hatte König Ferdinand den Kurfürsten Moritz kurz darauf in einer Zusammenkunft mit ihm zu Linz durch das Versprechen, daß man mit den Reichsfürsten in eine Unterhandlung zu Passau eintreten werde, zu einem vierzehntägigen Waffenstillstand geneigt gemacht. Da jedoch die Einwilligung seiner Bundesgenossen nicht sobald, sondern erst am 26. Mai erfolgte, so ließ der Kaiser, der diesem Stillstand nicht traute, von einigem unterdeß aufgebrachtem Gelde Truppen werben, die sich bei Frankfurt, Ulm und Reitti (Reuten in der Nähe der Clause) sammelten.

Darum beschloßen die Verbündeten (noch vor Eintritt des Waffenstillstands) dem Kaiser zuvorzukommen und ihn in Innsbruck zu überfallen. Rasch zersprengte Moritz mit seinem Heerhaufen die kaiserlichen Truppen bei Reitti und nahm am 19. Mai die Clause ein. Und nun wäre ohne Zweifel der Kaiser sammt seinem Bruder Ferdinand, der sich von Linz aus gleich nach Innsbruck begeben hatte, in die Hände seiner Gegner gefallen, wenn nicht das siegende Heer erst den Sturmsold begehrt und auf erhaltenen Abschlag seine Waffen gegen Moritz gekehrt hätte, der sich vor ihren Spießen und Schüssen nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes rettete und daher um einen Tag zu spät die vorausgezogenen Verbündeten erreichte.

Dadurch gewann der Kaiser Zeit. Noch am Abend des 19. erhielt er Kunde von der Einnahme der Clause und in der Nacht war er schon auf dem Weg nach Trient, wandte sich aber dann über das Gebirg, um nach Villach in Kärnthen zu fliehen. Unmittelbar nach seiner Abreise ließ er dem gefangenen Johann Friedrich seine Hafterledigung

ankündigen, doch mit der Bedingung, daß derselbe noch eine Zeit lang dem kaiserlichen Hoflager nachfolgen solle.

Da es eine regenstürmische Nacht war und der Zug durch ungebahnte, schneebedeckte Gebirgswege gieng, leuchteten Diener mit Windlichtern dem fliehenden Kaiser voran, der wegen Gichtschmerzen in einer Sänfte getragen wurde, an die sich König Ferdinand zu Pferd mit dem theils reitenden, theils zu Fuß gehenden Hofgefolge anschloß. Am frühen Morgen fuhr der Kurfürst Johann Friedrich, von dessen Thüre die spanische Wache in der Nacht abgezogen war, gewissenhaft dem Hofe nach und stimmte beim Anblick der Morgensonne in der Freude seines Herzens ein geistliches Danklied an. Da er dem kaiserlichen Zug nur mit großer Anstrengung nachkommen konnte, sagte er scherzend: „Ich wollte ja gern dem Hofe nicht entlaufen, wenn der Hof mir nicht entliefe!“ Als er den Zug erreichte und der Kaiser ihn zu sprechen, an einer breiten Wegstelle hielt, gieng ihm Johann Friedrich entgegen, dankte ihm für seine Freiheit und erbot sich zu Dienst und Gehorsam, worauf der Kaiser, der ihn seines standhaften Glaubens und seiner treuen Redlichkeit wegen hatte schätzen lernen, das Haupt entblößend und ihm die Hand reichend in deutscher Sprache sagte: er habe ihn gern erledigt und wolle ihm auch fürderhin ein gnädiger Kaiser bleiben. — Auf der Weiterreise nach Villach äußerte der Kaiser zu Lazarus Schwendi: „Ich habe es mit den Deutschen gut gemeint, aber bei keinem Theile Dank verdient: bei den Katholiken nicht, denn wenn ich es diesen zu Gefallen hätte machen sollen, dann hätte ich dem Kurfürsten müssen den Kopf abschlagen lassen; bei den Lutherischen auch nicht; darum will ich sie Gott befehlen, der mag es gut machen!“

Am 23. Mai besetzte Moritz Innsbruck, überließ die Habe des Kaisers seinen Soldaten als Beute, die Habe Ferdinands aber und das Eigenthum der Bürger verschonte er. Darauf kehrte er mit seinem Heere zurück, verlegte es in's Eichstädtische und fuhr auf dem Inn nach Passau zur verabredeten Fürstenversammlung.

Der König von Frankreich war unterdeß nach Besetzung der drei lothringischen Städte in's Elsaß gezogen, besetzte dort mehrere kleinere Städte und nahm — Straßburg in Augenschein. Die rheinischen Fürsten hatten nicht das Herz, ihm zu widerstehen, und legten bloß eine höfliche Bitte ein. Die Kraft des Reichsoberhaupts schien gebrochen: dadurch erschienen auch die Fürsten schwach. Ohnedieß waren längst auch die außerdeutschen Mächte viel zu mächtig geworden, um sich „ein Übergewicht des Kaiserthums gefallen zu lassen.“

3. Die kaiserlichen Rüstungen. Der Passauer Vertrag. Abschaffung des Interims. Johann Friedrich und Landgraf Philipp in Freiheit. Vergeblicher Versuch zur Rückeroberung von Metz. Abnahme des kaiserlichen Ansehens. Albrechts Plünderungskrieg gegen die geistlichen Stifter. Moritz im Krieg gegen ihn. Moritzens Tod. Rückkehrende Ruhe.

Indeß Kaiser Karl V ließ nicht so leicht von seinen Entschlüssen und Entwürfen ab, und es stand ein langwieriger und gefährlicher Krieg zu erwarten, zumal er bereits von Villach aus die Rüstungen dazu betrieb und Truppen um Frankfurt zusammenzog. Allein König Ferdinand, der ohnedieß die Gefangenschaft des Landgrafen nicht gebilligt und überhaupt das Wohl der Deutschen sich stets hatte angelegen seyn lassen, theilte seines Bruders Ansichten nicht alle, und hatte schon in der Unterredung zu Linz dem Moritz zugegeben, daß ein Concilium, wie das

tridentinische, die Protestanten nie beruhigen werde. Seiner Zusage gemäß trat er daher zu Passau mit den sechs Kurfürsten, dem gemäßigten Herzog Albrecht V von Bayern, dem Erzbischoff von Salzburg und dem Bischoff von Eichstädt, so wie mit den Abgeordneten der Herzöge von Braunschweig, Jülich (Cleve), Pommern, Württemberg, des Markgrafen Hans von Cüstrin und des Bischoffs von Würzburg zusammen, von denen selbst die katholischen Fürsten der Überzeugung waren, daß man an Vernichtung des Protestantismus nicht mehr denken könne und man es daher zu einem Krieg in Deutschland nicht kommen lassen dürfe. Ohnedieß war in diesem Augenblicke die ganze katholische Partei gegen die protestantische im Nachtheil und konnte auf einen ausreichenden Schutz des Kaisers nicht rechnen.

Die Frage, „ob ohne Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit oder eines Concils ein friedliches und sicheres Daseyn möglich sey", bejahten jetzt geistliche und weltliche, katholische wie protestantische Fürsten mit der Forderung, daß der Friede beiden Theilen zu gute kommen und beide gegen einander sicher stellen müsse.

So kam also den 6. Juni 1552 der **Passauer Vertrag** zu Stande, dieses „ewig merkwürdige" von den Fürsten Deutschlands verfaßte, von König Ferdinand mitunterschriebene, und nachher von dem Kaiser bestätigte Grundgesetz, welches den Protestanten Augsburgischer Confession völlige Gewissensfreiheit einräumte, die bürgerliche Rechtsgleichheit unter Hinweisung auf die Entscheidung des nächsten Reichstags in Aussicht stellte und allen aus dem Lande Vertriebenen eine allgemeine Verzeihung gewährte. Eine Clausel enthielt noch die wichtige Bedingung, daß der Friede auch dann aufrecht bleiben sollte, wenn kein Religionsvergleich zu Stande käme.

Anfangs setzte der Kaiser hauptsächlich der Forderung Moritzens, daß die Beschwerden der jüngst verbündeten Fürsten wegen Verletzung der Reichsverfassung durch die gegenwärtige Versammlung sollten entschieden werden, die äußerste Abneigung entgegen. Um einen bessern Bescheid von ihm zu erlangen, verglich man sich über eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 3. Juli. Vier Tage zuvor kam anstatt der Einwilligung des Kaisers eine Beschwerde desselben über jene Herabwürdigung der Autorität seiner Person und des Reichs. Nun reis'te Ferdinand selbst nach Villach und brachte den Kaiser dahin, daß er den Friedensvorschlägen Gehör gab und die Beschwerden über Verfassungsverletzung auf den kommenden Reichstag verwies. — Unterdeß war auch Moritz in sein bis Mergentheim vorgeschobenes Lager gereis't und hatte dort mit seinen Verbündeten den Beschluß gefaßt, durch eine Überrumpelung Frankfurts, worin eine starke kaiserliche Besatzung war, den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Während dieser Belagerung aber, bei welcher der tapfere junge Georg von Mecklenburg fiel, erhielt Moritz Nachricht von der Einwilligung des Kaisers in Ferdinand's Vorschläge. Nun bedachte sich Moritz erst noch, ob er nachgeben solle; doch die Erwägung, daß der Kaiser es in seiner Hand habe, ihn durch die Wiedereinsetzung Johann Friedrich's um sein Kurfürstenthum zu bringen — ein Gedanke, den der Kaiser wirklich schon geäußert hatte, — bewog ihn, die Belagerung aufzuheben und den von der Versammlung gebilligten Vertrag anzunehmen. Derselbe enthielt im Wesentlichen folgende Puncte: 1. die

Verbündeten entlassen ihr Kriegsvolk; 2. der Kaiser gebraucht das seine nicht gegen die Stände; 3. der Landgraf Philipp wird frei, gegen das wiederholte Gelöbniß, sich nicht rächen zu wollen; 4. auf dem nächsten Reichstag wird ein Religionsvergleich unterhandelt; 5. in der Zwischenzeit verhält sich jede Religionspartei ruhig; 6. für beide Theile soll der Kaiser auf Rechtsgleichheit am Kammergericht bedacht seyn; 7. die Beschwerden über die kaiserliche Reichsverwaltung sollen dem Reichstag vorgelegt werden; 8. alle während des letzten Krieges eingezogenen und eroberten Länder sollen gegenseitig ihren vorigen Besitzern wieder zurückgegeben werden; 9. die Entschädigungsforderungen an die verbündeten Fürsten sollen aufgehoben, die Fürsten aber vom Reich entschädigt werden. — Alle diese Puncte nahm der Kaiser an, nicht aber die Clausel wegen Fortdauer des Friedensstandes beim Scheitern eines Religionsvergleichs, weil auch dieser Punct vor den Reichstag gehöre. Allein da vorläufig König Ferdinand und die vermittelnden Fürsten den Inhalt jener Clausel verbürgten und der Kaiser im Grunde nur die Form beanstandete, so beruhigten sich auch die verbündeten Fürsten dabei.

Einer der Gründe, aus welchem Ferdinand den Vertrag so eifrig betrieb, war der, weil Moritz ihm für den Fall, daß der Kaiser nachgeben und ihm auch sein Kurfürstenthum lassen werde, seine persönliche Hülfe im Kriege gegen die Türken in Ungarn versprochen hatte. Als daher Moritz seine Truppen vor Frankfurt auseinander gehen ließ, nahm Ferdinand sie in seine Dienste und forderte insgeheim den Kaiser auf, den Johann Friedrich nicht eher von sich zu lassen, bis dieser die Auseinandersetzung seiner Söhne mit Moritz genehmigt habe. — Noch einmal wollte der Kaiser aus Abneigung gegen Moritz es auf den Krieg ankommen lassen; doch brachte ihn Ferdinand davon ab, und die Rücksicht auf die Nothlage seines Bruders diente dem Kaiser auch zum officiellen Grund seiner endlichen Bestätigung des Vertrags.

Von nun an hörte der gedrückte Zustand des Reiches auf; die vertriebenen Prediger kehrten zurück, das Interim wurde — und zwar in einigen Ländern durch förmliches Edict — abgeschafft, die Acht auf die schmalkaldischen Bundesglieder aufgehoben und die beiden gefangenen Fürsten ihrer Haft entlassen.

Johann Friedrich mußte zuvor noch das Abkommen seiner Söhne mit Moritz bestätigen. Noch einmal wollte ihm der Kaiser zumuthen, sich den Beschlüssen eines künftigen Concils oder Reichstages in Sachen der Religion zu unterwerfen; aber er blieb bis zum letzten Augenblick standhaft in seiner Glaubenstreue, die selbst der leidenschaftliche Parteischriftsteller jener Zeit (Pallavicini) achtend anerkennt, — so daß ihn deßungeachtet der Kaiser mit der Erklärung entließ, daß er an seinem Verhalten in der Gefangenschaft ein gnädiges Wohlgefallen gehabt habe. — Als Johann Friedrich die sächsischen Lande wieder betrat, ward er allenthalben, besonders in den ihm gebliebenen Gebietstheilen, fast „wie ein Martyrer oder Heiliger" empfangen und von Alt und Jung in allen Ständen mit Freudenrufen und Thränen der Rührung, so wie mit andern Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit überhäuft. „So war selbst Kaiser Karl nirgends empfangen worden." Als er z. B. in Eisenach einzog und die Kinder ihm zusangen: „Singet, singet unserm Gott, weil er wunderbare Dinge gethan hat," sagte er zu dem neben ihm sitzenden Amsdorf mit Thränen in den Augen: „Ich bin ein armer Sünder, wie darf mir solche Ehre widerfahren! — Auch Melanchthon eilte von Wittenberg herbei, ihn zu begrüßen. Zu erwähnen ist, daß der berühmte Maler Lucas Kranach aus Liebe zu ihm die ganze Zeit der Gefangenschaft bei ihm ausgehalten hatte. — Auch Landgraf Philipp, der bis zum letzten Augenblick von seinen eigennützigen und übermüthigen Wächtern eine üble Behandlung erfahren hatte, kehrte in sein Land zurück. Durch sein Unglück ruhig geworden, gieng er nach seiner Ankunft in Cassel gleich in die Kirche und lag dort lange im Gebete knieend am Grabe seiner indeß verstorbenen Gemahlin. Auch enthielt er sich aller Staatsgeschäfte.

Die wiederkehrende Bereitwilligkeit der meisten deutschen Fürsten, das Reichsoberhaupt zu unterstützen, das Herbeieilen vieler Großen aus Spanien, um sich ihrem bedrängten Herrn zu Diensten zu stellen, und der Empfang von einer Million Ducaten, die ihm sein Sohn Philipp in Spanien aufgebracht hatte, — setzte den Kaiser in den Stand, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen, mit dem er vor Allem die Franzosen aus Lothringen wieder zu vertreiben beschloß. Anstatt aber gleich ins Innere von Frankreich einzubringen und den dort unvorbereiteten König in die Enge zu treiben, zog er nach Lothringen, wo er den unruhigen Markgrafen Albrecht von Culmbach, der den Passauer Vertrag nicht unterzeichnet hatte, um auf eigene Faust mit 10,000 M. einen Plünderungskrieg gegen die geistlichen Stifter führen zu können, in seine Dienste nahm, und hielt sich auf Alba's ungeschickten Rath ungeachtet der vorgerückten Herbstzeit mit der Belagerung der Stadt Metz auf. Allein die naßkalte Witterung erzeugte in seinem Heere Krankheiten, denen besonders viele Spanier und Italiener erlagen, so daß der Kaiser im Anfang des Jahres 1553 die Belagerung aufhob. Von da an war Metz, welches nun die Franzosen noch mehr befestigten und durch Aufhebung aller Reformation darin dem französischen Wesen dienstbar machten, für das deutsche Reich verloren.

Da man auch in Ungarn gegen die Türken große Verluste erlitt und selbst Moritz nur zur Befestigung der Gränzen beitragen konnte, weil Ferdinand aus Mißtrauen sein weiteres Vordringen nicht gern sah; — da ferner in Italien die kaiserlichen Waffen in Bekämpfung des von den Franzosen in verschiedenen Städten und Staaten daselbst unterstützten Widerstandes nicht glücklich waren, und Papst und Kaiser mit den Franzosen einen Stillstand eingehen und zwei feste Plätze (Parma und Mirandola) in deren Händen lassen mußten; — da endlich eine türkisch-französische Flotte Neapel angriff, die toscanischen Küsten plünderte und fast ganz Corsica einnahm: so gerieth das Ansehen des Kaisers in und außer Deutschland in Abnahme.

Das Verhältniß des Kaisers zu dem Markgrafen Albrecht von Culmbach und besonders die Zugeständnisse, welche der Kaiser demselben zu Ungunsten der von Albrecht benachtheiligten geistlichen Fürsten gegeben hatte, erfüllte viele Fürsten mit der Besorgniß, daß der Kaiser durch solche und ähnliche Stärkung seiner Macht seine schon zurückgewiesenen Successionsentwürfe doch noch würde in's Werk setzen wollen.

Der Markgraf Albrecht hatte früherhin (bei seinem Anschluß an die gegen den Kaiser gerichtete Verbindung) von den damaligen Verbündeten das Versprechen erhalten, sich für seinen Kriegsaufwand aus den Gütern der nicht zum Bunde haltenden Herren schadlos halten zu dürfen. Gleich nach der Rückkehr vom Überfall des Kaisers fiel er in das Gebiet der Bischöffe von Bamberg und Würzburg und der Reichsstadt Nürnberg ein, zwang sie in besondern Verträgen zu verschiedenen Gebietsabtretungen und preßte den Nürnbergern noch überdies 200,000 Gulden ab. Als man ihm bei Aufrichtung des Passauer Vertrags jene Verträge nicht garantiren konnte, trat er dem Vertrage

nicht bei, um sich durch einen fortgesetzten Plünderungskrieg zu entschädigen. Als nämlich bei Frankfurt die Truppen der Verbündeten dem Vertrage gemäß sich auflösten, behielt Albrecht einige Regimenter in seinen Diensten und überfiel damit nun auch die rheinischen Bisthümer Worms, Mainz und Trier, plünderte Stifter und Klöster und wurde dabei von dem Volkshaß unterstützt, der gegen die dort während des Interims wieder festgestellte geistliche Herrschaft gerichtet war. Als sodann der Kaiser auf seinem Zug gegen Metz diesen überall gefürchteten Kriegsmann aus der Verbindung mit Frankreich und auf seine Seite zog, gelang ihm dieß nur durch die ungerechte Zusage, daß er ihm alle seine jenen fränkischen Fürsten und Städten abgezwungenen Verträge bestätigte. Denn er hoffte diesen kriegerischen Reichsfürsten auch zu seinen weiteren Plänen gebrauchen zu können!

Wirklich machte der Kaiser noch einmal den Versuch, die Kurfürsten für die Wahl seines Sohnes Philipp zum römischen König (natürlich beim Eintritt der Nachfolge Ferdinands im Kaiserthum) zu stimmen, wobei er versprach, daß Philipp nur durch Deutsche und in deutscher Sprache regieren solle. Allein er täuschte sich: es traten Friedrich von der Pfalz, Albrecht von Bayern, Wilhelm von Cleve und Christoph von Würtemberg — also katholische, wie protestantische Fürsten — in Wimpfen und nachher in Heidelberg zu einem förmlichen Bündniß zusammen, das den Zweck hatte, sich den Spanier nicht aufdringen zu lassen und zum Schutz der Religion den Passauer Vertrag aufrecht zu erhalten.

Da der Markgraf, auf des Kaisers Zusage und Verbindung mit ihm trotzend, seine ungerechte Forderung gegen die fränkischen Bischöffe durchsetzen wollte, und keinen Vergleich annahm, so erklärten sich die vermittelnden Fürsten neutral. Im Unwillen darüber brach er wieder los, eroberte Bamberg, wendete sich dann in's Nürnbergische und Würzburgische, brandschatzte Schlösser, Städte und Klöster, nahm sogar die Reichsstadt Schweinfurt in Besitz und drohte Alles wieder in Verwirrung zu stürzen.

Schon längst hatte Moritz in dem Verhältnisse des Kaisers mit dem Markgrafen, dem jener das wilde Treiben in auffallender Weise hingehen ließ, eine Gefahr für sich selbst gesehen, indem er fürchtete, der Kaiser möchte die erste Gelegenheit ergreifen, seinen Haß gegen ihn auszulassen. Daher schloß er mit dem König Ferdinand, der gleichfalls den Markgrafen fürchtete, und mit dem Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig, der dem Moritz eine kräftige Hülfe gegen seinen aufständischen Adel verdankte, zu Gunsten der bedrängten Bischöffe eine Verbindung gegen den Markgrafen Albrecht, den er einen „bissigen Hund“ nannte, „gegen den sich Jedermann wehren müsse.“

Daß Moritz dabei mehr seine Person, als das Wohl des Reichs vor Augen hatte, beweist die geheime Verbindung, in der er noch immer mit dem König von Frankreich stand, dem er sogar, als der Kaiser vor Metz lag, geheimen Zuzug versprochen hatte, und von dem er dann zu einem Angriff auf die Niederlande aufgefordert worden war. Ja eben als sich Ferdinands Truppen mit den seinigen gegen den Markgrafen vereinigten, machte er dem König von Frankreich Hoffnung auf die — deutsche Krone! Daß Moritz jetzt als Vertheidiger des Landfriedens und Beschützer des bestehenden Rechtszustandes erschien, war daher nicht sein Verdienst, und siegte er

im Kampfe mit seinen ehemaligen Waffengenossen, so konnte dem Kaiser für seine Niederlande —, siegte Albrecht, so konnte dem Moritz für sein Kurfürstenthum bange seyn und in beiden Fällen die kaum gewonnene Ruhe und Ordnung auf lange hinaus in Frage stehen.

Um dem drohenden Gewitter zuvorzukommen, wendete sich der Markgraf zuerst gegen den, obgleich schon gerüsteten, Herzog Heinrich nach Niedersachsen, fand unter den dort noch sehr gedrückten Protestanten, die er (besonders im Calenbergischen) von dem daselbst noch geltenden Interim erlöste, einen bedeutenden Anhang und erregte eine bis an die Nordsee und Böhmen hin reichende Bewegung.

Nun aber rückte Moritz mit einem vereinigten Heere von 16000 M., davon fast die Hälfte aus Reitern bestand, gegen das an Zahl um ein Viertheil schwächere Heer des Markgrafen heran, und als dieser rasch durch das Magdeburgische ziehen wollte, um in Moritzens Erblande einzufallen, verlegte ihm Moritz den Weg und bei Sievershausen kam es (d. 9. Juli 1553) zu einer Schlacht: Moritz siegte, erhielt aber im wilden Reitergetümmel eine Schußwunde, an der er zwei Tage darauf starb. — Sein Abfall von der protestantischen Sache hatte sie dem Untergang nahe gebracht, sein Abfall vom Kaiser sie wiederhergestellt: sein Tod sollte die doppelte Untreue sühnen. In ihm erlosch eine gewaltige Geisteskraft, welche für die Geschicke Deutschlands von weithin wirkender Bedeutung war.

In der Nacht vor der Schlacht war sein Zelt mitten aus den übrigen heraus durch einen Sturmwind umgerissen worden. Als Moritz im Beginn der Schlacht zu Pferde stieg, riß der Steigbügel und er fiel zu Boden. Dem Beschluß des Kriegsraths zuwider, erwartete er den Feind nicht, sondern stürzte ihm entgegen und warf zwar das feindliche Fußvolk, störte aber dadurch die Stellung der Seinen. Schnell drang der Markgraf vor und warf die kurfürstlichen Reiter. Aber Moritz stellte die Ordnung wieder her und griff mit dem Herzog Heinrich von Neuem in einem so wilden Reitersturm an, daß in dem schrecklichen Getümmel die beiden Söhne Heinrich's fielen, und Moritz, eben als er den Sieg errang, von einer Kugel in den Leib getroffen wurde. Von den Seinen an einen Baum gelehnt, gebot er noch, den Feind zu verfolgen Darauf in's Lager gebracht, machte er unter entsetzlichen Schmerzen seine letzten Verfügungen, und verschied nach dem Empfang des Sacraments. Seine letzten Worte sollen gewesen seyn: „Gott wird kommen —!"

Als Johann Friedrich seinen Tod erfuhr, sagte er: „Moritz hat mir viel Böses gethan, aber er war ein Mann von besonderen Gaben!" — Da Moritz keinen Sohn hinterließ, so folgte ihm sein Bruder August in der Regierung, weil er schon früher vom Kaiser mit belehnt worden war. Zwar forderte Johann Friedrich sein Land und seine Würde von ihm zurück; aber der Prozeß endigte unter Vermittlung Ferdinands und Dänemarks mit einem Vergleich (dem Naumburger Vertrag vom 26. Februar 1554), durch den die Wittenberger Capitulation aufrecht blieb, aber Johann Friedrich für sich und seine Erben noch vier Ämter, darunter Altenburg, zurückerhielt. Acht Tage darauf (am 3. März) starb er, nachdem er noch seine Söhne zur Eintracht ermahnt und mit Amsdorf gebetet hatte, mit den Worten: „Gott sey mir Sünder gnädig!" — Hat sich auch sein Geist in nicht sehr weiten Gränzen bewegt, so bewies er doch innerhalb des ihm zugefallenen Berufskreises eine Treue und Redlichkeit, eine Seelenstärke und Glaubensfestigkeit, auf die sich eben das an ihm zu rühmende Verdienst gründet, den Protestantismus aufrecht erhalten zu haben.

Während nach Moritzen's Tod der Kaiser die Franzosen wenigstens an der Eroberung Cambray's hinderte, setzte Herzog Heinrich den Krieg gegen den Markgrafen fort, besiegte ihn bei Braunschweig und verfolgte ihn bis in die Erblande desselben, wo er ihn bei Lichtenfels schlug und Bayreuth und Hof eroberte. Jetzt erst sprach das Kammergericht, nachdem es lange genug durch bloße leere Mandate zur Ruhe ermahnt hatte, die Reichsacht über den Markgrafen aus. Dieser, darüber in Wuth gerathend, kündigte nun dem Kaiser auf und fiel wieder in Norddeutschland ein. Da nunmehr der Kaiser, gleich als habe er erst diese Aufkündigung abwarten wollen, die Acht bestätigte, vollzog Herzog Heinrich dieselbe an allen Denjenigen, welche er für Anhänger des Markgrafen und Frankreichs hielt, mit entschiedener Strenge. Nach noch einem vergeblichen Einfall in Franken wurde Albrecht genöthigt, seinen Waffenplatz Schweinfurt zu räumen, und nach seinem letzten unglücklichen Treffen bei Schwarzach, wo er sein ganzes Heergeräthe und alle seine Habe verlor, mußte er über den Rhein nach Frankreich fliehen (1554). Dort lebte er von französischem Gnadenbrod, kehrte aber bald, dessen überdrüssig, nach Deutschland zurück, wo er, durch sein maaßloses Leben erschöpft, obgleich erst 35 Jahre alt, kinderlos 1557 zu Pforzheim starb.

Er sah zwar zuletzt sein Unglück als „eine Strafe Gottes" an, weil er „dessen Wort verfolgt" habe, schob aber doch in einer eigenen Vertheidigungsschrift, durch die er sich wieder seine verlornen Reichsrechte verschaffen wollte, alle Schuld auf den Kaiser, der ihm durch die Bestätigung seiner Verträge mit den Bischöffen das Recht zu seiner Handlungsweise gegeben habe. Nach Empfang des Sacraments erwartete er in einem Sessel den Tod, mit den Worten: „Nun will ich sterben, als ein verjagter Fürst und als ein frommer Christ." Aus jener seiner Bekehrungszeit ist das von ihm verfaßte Kirchenlied: „Was mein Gott will, das g'scheh allzeit 2c.

Nach dem Sieg der Verbündeten über diesen Ruhestörer neigte sich Alles zum Frieden; die deutschen Fürsten legten ihre Privatstreitigkeiten in Güte bei und waren dem Kaiser behülflich, die Franzosen aus den Niederlanden zu treiben: doch kam es zu keiner vollen Entscheidung und man mußte sich mit einem Waffenstillstand begnügen, der 1556 geschlossen wurde.

4. Der Augsburger Religionsfriede. Sieg der Reformation in Deutschland. Mehrung der landesfürstlichen Macht. Abdankung Karl's V. Sein Ende.

Dem Kaiser hatte der Abfall Moritzens und was sich aus demselben zu Passau entwickelte und auf dem verheißenen Reichstag zum Abschluß kommen sollte, die deutschen Angelegenheiten so verleidet, daß er —, um der Schmach auszuweichen, dem Aufgeben des so lange Jahre hindurch mit allen Mitteln verfolgten Hauptgedankens seines Lebens durch seine persönliche Gegenwart und Zustimmung auch noch die augenfälligste Förmlichkeit geben zu müssen, — sich mit Entschuldigung seiner allerdings sichtlich zunehmenden Kränklichkeit zurückzog und seinem Bruder, dem König Ferdi-

nand die Leitung dieses verhängnißvollen Reichstags übergab, der am 5. Februar 1555 eröffnet wurde.

Im Collegium der Fürsten war, besonders auf Betrieb der Geistlichen, von der Majorität beschlossen worden, noch vor der Vornahme der Religionsfriedensangelegenheit den Landfrieden durch Aufstellung einer starken Executionsgewalt zu sichern. Die Protestanten (unter denen vorzüglich Christoph von Württemberg ein gewichtiges Wort redete) erkannten wohl, daß, wenn ihnen nicht zuvor ein sicherer Religionsstand gewährt würde, ihnen die vorausgehende Verstärkung der Reichsgewalt leicht jene Wohlthat ferner vorenthalten und ein erneuerter Krieg wieder ihre religiöse Existenz in Frage stellen könnte.

Da aber ein Artikel im Passauer Vertrage die Forderung der Protestanten, daß die Sache des Religionsfriedens zuerst vorgenommen werden sollte, unterstützte, und die weltlichen Fürsten ihr Wort gaben, daß gleich nach der Religionsfriedensangelegenheit über den Landfrieden berathen werden sollte, so gaben auch die geistlichen Fürsten nach.

Als nun zuerst die Frage über den ewigen unbedingten Religionsfrieden berathen wurde, gieng sie zwar im Kurfürstencollegium durch; allein im Fürstenrath fand sie den heftigsten Widerstand, weil sich darin der Einfluß des Cardinallegaten Morrone geltend machte und der Cardinalbischoff von Augsburg, Otto von Truchseß, erklärte, lieber Leib, Gut und Leben lassen, als darauf eingehen zu wollen. Der Eindruck dieser Erklärung auf die katholischen Stände ließ die Auflösung des Reichsraths befürchten. Da kam die Nachricht vom Tode des Papstes Julius II und rief jene beiden Cardinäle zum Conclave nach Rom. Dadurch brach sich die Kraft der strengpäpstlichen Opposition und der Beschluß fiel für die Protestanten günstig aus. Die darauffolgende Frage, ob der Friede auch allen denjenigen zu Gute kommen solle, welche in Zukunft der Augsburgischen Confession beitreten würden, hatte im Kurfürstencollegium Köln zum Gegner, gieng aber auf den Vorgang des vaterländisch gesinnten Kurfürsten Johann von Trier (aus dem Hause Isenburg) glücklich durch. Im Fürstenrath erregte sie zwar neuen Sturm, doch einigte man sich in einer allgemein gehaltenen Fassung, daß nämlich Niemand wegen des Augsburgischen Bekenntnisses angegriffen werden dürfe. Als sich aber daraus die wichtige Frage ergab, wie es gehalten werden solle, wenn ein geistlicher Fürst übertreten werde, so fühlte jeder katholische Stand, daß, wenn dieß unbedingt geschehen dürfte, es dann um den deutschen Katholicismus geschehen wäre. Darum gaben auch die Katholiken weder im Kurfürstencollegium, noch im Fürstenrathe nach, und so erfolgte in diesem Puncte nur ein bedingter Entscheid, also daß der am 25. Sept. 1555 zu Stande gekommene **Augsburgische Religionsfriede** den Protestanten Augsburgischer Confession wohl vollkommene religiöse Gewissensfreiheit und volle bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken einräumte, auch in dem Besitz der geistlichen Güter sie beließ, jedoch mit dem „geistlichen Vorbehalte", daß, wenn ein katholischer Prälat zum Protestantismus übertreten wolle, er zwar deßhalb nicht angegriffen werden, aber durch seinen Übertritt unmittelbar sein kirchliches Amt, Gut

und Recht verlieren solle, dessen Beibehaltung nur dem Weltlichen zugestanden wurde. Kaiser, Stände und Reichskammergericht wurden verpflichtet, einander wider jede Verletzung dieses Friedens Machtbeistand und Rechtshülfe zu leisten. Von diesem Frieden waren aber die Reformirten noch ausgeschlossen.

Diese Friedensconstitution gewährte doch endlich ein friedliches Nebeneinanderbestehen von zunächst zwei christlichen Religionsparteien. „Der Kaiser und die Stände der alten Kirche sollten keinen Reichsstand um des Augsburgischen Bekenntnisses willen vergewaltigen oder sonst wider sein Wissen und Willen in Glaubenslehren, Kirchengebräuchen und Kirchenordnungen, „so die Protestanten aufgerichtet hätten, oder noch nachmals aufrichten würden", bedrängen oder stören, sondern sie bei solcher ihrer Religion, wie auch bei ihren Besitzungen und Rechten friedlich bleiben lassen." Anderseits sollten „die der Augsburgischen Confession verwandten Stände die der alten Religion anhangenden geistlichen und weltlichen Stände sammt ihren Capiteln und Andern geistlichen Standes im Besitz, Ausübung und Gebrauch ihrer Religion, so wie ihrer Rechte und Einkünfte unbeschwert lassen und schützen." — „Die streitige Religion soll bloß durch christliche friedliche Mittel verglichen werden. Auch wenn solches nicht möglich würde, soll dennoch bis dahin, in allen nachfolgenden Artikeln und in allewege, ein unbedingter und ewig währender Friede hiemit aufgerichtet seyn."

Das Reservatum ecclesiasticum oder der geistliche Vorbehalt aller Güter und Rechte beim Religionswechsel geistlicher Personen erschwerte natürlich den Übertritt zur protestantischen Religion, der außerdem in großer Zahl Statt gehabt hätte. Auf diese Weise sicherte sich die römisch-katholische Kirche den größern Reichthum und die Kirchentreue vornehmlich der „einflußreichen" geistlichen Reichsstände und Prälaten. Da nun auch alle künftigen Einziehungen von Kirchengütern verboten, ja selbst die frühern Einziehungen der den Reichsunmittelbaren gehörigen Kirchengüter ungültig wurden, so ward dadurch der protestantischen Kirche „die ausreichende Dotation ihrer Anstalten unmöglich gemacht".

Eine weitere Einschränkung der völligen Religionsfreiheit lag endlich noch in der Bestimmung, daß sie nur für die eigentlichen Reichsstände gelten sollte, so daß also alle mittelbaren Stände, sowie alle Unterthanen in Bezug auf die Religion von ihren Landesherrn abhängig blieben, die Reichsunmittelbaren demnach das Vorrecht hatten, als Herren der Religion ihres Gebiets die Unterthanen in ihren Religionswechsel hineinzuzwingen (— ein Recht, oder vielmehr Unrecht, das sich späterhin als „eine der tiefer liegenden Ursachen des dreißigjährigen Krieges" erwies).

So ungern sich die Protestanten in den die Religionsfreiheit beschränkenden Vorbehalt fügten, welcher einen Theil des Erreichten wieder auf das Unsichere stellte, so war doch die größere Summe dieses friedlichen Austrags von unschätzbarem Werth, weil damit die Reichsgesetzlichkeit und Rechtegleichheit des Protestantismus, als einer „zweiten Staatsreligion im Reich," ausgesprochen war und ihn fortan das Anathema eines Concils nicht mehr berühren konnte. Und so war durch diesen Religionsfrieden der Sieg der Reformation vollständig entschieden und die Macht des Papstes in und über ganz Deutschland für immer gebrochen. Daher denn auch die Verwerfung dieses Friedens von Seiten des neugewählten Papstes Paul's IV von keinem Gewicht war.

Mit diesem Religionsfrieden konnten besonders die deutschen Landesherren, katholische, wie protestantische, zufrieden seyn: denn er gab ihnen

in politischer Hinsicht gegenüber dem Kaiser eine größere fürstliche Selbständigkeit, zumal ihre Gewalt auch durch die Aufhebung so vieler geistlichen Herrschaften (mit der auch der Adel eine Hauptstütze verlor) und die dadurch gewonnene Möglichkeit der Gebietsabrundung einen bedeutenden Zuwachs erhielt.

Die weitern Verhandlungen dieses Reichtags betrafen die Befestigung des Landfriedens und der denselben schützenden Executivgewalt durch eine weitere Ausbildung der Kreisverfassung. Es kam dabei darauf an, die Gewalt der Kreisobersten zu verstärken, jedoch nur in so weit, daß sie keinen Mißbrauch davon machen konnten. Demnach sollte jeder Kreisoberst, d. i. derjenige weltliche Fürst in jedem Kreise, welchem die Leitung der seinen Kreis betreffenden Execution übertragen war und welchem behufs der Berathung die andern Fürsten und Stände dieses Kreises als „Zugeordnete" beigegeben waren, nicht vom Kaiser, sondern von den Kreisständen erwählt werden und im Nothfall das Recht haben, einen „doppelten Romzug" auf den Kreis auszuschreiben. Die neue Kreisordnung sollte nicht bloß gegen innere Unruhen, sondern auch gegen auswärtige Feinde angewendet werden. — Den Niederlanden sollte jedoch dieselbe nicht zu Gute kommen, weil sie als „exemt" sich dem Kammergerichte nicht unterworfen hatten.

So kam denn auch die ausübende Gewalt fast ganz in die Hände der Gesetzgebenden, folglich der Reichsstände, so daß des Kaisers Macht auch dadurch eine weitere Einschränkung erhielt, indem er bei seinen Kriegen die Kraft der Nation nur zur Vertheidigung verwenden konnte.

Da nun bei dem Kammergericht auch protestantische Richter, Beisitzer und sonstige Gerichtspersonen zugelassen werden mußten, so hatten die Protestanten auch hier ihre Wünsche erreicht. — Nachdem nun so viel gewonnen war, so konnten sowohl sie, als die übrigen Stände die angedrohten Beschwerden gegen die Verwaltung des Kaisers leicht fallen lassen und sich mit der Zusage desselben, daß ein mit Deutschen besetzter, von einem deutschen Vorsitzer geleiteter Reichshofrath errichtet werden solle, zufrieden geben.

Noch einmal gieng dem Kaiser durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Königin Maria von England, welche in diesem Reiche die katholische Kirche wieder zurückführte (XX, 2, 2), eine Hoffnung auf, von dieser Seite her seinen Lieblingsplan für Deutschland verwirklicht zu sehen; aber diese Aussicht war eine vorübergehende, zumal der neue Papst Paul IV (aus dem Hause Caraffa) sich durch seine Verbindung mit Frankreich als einen offen erklärten Gegner des Kaisers zeigte und den alten Hader zwischen Papstthum und Kaiserthum erneuerte.

Weil also Kaiser Karl V alle hohen Entwürfe seines Lebens —: die Demüthigung des anmaßlichen Frankreichs, die Schwächung der Türkenmacht, die Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien, die Wiederherstellung der alten Kaisermacht, die Einschränkung der päpstlichen Gewalt, die Befestigung der spanisch-habsburgischen Dynastie auf deutschem Throne — vereitelt sah, und die Überhandnahme seiner Körperschwäche fühlte, für die ihm seine Ärzte schon längst eine Vertauschung des nördlichen mit dem südlichen Klima gerathen hatten: so entstand in ihm eine lebhafte Sehnsucht nach „Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung", wozu der Wunsch seit dem Jahr 1542 nach seiner Rückkehr von Algier

beim Anblick eines friedlichen Klosters an der spanischen Küste in ihm aufgestiegen war. Er übergab daher zu Brüssel am 21. Oct. 1555 zuerst in einer feierlichen Versammlung der Ritter des goldenen Vließes, dann am 25. Oct. in der Versammlung der niederländischen Stände seinem Sohne Philipp zunächst die Regierung der Niederlande sammt der Freigrafschaft Burgund und hielt dabei eine Abschiedsrede, von der alle Anwesenden auf's tiefste ergriffen wurden.

Die näheren Umstände dieser Abdankung finden sich in Alex. Henne's, Secretärs d. k. Acad. der Wiss. in Brüssel, Histoire du regne de Charles-Quint en Belgique. X Tomes. Brüssel u. Leipz. 1858—1860. — In dem reichgeschmückten großen Saale des Palastes erhob sich auf der Westseite eine Estrade, zu der sieben Stufen führten; unter einem Thronhimmel, mit dem Wappen von Burgund geschmückt, standen drei prächtige Lehnsessel, der mittlere für den Kaiser, der rechts für Philipp, der links für des Kaisers Schwester, die Königin Maria von Ungarn. Rechts war eine gepolsterte Bank für die Ritter vom goldnen Vließ, links eine ähnliche für die Fürsten und großen Herrn; tiefer unten drei Bänke für die beigeordneten Räthe. Der Estrade gegenüber im Saale standen die Bänke für die Abgeordneten der verschiedenen niederländischen Provinzen. — Kurz vor 3 Uhr verließ Karl V, in Trauer gekleidet, das Band des goldnen Vließes tragend und seiner körperlichen Schwäche wegen auf einem Maulthier reitend, sein kleines Parkhaus in Begleitung seines Sohnes, seines Oberstallmeisters und anderer Hofleute. Nach seiner Ankunft im Palaste ruhte er in einem seiner Gemächer ein wenig aus und begab sich dann in den Sitzungssaal des Geheimenraths, wo Philipp, Maria, der Herzog von Savoyen und die Ritter des goldnen Vließes versammelt waren. Von diesen und den Staatsräthen sammt den Edelleuten des Hofes begleitet, trat der Kaiser um 4 Uhr durch die von Bogenschützen und Hellebardirern bewachten und sich vor ihm öffnenden Pforten in den oben bezeichneten Saal ein, mit seiner Rechten auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien, mit seiner Linken auf einen Stock gestützt, während alle bereits Versammelten sich erhoben. Nachdem er die Versammlung begrüßt und seinen Platz unter dem Thronhimmel eingenommen hatte, lud ein Herold auf Befehl des Kaisers die Anwesenden ein, sich zu setzen, und Philibert von Brüssel, Mitglied des Staats- und Privatconseils, erhielt das Wort. Er setzte in einer langen Rede die Gründe des Kaisers, aus welchen er die Regierung seinem Sohne abzutreten gedenke, auseinander und ermahnte zuletzt zur treuen Unterstützung und gegen die äußeren Feinde des Reichs und gegen die innern Feinde der Kirche, zur Einigkeit, zur Ehrfurcht und zum Gehorsam gegen den neuen Herrn. Hatte man diese Rede schon mit ehrerbietigem Stillschweigen angehört, so erhöhte sich die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr, als man wahrnahm, daß der Kaiser selbst sich anschicke, das Wort zu ergreifen. Philipp stellte sich neben seinen Vater; dieser blieb sitzen und nachdem er seine Brille aufgesetzt hatte, entfaltete er ein kleines Papier zur Unterstützung seines Gedächtnisses.

In der Rede, die er nun hielt, erwähnte er, daß er seit seinem 17. Jahre alle seine Zeit und Kraft auf die Regierung dieser Lande und wenig Zeit auf seine persönliche Vergnügungen gewendet habe. Da er überall mit eigenen Augen habe sehen wollen, so sey seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen: er sey 9mal in Deutschland, 6mal in Spanien, 7mal in Italien, 10mal in den Niederlanden, 2mal in England und 2mal in Afrika und dabei 11mal zur See gewesen. Jetzt mahne ihn sein hinfälliger Leib, die Last der Regierung auf jüngere Schultern zu legen. — „Ich lasse Euch (schloß er) an meiner Stelle den König, meinen Sohn, und empfehle ihn Euch. Bringet ihm die Liebe und den Gehorsam entgegen, die Ihr mir immer erwiesen habt; bewahret unter Euch die Einigkeit; unterstützet und übet die Gerechtigkeit. Besonders gestattet nicht, daß die Ketzereien, die Euch umgeben, in diese Lande eindringen. Sollten einige schon einge-

drungen seyn, so rottet sie mit der Wurzel aus! Ich weiß wohl, daß ich während meiner ganzen Regierungszeit große Fehler begangen habe, theils aus zu großer Jugend, theils aus Unwissenheit, Nachlässigkeit oder aus andern Gründen; aber ich kann wohl versichern, daß ich keinem meiner Unterthanen jemals wissentlich Gewalt, Unbill oder Unrecht angethan habe. Wenn ich dergleichen gethan, so geschah es nicht mit Wissen und Willen, sondern aus Unkenntniß: ich bezeuge hierüber mein Bedauern und bitte deßhalb um Vergebung!" — Darauf empfahl er seinem Sohne die Länder, die er nun zu beherrschen berufen sey.

Die Worte des Kaisers hatten die ganze Versammlung gerührt und er selbst verrieth eine solche Bewegung, daß er vor Schluchzen oft nicht sprechen konnte. Als sich die Rührung gelegt hatte, antwortete der Pensionär von Antwerpen, Jacob Mars, im Namen der General-Staaten in einer weitschweifigen und schwülstigen Rede, worin er den Kaiser bat, seine Gnade den Provinzen auch in Zukunft zu bewahren. — Darauf schritt der Kaiser zur Ceremonie der Investitur, wobei sich Philipp seinem Vater zu Füßen warf. Dieser aber hob ihn auf und sagte, ihn umarmend, in spanischer Sprache zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich gebe, trete ab und übertrage Euch meine diesseitigen Lande, wie ich sie besitze. Ich empfehle Euch die Religion der h. Kirche, gute Verwaltung und Gerechtigkeit, und fordre alle Staaten auf, sich in guter Eintracht zu vertragen!" Nachdem Philipp in gleicher Sprache versprochen hatte, daß er sich dieser Lande annehmen und fortfahren wolle, sich nach seines Vaters Willen zu richten, wandte sich der Kaiser zu den Abgeordneten und sprach bewegt: „Meine Herren! Ihr dürfet Euch nicht wundern, wenn ich, alt und an allen meinen Gliedern schwach, wie ich bin, zugleich aber auch aus Anhänglichkeit an Euch, Thränen vergieße." — Nachdem sodann die schriftliche Entsagungsurkunde vorgelesen war, sprach Philipp, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, zu den Abgeordneten: „Meine Herren! wenn ich auch die französische Sprache verstehe, so spreche ich sie doch nicht so fertig, daß ich in ihr das Wort an Euch richten könnte; vernehmet daher, was in meinem Namen der Bischoff von Arras (Granvella) zu Euch sprechen wird!" — Dieser gab im Namen Philipps die Versicherung, daß er den besten Willen habe, mit Gottes Hülfe und der Stände Beistand seine Regentenpflichten zu erfüllen, ihre Gewohnheiten, Freiheiten und Privelegien zu achten und das gute Einvernehmen mit ihnen aufrichtig zu erhalten &c.

Zuletzt erbat sich Maria von Ungarn, als bisherige Statthalterin der Niederlande, von ihrem Bruder, dem Kaiser, die Erlaubniß, ein Wort an die versammelten Stände zu richten. Darauf las sie eine von ihr selbst ausgearbeitete Rede vor, worin sie erklärte, daß, nachdem ihr gestattet worden, sich von ihrem Posten zurückzuziehen, sie entschlossen sey, sich mit ihrem Bruder gleichfalls nach Spanien zu begeben, um dort ihre Tage zu beschließen. Da erneuerte sich die Rührung der Versammlung, besonders als der Kaiser noch das Wort nahm und ihr zärtlich für ihre langen und treuen Dienste dankte. — Nachdem noch der Sprecher der Stände Worte des Dankes an sie gerichtet hatte, erhob sich der Kaiser und verließ mit seinem Gefolge den Saal in der Ordnung, in der er gekommen war. Die Versammlung aber gieng bei dem Gedanken an die Zukunft mit gemischten Empfindungen auseinander. — (Auszug aus einer Übers. dieser Scene im Magazin für d. Lit. d. Auslandes.)

Im folgenden Jahre trat Karl seinem Sohne die Regierung von Spanien und Neapel ab, und hätte gern auch noch die römisch-deutsche Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand übertragen, wenn nicht die Formalität der Wahl desselben durch die Kurfürsten hätte vorausgehen müssen, — wie sie denn auch erst am 8. März 1558 erfolgte.

Karl wies in einem eigenen Schreiben vom 7. Sept. 1556 an, die deutschen Reichsstände seinem Bruder, als seinem unzweifelhaften Nachfolger, wie ihm selber, zu gehorchen.

Papst Paul suchte Karl'n noch dadurch zu kränken, daß er seine Kronentsagung, weil sie ihm nicht zur Genehmigung vorgelegt worden war, nicht anerkannte! Um so mehr gefiel sich Karl V in dem Gedanken, nicht mehr Kaiser und König zu seyn. Als er sich zum letztenmal bis spät in die Nacht mit seinem Kanzler Seld von Staatsgeschäften unterhielt, fiel ihm bei, daß ihn ja dieselben nichts mehr angiengen und wollte den Kanzler entlassen; da sich aber zeigte, daß die Diener schon schlafen gegangen waren, nahm der Kaiser das Licht und leuchtete selber ihm die Treppe hinab mit den Worten: „Das sey Euch eine Erinnerung an den Kaiser Karl, dem Ihr so viele Jahre gedient habt, daß er zu guter Letzt auch Euch ein Diener gewesen!"

Hierauf schiffte er sich im September 1556 in Begleitung seiner beiden Schwestern von Seeland aus mit einer glänzenden Flotte nach Spanien ein. Als er zu Laredo in Biscaya landete, fiel er auf die Kniee und küßte die Erde, und nachdem er sich in Burgos von seinem Gefolge und in Valladolid von seinen Schwestern getrennt hatte, bezog er eine kleine Wohnung neben dem Hieronymitenkloster St. Just bei Placencia in Estremadura, wo er noch zwei Jahre (ohne sich jedoch gänzlich aller Theilnahme an Staatsangelegenheiten zu entziehen) theils unter Beschäftigungen mit Gartenbau und mechanischen Arbeiten, theils in ernsten Betrachtungen über die Eitelkeit irdischer Größe lebte und am 21. Sept. 1558 mit dem Gebet für die Einheit der Kirche starb. Aber „für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, war kein Raum mehr in Europa!"

Karl hatte überhaupt schon sein ganzes Leben hindurch einen großen Theil seiner Zeit religiösen Betrachtungen gewidmet und jeden Tag mit einem dreiviertelstündigen Gebet auf den Knieen begonnen, auch niemals (mit Ausnahme Eines Tages beim afrikanischen Feldzug) die Messe versäumt. — In früherer Zeit hatte er fleißig den Thucydides und Macchiavelli gelesen, in seiner Einsamkeit las er nur in den Schriften des h. Augustinus und h. Bernhard's. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe erkennen lassen, erklärte er für ein größeres Glück, als daß er dieselbe jemals besessen. Dabei bereute er aber fortwährend, die lutherische Bewegung nicht in ihrem ersten Keim erstickt zu haben. Mehr und mehr ergab er sich mit großer Ängstlichkeit strengen ascetischen Bußübungen, durch welche aber seine körperlichen Übel zunahmen. Zuletzt soll er, aufgeregt durch das feierliche Todtenamt, das er seiner im August verstorbenen Schwester Eleonora (der verwittweten Königin von Frankreich) halten ließ, auf den Gedanken gekommen seyn, noch bei seinem Leben sein eigenes Leichenbegängniß und ein feierliches Todtenamt für die Ruhe seiner Seele halten zu lassen, was ihn so angriff, daß er in ein Fieber verfiel, dem er nach etlichen Wochen erlag. Nach genossenem „Leib des Herrn" verschied er mit den Worten: „Du bleibst in mir, auf daß ich in dir bleibe." — (Nach Thuanus hatte er einen Beichtvater, Namens Constantin, welcher ihn anleitete, sein Vertrauen nicht auf seine Verdienste, sondern einzig auf den Heiland zu setzen, in Folge dessen der Kaiser dann öfters aus dem h. Bernhard die Stelle anführte: propriis meritis fidere, non fides, sed perfidia est; allein nach des Kaisers Tode soll Constantin der Ketzerei beschuldigt und verbrannt worden seyn.) — In seinem Testamente ermahnte er seinen Sohn Philipp, jede Ketzerei im Keim zu unterdrücken (denn in Valladolid und Sevilla hatten sich kleine Gemeinden protestantischer Richtung gezeigt,) — und wie streng dieser Rath in Spanien befolgt wurde, wird sich weiter unten zeigen.

An Weltübersicht und Klugheit war Karl allen seinen Zeitgenossen (selbst seinem Kanzler Granvella) überlegen; er hatte alle politischen Fäden

Europa's in seiner Hand, und leitete dieselben nach jenem schweigsam in seiner Seele verschlossenen Grundgedanken seines Lebens. „Die Doppelseitigkeit seines Strebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter vereinigen." Diesen bezeichnen einerseits Zweideutigkeit, stete Berechnung, mitunter Härte und Schonungslosigkeit, anderseits stolze Ruhe, Enthaltsamkeit, Seelenstärke verbunden mit „Schwung der Gedanken" und Würde in der Erscheinung —, eine echte Mischung spanischen und deutschen Bluts!

11. Kapitel. Weitere Ausbildung der religiösen Gegensätze. Der Calvinismus und Kryptocalvinismus; der tridentinische Katholicismus und der Jesuitismus.

1. Erwählung Ferdinand's I.; päpstlicher Einspruch. Corpus Evangelicorum, Corpus Catholicorum. Fortdauer des confessionellen Streits unter den Protestanten. — Nachholende Betrachtung der weiteren Reformationsentwicklung in der französischen Schweiz: Calvin; die „Genferkirche". Unterschied zwischen der calvinischen und lutherischen Kirchenverfassung. Servet, Calvin und Melanchthon. Der Calvinismus, das Bekenntniß der Deutsch-Reformirten.

Ein halb Jahr vor Kaiser Karl's V Tod war ihm sein Bruder Ferdinand der Erste (d. 8. März 1558) in der Kaiserwürde gefolgt, nachdem er sich in der Wahlcapitulation verpflichtet hatte, den Religionsfrieden sowohl, als den Landfrieden „stät und fest" zu beachten und immer mit dem Willen und dem Rath der Fürsten zu regieren. Die Kurfürsten selbst aber schloßen einen neuen Kurverein, wobei sie gelobten, über diesen Ordnungen zu halten und einander zu Hülfe zu kommen, wenn einer von ihnen, dem Religions- und Landfrieden zuwider, angegriffen werden sollte.

Da Ferdinand vorzüglich den drei evangelischen Kurfürsten seine Krone zu danken hatte, sämmtliche Kurfürsten aber sich dahin einigten, daß keiner den andern auf künftigen Wahltagen, der Religion wegen, ausschließen und für unfähig halten wolle, zu wählen und gewählt zu werden: — so versagte der Papst Paul IV der Wahl Ferdinands die Bestätigung und verlangte, er solle die zum Theil aus den Händen der „Ketzer" empfangene Krone niederlegen und warten, bis sie ihm aus päpstlicher Machtvollkommenheit gegeben werde. Es sah aus, als wollte der alte Hader zwischen Papstthum und Kaiserthum wieder erneuert werden. Auf den Rath des Kanzlers Seld aber, der mit großem Geschick die veralteten päpstlichen Anmaßungen zurückwies, ließ Ferdinand die Sache auf sich beruhen, da er einem fortlaufenden Streite mit dem Papste doch keinen Waffennachdruck hätte geben können. Denn seit der Vererbung Mailands an den König Philipp von Spanien war des Kaisers Stellung zu Italien eine weit schwächere geworden, wie denn überhaupt das deutsche Reich seinen Vorrang unter den Nationen Europa's während der Religionsstreitigkeiten mehr und mehr verloren hatte, und Spanien, Frankreich und England, diese drei zu geschlossenen Reichen herangewachsenen Mächte, Alles thaten, Deutschland nicht mehr emporkommen zu lassen. War doch bei dem Friedensschluß zu Chateau-Cambresis (im April 1559), der den bis dahin dauernden Krieg unter diesen Mächten be-

endigte, kein deutscher Bevollmächtigter zugegen, obgleich Frankreich kurz zuvor die drei lothringischen Bisthümer an sich gerissen hatte!

Ferdinand I gab sich mit gemäßigtem und wohlwollendem Sinn alle Mühe, den Religionsfrieden zuerhalten. Auch fand die neue Kirche Augsburgischen Bekenntnisses im deutschen Reiche ihren Schutz in der ziemlich gleichen Vertheilung des Länder- und Machtbestandes der beiden Religionstheile, denn den drei geistlichen Kurfürsten standen gegenüber die drei evangelischen weltlichen Kurfürsten (Sachsen, Brandenburg, Pfalz), und den andern größern katholischen Reichsfürsten wurde durch die große Mehrheit evangelischer mächtiger Reichsstädte, durch viele kleinere evangelische Fürsten und durch eine zahlreiche evangelische Ritterschaft die Wage gehalten. Und so stand von nun an dem Corpus Catholicorum ein anerkanntes Corpus Evangelicorum gegenüber, als eine gesetzlich anerkannte und nur „diplomatisch besondre" Verbindung gesammter evangelischer Stände Augsburgischen Bekenntnisses, die ein gedoppeltes Recht hatte, nämlich das Recht auf den Reichstagen abgesonderte Conferenzen zu halten, und das Recht, ihre Vertretung beim Kammergericht sowohl, als überhaupt die Leitung und Wahrung ihrer evangelischen Interessen entweder einzelnen Gesandten oder einem Vorstande (director) zu übertragen, so daß sie den andern Theil des Reichs durch Ein Collegium und durch Eine Gesammtheit (alteram partem Imperii uno collegio et communitate) repräsentirten.

Mit welcher Kraft und Stärke hätten die Evangelischen diese ihre rechtliche Stellung behaupten können, wenn sie nicht durch innern Streit nach gedoppelter Seite hin in sich gespalten gewesen wären, in so fern nicht bloß der Streit der Lutheraner und Reformirten fortdauerte und durch die Fortbildung der letztern Partei neue Stärke erhielt, sondern dadurch auch die Anhänger der Augsburgischen Confession in zwei sich bekämpfende Parteien zerfielen.

Um zunächst die in die Geschichte Deutschlands sowohl, als auch in die Geschichte mehrerer andern außerdeutschen Staaten tief eingreifende Bewegung, welche von der reformirten Schweiz ausgieng, zu würdigen, müssen wir einige Schritte zurück auf den Standpunct treten, auf welchem wir, um den Blick der Betrachtung der Reformationsentwicklung in Deutschland nicht zu stören, die Reformation der deutschen Schweiz verlassen haben. (XIX. 8, 2 u. 3.)

Nach Zwingli's Tod erhielt die Zürcher Gemeinde an seinem jungen Freunde Heinrich Bullinger (geb. 1504) zwar einen kräftigen Vertreter, der auch den Abendmahlstreit mit Luther wieder aufregte; dennoch fand die schweizerische Reformation im Allgemeinen mehrere Jahre hindurch keinen Leiter, der alle zerstreuten Kräfte vereinigt hätte.

Erst mit Calvin, der nicht aus der Schule Zwingli's, auch nicht aus der deutschen Schweiz hervorgieng, kam ein Mann, der als Gründer der französisch-schweizerischen Reformation das Werk Zwingli's

in einem geläutertern Geiste fortsetzte und vollendete. Schon vor Calvin war in diese Theile der Schweiz die lutherische Bewegung gedrungen. Namentlich war im J. 1532 Wilhelm Farel (aus Gap in der Dauphiné), welcher schon während seiner Studien in Paris 1518, von dem gelehrten Le Fèvre angeregt, mit diesem an den reformatorischen Bestrebungen des Bischoffs Briçonnet in Meaux Theil genommen hatte, über Basel nach Genf gekommen, wo er mit seinem Freunde Peter Viret (aus Orbe) nach einem vom Stadtrathe veranlaßten Religionsgespräch eine evangelische Gemeinde bildete, die, von Bern aus unterstützt, vom Stadtrathe die Abschaffung des Papstthums erwirkte, worauf Farel unter schweren Kämpfen mit dem leidenschaftlichen, damals in sittlicher Hinsicht sehr verfallenen Volkscharakter, den neuen Gottesdienst einrichtete.

Allein es bedurfte noch eines größern Geistes, der mit fester Hand das Steuer des von wilden Wogen umhergetriebenen Genfer Kirchenschiffleins in die Hand nahm, um es in den Hafen zu lenken. Ein solcher Geist eben fand sich in Calvin, der unter Beihülfe jener beiden Männer, denen sich auch Theodor Beza aus Bourgogne in Frankreich beigesellte, mit der Schärfe eines durchdringenden Verstandes und der Kraft eines eisernen Willens, als ein „christlicher Moses" mit dem Eifer eines alten Propheten, das „Gesetz" Christi verkündigte und nach dem Vorbilde des alttestamentlichen Gottesstaates mit dem vorherrschenden Zweck, das bürgerliche Leben religiöser und sittlicher zu gestalten, die „Genferkirche" aufstellte, welche zum Reformgrund gleichfalls die heil. Schrift als alleinige Quelle des Glaubens und Lebens hatte und deren sociale Institutionen im Lehrglauben und in der Sittenzucht zwar mehr das Gepräge gesetzlicher Strenge, als evangelischer Freiheit, aber nichts desto weniger auch eine weitgreifende Mission zu erfüllen hatten, indem Calvin dabei in Cultus und Verfassung zur Einfachheit und Reinheit der Urkirche, wiewohl in mehr „idealisirender", als historisch-treuer Weise, zurückstrebte.

Jean Caulvin, oder, in Folge der Latinisirung seines Namens, **Calvin** genannt, geboren den 10. Jul. 1509 zu Noyon in der Picardie (in Frankreich), hatte einen strengrechtlichen Vater, welcher Geheimschreiber des Bisthums war, und eine gottesfürchtige Mutter, welche ihn frühe zur Frömmigkeit anleitete. Er erhielt mit den Söhnen einer vornehmen Familie eine sorgfältige Erziehung und bezog mit ihnen sehr frühe die Universität Paris, so daß er schon in seinem 18. Jahre eine Pfarrei erhielt. Der Umgang mit Robert Olivetan, der mit ihm verwandt war, erregte die ersten Zweifel an der Wahrheit des katholischen Systems in ihm. Darum, und weil sein Vater ihn gern in weltlicher Würde gesehen hätte, gab er seine Pfründe auf und ergriff zu Orleans und Bourges das juristische Studium, durch welches sich sein ohnedieß zu strenger Gesetzlichkeit geneigtes Wesen noch mehr ausprägte. Er war schon Doctor der Rechte, als er zum erstenmal eine Bibel zur Hand bekam. Begierig das Evangelium im Urtext zu lesen, lernte er von einem deutschen Professor der griechischen Sprache, Namens Wolmar, das Griechische und erhielt zugleich durch denselben Anleitung zum Schriftverständniß. Von Natur schüchtern und die Einsamkeit suchend, wurde er doch bald so sehr von der Liebe zum Evangelium entbrannt, daß er das Rechtsstudium wieder verließ und in den Versammlungen der Evangelisch-gesinnten als Prediger auftrat. Als diese

von dem damaligen König Franz heftig verfolgt wurden, schrieb er eine erklärende Abhandlung über Seneca's Schrift von der Sanftmuth, womit er den König beschämen wollte. Auch arbeitete er in Paris für den Rector der Sorbonne für den Allerheiligentag 1533 eine Rede aus, worin er die Lehre des Evangeliums auf das freimüthigste hervorhob. Nur der Königin Margaretha von Navarra, Franzen's Schwester, welche die Evangelischen in Schutz nahm, verdankte er es, daß er der Verfolgung entgieng und nach Basel flüchten konnte, wo er bei Capito das Hebräische trieb und 1535 sein berühmtes Werk **Institutio christianae religionis** (ein Lehrbuch der christlichen Religion) schrieb, welches er dem König Franz mit der Absicht widmete, ihn dadurch von seinem grausamen Verfolgungssystem abzubringen. Darauf gieng er 1536 nach Ferrara, wo sich die Evangelischen um die Herzogin Renata, eine Schwägerin des Königs Franz, sammelten, mußte aber bald der Wachsamkeit der Inquisition weichen und kehrte in sein Vaterland zurück, um die Seinigen zur Auswanderung aus einem Lande zu bereden, in welchem allenthalben so viele Ketzerscheiterhaufen brannten. Unterwegs kam er nach Genf, wo sich gerade Farel nach Hülfe für sein noch unbefestigtes Werk umsah. Von ihm beschworen, das „Werk Gottes" dort zu betreiben, blieb er und erhielt (erst 28 Jahre alt) gleich eine Stelle als Prediger und Professor der Theologie. Mit der höchsten Begeisterung gieng er nun mit den drei obengenannten Freunden an die festere Organisation der neuen Gemeinde und verfaßte ein Bekenntniß, das die Bürger beschwören mußten: wer es nicht annahm, verlor sein Bürgerrecht; wer dagegen agitirte, wurde kirchlich und bürgerlich gestraft. Dabei wurden die strengsten Sittengesetze gegen die Laster, namentlich gegen Fluchen und Lästern, gegen Tanz und Mummenspiel, gegen Fleischeswerke und andere Ausschweifungen gegeben und streng gehandhabt. Diese Sittenzucht wurde den lebenslustigen Genfern bald zum unerträglichen Joch: es bildete sich eine mächtige Opposition, um es abzuschütteln, unter den sogenannten Libertinern oder Spiritualen, welchen Gott und Mensch als Eins, die Sünde als Schein, die Ehe als unnöthige Beschränkung, die heil. Schrift für Nichts und ihr Geist als Alles galt. Die Vermittelungsversuche einer Synode halfen nichts: Haß und Zwietracht richteten eine Zerrüttung an, bei der alle Bande der Zucht sich zu lösen drohten. Da erklärte Calvin mit seinen Freunden, daß sie in einer Stadt, die keiner Zucht sich fügen wolle, kein Abendmahl mehr austheilen würden. Allein die Folge war ein Volksbeschluß, der sie binnen drei Tagen die Stadt zu räumen zwang.

Da Calvin in Bern und Zürich, wo man seine Handlungsweise mißbilligte, keine Zuflucht fand, wendete er sich nach Straßburg, wo er Prediger der französisch-reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität wurde. Während seiner fast dreijährigen Wirksamkeit daselbst gelangte er zu einer tiefern Schrifterkenntniß, zu einer mehrseitigen Welterfahrung und durch beides zu einer größern Ruhe. (In jener Zeit wohnte er auch den Religionsverhandlungen zu Hagenau, Worms und Regensburg bei und kam mit Melanchthon in nähere Berührung.) — Unterdeß war in Genf die anarchische Zuchtlosigkeit des Libertinismus auf's Höchste gestiegen, so daß selbst vielen seiner ehemaligen Gegner die Augen über dieses Verderben aufgegangen waren, zumal der dort befindliche Cardinal Sadoletus, diese Verwirrung benützend, Viele wieder zur römischen Kirche zurückführte. Es wurde daher Calvin wieder nach Genf berufen, um die verfallene kirchliche und bürgerliche Ordnung herzustellen. Lange widerstrebte er: „Wollt Ihr, schrieb er an die Genfer, mich in Eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden weg! Meint Ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht zusammen in Euern Mauern wohnen kann. Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestraften Frechheit im Bösesthun kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüthen, nein, Wollust, Schwelgerei, Meineid und dergleichen Verbrechen, die meine Lehren öffentlich widerlegen und die Kirche inwendig verdunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums! Was hilft es von Außen die Wölfe abzuhalten,

wenn die Heerde durch ansteckende Seuchen von Innen verzehrt und zu Grunde gerichtet wird!" — Ungern entließen ihn die Straßburger —, reuig empfiengen ihn die Genfer am 13. Sept. 1541, und unter dem ernsten Gerichte einer Pest begann Calvin in der Weise eines politischen, religiösen und moralischen Dictators die Reorganisation der zerrütteten Gemeinde, wobei ihn die Grundsätze leiteten, die er in seinem nunmehr in lateinischer Sprache neu bearbeiteten Lehrbuche mit ausnehmender Klarheit der Gedanken und Präcision des Ausdrucks ausgesprochen hat.

Vergleicht man die calvinische Verfassung mit der lutherischen, so unterscheiden sich beide darin von einander, daß die calvinische eine collegiale Vereinigung war von geistlichen und Laien-Presbytern zu Einem Presbyterium, das die Gemeinde repräsentirte, — dagegen die lutherische Verfassung sich als eine kirchenregierende Vereinigung von geistlichen und weltlichen Behörden mittels Consistorien, Superattendenten und Synoden ohne Zuziehung der Presbyter darstellte. Die deutschen Reformatoren giengen dabei von dem Grundsatz aus, die Verfassung müsse sich von Innen heraus d. i. von der Lehre und dem Glauben aus allmählich von selbst erbauen; sie waren aus innerlichen und äußerlichen Gründen abgehalten, eine solche einheitliche Kirchenregierung zu organisiren, und mußten und wollten mehr der freien Bewegung und künftigen Entwicklung überlassen. Schon der Umstand, daß Deutschland in mehrere hundert Staaten getheilt war, machte eine bestimmte gemeinsame Verfassungsform unmöglich. Eine solche konnte Calvin in dem kleinen Freistaat Genf leichter bewerkstelligen. Dennoch lag auch hier sowohl in der Art der Stellung der Kirche zum Staat, als auch in der Art der Handhabung der Disciplin eine anderweitige Gefahr. In Calvin's presbyterialer Verfassung unterschieden sich vier Klassen kirchlicher Beamtung: Prediger, Kirchenälteste, Doctoren der Schrift und Diaconen, von denen die beiden ersten die Kirchengewalt ausübten und die Kirchenzucht handhabten. Das Recht die Kirchenältesten zu wählen, übertrug Calvin dem Rathe; die Gemeinde hatte das Recht der Zustimmung. Der Rath bestand aus dem sog. großen (allgemeinen) Rath, der aus 200, und dem kleinen Rath, der aus 60 Gliedern bestand: dieser letztere übte allmählich die Staatsgewalt allein aus und von ihm gieng die letzte Entscheidung in kirchlichen Angelegenheiten, ja selbst in Lehrfragen aus, — so daß also die weltliche Gewalt offenbar einen zu großen Einfluß auf die Kirche bekam und Staat und Kirche fast wie in einer Theokratie sich deckten. — Was nun die Kirchenzucht betrifft, so ist die Schwäche und vollends der Mangel derselben gewiß ein großer Übelstand, der eine Kirche in gänzlichen Verfall bringen kann; aber durch die Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, welche der strengen Kirchenzucht Calvin's zum Grunde lag, mußte diese, wenigstens so lange er sie selbst durch die Verwechslung des geistlichen mit dem weltlichen Schwerte (23 Jahre hindurch) handhabte, zur drückenden Fessel, seine Kirche zur Zwangsanstalt und somit von dieser Seite das Gegentheil der Urkirche Christi werden, auf die er doch alle kirchlichen Ordnungen zurückzuführen strebte. Von der Strenge dieser Zucht geben folgende Züge einen Begriff: Wer die Kirche versäumte, mußte drei Sols zahlen; wer einmal nicht zum Abendmahl gieng, wurde auf Ein Jahr aus der Stadt verbannt; wer beim Leib und Blut Christi schwur, mußte am Pranger stehen und fünf Sols Strafe zahlen; eine Frau, die ein weltliches Lied nach einer Psalm-Melodie sang, wurde mit Ruthen gepeitscht; Trunkenheit wurde mit Geldstrafe belegt; Spieler wurden an den Pranger gestellt; Ehebruch wurde mit dem eisernen Halsband, doppelter Ehebruch mit dem Tode bestraft; ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wurde öffentlich gepeitscht und aus der Stadt gewiesen, ein anderes, das seine Mutter wirklich schlug, geköpft. — Kein Wunder, daß selbst noch lange nach Calvin's Tod in der Genfer Republik so arge Laster nicht im Schwange

giengen, als da, wo die Kirchenzucht darniederlag und kein Sittentribunal wöchentlich das Betragen der Bürger prüfte.

Die gleiche Strenge ließ Calvin in der Bewahrung der Kirchenlehre walten und scheute sich nicht, die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Ketzer zu vertheidigen! Als der spanische Arzt Michael Servet (Servede) die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi läugnete, wurde er auf Calvin's Betrieb 1552 zu Vienne gefangen gesetzt, und als er aus seinem Gefängnisse entfloh, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Er wollte nach Neapel fliehen und berührte unterwegs Genf. Da ließ ihn Calvin vom Rathe festnehmen und suchte ihn von seinem Irrthum zu bekehren. Weil aber Servet auf seiner Meinung beharrte, wurde er von dem Rathe nach Einholung eines Gutachtens der übrigen reformirten Gemeinden der Schweiz (namentlich Bern's, Zürich's und Schaffhausen's) zum Feuertod verurtheilt, den er auf eine klägliche Weise erlitt. Vergebens hatte Calvin eine Milderung des Urtheils (durch Vertauschung des Feuers mit dem Schwerte) zu erwirken gesucht. Hat doch selbst der sanfte Melanchthon es nicht gewagt, das Verfahren zu mißbilligen! Doch wurde schon damals von den Gegnern Calvin's diese neue Inquisition mitten in der protestantischen Christenheit schwer getadelt.

Eingedenk übrigens der Wahrheit, daß verflucht ist die Hand, die züchtigen will und sich nicht selbst der Zucht unterworfen hat, übte Calvin an sich selbst die strengste Selbstverläugnung, und rührend ist das Geständniß des ernsten Mannes, das er mit den Worten giebt: „Ich habe keine härteren Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen habe. Dieses reißenden Thieres bin ich noch nicht Herr geworden!“

Die unerschütterliche Strenge, mit der Calvin sein Werk zu schützen suchte, und die Anfeindungen, die er deswegen auch nach der Durchführung desselben erfuhr, bedingten sich gegenseitig. Jedenfalls aber erscheint in seinem Kampfe mit so frevelhaften Menschen, wie besonders die Libertiner in Genf waren, die ihm selbst nach dem Leben stellten, seine heldenmüthige Ausdauer bewunderswürdig. — Von seiner Lehre hat besonders seine Auffassung der Gnadenwahl oder Prädestination, und seine Lehre vom h. Abendmahl einen weit hinaus wirkenden Einfluß gehabt. Indem er die Prädestinationslehre an ihre äußerste Gränze führte, glaubte er ihre für die Sittlichkeit so gefährliche Consequenz eben durch die in seiner Kirche vorherrschende strenge Sittenzucht vermeiden zu können. Diese seine Prädestinationslehre schien übrigens dazu bestimmt, dem andern Extrem, nämlich der Werkheiligkeit, ein eben so extremes Gegengewicht zu geben, wurde aber von der lutherischen Kirche verworfen, welche das wahre Gegengewicht gegen die Werkheiligkeit in der Rechtfertigung aus dem Glauben allein erblickt. — In der Lehre vom h. Abendmahl dagegen nahm Calvin zwischen Zwingli und Luther eine vermittelnde Stellung ein, in so fern sie eine Annäherung an Luther in sich schließt, die der calvinischen Lehre eine weitere Verbreitung verschaffte, als die zwinglische hatte. Diese letztere trat gewissermaßen ganz zurück, als im J. 1549 von sämmtlichen reformirten Gemeinden der Schweiz in dem sogenannten Consensus tigurinus oder Zürcher Vergleich — die calvinische Abendmahlslehre — und durch den Consensus pastorum der Genfer-Kirche (1551 und 1554) auch seine Prädestinationslehre angenommen wurde.

Selbst Melanchthon neigte sich zu Calvin's Abendmahlslehre, ohne sie jedoch völlig anzunehmen, weil sie ihm noch zu unbestimmt war. Luther hatte zwar 1545 erklärt, daß, wenn früherhin Ökolampadius und Zwingli sich hierin wenigstens so wie Calvin ausgedrückt hätten, keine „so weitläufige Disputation" entstanden wäre; doch lernte er Calvin's Lehre nie so genau kennen, als er die zwinglische kennen gelernt hatte. — Calvin selbst sprach stets mit hoher Achtung von Luther und dessen Werk; ja oft pflegte er zu sagen: „Auch wenn mich Luther einen Teufel hieße, würde ich ihm doch so viele Ehre erweisen, daß ich in ihm einen ausgezeichneten Knecht Gottes erkennte." Darum vermied er auch jeden Angriff auf Luther, und warnte die Seinen, der Heftigkeit Luther's mit gleichem Maaße zu begegnen: „Bedenket, sagte er. daß wir's mit einem der ersten Diener Christi zu thun haben, dem wir Alle viel verdanken. Mit ihm zu kämpfen, kann Euch ja gar nichts weiter helfen, als daß ihr den Feinden Gottes Freude macht, die nicht sowohl den Sieg über uns, als über das Evangelium feiern werden. Selbst wenn er zum Kampfe auffordern sollte, möchten wir uns lieber des Streites enthalten, als daß wir durch unsern beiderseitigen Fall den Schaden der Kirche noch vergrößern."

Calvin selbst nahm im Jahre 1556 die (wiewohl veränderte) Augustana an, gehörte also in melanchthonischem Sinne zu den Augsburgischen Confessionsverwandten, wie er denn auch zu den deutschen Reformatoren in größerer Geistesverwandtschaft stand, als Zwingli. Eben wegen der „großartigeren Anlage, gebildeteren Fassung und kirchlicheren Haltung", welche die in Calvin's umfassendem und thätigem Geiste entsprungene Genfer Reformation vor der zwinglischen auszeichnet, erhielt sie auch mit der lutherischen Reformation fast gleichen räumlichen Umfang: denn so wie Wittenberg die Reformations-Metropole des mittlern und nördlichen Deutschlands und des skandinavischen und slavischen Nordens und Nordostens war, so wurde Genf, wo Calvin's Namen Fremde aus allen Ländern herbeizog, die Mutterstadt des reformirten Glaubens zunächst für die Länder romanischer Völkerbildung, und die lateinische Sprache erwies hiebei „ihr letztes universelles Verdienst" als Verbreitungsmittel des reformirten Bekenntnisses für die Völker des Westens.

Der weitgreifende Einfluß, den die Lehre Calvin's zunächst auf die Völker romanischer Abstammung und dann auf die ihnen verwandten oder sonst nahegestellten Länder übte, hatte äußerlich allerdings seinen Grund in dem regen Verkehr, welchen „zahllose Flüchtlinge, Reisende und Studirende" (aus Frankreich, den Niederlanden und England) zwischen dem Genfer Freistaat und ihrem Vaterlande vermittelten. Allein dieses Hinströmen nach Genf und dem dort aufgesteckten religiös-moralischen und politisch-socialen Lichte hat selbst wieder seinen tiefern Grund in der innern Anziehungskraft, welche das Scharfe, Rigorose, Aggressive des demokratisch-republikanischen Gemeinwesens auf die zum Extremen, Enthusiastischen und Raschanstürmenden geneigte Natur romanischer Nationalität, sowie überhaupt auf alle diejenigen Charactere verwandtschaftlich übte, die ein raschdurchgreifendes, unmittelbar zum Ziel bringendes Handeln lieben, während ruhigere, gemäßigtere, zu gleichheitlicher Abwägung geneigte, nach einem feststehenden Centrum suchende Naturen sich mehr zum Herde der deutschen Reformation gezogen fühlten.

2. Spaltungen in der deutsch-lutherischen Kirche. Die synergistischen und kryptocalvinistischen Streitigkeiten: Jena und Wittenberg. Theilnahme der Fürsten an den Theologenkämpfen. Vergebliche Vermittlung im Frankfurter Receß. Spitze des Streits. Melanchthon's Tod. Der Calvinismus in der Pfalz. Unirender Zweck des Heidelberger Katechismus. Calvin's Tod.

Während im ganzen 16. Jahrhundert die reformirten Landeskirchen der Schweiz ohne eine einheitliche Gesammtconfession waren und, ungeachtet selbst die Prädestinations- und Abendmahlslehre in beiden Schweizerkirchen nicht völlig ausgeglichen wurde, dennoch ohne öffentlichen Kirchenstreit neben einander bestanden, — ergab sich im lutherischen Reformationskreise, besonders seit dem Tode Luthers, eine Scheidung in zwei, scharf nach Innen und einflußreich nach Außen sich gegenüberstehende Parteien, in eine strengere, die in dem nach katholischer und calvinischer Seite hin abschließenden Geiste Luthers blieb und an der Universität Jena ihre Stütze hatte, und in eine laxere, welche von dem sich einerseits gegen das katholische, anderseits gegen das calvinistische Wesen offener haltenden Melanchthon und von der nunmehr ihm allein folgenden Universität Wittenberg vertreten wurde. Die zwischen diesen beiden Parteien obwaltenden sogenannten „synergistischen" und „krypto-calvinistischen" Streitigkeiten brachten lange Zeit hindurch in manchen Ländern, namentlich in Sachsen und in der Pfalz, und in Städten wie Bremen, Magdeburg und Königsberg die traurigsten Zerrüttungen hervor.

Die strenglutherische Partei hatte in Jena ihre Hauptstützen an Nic. v. Amsdorf (der nach seiner Vertreibung aus Naumburg Prediger in Magdeburg, dann Professor und Superintendent in Jena wurde), an Joh. Wigand, Judex, Musäus, Strigel u. a., besonders an dem schon oben genannten Matth. Flacius, welcher letztere durch seinen dogmatisch-hierarchischen Eifer zu vielfachen Ruhestörungen Veranlassung gab. Der Hauptkampf dieser und anderer Männer war hauptsächlich gegen den von Melanchthon vertheidigten Synergismus (d. h. gegen die semipelagianische Annahme einer verdienstlichen Mitwirkung des nach dieser Ansicht nicht ganz verderbten menschlichen Willens zu seiner Bekehrung), wie überhaupt gegen den überall eindringenden, von den Wittenbergern mehr oder weniger begünstigten Calvinismus gerichtet.

Wenn auch von Melanchthon selbst durchaus keine förmliche Union mit den Calvinisten betrieben wurde, so sah er doch den dogmatischen Unterschied nicht für so wesentlich an; wenigstens blieb er für sich im Unentschiedenen. So viel jedoch ist gewiß, daß er in der Abendmahlslehre dem Calvin nicht näher trat, als er schon vorher vermöge seiner Umdeutung dieses lutherischen Lehrpunctes gewesen war, wogegen sich anderseits Calvin weiter vom Katholicismus entfernt hat als Melanchthon, dessen Semipelagianismus übrigens doch nicht ein und derselbe mit dem des Katholicismus war. Die Beharrlichkeit des Lutherthums, die Abgeschlossenheit des tridentinischen Katholicismus und der eintretende Religionsfriede hatten ohnedieß eine melanchthonische Vermischung evangelischer Lehre mit dem Katholicismus unmöglich gemacht.

Da die Hinneigung zum Calvinismus, wo diese in Deutschland vorkam, sich nicht bloß auf die Abendmahlslehre, sondern auch auf das gesammte Lehr- und Kirchenwesen Calvin's erstreckte und weit zahlreichere Übertritte zum Calvinismus Statt fanden, als vorher zum Zwinglianismus, so wurde der Gegensatz der in Deutschland sich be-

kämpfenden zwei evangelischen Parteien immer schärfer, indem die Unionspartei — bald in Melanchthon's, bald in Calvin's Sinne — durch eine Verschmelzung beider Reformationsarten das evangelische Kirchenthum zu „vollenden" strebte, die eigentlichen Lutheraner aber ihre Reformation mit der von Luther in Betreff der genannten Streitpuncte aufgestellten Lehre als vollendet, und ihre Kirche als „die Kirche der wahren einigenden Mitte" zwischen den kirchlichen Extremen des Abendlandes ansahen.

Selbst Fürsten und Staatsmänner nahmen an den inneren Theologenkämpfen persönlichen Antheil, der jedoch nur dazu diente, die Hitze des Streits zu vermehren und seine Dauer zu verlängern. So schloßen, um diese Streitigkeiten zu beendigen, die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog Christoph von Württemberg und der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken im Jah 1558 den Frankfurter Receß, worin sie über vier streitige Puncte der Augsburgischen Confession eine von Melanchthon entworfene vermittelnde Erklärung abgaben. Allein diese konnte die strengen Lutheraner nicht befriedigen, und der Streit entbrannte nur noch mehr.

Gleich auf einer Stuttgarter Synode suchten die württembergischen Theologen durch Brenz, um dem Melanchthonianismus entgegenzutreten, den lutherischen Lehrbegriff bei sich wieder fester zu stellen. Im J. 1561 veranstaltete sodann der obgenannte Herzog Christoph eine Zusammenkunft aller lutherischen Fürsten zu Naumburg, um durch eine Revision und Approbation mehrerer Artikel der Augustana den fortgehenden Streit zu beschwichtigen, was jedoch nicht gelang; doch mußte Flacius die Universität Jena verlassen. Er trieb sich noch 13 Jahre unstät umher, bis der Tod dem eifrigen Manne den Mund schloß. Seinen manichäischen Irrthum in Bezug auf die „Erbsünde" nahm er erst kurz vor seinem Tode zurück. In ihm war übrigens eine gewaltige Kraft und eine außergewöhnliche Gelehrsamkeit „unter der theils verschuldeten, theils unverschuldeten Ungunst der Verhältnisse verkommen."

Obwohl der Umstand, daß der Wahneifer der Streitenden den einen Reformator unbedingt über den andern erheben wollte, den Streit mehr zu einem landeskirchlichen, als allgemeinkirchlichen machte, so hat doch die Maaßlosigkeit in der Streitform nicht geringen Schaden gebracht. Am meisten litt der gute Melanchthon selbst darunter, der, noch ehe diese Kämpfe zu Ende giengen, theils durch die vielen Kränkungen und Schmähungen, die er wegen seiner nachgiebigen, unentschiedenen, weil nach Vermittlung strebenden, Haltung hatte leiden müssen, niedergedrückt, theils durch die Sorge für das allgemeine Kirchenwohl verzehrt, am 19. April 1560 zu Wittenberg starb.

So sanftmüthig und friedfertig Melanchthon war, so war er doch auch zu heftigen Aufwallungen und Gemüthsbewegungen geneigt, wiewohl sie bei ihm sich bald wieder legten. Diese seine leicht erregbare Natur kannte er selbst und nannte sich daher einen ὀξύχολον. War sein Zorn verbraus't, so sagte er wohl selbst über sich: „Er haut und sticht und thut doch Niemand nicht(s)!" — Der kurfürstliche Leibarzt, Rath Dr. Ratzenberger, sagte von ihm, er habe sich besonders beim Disputiren leicht entrüstet, so daß Mancher, der von Natur blöde gewesen, sich durch seine Heftigkeit habe zurückschrecken lassen, während Luther, so scharf er in seinen Schriften gewesen, eine viel gemäßigtere Weise des Disputirens gehabt habe. So wie er aber weit entfernt von Haß und Übelwollen war, so vergab er auch die ihm widerfahrenen Beleidigungen

gerne. Seine Willfährigkeit und Nachgiebigkeit hatte ihren Grund theils in seiner Milde und Gutmüthigkeit, theils in seiner gewissenhaften Besorgniß, den Frieden zu stören und Übel ärger zu machen. Hat er auch in dieser seiner ängstlichen Sorge um den Frieden manchen schwachen Tritt gethan, so hat er auch darüber noch weit mehr gelitten und getragen. Daß übrigens der von Natur ängstliche Mann in entscheidenden Momenten auch Muth und Standhaftigkeit zeigte, davon giebt sein Leben manchen Beweis. — Wie sehr er auch über die Streitigkeiten in der Kirche klagte und denselben auszuweichen suchte, so konnte er ihnen doch nicht entgehen: denn allenthalben in deutschen Landen mußte er bei Religionsgesprächen, Disputationen, Berathungsversammlungen, Kircheneinrichtungen, Vermittlungen und Vergleichen, Begutachtungen und Entwürfen sein Wort und seine Feder leihen. Auf die Vorwürfe seiner Gegner über seine Nachgiebigkeit entgegnete er: „Wenn ich irgend einen Fall gethan oder etwas zu lässig behandelt habe, so bitte ich Gott und die Kirche um Verzeihung, wünsche auch in meinem ganzen Leben nichts mehr, als daß einmal fromme und gelehrte Männer ruhig, ohne Sophistik und böse Leidenschaften über die gesammte Lehre sich besprechen und so der Nachwelt deutliche und entwickelte Lehrsätze hinterlassen." — Als er im Oct. 1558 in Heidelberg war, wohin ihn die Universität eingeladen hatte, um den Verfall derselben zu berathen, und er aus Wittenberg die schmerzliche Nachricht von dem Tode seiner treuen Gattin Katharina erhielt, rief er aus: „Lebe wohl! ich werde dir bald nachfolgen." Zurückgekehrt nach Wittenberg nahmen ihn wieder Arbeiten in Beschlag, die ihn in steter Gemüthsbewegung erhielten. Am 30. März 1560 verkältete er sich auf der Rückreise von Leipzig, wo er Stipendiaten geprüft hatte, und bekam vom 7. April an ein Wechselfieber, fuhr aber in fieberfreien Stunden mit seinen gewöhnlichen Arbeiten fort. In der Nacht auf den 13. April erwachte er aus einem Traum, worin ihm vorkam, er habe die Worte: „Mich hat herzlich verlangt, dieß Osterlamm mit euch zu essen!" nach der Melodie, die er einst als Knabe in den Kirchen mitgesungen hatte, so laut gesungen, daß er darüber erwachte. Er stand dann um 3 Uhr auf, arbeitete für die Universität das Osterprogramm vollends aus, trug es selbst in die Druckerei und gieng dann mit der Gemeinde zum h. Abendmahl. Am 2. Ostertag sagte er zu seinem geliebten Freund Camerarius: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn!" Nach noch einigen Leidensnächten fragte er seinen Arzt und Schwiegersohn Peucer, was er von seiner Krankheit dächte? Als dieser ihm die Gefahr nicht verhehlte, sprach er mit der größten Ruhe: „In mir ist nur Eine Bekümmerniß, nur Eine Sorge, daß die Kirche in Christo Jesu einmüthig seyn möchte!" Als ihm noch aus dem Johannisevangelium die Stelle von der Kindschaft Gottes im Glauben vorgelesen wurde, hob er seine Augen und Hände empor und rief: „das Wort steht immerdar vor meiner Seele!" — Mit dem öftern Gebetsruf: „Ach Gott, erbarme dich meiner um deines Sohnes Jesu Christi willen!" und: „Auf dich habe ich gehofft: laß mich nicht zu Schanden werden!" harrte er auf sein Ende. Kurz vor demselben fragte ihn Peucer, ob er etwas begehre? „Nichts als den Himmel, erwiederte er; störet meine süße Ruhe nicht, denn mein Ende ist nahe!" Da sagte M. Winsheim die Worte: „Vater in deine Hände befehl' ich meinen Geist! du hast mich erlöset, du treuer und wahrhaftiger Gott!" und fragte ihn dabei, ob er das noch gehört habe? „Ja!" war darauf sein letztes Wort. Während man noch Gebete über ihm sprach, gewahrte man seine Lippen sich noch betend bewegen, bis er sanft und stille entschlief. Er starb in einem Alter von 63 Jahren und 63 Tagen, Abends vor 7 Uhr, in derselben Stunde, in welcher er einst in das Leben getreten war. Er wurde, von Professoren getragen, in der Schloßkirche zu Wittenberg, dem Sarge Luthers gegenüber, beigesetzt. — Nach seinem Tode fand man auf seinem Schreibtisch einen Zettel, worauf er verschiedene Puncte verzeichnet hatte, die ihm seinen Hingang erleichtern könnten; rechts stund: „du wirst in's Licht kommen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse erfahren, welche du in diesem Leben nicht hast verstehen können, z. B. warum wir so erschaffen worden sind; wie die Vereinigung beider Naturen in Christo

beschaffen ist rc."; — links stund: „du wirst von der Sünde los werden; du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden — et a rabie theologorum (und von der Wuth der Theologen)!

Auf deutschem Boden fand der Calvinismus — in der Pfalz die meiste Aufnahme. Nachdem dort im Jahr 1556 der Kurfürst Otto Heinrich der Großmüthige, vormaliger Pfalzgraf von Neuburg, das Lutherthum eingeführt, mußte es schon unter seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Friedrich III (1559—1574, aus der simmern'schen Linie), der zum allgemeinen Erstaunen die schweizerische Reformation annahm, der calvinischen Einrichtung des Gottesdienstes weichen. Um dieselbe in seinem Lande zu befestigen, ließ er von seinen Theologen Zacharias Ursinus und Caspar Olevianus den Heidelberger Katechismus verfertigen und 1563 einführen. Dieser enthielt die erste staatskirchliche Aufstellung einer aus dem Lutherthum und Calvinismus gemischten Glaubenslehre und wurde von nun an die Bekenntnißschrift der Deutsch-Reformirten.

Der in alle Sprachen übersetzte **Heidelberger Katechismus**, an welchem Ursinus, ein Schüler Melanchthon's, den Hauptantheil hat, ist Erbauungs- und Bekenntnißschrift zugleich: er zeichnet sich durch Lehrweisheit, Glaubenswärme und Gedankenklarheit aus, wiewohl er für die kindliche Fassungskraft nicht so leicht zu handhaben ist, als der lutherische. Die darin enthaltene Abendmahlslehre ist calvinisch, mit einem Beischmack von Zwinglianismus; die Prädestinationslehre ist absichtlich nicht deutlich ausgedrückt; die Lehre von der Person Christi geht von der reformirten Anschauung aus. — Merkwürdig ist, daß bald nach Einführung des Heidelberger Katechismus in der Pfalz Prediger auftraten, welche die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit läugneten. Der Kurfürst aber unterdrückte diese Partei dadurch, daß er einen von ihnen, J. Sylvanus, in Heidelberg — hinrichten (!) ließ, die andern aber verbannte. Das Haupt der Partei jedoch, der Prediger Neuser, flüchtete sich nach Constantinopel und wurde dort — Muhammedaner! — „verführt, wie er in flüchtiger Reue schrieb, durch den Calvinismus", — worin er übrigens so unwissend seyn mochte, wie im Lutherthum. Auch in Nassau-Oranien und Dessau-Anhalt setzte sich der Calvinismns fest. Für Zweibrücken führte Herzog Wolfgang 1557 eine eigene, auf der Augustana fußende, nur in einigen strittigen Artikeln gemilderte, jedoch vom eigentlichen Calvinismus fern bleibende Kirchenordnung ein, die er 1560 auch für Pfalz-Neuburg publicirte.

Calvin selbst starb am 27. Mai 1564 in Genf (ein Jahr nach der Aufnahme seiner Lehre in der Pfalz) in Folge seiner großen geistigen Anstrengungen bei einem von einer Menge von Krankheiten bestürmten Körper, nachdem er sich noch auf seinem Sterbelager zu den in seinem Hause versammelten Geistlichen hatte tragen lassen, um an ihrer gemeinsamen Vorbereitung zum h. Abendmahl Theil zu nehmen. „Der Staat, sagt sein Freund Beza, der Fortführer seines Werks, vermißte den weisesten seiner Bürger, die Kirche beklagte den Verlust des treusten Dieners, die Schule den Hingang eines so großen Lehrers; unter Thränen sahen sich alle des gemeinschaftlichen Vaters und Trösters beraubt!"

3. Tod Paul's IV. Wiedereröffnung des Concils unter Pius IV. Theoretische Wiederbefestigung des Papstthums und der Hierarchie durch die tridentinischen Beschlüsse. Bedingter Gehorsam der katholischen Mächte gegen das Tridentinum. Römischer und nicht-römischer Katholicismus. Stiftung des Jesuitenordens; seine Wirksamkeit und Ausbreitung.

Inzwischen war Papst Paul IV, der in beschränkter Verkennung der Zeit die päpstliche Weltherrschaft glaubte wieder zurückführen zu können, gestorben, ohne das Concil wieder berufen zu haben: denn, sagte er, es sei thöricht zu glauben, „daß eine Handvoll ungeschickter Bischöffe und noch unfähigerer Doctoren besser im Stande wären, die Kirche zu ordnen, als der Statthalter Christi und seine Cardinäle." Diese Ordnung zu handhaben, hatte er die Inquisition wieder in strengern Gang gebracht; daher ihn selbst das römische Volk verwünschte und nach seinem Tode nicht nur das Inquisitionsgebäude in Brand steckte, sondern auch seine Bildsäule zertrümmerte.

Um nämlich die Bemühungen des römischen Stuhls um Abwehr aller der Kirche gefährlichen Lehren zu erleichtern, hatte er schon, als er noch Cardinal Caraffa war, bewirkt, daß nach dem Muster der spanischen Inquisition (XVIII. 8, 3) eine allgemeine Inquisitionscommission (1542) niedergesetzt wurde, welche alle Ketzereien zu unterdrücken und mit der Wurzel auszurotten den Zweck hatte, daher ihr Jedermann ohne Rücksicht auf Stand und Würde unterworfen seyn sollte. An der Spitze der Commission standen sechs Cardinäle, unter denen eben Caraffa sich befand, der aus eigenen Mitteln das Inquisitionsgebäude mit seinen Gefängnissen eingerichtet hatte. Diese Commission durfte jeden der Ketzerei Verdächtigen einkerkern und nach Befund der Schuld ihn gar am Leben strafen und seine Güter verkaufen. Bekehrte sich ein Schuldiger, so behielt sich der Papst vor, ihn zu begnadigen. — Ihre Wirksamkeit dehnte sich allmählich über Italien aus und ohne ihre Erlaubniß durfte dort kein Buch gedruckt werden. Damit hieng die Anlegung des Index librorum prohibitorum (Verzeichnisses der verbotenen Bücher) zusammen. — Wer sich der Inquisition nicht beugte, unterlag ihr oder flüchtete sich. Daher die Wuth des Volks beim Tode dieses Papstes.

Dadurch gewitzigt, zog sein Nachfolger Pius IV gelindere Saiten auf, und im Gefühl der veränderten Zeitumstände beeilte er sich, den Kaiser Ferdinand anzuerkennen, und zeigte sich auch geneigt, das Concil fortsetzen zu lassen, jedoch mehr aus Furcht, Frankreich möchte mit einem Nationalconcil zuvorkommen, als weil er sich einen besondern Vortheil davon versprach.

Obgleich Ferdinand in die Fortsetzung des Concils nur dann einwilligen wollte, wenn ihm für seine Erbstaaten der Laienkelch und die Priesterehe gestattet und auch ein anderer Ort als Trient gewählt würde, so wurde doch das Concilium, nach zehnjähriger Unterbrechung, im December 1562 wieder in Trient eröffnet.

Man begann mit der 19. Hauptsitzung und schloß am 4. Dec. 1563 das seit 18 Jahren oft unterbrochene Werk, welches in 25 Hauptsitzungen ein neues Glaubenslehrsystem auf den alten Grund der römischen Dogmenbildung und daneben eine strengere Kirchenordnung und bessere Disciplin

aufgestellt hat, ohne durch irgend einen Beschluß dem Papstthum und der Hierarchie einen Abbruch zu thun, während es durch das jedem Glaubensartikel angehängte Anathema auf jede davon abweichende Lehre die Kluft zwischen der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche für immer befestigt hat.

Die Befestigung der Kirchentrennung geschah durch nicht weniger, als 431 (den verschiedenen Decreten angehängte) über den Protestantismus ausgesprochene Verfluchungen, die außerdem noch in einem am Ende ausgesprochenen Generalanathema auf alle Ketzer zusammengefaßt wurden. Waren auch viele der Mitstimmenden ohne tiefe theologische Einsicht und nur Werkzeuge ihrer Stimmführer, so begriffen doch Alle gar wohl, daß mit der protestantischen Grundlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus, als den Einen Mittler und Hohenpriester, der ganzen Hierarchie der Boden entzogen wurde.

Da die tridentiner Beschlüsse in den bedenklichsten Fällen durch die Unbestimmtheit ihrer Fassung dem Papste stets einen Ausweg boten; da ferner überhaupt die Auslegung aller dieser Beschlüsse dem Papste ausdrücklich vorbehalten war und zum Überfluß noch in der letzten Sitzung die Clausel eingeschoben wurde, daß die Machtvollkommenheit des apostolischen Stuhls in allen Beziehungen gewahrt seyn solle, — somit der Papst fast Alles, was bisher auf dem Spiele gestanden war, wenigstens theoretisch wieder gewann, um es in günstigerer Zeit practisch anzuwenden: so konnte derselbe unbesorgt die sämmtlichen Decrete (am 26. Jan. 1564) bestätigen und in einer eigenen Bulle den Kaiser, die Könige, Fürsten und Republiken auffordern, für die Annahme der tridentinischen Decrete in ihren Landen zu sorgen.

Diese Aufforderung konnte natürlich die protestantischen Fürsten und Stände nicht berühren. Doch auch die katholischen Fürsten leisteten — mit Ausnahme von Portugal und Polen — nur bedingten Gehorsam. König Philipp von Spanien, der zu sagen pflegte, er würde sich selber den Arm abhauen, wenn er auch nur Einen Tropfen Ketzerblut in seinen Adern wüßte, — erklärte, sie in Spanien nur mit Berücksichtigung der Landesgesetze und Landesgebräuche vollziehen zu lassen; in Bezug auf Neapel und die Niederlande behielt er sich seine königlichen Rechte gegenüber den tridentinischen Beschlüssen vor. — Mit besonderm Nachdruck wahrte die Republik Venedig bei der Annahme des Tridentinums ihre Hoheitsrechte. — In Frankreich protestirte der Staatsrath und das Parlament in dogmatischer Hinsicht gegen jeden Beschluß, der „die Freiheiten der gallicanischen Kirche" beeinträchtige; die Reformdecrete aber wurden von Frankreich gar nicht als verbindlich anerkannt, eben so wenig von den Schweizercantonen. — In Ungarn erhielten die Tridentiner Beschlüsse keine Gesetzeskraft. Und wenn auch in Deutschland die Bischöffe und Erzbischöffe vielen Bestimmungen des Tridentinums Anwendung zu geben wußten, so wurde es doch nie durch ein Reichsgesetz eingeführt.

Daraus ist zu entnehmen, wie sehr die Macht des römischen Stuhls durch die Reformation geschwächt worden war. Denn daß katholische Staaten in einen von Rom's Willen unabhängigeren Besitz und Gebrauch ihrer Herrschafts- und Hoheitsrechte kamen und diese ihre freiere Stellung zum römischen Stuhl auch durch die so beschränkte Annahme des Tridentinums bethätigten, das haben sie nur dem Bestehen der protestantischen, von Rom's Gewalt emancipirten Staaten und Mächte zu danken. — In Folge der nicht allgemein unbedingten Annahme dieser

Katholicismus-Reformation unterscheidet man seitdem einen römischen und einen nicht-römischen Katholicismus.

So zeigte sich denn die Wirkung der Reformation fortan auch in den katholischen Ländern, wo sich allenthalben das Verhältniß der fürstlichen und päpstlichen Gewalt sowohl in kirchen- als in staatsrechtlichen Beziehungen änderte. Das Papstthum hatte zwar sein Princip gerettet, konnte sich aber in der That selbst nicht mehr auf die katholischen Fürsten, auch nicht einmal mehr auf seine Mönchsorden verlassen.

Das hatten schon viele hochstehende Kirchenmänner in Italien gefühlt und statt durch Ausschneidung der Auswüchse des Priesterthums das innere Glaubensleben zu befördern, sich durch Stiftung einer Congregation z. B. des Ordens von Camaldoli und des Ordens der Capuziner zu helfen gesucht. Auch Papst Paul IV hatte schon als Cardinal seinen römisch-kirchlichen Eifer auf diese Weise bethätigt und seinen „mildern Freund" Gaetano aus Teate oder Tiene in der Stiftung des Teatinerordens (1524) kräftigst unterstützt. Dieser sollte eine Art „Priesterseminar" seyn, durfte aber auch Weltgeistliche aufnehmen. Seine Glieder sollten weder im Leben, noch im Gottesdienst durch irgend einen Gebrauch im Gewissen gebunden seyn und sich vorzugsweise der Predigt, der Sacramentsverwaltung und der Krankenpflege widmen. Zwar wurde dieser Orden wegen der geringen Anzahl seiner Glieder kein eigentliches Priesterseminar; dagegen bildete er sich, weil sie meist dem Adel angehörten, „zu einem Seminar von Bischöffen aus" und wurde mit der Zeit der „eigentlich adelige Priesterorden." Doch reichten alle diese neuen Versuche bei weitem nicht hin, das tief erschütterte Papstthum zu stützen.

Dasselbe fand aber jetzt — außer, wie bisher, im Cardinalcollegium — seine zuverlässigste Stütze in dem von dem Spanier Ignaz Loyola 1539 gestifteten und 1540 vom Papst bestätigten Jesuitenorden, der sich die Aufgabe stellte, dem Protestantismus allenthalben und auf alle Weise entgegenzuarbeiten, eine Aufgabe, die er auf weit hinaus mit dem größten Geschick und mit einem um so größern Erfolg löste, als ihm die Uneinigkeit der protestantischen Parteien, ohne es zu wollen, selbst dazu behülflich war.

Ignatius Loyola (eig. Don Iñigo Lopez de Recalde de Loyola), aus einem alten Rittergeschlechte, geboren 1491 auf dem Schlosse Loyola in der Landschaft Guipuzcoa und erwachsen am Hofe Ferdinand's des Katholischen, wurde 1521 (unter Karl V) bei Vertheidigung der Festung Pampeluna gegen die unter Franz I in Spanien eingefallenen Franzosen an beiden Beinen in der Art verwundet, daß er zu fernerm Kriegsdienst untauglich wurde und, angeregt durch Heiligenlegenden, die er während seiner Genesung auf seinem väterlichen Schlosse mit glühender Hingebung las, sich geistlicher Ritterschaft zu widmen beschloß. Voll Verlangen nach Heiligung gab er sich nun mit dem ihm eigenen beharrlichen Willen den härtesten Bußübungen, desgleichen innern Entzückungen und Gesichten hin, um sich Ruhm und Ehre bei Gott zu verdienen. Nach Vertheilung seiner Güter unter die Armen, wallfahrtete er in Bettlertracht nach Palästina, wo sein schwärmerisch-feuriger, durch keine theolologische Bildung geläuterter Eifer dem Franciscaner-Provincial so bedenklich erschien, daß er ihn zur Rückreise nach Spanien nöthigte, um sich dort erst theologisch auszubilden. Daher legte er sich 1524 auf der Schule zu Barcelona auf die Erlernung der lateinischen Sprache und überwand theils durch seine ungemeine Willenskraft, theils durch die eifrige Vertiefung in des Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Christi die Schwierigkeiten des Sprachstudiums so, daß er 1526 die Universität Complutum bezog und dort das Studium der Philosophie be-

trieb, daneben aber durch Predigten auch Andere für sein Heiligungsbestreben zu gewinnen suchte. Da er aber durch manche phantastische Lehren der Inquisition Anstoß gab und auch von Andern den Vorwurf hören mußte, daß ihm die Befugniß zum Predigen abgehe, so begab er sich 1528 nach Paris, um sich durch ein geregeltes Studium der Theologie das Fehlende zu erwerben. Dort verband er sich anfangs mit zwei, dann mit noch vier Gleichgesinnten, zu denen nachher noch drei hinzutraten, zu dem Plan der Vertheidigung und Befestigung des katholischen Glaubens. Mit diesen Männern (darunter Pierre le Fèvre (Faber) aus Savoyen, Franz Xaver, eines Granden Sohn aus Pampeluna, Alfons Salmeron, Jacob Laynez, ein Castilianer, und Alfons Bobadilla, ein Portugiese, die hervorragendsten waren) schwur er in der Kirche zu Montmartre auf die Hostie, daß sie in völliger Armuth ihr Leben der Pflege der Christen und Bekehrung der Ungläubigen, wo möglich in Jerusalem, weihen, und wenn sie daran gehindert würden, jeder andern Weisung des Papstes unbedingte Folge leisten wollten. Darauf trennten sie sich, um sich in Venedig wieder zusammenzufinden. Weil sich dort aber ihrem Vorhaben, nach Jerusalem zu gehen, politische Hindernisse in den Weg stellten, da Venedig sich mit der Pforte im Krieg befand: so dienten sie in den Spitälern (wobei z. B. Xaver den Kranken die ekelhaftesten Geschwüre aussog), übten an sich selbst die strengste Ascese und predigten Buße in den Straßen mehrerer Städte des venetianischen Gebiets.

Indeß gieng dem Loyola bei der Bekanntschaft, die er in Venedig mit dem oberwähnten freier wirkenden Teatinerorden machte, die Idee eines eigenen Ordens auf, und als er und seine Freunde 1537 nach Rom kamen und dort durch Predigt, Unterricht und Krankenpflege viele Anhänger fanden, richteten sie sich unter der Benennung „Compagnie Jesu" ein, indem sie sich als Krieger betrachteten, die unter Jesu, als ihrem Hauptmanne, gegen den Satan zu kämpfen hätten. Diese geistliche Gesellschaft machte es sich zur Aufgabe, hauptsächlich in der Tugend des Gehorsams alle andern Orden zu übertreffen, und daher den Befehlen ihres Ordensgenerals sowohl, als auch denen des Papstes auf das unbedingteste zu folgen. Als Paul III den Plan des neuen Instituts gelesen hatte, rief er aus: „Das ist Gottes Finger!" und bestätigte auf das Gutachten des Cardinals Contarini am 27. Sept. 1540 den „Orden der Gesellschaft Jesu" durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae.

Die Glieder dieses Ordens sollten, den Statuten gemäß, ihre Wirksamkeit — außer auf Werke der Liebe — vorzugsweise richten 1. auf die öffentliche Predigt, bei der sie es auf gemüthsergreifenden Eindruck — 2 auf die Beichte, bei der sie es auf genaue Leitung der Gewissen —, 3. auf den Jugendunterricht, bei der sie es auf Gewinnung der heranwachsenden Generation absahen. — Um diesen Pflichten ungehinderter leben zu können, sollten sie der zeitraubenden gemeinsamen Klostergebetsübungen überhoben seyn und nur für sich die vorgeschriebenen Gebete halten. — In ihrem Vorgesetzten sollten sie Christum als Vorgesetzten verehren und den ihnen auferlegten unbedingten Gehorsam als nützlich zur Abtödtung des eigenen Willens betrachten. Sie sollten auch eine beständige Armuth geloben, keine Güter erwerben, sondern mit dem zufrieden seyn, was ihnen zur Nothdurft geschenkt würde. (Ein Gelübde, das aber späterhin völlig zurücktrat, und dem Streben nach Reichthum, als Mittel zu ihren Zwecken, Platz machte.)

Der Orden gab sich besonders durch den Scharfsinn ihres zweiten Generals Lainez allmählich die klügst-berechnete, den ganzen Menschen durch den unbedingtesten Gehorsam an den Orden fesselnde absolut-monarchische Verfassung: An der Spitze stand der General, der seinen Sitz beständig in Rom hatte, mit imperatorischer Gewalt und mit der Befugniß, seine Ordensglieder von allen Sünden und allen geistlichen und weltlichen Strafen loszusprechen, mit Ausnahme der größten Verbrechen, deren Untersuchung sich der päpstliche Stuhl vorbehielt. Nur im Fall eine Verfassungsänderung vorgenommen oder ein Collegium aufgehoben werden sollte, trat er mit seinen Assistenten

in Berathung, im Übrigen war seine Gewalt unumschränkt, — eine „Art päpstlicher Gewalt im Kleinen." Auch war er auf Lebenszeit ernannt und aller Verantwortung baar und ledig. — Dem General zur Seite stehen vier Assistenten; unmittelbar unter ihm die Superioren der Provinzen und Rectoren der Bezirke. Alle Glieder sind in vier Klassen getheilt 1. in Professi, welche als regulare Kleriker die vollen Gelübde geleistet haben und durch welche der General den Orden leitet, indem sie zu steten Reisen im Dienste des Ordens und Papstes verpflichtet waren; 2. in Coadjutores, die den einzelnen Collegien vorstehen und zum Theil auch Weltliche seyn konnten; 3. in Scholastici, welche an Universitäten und in den von den Jesuiten gegründeten Collegien die Lehrstellen begleiteten; 4. in Fratres, welche ohne bestimmten Beruf sich zu allen Aufträgen und Geschäften verstehen müssen. Die Befehle des Generals giengen durch die Behörden hinab an die Glieder. Über jeden Einzelnen wurde die genaueste Controle gehalten und dem General berichtet, so daß jeder nach seinen Fähigkeiten und Neigungen seinen Obern bekannt war und darnach verwendet wurde. Die tüchtigsten und gewandtesten Köpfe unter ihnen wurden die Beichtväter und Erzieher der Fürsten und Großen oder glänzten in den höchsten Staats- und Kirchenwürden; die gelehrtesten wurden dem Schulfach zugewiesen oder dem Schriftstellerberuf überlassen; die Religions-Begeistertsten wurden zur Bekehrung der Heiden ausgesendet. Um aller Orten und in allen Ständen desto mehr wirken zu können, durften sie ohne Mönchskutte, doch in einer Ordenstracht, überall frei hingehen und sich in jeder Gesellschaft bewegen, selbst in der Gesellschaft der excommunicirten Ketzer, Schismatiker und Ungläubigen.

Sie erhielten nach und nach von den Päpsten die außerordentlichsten Bevorrechtungen, durch welche eben ihr großer Machteinfluß begründet und der Erfolg ihres Wirkens gesichert wurde. Der Orden war von der bischöfflichen Gerichtsbarkeit und Aufsicht befreit und unmittelbar unter den Schutz des päpstlichen Stuhls gestellt. Keines Prälaten Bann oder Interdict konnte sie erreichen. Ihre Vorsteher und Priester durften überall Bethäuser errichten und darin sowohl, wie in jeder Kirche Messe lesen, selbst während eines (von ihnen nicht verschuldeten) Interdicts. Sie waren von Zehnten und andern Gebühren frei, durften alle ihnen gemachten Schenkungen an Häusern, Collegien, Kirchen und Gütern als eben dadurch vom Papste bestätigt ansehen. In den Orden durften, außer Mördern, Zwiebeweibten und Verstümmelten, Leute aller Art, auch unehelich Geborene, aufgenommen werden. Der General durfte nach Gutdünken aus den Gliedern seines Ordens öffentliche Lehrer der Theologie und anderer Wissenschaften bestellen. Er und seine Professen durften auch die Untergebenen von Fasten und verbotenen Speisen dispensiren und armen Studierenden nach vorgenommener Prüfung academische Würden ertheilen.

Kein Wunder, daß diese neuen Günstlinge und Werkzeuge des römischen Stuhls, so großer Bevorzugung wegen, auch bei katholischen Behörden, besonders bei den Bischöffen und Mönchsorden, die sich dadurch beeinträchtigt und hintangesetzt hielten, mit Mißtrauen und Unmuth betrachtet wurden. Weil sie manche protestantische Reformationsgrundsätze für ihre Zwecke adoptirten, insbesondere den vorherrschend mechanischen Gottesdienst durch practischere Anleitung zur Frömmigkeit, die beschauliche Andacht und die müssige Möncherei durch wissenschaftliche Regsamkeit und seelsorgerliche Thätigkeit zu verdrängen suchten: so wurden sie anfangs von manchem Katholiken für versteckte Lutheraner gehalten, und selbst der gelehrte Canus, Professor in Salamanca, stellte die Jesuiten den Ketzersecten gleich und warf ihnen vor, daß sie „die Menschen durch das Blendwerk falscher Frömmigkeit hintergiengen, in den Häusern umherschlichen und der strengen Zucht in schnödem Weltsinn sich entschlagen hätten." Selbst die theologische Facultät zu Paris erklärte in einem 1554 ausgestellten Gutachten die Gesellschaft für eine den Kirchenfrieden beeinträchtigende Institution. Allein der Orden siegte bald über alle aus katholischen Kreisen ihnen entgegentretende Hindernisse.

Unbekümmert um die Urtheile seiner Gegner gieng der neue Orden Schritt vor Schritt vorwärts, um wo möglich Alles, was mit der römischen Kirche nur noch lose zusammenhieng, fester mit ihr zu verbinden, oder was sich ganz von ihr los gemacht hatte, wieder zu ihr zurückzuführen. Da alle Glieder sich äußerlich eines vor der Welt tadelfreien Wandels und eines priesterlichen Anstandes bei Amtsverrichtungen befleißigten, so war ihre ganze auf die Neubelebung des Katholicismus gerichtete Thätigkeit von außerordentlichem Erfolge. Sie suchten und fanden vorzüglich bei Vornehmen Eingang und faßten durch die Collegien (Priesterseminarien) und Schulen, die sie allenthalben errichteten, schnell in allen romanischen Ländern — Italien, Portugal, Spanien sammt den von dort aus beherrschten Niederlanden, und in Frankreich — festen Fuß. (Von ihrer spätern außereuropäischen Wirksamkeit wird weiter unten die Rede seyn.) In Deutschland gieng von Ingolstadt, Wien und Köln ihre Hauptthätigkeit aus. Besonders mächtig wurden sie durch den Beichtstuhl, da ihnen die erleichternde Art ihrer Beichte allenthalben die Gemüther gewann. Nicht minder sicherte ihnen ihr vielseitiger Jugendunterricht, zumal sie ihn unentgeldlich ertheilten, einen großen Anhang.

In Deutschland erhielten die Jesuiten besonders durch den König Ferdinand und durch den Herzog von Bayern Gunst und Förderung. Da namentlich in ihren Landen die alte Kirche Mangel an Arbeitern litt, indem z. B. in Wien zwanzig Jahre hindurch keine Weihe vollzogen worden, ja in Österreich kaum der dreißigste Theil mehr katholisch war, so fanden die Jesuiten dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit. In Bayern wurden ihnen bald alle Gymnasien übergeben und der von Canisius, Rector der Universität Ingolstadt und erstem deutschen Ordensprovincial nach den Tridentiner Prinzipien verfaßte Katechismus wurde ein wesentliches Hülfsmittel zur Befestigung des römisch-katholischen Glaubens.

Allmählich drang der Jesuitenorden, der bei Loyola's Tod schon 1000, und fünfzig Jahre darnach schon über 13,000 Mitglieder zählte, in alle Welttheile ein und erwarb aus Geschenken und Vermächtnissen unermeßliche Reichthümer. Da die Vernichtung des Protestantismus sein Hauptziel war, auf dessen Erreichung er es mit allen seinen, ihm zu Gebot stehenden Mitteln und Kräften anlegte, der Protestantismus aber in sich getheilt war, so schien der von den Jesuiten geleiteten Gegenreformation früher oder später der Sieg nicht entgehen zu können. Verschaffte ihm auch die aufopfernde Thätigkeit, mit der alle seine Glieder ihrer Aufgabe sich hingaben, ein außerordentliches Ansehen in der katholischen Welt, und können selbst seine Gegner der ungemeinen Klugheit und Geschicklichkeit, die er entfaltete, eine gewisse Bewunderung nicht versagen: so hat ihm doch die Fälschung der Moral, welche sich ein Theil seiner Glieder zur Erreichung der Ordenszwecke erlaubte, einen großen Haß zugezogen und den Namen Jesuit und Jesuitismus in den übelsten Geruch gebracht, so daß es auch dem besonnensten Beurtheiler schwerlich gelingen wird, diese welthistorische Erscheinung — ganz abgesehen vom Confessionsstandpuncte — in ein ungetrübtes Licht zu rücken.

Jene Fälschung — deren Schuld der Orden als solcher nicht auf sich nimmt — besteht zunächst einerseits in der Minderung des Ernstes und der Schärfe der göttlichen Sittengebote mittels der Lehre von der Verdienstlichkeit auch der bloß äußerlichen Erfüllung des Sittengesetzes (dem opus operatum), anderseits in dem Schein der Befestigung der Sittengebote mittels einer, den kleinsten Fällen und Zuständen des Lebens sich anbequemenden Anwendung derselben. Manche bei berühmten Jesuiten (wie bei Franz Toletus, Sanchez, Franz Squarez, Thomas Gabriel Vasquez, Herm. Busenbaum) aufgestellten Grundsätze, z. B. der Heiligung der Mittel durch den Zweck; des Probabilismus oder der Rechtfertigung einer Handlung durch einen wahrscheinlichen Grund oder durch die Zustimmung eines angesehenen Theologen, der Mentalreservation oder Unterlegung eines andern Sinnes, als die Worte eines Eides oder Versprechens lauten, u. a. haben die jesuitische Moral berüchtigt gemacht. Vorzüglich hat die Anwendung solcher Grundsätze, welche viele Glieder dieses Ordens auf die Politik machten, die Furcht vor ihm — selbst in einem großen Theile der katholischen Welt — begründet. Um nämlich dem Papste die Vollherrschaft zu sichern, behauptete schon Loyola's Nachfolger, der Ordensgeneral Lainez, in seiner vor den tridentinischen Vätern gehaltenen Rede, daß die weltliche Staatsgewalt aus einem Gesellschaftsvertrage (also durch Übertragung vom Volk) entsprungen sey (— eine Theorie, die mit dem Rousseau'schen Contrat social übereinstimmt.) — Die Frage, „ob es erlaubt sey, Tyrannen aus dem Wege zu räumen", hat der spanische Jesuit Mariana (in seinem an den König Philipp II. gerichteten Buch de rege et regis institutione, „zwar mit Vorsicht, jedoch so behandelt, daß man deutlich wahrnimmt, seine Meinung neige sich der Bejahung zu." — Aus solchen und ähnlichen, schon frühe in den Orden gelegten Keimen entwickelten sich späterhin positiv gefährliche Lehren und weltverwirrende Thaten, — überhaupt jene Abweichungen von der christlichen Sittenlehre, welche vielen Gliedern für gerechtfertigt galten, wenn das Beste des Ordens sie zu fordern schien, — zusammt jener schleichenden Weltklugheit, die es sich erlaubte, einerseits dem rohen Sinne der Menge durch Ausbildung neuer, von einer schiefen Kunstrichtung unterstützten Andachtsformen zu schmeicheln, — die Großen der Erde aber durch eine „versüßte, gegen die sündhaften Triebe des menschlichen Herzens nachsichtige Sittenlehre mit der Religion zu befreunden." — Dabei wird jedoch anerkannt, daß so manche besser-gesinnte Ordensobere und Ordensgenossen gegen die mehr und mehr im Orden überhandnehmende verderbliche Richtung auf Weltsinn und Weltbeherrschung angekämpft haben. Zur Beurtheilung des Werths und des Unwerths dieses tief in die Weltverhältnisse eingreifenden, auf Gewinn von Macht und Einfluß so überaus künstlich berechneten Triebwerks des menschlichen Geistes wird es der weitere Verlauf der Geschichte an Stoff nicht fehlen lassen, und zur nähern Äußerung unseres evangelischen Urtheils Gelegenheit geben.

4. Ferdinand's I Tod. Regierungsantritt Maximilian's II. Letzte Störung des Landfriedens durch die Grumbachischen Händel. Unglückliches Schicksal des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen-Weimar.

Obgleich Kaiser Ferdinand I sich fest an den katholischen Glauben hielt und daher auch den Jesuiten in seinen Erblanden Vorschub that, so war er doch im Allgemeinen gegen die Protestanten billig und milde gesinnt; ja er gab bis an sein Ende die Hoffnung nicht auf, durch angestrebte Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe die Kluft der Religionstrennung, wo nicht zu heben, doch zu mindern. Er ließ sich deßhalb von drei Theologen seiner Umgebung Cassander, Staphilus und Wicelius (davon die beiden letztern ehemals Protestanten gewesen, aber

in die katholische Kirche zurückgetreten waren), je ein Unions-Gutachten abfassen, starb aber, noch ehe er ihre Vorschläge prüfen konnte, im Jahre 1564 und hinterließ das Reich seinem Sohne Maximilian, der schon zwei Jahre zuvor durch die Stimmeneinhelligkeit der Kurfürsten gewählt und gekrönt worden war.

In seiner letztwilligen Verordnung theilte Ferdinand I seine Erbstaaten in der Art unter seine drei Söhne, daß Maximilian Ungarn, Böhmen und Österreich, Ferdinand Tyrol, und Karl Steyermark, Kärnthen und Krain bekam: eine Bestimmung, welche zur Schwächung des deutsch-habsburgischen Hauses beitrug.

Da Maximilian II, ein Fürst voll Verstand und Herzensgüte, von seinem Lehrer Wolfgang Severius in ziemlich freien Religionsansichten erzogen worden war, so schmeichelten sich die Protestanten, die er begünstigte, während er die Jesuiten von sich hielt, mit der Hoffnung, er werde sich noch zu ihnen bekennen. Hatte er doch früherhin bereits das Abendmahl unter beiden Gestalten genommen; hatte doch der päpstliche Legat über seine Neigung zum Lutherthum bittere Klagen bei seinem Vater geführt und Max damals in einem eigenen Schreiben an den Kurfürsten von der Pfalz um Herberge gebeten, falls er nächstens als Vertriebener zu ihm kommen werde! Allein die Vorstellungen des Bischoffs Hosius von Ermeland, des damals berühmtesten katholischen Theologen, der ihm darzuthun suchte, daß das Joch des Lutherthums ein eisernes sey, während das päpstliche Joch nur ein hölzernes gewesen; dazu die eigene Beobachtung des, durch Religionsstreitigkeiten erzeugten traurigen Zustandes der evangelischen Kirche, am meisten aber die Rücksicht auf seine politische Stellung, (dem spanischen Hof und den katholischen Fürsten gegenüber) — alle diese Rücksichten hielten ihn vom Übertritt ab. Wie er sich jedoch stets gegen die Protestanten als ein unparteiischer Regent bewies, der nicht nur in seinen Erblanden den Gottesdienst frei ließ, sondern auch andere Fürsten zu gleicher Duldung zu bewegen suchte, — wird weiter unten (K. 3. u. XXI. 1, 1.) des Näheren gezeigt werden.

In den ersten Jahren seiner Regierung erfuhr der Landfrieden die letzte Störung durch die „Grumbachischen Händel", die dem Urheber derselben den Tod durch Scharfrichterhand, dem fürstlichen Beschützer desselben aber, dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Sachsen-Weimar, den Verlust seines Landes und lebenslängliche Haft zuzog.

Der fränkische Reichsritter Wilhelm von Grumbach, Schirmvogt des Bisthums Würzburg, hatte in dem markgräflichen Kriege gegen die fränkischen Bisthümer es mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach gehalten und war deßhalb von seinem Fürstbischoff Melchior von Zobel seines Amtes entsetzt und seiner würzburgischen Lehen verlustig erklärt worden. Obleich das Reichskammergericht zu des Ritters Gunsten entschied, so konnte er doch von dem Bischoffe seine Güter nicht wieder erlangen. Daher suchte er denselben in seine Gewalt zu bringen, um ihn auf diese Weise zur Rückgabe zu nöthigen. Als seine Leute aus einem Hinterhalt den mit schwachem Gefolge auf die Jagd reitenden Bischoff überfielen, ward derselbe unabsichtlich im Getümmel getödtet. Daher floh Grumbach nach Frankreich, und als weder die vier rheinischen Kurfürsten, noch die kaiserlichen Commissarien den Nachfolger des Bischoffs

zur Befriedigung Grumbach's bringen konnten, hielt sich dieser zu weiterer Selbsthülfe berechtigt, verband sich mit andern fränkischen Rittern und gewann (1559) den schwachen Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar (den Sohn Johann Friedrich's des Großmüthigen). Dieser, angeleitet durch seinen Kanzler Brück, machte Entwürfe zur Wiedererlangung des sächsischen Kurlandes, ja er richtete in seiner durch abergläubisches Gaukelspiel bestärkten Einfalt seine Gedanken sogar nach der Kaiserkrone. Mit seiner Unterstützung sammelte Grumbach Kriegsvölker und zwang damit den Bischoff von Würzburg zur Unterzeichnung eines Entschädigungsvertrags. Wegen dieser Vergewaltigung erklärte der Kaiser Ferdinand I den Grumbach in die Acht, und gebot dem Herzog, den Landsfriedensbrecher nicht länger zu bergen. Der Herzog gehorchte aber nicht und verlegte nach Ferdinands Tod, um desto leichter widerstehen zu können, seinen Sitz in die, durch die Veste Grimmenstein gedeckte Stadt Gotha, und bot ungeachtet aller Abmahnung seines Schwiegervaters, des Kurfürsten Friedrich III von der Pfalz, der gesammten Reichsjustiz Trotz, worin ihn Grumbach durch Aufstachlung seines Hasses gegen den Kurfürsten August von Sachsen bestärkte.

Da der von seiner Umgebung durch das fortgesetzte Gaukelspiel von Engelerscheinungen tief verstrickte Herzog auch die Strafmandate des Kaisers nicht achtete, wurde er ebenfalls in die Reichsacht erklärt. Ehe er sich's versah, erschien das Executionsheer unter dem Befehl des Kurfürsten August vor Gotha und umlagerte die Stadt. Dennoch beharrte der geblendete Mann im Widerstand, voll der eitlen Hoffnung auf den ihm von Grumbach vorgespiegelten Entsatz, bis sein eignes Kriegsvolk, dem er den Sold nicht bezahlen konnte, sich empörte und ihn sammt seinem Kanzler und dem Grumbach gefangen nahm, worauf die Bürgerschaft dem Kurfürsten die Thore öffnete und ihrem neuen Gebieter, dem Herzog Johann Wilhelm, Bruder des Geächteten, huldigte. An demselben Tage, da Johann Friedrich's Vater bei Mühlberg 20 Jahre zuvor Herrschaft und Freiheit verloren hatte, verlor sie auch dieser sein unglücklicher Sohn. Er mußte in seiner Haft zu Wienerisch-Neustadt 28 Jahre lang seine Thorheit und Einfalt beklagen und mit Mühe konnte seine treue Gemahlin, die pfälzische Elisabeth, es erlangen, seine Leidensgefährtin in der Gefangenschaft zu seyn. Wohl verwendeten sich öfters selbst die drei katholischen Kurfürsten, ja auch der Kaiser Maximilian II bei dem Kurfürsten August für seine Befreiung, aber der Haß desselben blieb unerbittlich. Der Unglückliche starb 1595 zu Steyer, nachdem ihm ein Jahr zuvor seine musterhafte Gattin im Tode vorangegangen war. — Dem Grumbach sowohl, als dem Kanzler Brück wurde nach ausgestandener Folter das Herz aus dem lebendigen Leibe geschnitten, der Leib geviertheilt und Stücke davon an den Landstraßen ausgesetzt! Der Kurfürst August rühmte sich dieser Hinrichtung durch eine Denkmünze mit der Umschrift Tandem bona causa triumphat! (Endlich triumphirt die gute Sache!) Der Kaiser Maximilian aber ließ ihm auf den ihm erstatteten Bericht von jener Execution die Worte sagen: Excessit medicina modum! (Das Heilmittel überschritt das Maaß!)

Während Maximilian sich alle Mühe gab, den Reichsfrieden in Deutschland zu erhalten, wütheten in Frankreich, in den Niederlanden, in England furchtbare Religionskriege, die sich dort in Folge der auch in jene Länder eingedrungenen Reformation erhoben hatten.

Es ist daher Zeit, die Betrachtung der Geschicke jener Nationen, so wie überhaupt der außerdeutschen Welt da wieder aufzunehmen, wo wir sie ruhen ließen, um den Blick auf den Herd der Geisterbewegung zu richten, deren Schwingungen in die peripherische Ferne wir nunmehr in einer, wenn auch kürzeren Rundschau verfolgen wollen.

280

Über Kunst Litteratur in Deutschl.

269 [illegible]

158 [illegible]